015.43
L7121
1822:
Jan. - Feb.

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/literarischesco1822unse_0

015.43
L7121

Literarisches Conversations-Blatt.

1-4

1822.

Monat Januar;

enthaltend:

25 Blätter, Nr. 1—25, 4 Beilagen Nr. 1—4, und 4 literarische Anzeiger: Nr. I—IV.

Von diesem Blatte erscheint (Sonntags ausgenommen), außer den Beilagen, täglich ein halber Bogen und ist der Preis pränumerando für den ganzen Jahrgang 10 Thlr.; für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr.; und für das Vierteljahr 3 Thlr.

Die K. Sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das Fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg und die K. Preuß. Grenz-Postämter in Halle und Erfurt haben Hauptexpeditionen übernommen, und liefern alle Postämter im Umkreise von 50 — 60 Meilen das Blatt ohne Preiserhöhung.

(Die Buchhandlungen, welche ihren sich für dies Blatt eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction desselben einzusenden. Im Fall, daß davon für das L. C. B. kein Gebrauch gemacht werden kann, wird das gesandte Exemplar wieder zurückgeschickt.)

Eigenthümer und Redacteur: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedruckt bei F. Brockhaus in Leipzig.

1822.

Vollständiges Verzeichniß der im Jahre 1821 in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig wirklich fertig gewordenen neuen Schriften und Werke.

(Es sind diese Werke und Schriften in allen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu erhalten.)

1. Annalen, allgemeine medizinische, für 1821, oder kritische Annalen der Medizin. Herausg. von D. J. F. Pierer und D. L. Choulant. Jahrg. 1821. 12 Hefte. gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.
2. Anti-B-z-b-g, oder Beurtheilung der Schrift: Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg. gr. 8. 12 Gr.
3. Arndt (E. M.), ein abgenöthigtes Wort aus seiner Sache, zur Beurtheilung derselben. 8. 6 Gr.
4. Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben wie er es zu Dux in Böhmen bis zum Jahr 1797 niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearb. von W. v. Schütz. 1r Bd. 8 2 Thlr. 12 Gr.
5. Beleuchtung der Schrift: du Congrès de Troppau par Bignon. Von S. v. R (W. von Schütz.) gr 8. 16 Gr.
6. Beurtheilung der vorzüglichsten in Deutschland gebräuchlichen Arten der Versicherung gegen Feuersgefahr. gr. 8. 6 Gr.
7. Beurtheilung des Müllner'schen Trauerspiels: die Albaneserin. gr. 8. 10 Gr.
8. Bignon, du congrès de Troppau, ou examen des prétentions des monarchies absolues à l'égard de la monarchie constitutionnelle de Naples. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
9. Briefe Joseph's II. (Bisher ungedruckt.) gr. 8. 1 Thlr.
10. Briefe über Magnetismus, ärztliche Praxis und Gefahren der Täuschung, zur Ehre der Wahrheit herausgeg. von D. ....s. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (Comm. Art.)
11. Bülow, des Grafen und Kön. Pr. Staats- und Handelsministers von, biographischer Umriß. gr. 8. 14 Gr.
12. Calderon de la Barca (Don Pedro), comedias; cotejadas con las mejores ediciones hasta ahora publicadas, corregidas y dadas a luz por J. J. Keil. Tomo III. Weiß Druckp. 3 Thlr. Schreibp. 3 Thlr. 16 Gr.
13. Calderon de la Barca (Don Pedro), Schauspiele. Uebersetzt von E. J. G. O. von der Malsburg. 4ter Band. (Enthält: die Seherin des Morgens — die Morgenröthe in Copacavana.) 8. 2 Thlr.
14. Casanova's Memoiren s. No. 4.
15. Conversations-Blatt, literar. Jahrg. 1821. gr. 4. 10 Thlr.
16. Conversations-Lexicon od. allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. 10 Bde. Fünfte Original-Aufl. (3ter Abdr. derselben). 8. Ord. Druckp. 12 Thlr. 12 Gr., Schreibp. 18 Thlr. 18 Gr. gr. 8. Median Druckp. 22 Thlr., supra fein Berliner Med. Druckp. 28 Thlr.
17. Ebert (D. F. A.), Allgem. bibliograph. Lexicon. 5te und 6te Liefer. Hes bis Lz. gr. 4. Preis jeder Liefer auf Druckp. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr.
18. — — 1ster Band (vollständig). A—Lz. gr. 4. 10 Thlr. auf Druckp. u. 13 Thlr. 12 Gr. auf Schreibp.
19. Ewald (D. J. L.), Briefe über die alte Mystik und den neuen Mysticismus. 8. 2 Thlr.
20. Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
21. Gegen die Angriffe des Prof. Steffens auf die Freimaurerei. Von vier Maurern. gr. 8. 16 Gr.
22. Gerstäcker (D. K. F. W.), Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung gerichtlicher Vertheidigungsschriften. 1r Thl. gr 8. 2 Thlr. 12 Gr.
23. Gervais (L.), kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens. 1r Thl. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
24. Grävell (D. M. C. S. W.), Briefe an Emilien über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode. Weitere Ausführung der frühern Schrift des Verfassers: Der Mensch; und auf Veranlassung der Wiser'schen Schrift: der Mensch in der Ewigkeit. 8. 1 Thlr. 18 Gr.
25. Hermes. Jahrg. 1821. In 4 Stücken. (No. IX — XII der ganzen Folge.) gr. 8. 10 Thlr., ein einzelnes Stück 3 Thlr.
26. — —, alphabetisches Repertorium über den Inhalt desselben, für 1820. gr. 8. 16 Gr.
27. Huber (Therese), Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling. 8. 2 Thlr.
28. Iken (D. C. J. L.), Hellenion. Ueber Cultur Geschichte und Literatur der Neugriechen. 1s Heft. Mit 3 Abbildungen. gr. 8. Illuminirt 1 Thlr. 16 Gr., schwarz 1 Thlr. 8 Gr.
29. Jörg (D. J. C. G.), die Wichtigkeit des jetzigen griechisch-türkischen Kampfes für das physische Wohl der Bewohner des europäischen Continents dargestellt. gr. 8. 8 Gr. (Comm. Art.)
30. Isis von Oken. Jahrg. 1821. 12 Hefte. gr. 4. mit Kupfern 8 Thlr.
31. Klopstock's Nachlaß, oder: Auswahl aus dessen nachgelassenem Briefwechsel und übrigen Papieren. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 16 Gr.
32. Krämer (August), Carl Theodor Reichsfreiherr von Dalberg, Großherz. von Frankfurt u. s. w. Grundzüge zu einer Geschichte seines politischen Lebens. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
33. Krug (Prof. W. T.), Griechenlands Wiedergeburt. Ein Programm zum Auferstehungsfeste. gr. 8. Erste Auflage 6 Gr. Zweite, mit vier Zusätzen vermehrte Aufl. 8 Gr.
34. — — letztes Wort über die griechische Sache. Ein Programm zum Michälisfeste. gr. 8. 4 Gr. (Comm. Art.)
35. Lucchesini (Marchese v.), historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. A. d. Ital. übers. von B. J. F. von Halem. 1r Theil. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
36. Malsburg (E. J. G. O. von der), Gedichte. Neue Ausg. gr. 8. 2 Thlr.
37. Martens (Charles Baron de), Manuel diplomatique, ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. in gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.
38. Meisel (H.), Denkschrift über die Revolutionstage in Madrid im Jahr 1820 gr. 8 18 Gr.
39. Minnehöfe, die, des Mittelalters, und ihre Entscheidungen oder Aussprüche. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
40. Morgan (der Lady) Reisen. I. Frankreich. 2 Thle. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
41. — — — II. Italien. 1r Theil. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
42. Mosch (D. C. F.), die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. 2 Theile. Mit 50 Kupfern und 1 Karte. (Für 1821 berichtigte Ausg.) 8. 5 Thlr. 8 Gr.
43. Dasselbe, ohne Kupfer 2 Theile. 8. 3 Thlr.
44. Müller (D. Christian), Reise durch Griechenland und die ionischen Inseln. In den Monaten Junius, Julius und August 1821. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
45. Oken, Naturgeschichte für Schulen. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 3 Thlr.
46. Pierer (D. J. Sr.), anatomisch-physiologisches Realwörterbuch zu umfassender Kenntniß der Natur des Menschen im gesunden Zustande 4r Band: He — L. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.
47. Platen (Aug. Graf v.), lyrische Blätter. No. I. 8. 1 Thlr.
48. Quintessenz aus Anfang, Mitte und Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg und Bamberg durch den Bauer Martin Michel und den Fürsten Alex. von Hohenlohe Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Hohenlohe's Bildn. 8.
49. Rammer (Friedrich von), Vorlesungen über die alte Geschichte. 2 Theile. gr. 8. 6 Thlr.
50. Rückert (Friedrich), östliche Rosen. Drei Lesen. 8. Mit vielen Vignetten. 3 Thlr.
51. Saalfeld (Prof. Friedr.), allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der franz Revolut. 4n Bandes 1ste Abthl. (1812 — 1815.) gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr. Die sämmtlichen jetzt erschienenen 7 Abth. kosten zusammen 15 Thlr. 16 Gr.
52. Sand, Carl Ludwig: Acten-Auszüge aus dem Untersuchungs-Proceß über; nebst andern Materialien zur Beurtheilung desselben und Augusts von Kotzebue. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 2.

3. Januar 1822.

Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von Ernst Friedrich Georg Otto von der Malsburg. Vierter Band. Leipzig: Brockhaus. 1821. 8.

Der vor uns liegende neueste Band der Malsburg'schen Uebersetzung des großen spanischen Dramatikers enthält, nach dem Plane des Herausgebers, zwei religiöse Dramen: Die Seherin des Morgens, *La Sibila del Oriente (y gran Reyna de Saba* *) und die Morgenröthe in Copacavana, *La Aurora en Copacavana.* Die Religion ist der Mittelpunct der Calderon'schen Poesie; in ihr suchen selbst seine profanen Schauspiele (wenn man des Gegensatzes halber irgend ein Calderon'sches Stück profan nennen darf) Beruhigung ihres Zwistes und Auflösung ihrer Räthsel; Religion ist der allgemeine Grundton, in dessen Schlußaccord sich alle streitende Dissonanzen der menschlichen Leidenschaften und Schicksale endlich im Calderon'schen Drama befriedigend und harmonisch auflösen. Wenn der große Tragiker des Nordens, Shakspeare, seiner Natur getreu, das schwere Räthsel der Welt mit seinen Helden und Heldinnen in die stumme Erde vergräbt, und, um mit Müllner zu reden, uns mit dem Spruche entläßt: Was geschieht, ist hier nur klar; das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehn: so zeigt Calderon's Muse, sie mag weinend oder lächelnd von uns scheiden, mit dem Schellenstabe oder dem blutigen Dolche zu den Wolken empor, und läßt uns darin das Warum, wenn auch nicht deutlich lesen, doch klar ahnen. Es bedarf keines Beweises, daß eine Poesie wie diese in den Dramen, worin jener allgemeine Grundton durch und durch vorklingt, worin jener dort nur am Schlusse durchbrechende Strahl gläubiger Erleuchtung die ganze Scene von Anfang bis zu Ende erhellt, den höchsten Gipfel ihrer Vollendung erreicht haben müsse. So ist es denn auch wirklich im Calderon, und was die Andacht zum Kreuze und der standhafte Prinz, als Mittelgattung zwischen dem weltlichen und religiösen Drama, uns mit Zuversicht erwarten ließen, sehen wir im vorliegenden Bande der Malsburg'schen Uebersetzung auf das glänzendste erfüllt.

Wenn daher die Vortrefflichkeit des vierten Bandes, den wir die Krone der Sammlung des Herrn von der Malsburg nennen dürfen, größtentheils aus der angedeuteten Eigenthümlichkeit der Calderon'schen Muse herfließt, so verdienen doch auch des Uebersetzers glückliche Auswahl und Zusammenstellung unsern Dank und anerkennendes Lob und geben einen neuen Beweis von der genauen Vertrautheit desselben mit seinem Originale. Die gehaltvolle Vorrede, in der Form eines Zueignungsbriefs an den Herrn Grafen von Löben, einen Verehrer des spanischen Dichters und Freund des deutschen Uebersetzers, macht es uns unmöglich, etwas Treffenderes und Gründlicheres zur Charakteristik der beiden Dramen mitzutheilen, als in derselben gegeben ist. Um jedoch den Herausgeber und Uebersetzer nicht selbst über die durch das Mittel der Auswahl und Uebertragung ihm fast eigen gewordenen Werke sprechen zu lassen, halten wir uns an das Urtheil eines geistreichen, wohlunterrichteten Freundes, S. XI.

„Wenn im Allgemeinen die Gefühle der Andacht und Anbetung irgend einer göttlichen Macht, und im Einzelnen die Religionen die Quellen aller Dichtung sind, so ist wohl von keinem Dichter ein würdigeres Denkmahl frommer, dankbarer Liebe diesem erhabenen Ursprung gestiftet worden als von Calderon in der Seherin des Morgens; diese allein müßte ihm den Beinamen des christlichen Dichters verdienen."

„Ferner hat wohl kein Dichter jemals alle Gaben, mit welchen die Natur ihn verschwenderisch ausgestattet, so in einen Brennpunct für jenen erhabenen Zweck vereinigt als eben hier. Durch diesen Bau des Salomonischen Tempels, der vor unsern Augen entsteht, weihte er den Tempel seines eigenen Ruhms, gleichsam die Apotheose seiner ganzen Dichterlaufbahn."

„Wahrscheinlich dichtete Calderon dieses Werk im hohen Alter, wo seine Seele ganz und allein von der Herrlichkeit und den Wundern der Religion erfüllt war, deren Dienst er sich zwanzig Jahre vor seinem Tode persönlich hingab. So erscheint uns hier dieser fromme Geist, der, in heiliger Ahnung die Grenzen des Todes überschreitend, schon in das Gebiet der ewigen Klarheit vordringt."

Der Herausgeber macht es sehr wahrscheinlich, daß die Seherin des Morgens Calderon's letztes Schauspiel, der Scheidegesang des iberischen Schwanes seyn möchte. Es findet sich nämlich weder in dem von Calderon in seinem achtzigsten Jahre gegebenen Verzeichniß seiner sämmtlichen Schauspiele und Auto's, das er einem ihm dazu auffordernden Gönner zusendete

*) Den zweiten Titel hat der Uebersetzer weggelassen.

(vergl. den dritten Band der Malsburg'schen Uebersetzung S. XL), noch in einem bei seinem Leben erschienenem Drucke.

Aber hören wir den Freund weiter:

„Die Seherin des Morgens und die Aurora von Copacavana bilden gleichsam ein Ganzes: Verheißung und Erfüllung. Wie im alten Testamente alle Wurzeln des neuen liegen, ist in der ersten auf das herrlichste entwickelt, und das ist eine der wunderbaren Schönheiten dieses Schauspiels, daß die Handlung selbst, die wir sehen, bis in alle Einzelheiten immer zu einer höheren Bedeutung erhoben ist. Dem Bilde gleich, das ein tiefes Geheimniß in sich schließt, ist sie nur eine Verkünderin jenes heilig Verborgensten, das wir dadurch im Geiste zugleich mit erleben, und wovon wir uns ergriffen und durchdrungen fühlen. Mit dem Auge des Sehers bewaffnet, erblicken wir das ganze erhabene Werk der Welterlösung des Heilandes, und wie wir den Tempelbau Salomo's emporsteigen und vollenden sehen, so sehen wir zugleich in staunender Ueberraschung die Kirche Christi sich im Geiste auferbauen; hier ist der Dichter zum Propheten, die Dichtung zur Offenbarung worden, und alles, was beide an glänzendem Zauber besitzen, erkennt man wieder, ganz in Demuth und Selbstvernichtung hingegeben dem Dienste des Höchsten und der Verkündigung jener noch in Worten unaussprechbaren Mysterien. Wie der Dichter das Göttliche erhoben, ist er von ihm wiederum verklärt, und auf solche Weise hat er sich übertroffen, ist aber selbst darin unübertreffbar geblieben."

„Die Verheißung erfahren wir in der strahlenden Aurora, welche über die Welt aufgehen wird, und zugleich mit siegender Gewalt bemächtigt sich unser die Gewißheit der Erfüllung. Diese sehen wir in der Aurora von Copacavana bildlich vor Augen, und doch ist sie dort nur eine Rückspiegelung der Aurora, die funfzehn Jahrhunderte früher im Morgen aufging und nun auch dem entfernten Abendlande erscheint, so gleichsam ihren großen Weltengang bethätigend, auf dem sie fortdauernd zur Erlösung und Beseligung des Menschengeschlechts begriffen ist."

„Der fromme Leser wird in diesen beiden Dichtungen Erhebung und Entzückung finden, und das alte wie das neue Testament bildlich darin vergegenwärtigt erkennen."

Wir möchten keinen Zug dieser geistreichen, tief aufgefaßten Charakteristik anders wenden und drehen, und stimmen in dieselbe aus vollem Herzen ein. Das aber dürfen wir nicht verschweigen, daß wir die Erhebung und Entzückung, welche die Seherin des Morgens uns gewähret hat und jedem Christen gewähren muß, in der Aurora von Copacavana nicht empfunden haben. Wir gehören nicht zu den Protestanten, die gegen alles, was nicht protestantisch ist, protestiren; gern geben wir uns den andächtigen Gefühlen hin, zu denen auch ein katholischer Gottesdienst uns aufregen kann. Wir sind also weit entfernt, als Bilderstürmer die Verherrlichung der Maria in diesem Schauspiele anzufechten, und betrachten sie gewiß mit derselben frommen Bewunderung, zu der eine Madonna von Raphael oder eine altdeutsche Himmelskönigin uns erhebt. In dieser Hinsicht sollte sich Calderon und sein Uebersetzer nicht über unsern Protestantismus zu beklagen haben. Aber so weit können wir unser Menschengefühl nicht verleugnen oder vergessen, um die Eroberung und sogenannte Bekehrung Peru's durch Francisco Pizarro mit den Augen eines orthodoxen Spaniers zu betrachten; und so gewiß auch Calderon auf seiner religiösen Höhe diese Begebenheit so erblickt, wie er sie darstellt, und von Heuchelei und beschönigender Schmeichelei keine Spur in dem Ganzen zu finden ist, so müssen wir doch auch unsre Unfähigkeit eingestehen, uns zu einer Höhe zu erheben, auf der die Aurora von Copacavana uns nicht blutigroth von grausam vergossenem Menschenblut erschiene. Es wird in diesem Stücke nicht allein von uns verlangt, uns katholischen Bildern und Dogmen gläubig hinzugeben, sondern Handlungen des katholischen Fanatismus, gegen die unser Menschengefühl sich sträubt, als geheiligte, von Gott geweihte Werke des Christenthums zu bewundern. Allerdings hat Calderon die Greuel der Eroberung von Peru in das Licht des Glaubens und der Liebe eingehüllt, und er würde unsre Andacht mit der seinigen gewiß ergreifen und fortreißen, wäre der Gegenstand, den er verherrlicht, nicht so gar bekannt und anerkannt abscheulich, daß der bloße Name Pizarro genügt, unser Herz zu empören. Wir wundern uns sehr, warum Herr von der Malsburg und sein schon angeführter Freund sich so eifrige Mühe geben, uns in einen Standpunct zu versetzen, auf dem wir uns mit religiöser Begeisterung dieser Aurora erfreuen mögen. Müssen wir denn so spanisch-katholisch werden, um das Kunstwerk eines spanisch-katholischen Dichters zu verstehen und zu bewundern?

In der Seherin des Morgens dagegen ist Calderon's religiöse Muse rein und allgemein christlich, und begeistert den christlichen Leser, ohne Ansprüche auf Nationalgefühle, kirchliche Bilderverehrung und Dogmenbehauptung zu machen. Es ist auffallend und erfreulich, daß sich der angegebene Charakterunterschied auch in der Form der beiden religiösen Dramen nachweisen läßt. Die Seherin des Morgens ist vielleicht das einfachste und anspruchloseste von Calderon's Dramen, und die tiefsten Geheimnisse des Christenthums sind in den natürlichsten und klarsten Bildern ausgesprochen, so ist auch der Styl dieses Stücks weniger reich und glänzend durch Zwischensätze und Parenthesirungen, als wir es im Calderon gewohnt sind, und der Bilderschmuck ist weniger verschwenderisch aufgetragen. Die Aurora trägt den Charakter der ceremoniellen Pracht der katholischen Kirche, und entfernt sich also auch in ihrem Aeußeren von der einfachen, demüthigen Würde des reinen Chri-

stenthums; das Symbolische erstarrt zu Formen, und das Unaussprechliche mühet sich in hohen, glänzenden Worten vergebens, sich auszusprechen. Sehr gern lassen wir hingegen der Kunst Gerechtigkeit widerfahren, mit der Calderon den widerstrebenden Stoff dieses Schauspiels aufgefaßt und ausgebildet hat; wir geben auch zu, daß diese seine Kunst wirklich in religiöser Begeisterung die Aurora schuf — aber uns spricht sie nur als Kunstwerk an, nicht mehr und nicht anders als irgend eins von Calderon's profanen Trauerspielen oder Intriguenstücken.

„Das Ereigniß," sagt der Freund, dessen Charakteristik wir oben gelobt haben, und der sich über die Aurora S. xxi weitläufiger verbreitet, „daß ein besiegtes Volk vom Sieger zur Annahme seiner Religion gezwungen oder gewaltsam bekehrt wird, hat immer etwas Abstoßendes, und in der dramatischen Bearbeitung ist es nur mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten darzustellen. Es wird stets ein herbes Gefühl zurückbleiben, um so lauter, jemehr absolute Verschiedenheit des Glaubens die Parteien des Drama auseinander hält."

„Es scheint nur ein Mittel zu geben, dieser widerstrebenden Wirkung zu entgehen; dies ist gerade das von Calderon gewählte, und besteht darin, daß die dem besiegten Volke bisher angehörig gewesene Religion nur angesehen wird als die Hülle, die Knospe, in welcher die neue schon unbewußt geschlummert hat, so daß es nur auf deren Erweckung aus ihrem Schlaf ankam, wie die des Schmetterlings aus dem Gespinnst und der Hülse, die denselben umschließt."

So hat Calderon den Gegenstand behandelt. Der alte Sonnendienst der Peruaner wird als eine Hülle des Christenthums betrachtet und zu diesem, nach Abwerfung der Hülle, verklärt. Maria, als Morgenröthe, ist die Mutter des Sonnenkindes, des Lichtes und Heilands der Welt.

(Der Beschluß folgt.)

Wilhelm Meisters Tagebuch. Vom Verfasser der Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig bei Gottfried Basse. 1821.

Eine Reihe der herrlichsten, geistreichsten Bemerkungen über Kunst und Dichtung, in abgerissener Form, aber innerlich streng verbunden durch die großen Gedanken, nach welchen der geistreiche Verfasser Göthe, wenn auch mit Einseitigkeit, doch nicht ganz ungerecht beurtheilt hat; wir meinen den Gedanken, daß die Kunst und Dichtung von sittlicher und frommer Begeisterung durchdrungen seyn muß, und daß dieser Gehalt, nicht die Form, ihr Wesen ausmacht. Jedoch scheint der Verf. in der That zu wenig Gewicht auf die Form zu legen. „Um zu erforschen, was der Schein eigentlich sey, muß man nicht von demjenigen ausgehn, was man in der sämmtlichen Wahrnehmung so nennt. Das Schöne zeigt sich darin gewiß am unbestimmtesten und mattesten, gleichwie auch das Leben in Steinen und Pflanzen sich dunkeler und stummer regt als in den Geschöpfen. Im Bewußtseyn des Menschen ist es, wo sich das Schöne am klarsten offenbart; denn es ist, gleich den Ideen der Freiheit, der Wahrheit, des Guten, reine Eigenschaft des geistigen Lebens, die daher nie außer der Sphäre des Lebendigen vorkommt. Nichts Todtes ist schön. Das höchste Schöne ist beim höchsten Leben, ist in der Gottheit, gerade wie die höchste Tugend, Freiheit und Wahrheit u. s. w." Wir meinen aber, daß das Schöne nur dadurch schön ist, daß es augenscheinlich ist, oder durch seine Form. Das Schöne ist nicht eine Eigenschaft des geistigen Lebens, sondern dieses selbst, wie es in seiner Fülle und Vollkommenheit erscheint. Die Freiheit gehört selbst zum Schönen, oder wird schön, wenn sie sich in ihrer göttlichen Kraft offenbart. Nicht in Gott ist die Schönheit, sondern in der Welt, die sein Wesen abspiegelt. Aber wir sagen dies nur, um einem möglichen Mißverständniß vorzubeugen, und wollen den denkenden Verfasser damit nicht zurechtweisen. In der Opposition gegen Göthe, der allerdings das Wesen über die Form vernachlässigt hat, will er die Aufmerksamkeit wieder auf das Wesen lenken, und sein Bestreben verdient unsern Dank. Kein Aesthetiker der neuern Zeit hat unsers Wissens die Bedeutung der Kunst und Dichtung mit solcher Tiefe aufgefaßt wie unser Verfasser; keiner hat deren Beziehung auf das Leben, die Göttlichkeit, die Religion, das Volksleben mit solcher Begeisterung und Liebe erkannt. Ueberall zeigt er sich als der Schüler des begeisterten Herder. Er scheint uns das Wesen und die Bestimmung der neuern vaterländischen Dichtung klarer gefaßt und sicherer erkannt zu haben, was uns noth thut. Ueberraschend waren Rec. die tiefen Blicke, die der Verf. in den sittlich dichterischen Geist des Christenthums gethan hat; so ist Christus das Vorbild des Schönen wie des Guten, was er darüber sagt, ist das Zarteste und Begeistertste, was vielleicht je über Christus gesagt ist, und mit Recht eifert er sowohl gegen die Theologen, welche den Zusammung des Schönen und Guten nicht erkennen, als gegen die Frommen, welche ihrer Frömmigkeit die höchste Weihe, die Vollendung des Schönen, dadurch rauben, daß sie beim Kampf mit dem Bösen stehen bleiben und sich nicht zur wahren Freiheit zu erheben wissen. Daß in der christlichen Idee der Freiheit vom Gesetz die höchste sittliche Idee liege, hat der Verfasser richtig erkannt. Uns wundert, daß er die Idee des Vaterländischen, der Dichtung, auf die er so sehr dringt, nicht tiefer vorgerückt und mehr entwickelt hat. Darin würde er den Mittelpunct des Sittlichen und Religiösen gefunden haben, der sich in der Dichtung erklären soll. Aber freilich würde er sich dann in das dornige Feld der Politik haben wagen müssen. Der Verf sagt irgendwo, daß die Theorie der Ausübung der Kunst überall nachtrete; uns dünkt, er hat uns in diesem Tagebuche die Weissagung einer schönern Zukunft unserer vaterländischen Dichtung mitgetheilt.

Wir geben nun noch einige Proben, indem wir mehr nach den kürzern Sätzen greifen als streng das Beste auszuwählen. S. 73: „Der Geist Gottes schwebte über der Welt. Er wollte sich offenbaren der Sehnsucht seiner Kinder und schuf das Schöne. Im Schönen redet der Göttliche im Bilde, hat sich wie der Menschengeist eingekleidet und gestellt wie der Gedanke in ein Wort. Und die Seinigen vernehmen in ihm das Ewige und verehren es wie die menschlich gestaltete Religion." S. 75: „Das Schöne verbindet alle Contraste. Der reine Mensch möchte, glühend für's Vaterland, den unscheinbaren Aufopferungstod sterben, und er möchte unter Lotosblumen ruhig sitzen mit Sakontala am Ganges — beides, weil es schön ist. Er möchte in Freiheit mithin durch rauschende Alpenwälder, durch den morgenröthlichen Orient, durch alle liebliche Stellen der Erde ziehen, und er möchte, wie ein Kind an der Beschränkung der Heimath, an allen geliebten Plätzen haften — beides wieder, weil es schön ist. So wählt sich — kühn wie bescheiden, kräftig wie milde, hoffend oder voll Erinnerungen, blühend und sinkend — der wahrhaft Besonnene immer doch ein Ideal, das in hundert Gestalten sich doch, wie Brama, als eins offenbart, das Göttliche ein Bild des Schönen." S. 76: „Schön macht nur das Gefühl; der Dichter sollte keinen Satz schreiben, der nicht fühlend gedacht wäre." S. 74: „Unsere Religion ist allerdings einer schönen Auffassung fähig, aber nicht in den bisher aufgestellten Formen, Confessionen und Symbolen." S. 88. „Jede Poesie muß volksthümlich, das heißt, dem eigenen Volke durchaus eigen, auf sein Leben, seine Verfassung, seine Religion, Sitten und und Stände durchgängig bezogen seyn. Das christliche Italien, Germanien, England, Deutschland dürften mit dem polytheistischen Griechenland wohl einen Wettstreit eingehen, wenn sie sich nur in ihrem eigenen Puncte klar werden und

behaupten; aber der geschickteste Fechter muß unterliegen, wenn er seines Feindes ungewohnte Waffen führt." S. 133: „Wenn man Gott als die wesentliche Schönheit definirt, so muß man die Poesie die Theodicea nennen. Da aber Gott unstreitig, gleich wie die wesentliche Liebe, so auch die wesentliche Schönheit ist, so ergibt sich folgerecht, daß auch die Poesie Gottesdienst sey. 19.

Daß unsre neuen Dichter nicht Dichter unsers Volkes werden.

Der jüngere Theil unsers lesenden Publicums hat wegen des ganz verschiedenen Charakters unsrer neuern Dichtkunst gegen die aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, die richtige Schätzung beider nicht recht kennen lernen. Die Bestimmtheit mit welcher die neuern Dichter sich loben und ihre Vorgänger über die Schultern ansehn, hat die Leser so eingeschränkt, daß sich ein großer Theil derselben schämen würde, mit diesen Vorgängern bekannt zu seyn. Welche Schöne möchte noch bei Hölty's „das ganze Dorf versammelt sich" gerührt, bei Gotter's „Philaidilis" erheitert, bei Blum's „Allgewaltiger den zu seines Thrones Füßen, Millionen Sphären ihren König grüßen" — diese Rapsodie die mir noch in meinen alten Tagen das Herz schwellt — welche unsrer Schönen möchte von ihr entzückt werden? — Unsre Jugend kennt diese Dichter nicht mehr, oder sagt mit anmaßendem Mitleiden: „Sie kommen uns jetzt so geziert und leer vor."

Ohne Zweifel hat das geschmackvollere Studium der Alten den Geschmack seit jenem Zeitpunct gereinigt, ohne Zweifel haben wir uns mit der Dichtkunst der östlichen und südlichen Völker seitdem viel vertrauter gemacht; ob aber deshalb unsre neuern Dichter vieles sangen, das so tief zum Herzen drang, wie der Gesang der Dichter jener Zeit, mögen die entscheiden, welche beide hörten. Wenn wir die Leser unsrer Sonette, Lieder-Kränze, Wanderlieder, Eichenwälder und dergleichen auf's Gewissen fragten: Ist denn das alles wirklich schön? so würden die Gesunden unter ihnen wie Arlequins Kinder in bon ménage mehr als einmal antworten! oui mon papa, car nous nous sommes bien ennuyé.

Daß ich mit „Dichtern und Publicum" nicht die Ausnahmen der alten, noch der neuen Zeit meine, versteht sich, und ich bitte jeden Dichter und Leser, sich unter die Ausnahmen zu zählen, denn indem ich mir durch meine Erinnerung an unsre ältern Dichter bei meinen Zeitgenossen ein Verdienst machen will, würde ich schlecht gelohnt, wenn ich mir die neuern Dichter zu Feinden machte. Glaubt sich nach dieser Erklärung irgend einer getroffen, so muß er ein böses Gewissen haben, und ihm bleibt nichts übrig, als sich zu bessern.

Außer dem Publicum, das die Ausnahmen zu schätzen fähig ist, gibt es nun aber noch unser sämmtliches wackres Volk und in ihr die Menge, welche durch einfache, auf menschliche Zustände ungezwungen anwendbare Lieder gern angeregt werden mag. Durch sie erhält ihr Schmerz Milde, ihre Freude Sittlichkeit; der Dichter wird der Dolmetscher ihrer Gefühle, sein Gedicht Denkmal des wichtigen oder geliebten Lebensmoments, auf den es sich paßte. Wie Mancher, der einen geliebten Todten beweinte, gedachte Hölty's Worts: „Bei jeder Predigt sitz ich dann u. s. w." Wie manches kindliche Herz schlug höher an des Vaters Grabe, indem es sein Andenken mit Claudius Zeilen feierte: „Wer fromm ist, ruht wie dieser Mann, in Lindenschatten hier, und dann u. s. w." — Doch wozu die Beispiele, welche unsre Alten nicht bedürfen und unsre Jungen nicht kennen? Südliche Hyperbeln und nordische Ungethüme haben diesen den Gaumen abgestumpft. — Sähe einer unsrer jungen Herrn eines lieben Mädchens Auge in Thränen schwimmen bei'm Gesang von Kleist's: „O Silberbach" — so würde er nicht zweifeln, so ein Gänschen recht leicht bethören zu können; und käm' ein Jüngling zu dem unseligen Einfall, einem gebildeten Fräulein vorzusingen: „Liebe, du Göttin zärtlicher Schmerzen" — so kehrte sie ihm den Rücken und verschwöre sich mit dem ersten kleinen Lieutenant, der ihr ein Sonett vordeclamirte, den armen Jungen zu mystificiren. — Durch diese Mißachtung des Aelteren ist nun aber das Neue nicht an dessen Stelle getreten. Denn die Erfahrung hat dargethan, daß Knittelverse keine Volkslieder, und Sonette keine Nationalgesänge werden. Eine Dichtung, die unnatürliche Zustände in ungeheuern Bildern oder unverständlichen Redensarten ausdrückt, wird sich nie des gesunden Gefühls bemeistern. Dieses muß schon krankhaft seyn, um nach dergleichen zu fasten, denn Befriedigung findet es darin nicht, nicht Erhebung, nur seiner Kränklichkeit schmeicheln können diese Gedichte. Keines von ihnen wird darum im heitern Kreis gebildeter Bürger und Landleute, in stillen Pfarrhäusern und heitern Försterwohnungen erschallen; — alles Orte, wo die Freude noch im Flügelkleide erscheint, wo der Schmerz noch Theilnahme findet, noch Theilnahme fordert — wo, wenn auch mit Schlacken vermischt, dennoch der kräftige, reiche Strom des menschlichen Gefühls fließt. Was erhalten diese guten, reichbegabten Menschen, aus denen in der Mehrzahl die Besten der Nationen von jeher hervorgingen, was erhalten sie gegen Hölty, Claudius, Voß, Bürger — obschon der oft sinnlich, Matthison, Salis — ob diese schon oft wortevoll sind? — Muß sie nicht das Ueberspannte der neuern Dichter von ihrem, der Pflicht und Liebe gewidmeten, Weg abziehen? muß die verdrehte Wortfügung nicht ihre Begriffe verwirren? müssen die Lustgestalten und der Spuk, welche Gedicht und Lied jetzt durchweben, nicht ihren gesunden Geschmack abstumpfen?

Da hat es neuerdings eine Dichterin, die Zeitgenossin jener, nach meiner Ansicht, wirklichen Volksdichter, gewagt, eine Sammlung ihrer Gedichte herauszugeben. Es ist Philippine Engelhart, geborne Gatterer; Bürger lobte ihre ersten Lieder, die sie zu einer Zeit sang, wo seit der Karschin, so viel ich weiß, noch keine Deutsche gesungen hatte. Es hängt von unsern Recensenten ab, diese Sammlung der wackern Classe unsres Volks, die ich oben erwähnte, als ihr geeignet zu empfehlen. Sie besingt fromm und herzlich als Mädchen, Tochter, Gattin, Mutter und Großmutter, die Zustände ihres schwer geprüften, stets durch ein heitres Gemüth kräftig erhaltnen Lebens; häusliche Feste, Krankheit, Kindbett und Tod hat sie mit ihrer Leier gefeiert. Stets sind ihre Dichtungen verständlich, ihr Gegenstand aus einem richtigen Gesichtspunct aufgefaßt, oft von einer neuen Seite angesehen, stets so vorgetragen, daß ihr Lied tausend gefühlvolle, gute Seelen in gleicher Lage trösten, erfreuen, rühren wird. Dabei ist ihre Sprache rein, ihr Reim richtig, ihr Vers oft melodisch — kurz das Büchelchen scheint mir für seinen Zweck so passend, daß, hätte ich die Mittel, ich eine ganze Menge Exemplare unter meine ländlichen Freunde vertheilen würde, und der Basler Mission anrathe, es statt irgend eines Tractatenbüchleins unter die Leute zu bringen, denn es ist eben so fromm und viel kurzweiliger, wie die meisten von diesen.— 16.

— In einem englischen Journale befindet sich eine Erklärung des Grafen Bertrand und des General Moutholon, aus welcher gefolgert wird, daß das berühmte Manuscrit de St. Hélène, Napoleon selbst nicht zum Verf. habe. Die Sache scheint dadurch jedoch noch nicht völlig entschieden. Wir führen hier darüber ein geistreiches Wort von Ludwig XVIII. an. Kurz nach der Erscheinung der merkwürdigen Schrift, die der König für von Napoleon herrührend betrachtete, versicherte ihm einer seiner Umgebungen, es habe sich gefunden, sie sey doch nicht von Napoleon! — C'est bien possible, erwiderte der König, mais alors — il y a un second!

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 3.

4. Januar 1822.

Neapel.

Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le Royaume de Naples, par Mr. le Comte *Grégoire Orlow*, Senateur de l'Empire de Russie. Par Amoury Duval T. III, IV et V. Paris 1821.

I.

In den beiden ersten Bänden dieses wichtigen und gelehrten Werkes gab Graf Orlow die äußere politische Geschichte von Neapel. Im dritten Bande entwickelt er die innere Verfassung und Verwaltung des Staats; und dieser Theil ist um so interessanter, da wir hierdurch in die Werkstätte jenes moralischen Vulcans geführt werden, dessen Ausbrüche unsere Zeiten mehr als frühere Perioden zu beunruhigen scheinen. Möchten doch alle diejenigen, welche sich als Führer der Völker berufen finden, jenen Ausbrüchen künstliche Dämme, Hemmungen des freien Volkslebens und der Entwickelung entgegenzusetzen, auf dieses Zeugniß eines Mannes hören, welchen man wenigstens nicht in dem Verdachte haben kann, daß er Revolutionen das Wort rede, um in der Verwirrung plündern zu helfen! Möchten sie sich doch überzeugen lassen, daß die Gottheit selbst in den Tiefen der menschlichen Natur ein Feuer entzündet hat, welches durch menschliche Kraft nie gelöscht werden kann, welches die Quelle der edelsten Bestrebungen ist, welches, wenn ihm Luft und ein naturgemäßer Spielraum gegönnt wird, die Staaten mit wohlthätiger Wärme und Lebenskraft durchdringt, eingeschlossen aber, nur verheerende Wirkungen hervorbringen kann! Möchte man endlich einsehen, daß nicht die Symptome, sondern die Ursachen eines Zustandes gehoben werden müssen, welcher sehr häufig erst durch die Aerzte zur Krankheit gemacht worden ist!

Ueber die ersten Zeiten geht der Verfasser schnell hinweg. Zwar kann man allerdings nicht leugnen, daß selbst von römischer Staatsverfassung und Verwaltung sich noch einige Spuren und mittelbare Wirkungen erhalten haben, aber doch liegen uns diese Dinge zu fern, um ein mehr als geschichtliches Interesse zu haben. Der Herausgeber hat daher die Excursionen, womit er das I. Capitel des Gr. Orlow zu begleiten gedachte, mit Recht aufgeopfert, um für einen Bericht über die letzte Revolution Platz zu behalten. Etwas ausführlicher wird im II. Capitel die Lombardische Zeit behandelt; aber doch nicht in einem Detail, welches ein klares Bild der Eigenthümlichkeiten jener Verfassung geben könnte. Was die kirchliche Herrschaft bezweckte, was sich im Lehnwesen entwickelte (C. III), gestaltete sich in dem untern Italien in den Hauptzügen gleichförmig mit dem übrigen Europa. Von dem kleinen Herzogthum der Normandie (Cap. IV) ging fast gleichzeitig eine neue Ordnung der Dinge in beiden Außenwerken Europa's aus. Robert Guiscard in Neapel, Wilhelm der Eroberer in England gründeten beide eine strengere Lehnsverfassung, als die bisherige, und hoben die oberste Gewalt des Fürsten als allgemeinen Lehnsherrn hoch über die Macht der Vasallen empor. Eine Landbeschreibung, wie das Domesday Book in England (1087), wurde auch in Neapel unter Roger II. (1140) entworfen, und dem Staate ganz die Verfassung gegeben, welche das Vaterland des neuen Herrscherstammes hatte. Sieben Oberhofbeamte bildeten die Magna curia des Königs: der Kanzler, Oberrichter, Geheimschreiber, Marschall, Admiral, Kämmerer und Seneschall. Königliche Kammerbeamte und Landrichter (Camerarii und Justitiarii) hielten in den Provinzen Gericht und nahmen Appellationen von den Gerichten der Barone an. Die Aristokratie der Landherren war durch alle diese Anstalten schon sehr geschwächt, aber noch mit mehr Nachdruck und Erfolg schien sie von dem großen Friedrich von Schwaben (Cap. V) bekämpft zu werden, welcher überall Sinn für gemeine Freiheit und feste Rechtsverhältnisse zu wecken suchte. Er begünstigte die Städte und setzte in Neapel durch! was er in Deutschland verbieten mußte, daß es einem Jeden freistehe, sich aus der Dienstbarkeit des Lehnherren in die Städte und in die königlichen Domainen zu flüchten. Während er in Deutschland den geistlichen und weltlichen Landherren das Recht zugestehen mußte, landsässige Städte mit gleichem Vortheil wie der König anzulegen, blieb er in Neapel alleiniger Schutzherr aller Städte und verbot den Landherren, einen Bürger derselben oder einen seiner eignen Zinsleute auf ihren Gütern aufzunehmen. Er hemmte die weitere Ausbreitung der Lehnsverhältnisse, indem er verbot, lehnfreie Grundstücke in Lehen zu verwandeln, und gab den Bauern ein festes Recht an ihre Güter. Er berief städtische Abgeordnete zu den Landtagen, welche jährlich zweimal in den Städten Cosenza, Gravina, Salerno und Salmona gehalten werden sollten, und ließ eine Sammlung seiner Verordnungen auf dem Reichstage zu Malfi (1231) feierlich anerkennen. Schade, daß er es viel-

leicht nicht wagen durfte, den städtischen Corporationen eine selbständigere Verfassung zu geben (er nahm ihnen vielmehr sogar das Recht, ihre Richter selbst zu wählen), und daß es daher seiner Schöpfung an einem haltbaren Grunde fehlte.

Sein allzu offenes und eifriges Bemühen, die königliche Macht durch die Vernichtung der landherrlichen Rechte zu erweitern, mag nicht wenig zum Untergange seines Hauses beigetragen haben. Die mißvergnügten Landherrn waren für die Ermahnungen des Papstes und die Verheißungen Karl's von Anjou (Cap. VI) doppelt empfänglich. Die Anhänger der neuen Herrschaft wurden mit der Grundherrschaft über Städte belohnt, welches schwieriger gewesen wäre, wenn ein Geist freier Gemeindeverfassung in ihnen geweckt gewesen wäre. Der Stuhl zu Rom und die Landherrn wurden in ihre geschmälerten Rechte wieder eingesetzt; die königlichen Beamten dagegen verloren den größten Theil ihrer Amtsgewalt. Der Druck des Lehnwesens nahm aufs neue überhand; das Grundeigenthum sammelte sich in den Händen der Geistlichkeit und weniger Barone; Trägheit und tiefes sittliches Verderbniß waren in der großen Masse des Volkes die natürlichen Folgen des Elends, der Besitzlosigkeit, der Rechtsunsicherheit. In den Gerichten wurden läppische Förmlichkeiten herrschend, und die Riti della gran Corte, welche unter der Königin Johanna II. (1414—1435) gesammelt wurden, sind bis in die neuesten Zeiten die Grundlage des gerichtlichen Verfahrens geblieben, welches durch Weitläuftigkeit und Ungewißheit mehr ein Hinderniß als ein Mittel rechtlicher Ordnung gewesen ist.

Jeder neue Thronbewerber mußte den Beistand der Landherrn durch Bewilligung erweiterter Rechte erkaufen, welche nur auf Kosten der obersten Staatsgewalt möglich waren. Man sollte es kaum für möglich halten, daß man jemals in dem Geiste der Vielherrschaft, welche den Grundzug der Aristokratie zu allen Zeiten ausmacht, eine Stütze der Monarchie suchen konnte. Unter Alfons I. (Cap. VII) mußte den Baronen auch noch die unbeschränkte Criminaljurisdiction eingeräumt werden, und durch Vergrößerung des Herrnstandes der Zahl nach (auf Kosten der Domainen und des Volkes) durch Bestätigung ihrer erworbenen und angemaßten Rechte erkaufte er die Anerkennung seines natürlichen Sohnes als Thronfolger und für sich den Namen des Großmüthigen. Ferdinand I. sah wohl ein, was ihm fehle, um König zu seyn, nicht blos zu heißen. Sein ganzes Leben, eine 36jährige Regierung, war ein ununterbrochener Kampf gegen die Landherren, in welchem er, in nicht ungewöhnlicher Verbindung, zugleich alle Rohheit einer verwilderten Herrschsucht, Grausamkeit und Treulosigkeit, aber auch einen seltenen Blick in die Zukunft, eine gesetzgebende Klugheit und Sorge für das wahre Wohl seines Volkes entfaltete. Seine Gesetze waren in Friedrichs Geiste gegeben; er brachte kunstreiche Gewerbe nach Neapel; er hielt auf strenge Rechtspflege; er verschönerte Neapel durch Eifer für Wissenschaft und Kunst: aber alle diese löblichen Bemühungen scheiterten an der Aristokratie der reichen Landherrn. Denn, indem diese es ihm unmöglich machte, das Mißverhältniß zwischen dem übermäßigen Reichthum einiger Wenigen und der bittern Armuth des eigentlichen Volkes zu mildern, blieb auch die eigentliche Quelle des moralischen Verderbens und der Verbrechen unverstopft. „Denn, sagt Graf Orlow sehr wahr, man kann es nicht oft genug wiederholen, so lange der Besitz sich in einem sehr kleinen Theile der Nation concentrirt findet, so lange werden auch die Verbrechen in gleichem Verhältnisse steigen, als das Elend des übrigen Volkes zunimmt." — Das Blut der Barone floß in Strömen, aber Ferdinand erreichte seinen Zweck, die Landherren zu demüthigen durch diese barbarischen Treulosigkeiten eben so wenig, als irgend jemals ein fester Friedensstand durch bloße Gewalt und strenge Strafen gegründet worden ist. „Anstatt, sagt Graf Orlow (S. 115), diese unbändige und immer auf Empörung sinnende Kaste zu unterdrücken, der Anarchie ein Ende zu machen, stürzte sie vielmehr seinen Stamm, wie sie den Stamm der Hohenstaufen gestürzt hatte."

Ferdinand erlebte es noch, daß der Sturm aus Frankreich heranbrach, von welchem sein Haus vernichtet wurde, ohne daß es dem Könige Karl VIII. gelungen wäre, sein Recht als Abkömmling des Hauses Anjou geltend zu machen. Neapel und Sicilien wurden eine Beute des schlauen Ferdinand von Arragon und blieben 200 Jahre lang (1501—1701) eine spanische Provinz. In dieser Lage (Cap. VIII) konnte der Zustand des Landes freilich nicht besser werden. Neben einem Vicekönige bestellte Ferdinand der Katholische eine Art von Staatsrath (die Kanzlei), welche alle Zweige der öffentlichen Gewalt, Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege in ihren Händen vereinte. Die Verwaltung wurde hierdurch sehr willkürlich und drückend. Nur einer Neuerung widerstanden die Neapolitaner mit unüberwindlicher Beharrlichkeit, der Einführung der Inquisition, so sehr sie auch im übrigen den Sinn für bürgerliche Freiheit verloren hatten. Die Regentschaft war zufrieden, wenn sie die Vornehmen in Unterwürfigkeit erhielt, und gab diesen dafür ungestörte Erlaubniß, das Volk zu bedrücken. Alle Lasten der Staatsverwaltung fielen, da Adel und Geistlichkeit steuerfrei waren, auf die arbeitenden Classen. Majorate und Fideicommisse brachten das Grundeigenthum in immer weniger Hände zusammen. Aus der Menge und Verworrenheit der Gesetze, verbunden mit den Schwierigkeiten, welche eine jede Verbesserung derselben finden mußte, entsprang ein unverhältnißmäßiges Ansehn des Advocaten- und Richterstandes. Ungeachtet der Gesetze, welche die Anhäufung und das Zusammenhalten des Vermögens in den großen Familien begünstigten, wurde doch auf der andern Seite durch die Verworrenheit und Ungewißheit des Rechts alles Besitzthum höchst unsicher. Aber eine gute Folge entwickelte sich aus diesem Zustande: eine Menge geschickter und denkender Rechts-

gelehrter wurde in der Schule der Processe gebildet. Ueberdem litt das Land noch an allen Uebeln, welche die gewöhnlichen Folgen einer fremden Beherrschung sind, daß die einträglichen und einflußreichen Aemtern nicht nur an Ausländer, sondern was mehr sagen will, an Leute vergeben wurden, welche für das Volk kein Herz hatten, und in deren Handlungsweise auch nicht der eigenthümliche Geist des Volkes dargestellt werden konnte. Aus deren Bedrückung entsprangen Empörungen, und aus diesen, wie gewöhnlich, wieder neuer und härterer Druck, ein immer tieferes Verderben. Räuberbanden waren die Zuflucht der Verzweiflung, und die Regierung vermochte nicht, sie auszurotten.

Alle diese unglücklichen Verhältnisse schienen sich zum bessern zu wenden, als König Karl III. im Wiener-Frieden (1735) Neapel und Sicilien bekam. Schon die 16jährige österreichische Herrschaft war wohlthätig für das Land gewesen. Aber Don Carlos brachte nach Neapel einen wahrhaft väterlichen Sinn (Cap. XI); eine einheimische glänzende Hofhaltung verbreitete Leben durch das Land; ein rechtschaffener und einsichtvoller Minister, der Marchese Tanucci, stand dem Könige redlich zur Seite. Die Unabhängigkeit der Staatsgewalt von der kirchlichen Macht wurde wieder errungen; eine neue und allgemeine Grundsteuer war der erste Schritt zu jener gleichern Austheilung der öffentlichen Lasten und des Eigenthums selbst; Tanucci ging sogar schon mit der gänzlichen Abschaffung des Lehnwesens um; man arbeitete an der Verbesserung der Rechtspflege und an dem Entwurfe eines neuen Gesetzbuches, wobei man nur zu lange darüber stritt, ob es lateinisch oder italienisch abgefaßt werden solle; Künste und Wissenschaften wurden begünstigt, und die Bauluft des Königs verschönerte nicht blos die Hauptstadt mit einer Menge neuer Gebäude. Nur wendete man zu wenig Sorge auf das Heer und die Uebung des Volkes in den Fertigkeiten und Gewohnheiten des Kriegs. Die Seemacht wurde weniger vernachlässigt.

49.

(Es werden noch einige Artikel nachfolgen.)

Taschenbücher für 1822.

Berlinischer Taschen-Kalender. Herausgegeben von der Königl. Preuß. Kalender-Deputation.

Wenn das Beiwort Berlinisch als Adverbium qualitatis den Inhalt dieses Taschenbuches charakterisiren sollte, so möchte das der Stadt Berlin und ihren Einwohnern keine sonderliche Ehre sein. Nehmen wir dasselbe also lieber mißbrauchsweise als *Adverbium loci*, wozu denn ein preußischer Adler auf dem Titelblatte als Stempel und eine preußische Prinzessin auf dem Titelkupfer als Patronin nicht unpassend scheinen möchten. Diese beiden Titelzierden ausgenommen, sind die Kupfer dieses Kalenders sehr wenig empfehlend, flüchtige, pretentiöse Zeichnungen von L. Wolf, eben so patentmäßig gestochen. Das vierte Blatt, das, laut der Erklärung, nach einem wohlgelungenen Oehlgemälde eines berlinischen (oder berliner?) hoffnungsvollen jungen Künstlers, Herrn Stilke, der sich gegenwärtig zu seiner weitern Ausbildung in Rom aufhält, gezeichnet ist, setzt der Kunstausstellung der Kupfer die Krone auf — ein wahrhaftiges Fratzenbild! Das Blättchen, welches den Klosterhof von S. Onofrio in Rom nach einer Skizze von Cornelius vorstellt, scheint sich verirrt zu haben.

An der Spitze der schriftstellerischen Beiträge steht eine Erzählung von E. T. A. Hoffmann, die Geheimnisse, Fortsetzung des Fragments aus dem Leben eines Phantasten, welches der vorige Jahrgang des Taschenbuchs geliefert hat. Wer diesen Anfang nicht gelesen oder auch wieder vergessen hat — denn wer könnte wohl eine Hoffmannische Phantasterei länger als ein paar Wochen im Gedächtniß behalten? — mag sich deswegen nicht bedenken, die Fortsetzung zu lesen. Das Fragment hat für einen solchen Leser das Empfelungswerthe, ganz ohne Zusammenhang und Folge zu sein. Man könnte es eben so bequem und ergötzbar finden, von hinten anzufangen wie von vorn; denn wir erhalten nichts als einen willkürlich zusammengereiheten Mischmasch von närrischen Spukgeschichten, zauberhaften Fopperein und wunderlichen Begegnissen, die kein Mittel verschmähen, sich durch Seltsamkeiten der Namen und des Lokals anziehend und lächerlich zu machen. Daher denn die Stadt Berlin mit ihrem Thiergarten, Numern der Friedrichsstraße, ein Brandenburgischer Kanzleiassistent Schnüspelpold ꝛc. hier mit kabbalistischer Terminologie und griechischen Fürstinnen zusammengeworfen werden. In Hoffmann's früheren Erzählungen und Phantasien war die seltsame Geisterwelt oder das schauerliche Walten des Teufels in die zusammenhängenden und in sich motivirten Begebenheiten und Handlungen der Menschen so eingeführt, daß eine Bedeutung die curiose Zugabe anziehend machte, oder auch, wo diese nicht leicht aufzufinden war, der kecke Gegensatz des alltäglichen Lebens und Treibens auf bekanntem Boden mit dem plötzlich dazwischen tretenden Zauberspuk und Geisterspiel an und für sich Interesse erregte. So erinnern wir uns einige in Berlin spielende Geschichten dieser Art, auch in den vorigen Jahrgängen desselben Taschenbuches mit Vergnügen gelesen zu haben. Aber alles Ding will sein Maß haben! In vorliegender Erzählung ist der bedeutungsloseste Geisterspuk und Zauberunsinn zur Hauptsache, zum Elemente gemacht, in dem Alles sich bewegt, und die Alltagswelt von Berlin tritt nur unwirksam und nebenher ein. Das muß ermüden. Zwar hat Herr Hoffmann auch das größte Interesse der neuesten Zeit in seiner Erzählung anzurühren versucht und den Griechischen Freiheitskampf mit seinen kabbalistischen Phantastereien in Verbindung gebracht — aber sehr unwürdig der großen Sache. Hätte er sich doch begnügt, das politische Interesse durch Verknüpfung seiner Erzählung mit dem sogenannten deutschen oder preußischen Befreiungskrieg zu wecken.

Aber Apage, sanctissima Politica! O weh! da kömmt uns schon wieder die zweite Erzählung in politischem Ornate, als eine wahre Begebenheit aus dem russischen Befreiungskriege entgegen. Sie führt den Titel: Wechsel des Schicksals, und ist von Friedrich Krug von Nidda. Die Einleitung ist so verständig und erbaulich, daß sie eine Predigt beginnen könnte, und da sie den Inhalt der Erzählung andeutet, so wollen wir sie hersetzen.

„Man darf nicht lange in der Welt gewesen sein, um sich sowohl theoretisch als praktisch von der traurigen Wahrheit dieser Ueberschrift *), ja leicht auf eine Art belehrt zu sehen, die viel zu tief in's Gemüth eingeht, um sie nur vorübergehend zu beachten. Wenn aber schon im gewohnten Lauf der Dinge sich die Unbeständigkeit menschlicher Zustände oft auf die schmerzlichste Weise ergibt — wie denn kein Lenztag heiter genug ist, den hie und da kein Wolkenzug umflorte — so gibt's im außerordentlichen Fall ein Uebel, das heute noch wie Pest und Todesengel würgt und schaarenweis vernichtet, schlägt und mordet, was kaum in fröhlichem Gedeihn erblüht und eines Welttheils Hoffnung gewesen.“

„Es ist der Krieg und sein leidiges Gefolge, was diesen Jammer der Menschheit erregt; und wer je früher oder später über sein blutiges Feld geschritten, sollte zur Warnung Aller, die um Thronen stehn und Janus ehrne Pforten hüten, seine individuellen Erfahrungen kund thun, um mindestens sein Sandkorn mit zum Tempelbau der Humani-

*) Wechsel des Schicksals.

tät zu steuern, den man doch endlich wohl von einer Zeit erwarten darf, die sich schon längst die philosophische nannte."

Ex ungue Leonem! Aus der Einleitung abstrahire man ein Urtheil über die Erzählung.

Von demselben Verfasser ist die Ballade König Egimbald. Ein kriegerischer König, von einem Diener zur Eifersucht gegen seine Gemahlin aufgeregt, verläßt das Schlachtfeld und stürmt in das Schloß, wo seine Gemahlin mit ihrem Kinde lebt. Er argwöhnt schnöden Umgang der schönen Blanka mit einem seiner Gefangenen, dem Fürsten Sweno, den er im Burgverließ nicht gefunden hat. Die schwarzen Augen des Kindes bestärken ihn in der Meinung, es sey Sweno's Bastard. Flugs mordet er das Kind.

Und Blanka sinkt in ihre Knie:
„So mord' auch mich Barbar!
Bei'm ew'gen Gott, ich irrte nie!
Von meiner Pflicht ein Haar!

Doch brünstig hab' ich mein Gebet
Oft am Altar vollbracht,
Wo Bischof Winfried's Bildniß steht,
Mit Augen schwarz wie Nacht.

Die prägt' ich wohl in heil'ger Gluth
In meine Seele lind —
Und darum tödtest du voll Wuth,
O Mann, dein eignes Kind!"

Doch Sweno? — „Sahst du seinen Stein
Nicht am Kapellenthor?
Dort senkten sie ihn längst schon ein,
Umrauscht vom Waldes Chor!"

Der König hört's — da zuckt die Hand
Noch eins zum blut'gen Stahl —
Am Morgen man den Sieger fand
Entlastet seiner Qual.

Oreste, (eine ganze) heroische Oper in drei Abtheilungen von Dr. Georg Reinbeck, nebst einem Vorwort desselben über die deutsche Oper an die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. Das Vorwort habe ich nicht gelesen. Machen mir doch die Aufsätze von Frauen in den Taschenbüchern genug zu schaffen, und setzen meine ritterlich-galante Natur mit meiner bürgerlich-kritischen in Streit — soll ich auch noch Alles für Frauen mustern? Die Oper ist dem Stoffe nach bestimmt, mitten inne zu treten zwischen die beiden Iphigenien des unsterblichen Gluck, die in Aulis und die in Tauris. Glück zu! Die Oper ist gut genug für einen guten Componisten, der dem Text nichts zu verdanken braucht, schlecht genug für einen schlechten, der mit Texten mäkelt und, unfähig selbst zu dichten, an Worten und Reimen klebt — für den Leser ist sie weder gut, noch schlecht. Wenn sie selbst mit Gluck'scher Musik, oder auch nur mit Spontini'scher auftritt, so werden wir sie, auf grauerem Papier gedruckt, in einem Textbuche lieber nachlesen, als in diesem Almanach.

Tasso's befreites Jerusalem. Dreizehnter Gesang. Eine Probe von Karl Streckfuß neuer Uebersetzung, die gewiß keine *Ilias post Homerum* sein wird. Wir freuen uns, daß Herr Streckfuß schon so weit in seiner Arbeit vorgerückt ist, die eine der ersten Zierden der deutschen Uebersetzungsliteratur zu werden verheißt. Ohne Anstand geben wir den uns bekannt gewordenen Proben dieser Uebersetzung des Tasso nicht nur den Preis vor der Griesischen, der indeß immer das Verdinst bleibt, vorausgegangen zu sein, sondern auch vor Streckfuß eigener Uebersetzung des Ariost. Besonders fühlen wir die innige Subjektivität der Tasso'schen Poesie, vermählt mit einem zu Herzen dringenden musikalischen Wohlklange der Stanze, aus den Proben der neuen Uebersetzung viel treuer wiederklingen, als aus der von Gries.

Bruchstücke aus dem Skizzenbuche des Amerikaners *Washington Irving*, oder wie er sich nennt, *Geoffrey Crayon*. Das geistreiche Original, bekanntlich eine Reihe Schilderungen aus dem bürgerlichen, häuslichen und Landleben der Engländer enthaltend *), bedarf eben so wenig einer Empfehlung, als der Name des Uebersetzers, des Herrn Bibliothekars Spiker, eines der gründlichsten Kenner der englischen Sprache und Literatur. Indeß kommen uns diese Bruchstücke an diesem Orte doch als Lückenbüßer vor.

Gedichte von Haug, von denen sich eben nichts weiter sagen läßt, als daß sie von Haug sind.

Zum Schluß noch eine poetische Kupfererklärung von C. Herklots, glücklicher Weise aber nur für die beiden ersten Blätter aus Romeo und Julie und doch an 30 Seiten!

Dank der Genealogie des Königl. Preußischen Hauses, die dieses Gewäsch abbricht!

31.

Kopenhagen, Nov. 1821.

Folgende Nachrichten aus Rom, die in Italien lebenden oder sich jetzt dort anfhaltenden dänischen Künstler betreffend, dürften vielleicht Ihre Leser interessiren. Der junge Bildhauer Freund welcher, seit einigen Jahren in Thorwaldsen's Attelier arbeitete, hat neulich einen Mercur modellirt, eine ausgezeichnet schöne Figur, voll Geist und Kraft. Man entdeckt darin den Lehrling Thorwaldsen's und sieht, wie jener sich von dem Geiste des Meisters beseelt und nach den Antiken bildet, indem er moderne Ziererei verachtet. — Der Architect Pontoppidan hat die Zeichnung zu einem großen Gebäude componirt, welche unter den Kennern vielen Beifall gewonnen hat. Er ist seitdem über Neapel nach Sicilien gereist. — Der junge Maler Hillerup ist mit einer treuen und recht lieblichen Copie nach Francesco Francia's Madonna mit dem Kinde, in der Galerie Borgheſe, fertig geworden. — Jensen, der schon mehere Proben seines ausgezeichneten Kunsttalents gegeben hat, vollendete diesen Sommer in Florenz zwei sehr schöne Copieen, für den verehrten Geheimen Conferenzrath Bülow hieselbst bestimmt, und außerdem den unvergleichlichen Pabst Julius nach Raphael. — Aus dem reichen Kunstgenie Thorwaldsen's gehen jetzt wieder neue Werke hervor, die (selbst nach allem dem vorher Geleisteten) Erstaunen und Bewunderung erwecken. Die für Cracau bestimmte Statüe, deren Ausführung in Marmor jetzt angefangen worden ist, darf man wohl die herrlichste Portrait-Statüe der neuern Zeit nennen. Allein auch diese wurde verdunkelt, als die neulich vollendeten Modelle zu den Statüen der Apostel Petrus und Paulus sich derselben an Seite stellten; und jetzt scheinen auch diese zu verschwinden in Vergleichung mit der halb fertigen colossalen Christus-Statüe. Das Erhabne und die mit unnachahmlicher Kraft und Würde verbundene Sanftmuth in dem Antlitz dieser meisterhaften Statüe, so wie die Art, auf welche der Heiland hier die mächtigen Arme ausstreckt, um das ganze Menschengeschlecht darin zu fassen, läßt sich nicht beschreiben. Der Meister bearbeitet nun die Skizzen zu den übrigen Aposteln. Bekanntlich sind sowohl die Apostel, als die colossale Christus-Statue für die neue Frauenkirche in Kopenhagen (deren Aeußre schon fertig, und auf deren Inners fort gearbeitet wird) bestimmt; letztere Statue findet auf dem Altar, statt des gewöhnlichen Altarblattes, ihre Stelle.

*) Das Conversations-Blatt hat die anziehendsten daraus im vorigen Jahrgange mitgetheilt.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 4.

5. Januar 1822.

Leben des Grafen von Bülow königl. preußischen Staats- und Handelsminister.

Aus den Zeitgenossen besonders abgedruckt. *)

Erster Artikel.

Diese Lebensbeschreibung (die aber schicklicher „biographischer Umriß" hieße) von einem der Verhältnisse, die er berührt, wohl kundigen Manne abgefaßt, kann unter zwiefachem Gesichtspunct aufgenommen werden. Einmal ist sie Apologie des Grafen von Bülow in allgemeinster Beziehung, in sofern sie auf dessen Persönlichkeit und ganzes Leben geht. Zum andern aber wird der Verfasser durch die zweimaligen Alterationen, welche die Laufbahn dieses Staatsmannes erfahren, auf eine Prüfung der Gründe dafür und der damit verbundenen Anschuldigungen geführt. Dies zieht Erörterungen über Administrationsmaßregeln und Finanzoperationen nach sich, welche theils im ehemaligen Königreich Westphalen, theils im preußischen Staate vom Grafen von Bülow unternommen worden.

Das Buch hat also Interesse als Darstellung des Charakters und Lebenslaufes des Individuums, mit dem es sich beschäftigt, und als Erörterung wichtiger Verwaltungsschritte, die mit geschichtlichen Momenten in Verbindung stehen. Letzteres ist das größere und legt dem Anzeiger die Pflicht auf, sich bei Berührung der ersteren Seite kürzer zu fassen, wie im Bericht über die zweite.

Was jene erstere anbelangt, so führt sie zunächst auf die bekannte Pflicht des Historikers, dem sich der Verfasser einer Lebensbeschreibung anschließt, nicht nur in den Thatsachen treu und wahr, sondern auch in den Auslegungen, Motivirungen und Beurtheilungen unparteiisch zu seyn. Es möchte Uebereilung heißen und kaum sich erweisen lassen, wenn man dem Verfasser Parteilichkeit vorwerfen wollte. Wohl aber wäre darzuthun, daß ihn eine ungemeine Vorliebe für das Individuum, mit dem er sich beschäftigt, auf jedem Schritt begleitet, und daß ihn diese sogar zu ungerechten Urtheilen über andere hinreißt. Gemeinhin sind diese Urtheile gegen Männer gerichtet, welche eine beharrliche Treue in derjenigen Regierungs- und Verwaltungsweise bewährt haben, welche als eine Verlassenschaft vom Geiste Friedrich des zweiten betrachtet werden kann. Gegen diese wird der Verfasser in seltenem Grade ungerecht, wie sich an folgenden Beispielen zeigen läßt.

S. 13 macht er dem Betragen des Grafen von Bülow, als Kammerpräsidenten von Magdeburg, bei der französischen Invasion Lobeserhebungen auf Kosten anderer Kammerpräsidenten, die er charakterisirt, ohne sie zu nennen, indem er sagt: Manche ruhten auf den in subalternen Verhältnissen erfröhnten Lorbern; manche bangten nur für Haus und Hof, Hab und Gut, Familie und Viehstand und konnten vor aller Sorge nicht dazu gelangen, an die Verpflichtungen ihres öffentlichen Verhältnisses zu denken; andere konnten, nach verlorner Schlacht, den Augenblick nicht erwarten, wo Bonaparte's Schaaren ihnen den Besuch abstatteten, und sandten daher Bewillkommnungs-Botschaften an ihn, in dem frohen Wahne, in solchem diplomatisch feinem Verfahren liege ein weiser Rückhalt.

Es würde dem Verfasser schwer werden, diese Behauptungen zu beweisen. Denn das Verfahren der meisten Kammerpräsidenten der preußischen Staaten, während der französischen Invasion, liefert die Beweise gerade vom Gegentheil seiner Beschuldigungen. Denkwürdig wird der Provinz Kurmark der unerschütterliche Muth des damaligen Präsidenten von Gerlach bleiben. Er war vielleicht der einzige Mann damals in der Stadt Berlin, den die französischen Behörden nicht abbringen konnten von der Beharrlichkeit, mit der er sich als Diener seines Königs und dessen Commissarius ihnen gegenüber behauptete, jeden Versuch abweisend, der angestellt wurde, ihn mit den feindlichen Autoritäten in eine Kathegorie zu stellen. Er hat nie mit ihnen das Land gemeinschaftlich administrirt, sondern sich mit höchster Consequenz als Verweser des besetzten Landes, dem besetzenden Feinde gegenüber, gerirt und nicht selten durch die Folgerechtigkeit seines Betragens den Feind decontenancirt, wie z. B. geschehen, als er dem Ansinnen, in die Veräußerung der Domainen zu willigen, entgegensetzte: Diese Einwilligung würde nichtig seyn, selbst wenn sein Monarch sie ertheile, geschweige denn von ihm ausgesprochen.

Die Provinz Pommern kann ein gleich verehrungswürdiges Beispiel im jetzigen Oberpräsidenten der Kur-

*) Preis 1 Thlr. — Dem preußischen Publicum wird bemerkt, daß diese Schrift, einer Verfügung der Behörde gemäß, nicht in den berliner Zeitungen angezeigt werden durfte, ihr Verkauf aber unbedenklich erklärt worden ist, so daß sie in allen berliner und andern preußischen Buchhandlungen zu erhalten.

D. R.

mark und Neumark, Geheimen-Staatsrath von Heydebreck aufstellen, der den männlichen Entschluß gefaßt hatte, sein Kammerdepartement keiner Verschuldung auszusetzen, sondern viel lieber den Feind zur unmittelbaren Wegnahme seiner Kriegsbedürfnisse schreiten zu lassen, eine Maßregel, zu der sich der Sieger gegen die beherzten Pommern nimmermehr entschlossen haben würde. Noch erkennt das ganze Land dankbar die Folgen seiner muthigen Umsicht.

Wie aber die Kammerdepartements, welche das Königreich Preußen bildeten, Beweise festen Muths aufgestellt haben, kann dem Verfasser kaum unbekannt geblieben seyn. Der Widerstand des damaligen Präsidenten, nachherigen Ministers und jetzigen General-Landschaftsdirectors, Burggrafens zu Dohna, ist durch die Unterredung mit Bonaparte selbst, der ihn umsonst zu erschüttern versuchte und ihn mit einem halb scherzhaften Rathschlag zur Milderung seiner Charakterfestigkeit entlassen mußte, fast geschichtlich geworden. Solche glänzende Beispiele durfte der Verfasser wohl schwerlich zur Verherrlichung seines Helden in Schatten stellen, geschweige denn gar so verunglimpfen, wie es durch jene Aeußerung geschehen.

Indessen scheint er überhaupt denen Charakteren und denen Maßregeln gewogen zu seyn, die ein gewisses Accomodiren, der entschiedenen Consequenz und Beharrlichkeit in Grundsätzen, deren Tod alles Tergiversiren ist, vorzuziehen. Dies spricht sich S. 17 aus, wo er von dem Eintritt des Grafen von Bülow in die westphälischen Dienste, nach Empfang seiner Entlassung aus preußischem Staatsdienst, spricht. Er nennt dies eine Handlungsweise, welche die zarteste Pflichterfüllung gegen den verlornen Landesvater mit dem Berufe neuer Zeiterscheinungen in's Gleichgewicht stellt.

Die Urtheilskraft der Leser mag sich frei, und ohne daß ihr vorgegriffen werde, mit dieser Stelle beschäftigen. Sie mag sich fragen, ob den Regenten zarte oder unzarte, oder feste, unerschütterliche Pflichterfüllungen willkommner seyn werden; sich fragen, was der Beruf der Zeiterscheinungen denn für ein Wesen sey, und welcher Begriff unter dem Nebelmantel dieses Ausdrucks sich verstecke; fragen endlich, wodurch sich jenes „in's Gleichgewicht stellen" von einem Halten mit beiden Theilen unterscheide.

Diese Bemerkungen gegen die Schreibart des Autors waren nöthig, weil in Beziehung zu dem wackern, biedern, gefühlvoll und gefällig geschilderten Grafen, er unpassende Ausdrücke gebraucht hatte, in andern Aeußerungen aber, er eine unverkennbare Wahrheitsliebe bekundet, wenn er z. B. S. 47 von seinem Helden sagt, es sey nicht zu leugnen, daß leichter Sinn und bewährte Zuversicht über manche Verhältnisse ihn leichter weggleiten ließen, als es die beengende Nothwendigkeit vorstellen wollte; oder er S. 48 zugesteht, daß er in der kurzen Zeit seiner Ministerial-Dienstführung mehr den Ruhm begründet hat, immer das Gute gewollt, ohne Menschenfurcht und Nebenabsicht gehandelt, nach einer consequenten und einfachen Verwaltung gestrebt und zu solchen Zwecken die trefflichsten Ideen richtig aufgefaßt zu haben, als daß er in der Durchführung vollkommen glücklich gewesen sey.

Auch dadurch legt der Verfasser einen Beweis von Gerechtigkeitssinn ab, wenn er S. 51 dem Nachfolger Bülow's in Westphalen, Malchus, einen größern Werth in der fleißigen Ausführung vorgeschriebner Pläne, in der Festigkeit, mit welcher er eine abgewiesene Bahn verfolgt, deren Despotismus aber immer eine höhere Instanz mildern mußte, und endlich in einer Selbstverleugnung, der persönlicher Eigennutz, Nepotismus u. s. f. völlig fremd sind, beilegt.

Diese löbliche Unparteilichkeit scheint den Verfasser nur zu verlassen, wenn er Bülow in Rapport mit den preußischen Beamten stellt, welche aus der früheren Verwaltungsschule hervorgegangen waren. Diesen macht er S. 59 den wenigstens nicht erwiesenen Vorwurf, daß sie in der Ernennung des neuen Finanzministers eine verletzende Zurücksetzung gesehen hätten. Der eine, sagt er, war schon Kriegsrath gewesen, als Hr. v. Bülow erst Referendar wurde, ein anderer hatte früher diese oder jene Zusicherung bekommen, ein dritter den König nach Tilsit begleitet, ein vierter auf vielfache Weise den belobten Patriotismus offenbart, und alle betrachteten den Ministerposten wie die Berechtigung auf eine Invalidenbelohnung.

Eben so ist es eine Behauptung eigener Art, wenn nach S. 61, Bülow in den ihm beigegebenen Verwaltungsbeamten geringen Beistand gefunden und ihm das Mittel gefehlt haben soll, sich mit treuergebenen Beamten aus Westphalen zu versehen, daher, um seine Lücke in der Kenntniß des bisherigen Staatshaushalts auszufüllen, die Ernennung eines besondern Chefs für die erste Ministerialdivision in der Person des Geheimenraths Rother nöthig geworden.

Dieses, daß nämlich dem Minister von Bülow von Seiten aller seiner Untergebenen entgegen gearbeitet, und daß Anfeindungen, die besonders von der höhern Officiantenclasse ausgingen, über ihn im Publicum verbreitet worden, sind zwei dreiste Beschuldigungen, und der Verfasser scheint es zur Absicht zu haben, ihn Geschäftsmännern andern Geistes gegenüber zu stellen, und darüber zu erheben. Er nennt jene, deren ehrenwerthe Seite hier nur an einigen der genannten Individuen herausgehoben werden konnte, „neue Institutionen passend in die todten Formen aus Friedrich's des Großen Zeiten eingelernter Geschäftsmänner," und fügt hinzu, „sie klagten fortwährend den Finanzminister des Leichtsinns, der Unbeständigkeit, der Reformationssucht an, indeß dieser den vorwaltenden Pedantismus mit einer vorwaltenden Ironie verfolgte und nicht selten dem Extrem der Schwerfälligkeit ein anderes Extrem entgegensetzte."

Wenn der Verfasser durch diese letzte Aeußerung gewissermaßen den Streitpunct feststellt, so wird sich

eine treffliche Gelegenheit zu dessen Erörterung aus seiner eigenen Zergliederung der vom Grafen von Bülow sich herschreibenden ihm vorzüglich zur Last gelegten Maßregel wegen der aus Provinzialschulden entstandenen westphälischen Reichsobligationen schöpfen lassen. Denn der Verfasser trifft bei diesem Gegenstand theils noch nicht den rechten Punct, theils ist es interessant, das von Bülowsche Verfahren in dieser Beziehung der in andern Provinzen beobachteten Weise vergleichend gegenüber zu stellen, um zur Beurtheilung des dem Geschäftspedantismus gemachten Vorwurfs den Weg zu bahnen. Einstweilen aber gibt die letzte Aeußerung des Verfassers Gelegenheit, an zwei der jüngsten Gedichte Göthe's über den Pedantismus im zuletzt erschienenen Heft von Alterthum und Kunst zu erinnern.

Titius, Cajus, die wohl Bekannten! —
Doch wenn ich's recht bei'm Licht besah,
Einer steht dem andern so nah,
Am Ende sind wir alle Pedanten.

Das mach' ich mir denn zum reichen Gewinn,
Daß ich getrost ein Pedante bin.

Thust deine Sache und thust sie recht,
Halt fest und ehre deinen Orden:
Hältst du aber die andern für schlecht,
So bist du selbst ein Pedant geworden.

Wie einer denkt ist einerlei,
Was einer thut, ist zweierlei:
Macht er's gut, so ist es recht,
Geräth es nicht, so bleibt es schlecht.

(Ein zweiter Artikel folgt in der nächsten Lieferung.)

42.

Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von Ernst Friedrich Georg Otto von der Malsburg. Vierter Band. Leipzig. Brockhaus. 1821. 8.

(Beschluß aus No. 2.)

Wir gehen zur Beurtheilung der Uebersetzung fort. Der Herr von der Malsburg hat sich unter den Augen des Publicums allmählig zu einem Uebersetzer des Calderon ausgebildet, der sich gegenwärtig mit seinen beiden Vorgängern und Meistern, A. W. Schlegel und Gries wohl messen dürfte. Wie sehr er jedoch selbst entfernt ist, sich in solchen Wettstreit einzulassen, bezeugt seine freundliche Uebereinkunft mit Gries, keines von den Stücken übersetzen zu wollen, die dieser sich zur Uebertragung ausgewählt. Wir haben es schon einmal versucht, die Arbeit von Gries und Malsburg vergleichend zusammenzustellen, und kommen, wenn wir den vierten Band der Gries'schen Uebersetzung mit dem vorliegenden vergleichen, zu denselben Resultaten zurück. Gries zeigt sich gewandter, geübter, gleichartiger, sicherer; seine Arbeit ist exacter und polirter, aber auch, wie es eben geübten Arbeitern oft ergeht, im Einzelnen und Kleinen nicht mit der Liebe und Sorgfalt behandelt, welche der langsamer und mühseliger Arbeitende auf jeden Zug seines nachzubildenden Originals, sey er auch scheinbar sehr unbedeutend und gleichgültig, zu verwenden pflegt. Wenn wir den ersten Band der Malsburg'schen Uebersetzung auf dem vierten zusammenhalten, so werden wir wohl nur in dem gleichen, liebevollen und treuen Streben, nicht aber in dessen Früchten einen und denselben Arbeiter erkennen. Die innige Anhänglichkeit an das Original lag mit dem Widerstrebenden der deutschen Sprache und Poesie lange in ängstlichem Streite, und nicht mit Unrecht ist den ersten von dem Herrn von der Malsburg herausgegebenen Dramen der Vorwurf von ungebräuchlichen Worten, Wendungen und Verbindungen, Härten in der Sprache und im Verse, Unverständlichkeiten und Zweideutigkeiten gemacht worden — jedoch von einigen Kritikern viel zu hart. Schon im dritten, und noch deutlicher im vorliegenden Bande erkennen wir ein gleichförmigeres, ruhigeres Uebertragen, und die eben angeführten Mängel und Flecken verschwinden beinahe gänzlich. Die Seherin des Morgens ist das Meisterstück der Uebersetzungen des Herrn von der Malsburg. Die innige Liebe, mit der sie gearbeitet ist, scheint die Uebersetzung mit dem Hauche eigener Schöpfungskraft durchdrungen und belebt zu haben. Allerdings waren auch in diesem einfacheren und klareren Drama der Schwierigkeiten viel weniger zu bekämpfen als in der Aurora und den früheren Schauspielen. Der Genius deutscher Natur und deutscher Sprache scheint jenem ersten Drama näher verwandt als irgend einem andern Calderon'schen; und sollen wir eine Vermuthung auszusprechen wagen, die freilich der Vorrede einigermaßen widerspricht, so scheint uns der Uebersetzer für die Aurora viel weniger begeistert gewesen zu seyn als für die Saba. Doch da sich so etwas nicht beweisen läßt, so brechen wir davon ab und theilen einige Proben mit, die uns der Tendenz dieses Blattes angemessener scheinen als ein Sündenregister von falschen Accenten, harten Elisionen, mangelhaften Reimen, schwierigen Constructionen und dergleichen mehr. Wir dürfen dies um so mehr hier fehlen lassen, da das Publicum gewiß sehr bald ein mehr als vollzähliges Register dieser Art, mit Aufnahme aller Druckfehler, in dem Tübinger Literatur-Blatte erhalten wird, mit dem wir nicht gern in Collision gerathen möchten.

Aus der Seherin des Morgens.

Iriphile beschreibt dem gefangenen König von Palmyra, Lybius, ihre Herrin, die Königin Saba. S. 27. 28.

— Die herrliche Saba,
Morgenlandes Kaiserin,
Von den Sonnenreichen all
Kön'gin einzig und allein,
Gottheit in dem schwarzen Glanz,
Hat den hocherhabnen Namen,
Den unsterblichen, erlangt,
Der Sibylle und Prophetin,
Mit dem Geist für Gott entbrannt.
Wann die gottgesandte Gluth
Sie durchhaucht und dann entflammt
Auflebt ihr im Herzen, wird
Dies ein brennender Vulkan,
Und berauscht von Wahnsinn, fliehet
Sie die Stadt, im tiefsten Wald,
Einsam, birgt sie sich, und schreibet
Blätter, wo sie kündend mahnt
An verborgene Mysterien
Eines Gottes. Ob es zwar
Viele geben soll von Thone,
Holz, Gold, Silber und Metall,
Sie giebt Einem nur die Ehre
Und verneint die Andern all, —
Ja zur Schmach selbst und zum Hohne
Von Noloë und Sabaal.
Also von dem ein'gen Gotte
Giebt sie Kunde tausendfach
In verschiedenart'gen Bildern,
Zeichnend bald in Meeressand
Mit dem Finger, bald in Stämme
Mit dem Griffel eines Stahls. —
Dann verwundend, bald die Flächen

Dieser Baumesrinden, bald
Grüne Lorbeerblätter, streut sie,
Mit Schriftzeichen übermalt,
Solche in den Saum des Windes,
So, in flatternder Gestalt,
Seelenvoll lebloſe Vögel. —
Vielleicht fragst du nun, weshalb
Sie denn also schreib' und rede,
Da sie offen schreiben mag,
Offen reden? Dies geschieht,
Weil, so oft der Wahnsinn naht,
Und vom Himmel eine Flamme
Leuchtend durch ihr Innres strahlt,
Göttliche Mysterien schauend,
Sie getrieben wird vom Drang,
Ihr Geheimniß zu betrachten.
Denn sobald der Gott verwallt,
Ist auch die Erinnrung hin,
Was sie sah, was sie errang,
Und betäubt bleibt sie zurück.

Saba in Begeisterung bei dem Baume der Erlösung S. 75. 76.

Heil'ger Gott, du Gott voll Segen,
Der du meinen Geist entzündest,
Welch ein groß Geheimniß kündest,
Süße Sehnsucht aufzuregen?
Zwei stehn hier, zum Tod verdammt,
Und es steht ein hohes Holz
Zwischen ihnen schön und stolz,
Das in Licht und Strahlen flammt.
Welche Ahnungen, zusammt
Groß und hehr, die mich durchbeben!
Einer hofft, er könne leben,
Einer zweifelt an dem Heile —
O wär' mir die Kraft zu Theile,
Das Geheimniß kund zu geben,
Das mir dringt in's tiefste Herz!
Doch ich kann's, ich kann's nicht sagen,
Nieder fühl' ich mich geschlagen
Und besiegt von meinem Schmerz. —
Was erblick' ich anderwärts?
Welche hohe Lichterscheinung?
Ach ich seh' in Lieb' und Einung
Dort ein Holz der ganzen Welt
Als Heilmittel aufgestellt.
O wär' es des Himmels Meinung,
Wär' das Schönste mir bewußt!
Wer den Schleier schon erhübe,
Wer da wüßte, wie die Liebe
Kommt, zu reichen Aug' und Brust
Unsre Heilung, unsre Lust!

Aus der Aurora von Copacavana. Beschreibung von Copacavana. S. 305 bis 307.

Copacavana ist ein Flecken
Der Provinz, die sie Chuquito
Nennen, beinah in derselben
Weite wen'ger Meilen liegend
Von der Ciudad de la Paz
Und Potosi; sein Gefild ist
Fruchtbar, seine Heerden sind
Zahlreich, und von Früchten, Fischen
Und Gewild steht seine Höfe
Stets im Ueberfluß man wimmeln.
Schon das Wort Copacavana
Spricht in ihrer Sprache diesen
Reichthum aus, was übersetzt

Edelstein in unsrer hieße.
Doch wie auch aus diesem Grunde
Wird ihr (?) hoher Werth gepriesen,
Höher steigert's ihn, daß jenes
Felshaupt liegt in dem Gebirge,
Einst das Sonnenheiligthum,
Denn es war sein stolzer Gipfel,
Wo dämonischer Einfluß
Glauben machen konnt', es schicke
Ihren Sohn die Sonn' herab
Als Beherrscher, Fürst, Regierer.
Drum ward zwischen jenem Felsen
Und dem stürm'gen Vorgebirge
Einer großen Lache, welche
Mitten eine Insel bildet,
Auferbaut ein Sonnentempel,
Wo das Haupt der Götzenbilder
Auf dem sündhaften Altare
Faubro ward genannt, was wieder
Heil'ger Monat heißt ꝛc.
Dort, nach dem verborgnen Rathschluß
Gottes übte ihre Listen
Noch die alte Schlange, gab
Andere Orakel wieder,
Flößt' abscheuliche Gebräuche
In der Völker Herz, daß wilder
Durst nach Blute, schwach gestillt
Durch das Schlachten roher Thiere,
Lechzte nach dem edlern Leben
Jungfräulicher Priesterinnen.

Das Streben nach dem Unendlichen. S. 356.

Maßlos ist das Unermeßne,
Und der Sonn' nicht näher Einer,
Welcher auf dem Berge steht,
Als wer in dem Thal verweilet.
So ist klar, da unermessen
Die Vollendung ist der heil'gen
Jungfrau, daß ihr bestes Bild
Ihrer Schönheit um nichts weiter
Nahe kommt, als was am mindsten
Schön sie darstellt, ihr wird gleichen

51.

— Wir haben in Deutschland den Hüten der Damen im Theater den Krieg erklärt und der Feldzug gegen dieselben ist gewonnen. Es zeigen sich nur noch einige Nachzügler. In England geht man schon weiter. Man verlangt, daß sich die Damen auch ihrer Hauben entäußern sollen. Man höre, wie sich ein Correspondent des Morning Chronicle darüber ausläßt: „Bis jetzt, dachte ich immer, daß die Damen das Theater besuchten, um (man denke!) — — zu sehen, oder gesehen zu werden! Diese sehr natürliche Absicht wird aber gänzlich vereitelt durch ihre der übrigen Gesellschaft so gehässigen Hauben, welche an jeder Seite ihre immer mehr allarmirenden Flügel weit ausbreiten. Nicht allein werden wir Männer dadurch des Anblicks der reizendsten Physiognomien beraubt, sondern es hebt sich leider der Vorhang der Bühne vergebens für diejenigen, welche das Unglück haben, hinter diesem für letztere martervollen Hauptschmuck zu sitzen. Ich hoffe, unsre schönen Landsmänninnen werden so gerecht seyn, dies doppelte Unrecht an uns und an sich selbst in zarte Ueberlegung zu nehmen und entweder die wunderlichen Hauben in ihrer Ausdehnung einschränken, oder solche während der Vorstellung ihren Ehegatten, Liebhabern und Freunden zur Verwahrung anvertrauen."

Literarisches

Conversations-Blatt.

No. 5.

7. Januar 1822.

Aus Casanova's Memoiren. Erster Band. (2 Thlr. 12 Gr.)

Die Ausstellungen, welche die Urania für 1822 aus den Denkwürdigkeiten Casanova's enthält, haben eine so allgemeine Theilnahme gefunden und die Aufmerksamkeit sowohl auf den Mann als auf seine Schriften in einem so seltenen Grade erweckt, daß die Nachricht vom Erscheinen des obengenannten Buches unstreitig genügen wird, demselben den leichtesten Eingang in die Lesewelt zu bereiten. Es kann hier nicht von einer solchen Anzeige die Rede seyn, welche, mit Lob auf ein Buch hinweisend, dazu dienen soll, ihm einen kümmerlichen Absatz zu verschaffen, denn es gibt gute Bücher, vor denen die Lesewelt erschrickt, deren Werth dieselbe zugibt oder annimmt, zu deren Besitze sie sich aber nicht drängt, weil sie sich erst an sie hinanlernen muß, weil sie wartet, bis die Zeit ihr die Erkenntniß gebracht, das Unerwartete, Ungewohnte gangbar gemacht und nun auch die Lust zum Besitzthum entzündet hat. Leser und Bücher (es ist aber nur von guten Lesern und guten Büchern die Rede) stehen in verschiedenartigem Verhältnisse zu einander. Das eine Buch nimmt die höchsten Seelenkräfte, Vernunft, Gemüth, Phantasie, mit einem Worte den ganzen Menschen in Anspruch, bald fordert es zu einem weiter auszuspinnenden Nachdenken auf, bald verlangt es ein völliges Versenken in seine Tiefen, kann aber eben deshalb nur mit Absätzen, Ruhe- und Erhohlungspuncten auf eine solche Weise gelesen werden, daß es, wie doch jedes gute Buch sollte, mit uns Eins wird, sich mit uns verseelt, wenn es erlaubt ist, einen so neuen Ausdruck von der Analogie den Verkörperns zu entlehnen; das andere Buch hingegen beschäftigt nicht eben die untergeordneten, aber die leichter zu übenden und schneller zu befriedigenden Wirksamkeiten unsers inneren Lebens, wir bedürfen statt der Seele des Herzens, statt der Vernunft des Verstandes, statt der Beschaulichkeit des Auges, wir fühlen uns erregt, bewegt, fortgezogen, Bild folgt auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, Blatt auf Blatt, Witz und Scharfsinn zucken wie belebende Funken hindurch, und wir fühlen den Verfluß der Zeit erst wenn sie verlaufen ist, denn wir hatten das Buch nicht aus der Hand legen können, und es ist zu Ende. Ein Buch der letztern Gattung ist das gegenwärtige und es wird sich ohne Prophetengabe wahrsagen lassen, daß es als solches allgemeine Anerkennung finden werde. Man könnte sagen, es ist nicht geschrieben, es spricht, es ist ein geistreicher Alter, ein Vielgewanderter, welcher ausruht, ein jovialer, heiterer Freund, der uns seine Abentheuer, die oft wie Mährchen klingen, erzählt, dem wir begierig zuhören, dem wir recht oft auf die Finger schlagen möchten, von dem wir aber auch Vieles, gar Vieles lernen können.

Die Kritik darf in diesen Blättern nicht ausführend, nicht erschöpfend, nicht einmal ernst erscheinen, sie soll nicht Urtheile sprechen, sondern nur mit Urtheil sprechen, wie würde sie aber auch anders mit einer Erscheinung verfahren können, die wie ein Chamäleon vor ihren Augen spielt, oder als ein lebensfrisches, bald ausgelassenes, bald unartiges Kind unter ihren Händen zappelt? So wie der Leser nicht mit einem Buche verfahren kann wie mit dem andern, so kann es auch die Kritik nicht; laßt uns daher auch für unser Theil hier nichts anderes suchen, als die Beruhigung, der strengen und doch gütigen Meisterin einige Worte und Winke abgelauscht zu haben.

Nehmen wir das Buch ja nicht objectiv, als etwas in Wahrheit und Wissenschaft feststehend und begründend, oder gar als ein Muster zur Nachahmung vor uns stehend, wie beides gar oft selbst mit den subjectivesten Werken ausgezeichneter Männer geschehen kann; betrachten und verfolgen wir es rein individuell, als etwas, das nach dem völlig eigenthümlichen Gepräge der Zeit, des Ortes und des Menschen, in seiner Gestalt nur einmal in das Leben treten konnte, und aus dem deshalb Belehrung und Unterhaltung zu schöpfen, jedoch keine Gefahr zu befürchten ist, weil das Gefährliche des Buches eben nur das Individuum in der Zeit, in den Ländern und in den Verhältnissen, in welche es gerieth, zu treffen vermochte.

Hiermit sind auch die Grundlinien bezeichnet, auf welchen der Reiz dieser Memoiren beruht. Das Individuum: ein Mensch, von der Natur mit Schönheit und Kraft ausgestattet, von gleicher Beweglichkeit des Geistes und Körpers, von Sinn eben so scharf als leicht, an Geist gewandt und sophistisch, im Gemüth gutgeartet, in der Gesinnung Egoist, dabei das siedende Blut des Italieners, eine lare Moral und eine selbstgemodelte bequeme Religion; die Zeit: 1725—1797, reich an den seltsamsten Charakteren, Bildungen und Ereignissen und der Kunde der heutigen Welt zum großen Theil entfernter, als manche weiter zurückliegende Periode, eine Zeit, auf die Herrschaft des Verstandes und der Aufklärung bis zur Vermessenheit und Selbstvernichtung

eitel; und jetzt wieder von der Mehrheit zu weit zurückgewiesen und zu vornehm verachtet, eine eigentliche Entwickelungsepoche; die Länder: Italien, damals wie Frankreich Sitz der Frivolität und üppigsten Sinnlichkeit, Frankreich selbst, Deutschland, Spanien, Polen, ja die Türkei; die Verhältnisse: zuerst ein fast dürftiger Zustand, dann allmähliges Emporringen in die höhern und höchsten Regionen der Gesellschaft, wodurch, da auch die früheren Sphären nicht verlassen, sondern nach Neigung und Verhängniß mit jenen zugleich rüstig und lebendig durchschritten werden, jene bunte Mannichfaltigkeit und anziehende Abwechselung entsteht, die uns nicht ermüden läßt, sondern Neugier und Theilnahme in stets gereizter Bewegung erhält. So wird uns der Blick in die verschiedensten und seltsamsten Abstufungen menschlicher Zustände eröffnet; deren gemeinste und niedrigste Formen wir belustigend kennen lernen und die durch den kräftigen Umriß der Localität, Nationalität oder Gesinnung immer einen eigenthümlichen Charakter behaupten, während uns der Erzähler auf der andern Seite an die Hand der erhabensten Personen führt, die jedoch, sobald sie sich ihm nähern, von ihrer Höhe und Würde herabsteigen und in rein menschliche Beziehungen übergehen, worin sie uns nicht mehr als historische Begriffe, sondern als mit uns verkehrende Gestalten erscheinen. Auch dieses liegt wieder in der Keckheit, mit welcher der Mann alle Lebensverhältnisse anfaßt, und indem wir hier bestätigt sehen, daß eine solche Keckheit mit Selbstgefühl und einigem Leichtsinn verbunden, am leichtesten alle Wege ebnet und alle Schranken besiegt, die den Menschen vom Menschen zu trennen bestimmt sind, erfahren wir dort auf eine tröstliche Weise, wie das Bessere und Edelste im Menschen auch unter den Hefen gährt und an den Abgründen der Verworfenheit den Aufflug zur Sonne sucht.

Vielleicht scheint Einiges von dem Gesagten mehr zu enthalten, als wozu das vorliegende Bändchen Anlaß geben konnte. Dieses rührt aus der Kenntniß, die Schreiber dieses Aufsatzes sich von dem Original in seiner Ausdehnung erworben hat. Diese Kenntniß rechtfertigt die Versicherung dessen was sich von selbst versteht, daß das Leben dieses Mannes von Band zu Band bedeutender und anziehender wird, je nachdem er mit interessanteren Personen in Verhältniß tritt oder seine Schicksale sich sonderbarer verwickeln. Aus derselben Kenntniß fließt das gerechte und gebührende Anerkennen der Trefflichkeit dieser Bearbeitung, und der Verleger, der unsern Dank für die Bekanntmachung des Manuscripts überhaupt verdient, hat denselben in gleichem Grade dafür zu erwarten, daß er es in so geschickte Hände legte. Man glaube nicht, daß man bei einem Abdruck des französischen Originals besser gefahren wäre. Es ist dieses in einem so von Italianismen erfüllten Französisch geschrieben, daß es, wenn man nicht eine besondere Vorliebe zu einer selbst fehlerhaften Eigenthümlichkeit hegen wollte, erst förmlich in das Französische übersetzt werden müßte. Den Geist des Originals, die Schärfe der Auffassung, die frische Zeichnung, das lebendige Colorit hat der deutsche Uebersetzer unvergleichlich getroffen, den Buchstaben dagegen weit besser gegeben. Es nimmt sich bei ihm Alles nicht nur feiner und anmuthiger, sondern auch freier aus, als es bei Casanova, der uns selbst erzählt, wie spät er das Französische erlernt habe, der Fall seyn konnte. Bei der Vergleichung ward uns eine liebe Eigenheit der deutschen Sprache klar, wenn wir sahen, wie oft durch die leiseste Nüance in der Färbung des Ausdrucks etwas lieblich oder tiefer bedeutend vor uns stand, das in der Urschrift unleidlich grell und gewiß auch einem französischen Sinne widerwärtig entgegengestarrt hatte.

Den zweiten Dank haben wir dem Herrn Uebersetzer für die feine Ausscheidung des völlig Ungebührlichen zu bringen, wiewohl wir den Titel: Aus Casanova's Memoiren, wenn wir die Vollständigkeit der Uebertragung des ersten Bandes bedenken, zu eng finden, niederschlagend aber, wenn er eine Absicht andeuten sollte, nicht das ganze zwar bände- doch inhaltreiche Werk in gleicher Weise zu behandeln. Wollten wir einmal das Naive und Sentimentale als einen großen Gegensatz annehmen, so muß Casanova's Leben ganz jenen Ersteren beigezählt werden. Die Sinnlichkeit nimmt darin den breitesten Raum ein, da sie aber eben so ganz von aller sentimentalen und sonstigen Umhüllung frei ist, so nimmt sie gleichsam den Charakter eines Naturdienstes an, der die Ideen der Gefährlichkeit und leiser Vergiftung von selbst verbannt. Dabei hält sie sich in der That vom Corrupten entfernt; es ist nirgends auf Verführung, auf eine Vernichtung sittlicher Schönheit abgesehen, sondern nur benutzt, was einer übervollen Jugendkraft auf eine Weise entgegen kam, die sich nur selten in der Biographie eines Jünglings wiederholen möchte. Hingegen ist der Ausdruck mit einer Dreistigkeit, wir möchten sagen Frechheit, hingestellt, die wieder an's Reine und Unbewußte streift, und wenn wir auch die dem Autor zu Statten kommende Nationalität bedenken, nach welcher Dinge als ganz unschuldig vor Frauen ausgesprochen werden dürfen, welche bei uns selbst Männer erröthen machen, so war es doch das vollkommen Richtige, was der Uebersetzer im Gefühl unsrer Volksart erwählte. Er hat gewissenhaft gemildert was zu mildern und ausgelassen, was nicht zu sagen war. Doch denke man sich nicht etwa, daß dieses einen großen Theil des Buches ausmache; es würden vielleicht kaum fünf Seiten herauskommen, wenn man einen Additionsproceß des Eliminirten anstellen wollte. Der Autor selbst hatte bereits vieles in der Handschrift vertilgt, gewiß würde er noch strenger verfahren seyn, wenn er dieselbe aus der Notiz seiner selbst und einiger vertrauten Freunde zur Bekanntschaft des Publicums hätte übergehen lassen wollen. Dem Bearbeiter mußte deshalb dieses Nachrecht gebühren, und ob wir nun gleich ein so rein männliches Buch weder als Erziehungsbuch anpreisen, noch den Frauen zur Lieblingslectüre empfehlen wollen, so könnte es doch vielleicht in seiner jetzigen Gestalt an den Unbewußten unerläuternd, und an den Erfahrnen ungefährlich

vorübergehen. Aber stellen wir uns auch auf einen höheren Standpunct, kann nicht da eben dieses Buch auch heilsam und belehrend werden? War denn dieser Mann in seinem wilden Ergreifen und Umherirren glücklich? Dürften wir im Ernste fürchten, daß jemand glaube, er, der die Tugend nicht fand, habe die Liebe empfunden, oder das sey Liebe, was er Liebe nennt? Könnten wir damit dieses völlige Abweisen der Treue, der Ewigkeit einer Liebe vereinen, die allein den Vollgehalt der Liebe begründet und verklärt? Klagt er sich nicht selbst zum öftern leise an und sehen wir es nicht, wie er in der Wollust nur taumelt, weil er das Glück und die Befriedigung nicht finden kann? Doch wir überlassen es unsern Lesern, an diese Fragen die ersprießlichsten Betrachtungen zu reihen, um noch die Bahn des Buches selbst im Fluge zu durchlaufen.

Die Vorrede des deutschen Herausgebers ist historisch nützlich und philosophisch vortrefflich, dabei in derselben Durchsichtigkeit des Styls gehalten, welche eine Zierde des Werkes selbst ist. Das Vorwort des Verfassers ist ein Meisterstück der Selbstkenntniß und Aufrichtigkeit, und es läßt sich nicht ohne Freude darin sehen, wie neben dem Bequemen, oder Unsichern und Selbstgemachten oft unmittelbar das Tiefsinnigste und Herrlichste liegt, wie dies auch nicht selten im Verlauf der Geschichte selbst zu erproben ist. Eine Merkwürdigkeit ist, daß der Verfasser mit seinem Glaubensbekenntniß anhebt; er trifft darin mit andern Selbstbiographen zusammen, denen es ein rechter Ernst war, zeigt aber auch, wie er den Ernst über den Leichtsinn erheben, und indem er das Göttliche voraus feststellt, ihm den Sieg über das irdische Leben erhalten will. Es erinnert uns gewissermaßen an den Anfang des Hans von Schweinichen, in dessen trefflicher Geschichte sich auch noch andere Vergleichungspuncte mit der gegenwärtigen finden lassen. Wie die Widersprüche in diesem beweglichen Herzen zusammen leben, zeigt sich auch gleich, wenn man das Dogmatische dieses Anfanges gegen den selbstsüchtigen Schluß derselben Vorrede hält.

In den ersten Capiteln ist es bedeutend, zu sehen, wie der Autor eine völlige Stumpfheit in den ersten Kinderjahren mit vielen gelehrten und ausgezeichneten Männern gemein gehabt hat, sein Geist sich aber fast drollig mit einer Anschauung des einst in Italien so gefährlichen Copernicanischen Weltsystems entwickelt, dann, wie die nichtsnutzige Bettine einen entscheidenden Einfluß auf die ganze lange Dauer seines Lebens gewinnt. Die Geistergeschichte und die Slavonierin geben gleich daneben die hellsten Anschauungen des unvergleichlichen Darstellungstalentes. Das vierte und fünfte Capitel tändelt sich angenehm durch; man sieht aber darin einestheils, wie leicht es in Italien mit den ersten geistlichen Weihen genommen wurde, wie wenig sie für eine Abwehr wie vielmehr für einen Freipaß der Sinneslust galten, dann eine Probe, wie unser Jüngling sich selbsttäuschend heuchelt, indem er sich verhehlt, daß er den ersten Keim des Verderbens willkürlich in Luciens Brust gesenkt hatte, oder sollte er, der Scharfsinnige, wirklich seinen Lesern nicht mehr Scharfsinn zutrauen, als dazu gehört, das was er sich als eine Unterlassungssünde so hoch anrechnet, in die wahre Gestalt der Begehung zurückzuführen? Aber freilich Blut, Jugend, Italien, Bettina! — Das sechste und siebente Capitel unterhalten durch das schlecht berathene Seminaristeninstitut, die lebendige Charakteristik der Albaneser in der Festung, das Alibi, bei welchem man sich einiger Schadenfreude gegen den Nazetta kaum erwehren kann, durch die Weise überhaupt, auf welche sich das wilde Treiben der Venetianer vor unsern Blicken entfaltet; die Episode mit der blonden Gräfin ist eine bizarre Novelle. Das achte Capitel bietet den sonderbarsten Glückswechsel, den völligen Geldruin unter Spielern und Gaunern, und glänzenden Gelderwerb auf eine mehr listige als lobwürdige Art; in den beiden Figuren des Pater Steffano und des Bischofs von Martorano, dort ein Original wie es nur die Kehrseite des Katholicismus hervorbringen kann, hier einen liebenswürdigen Geistlichen. Rom, von welchem Casanova ohne eiteln Prunk gesteht, daß er es das erstemal ohne alle Berücksichtigung seiner Herrlichkeiten durchflogen habe, entfaltet sich reich und neu im neunten und zehnten Capitel. Wir sehen die Weltstadt hier in einem Lichte, in welchem sie die Reisenden nicht darzustellen gewohnt sind; wir blicken in das Leben der Cardinäle und ihrer Geliebten, in die Intriguen der Geistlichkeit und ihrer Gegner, selbst der Papst vergißt die Würde der Tiare bei dem Nahen dieses kecken Jünglings. Im Verhältniß zu Lucretia scheint sich zum erstenmal eine Empfindung derjenigen Liebe, die über den Sinnen steht, einzuschleichen, doch geht sie gleichfalls in Taumel unter und endet bei unserm Helden wenigstens in gemeinem Leichtsinn. Spannend eröffnet uns der Schluß des Bandes die Aussicht auf Constantinopel, und wir hoffen dort unsern glänzenden Abentheurer, an der Hand seines deutschen Führers, recht bald zu begrüßen. Wir werden ihn im Verfolg gern in den Bleikammern zu Venedig und unter den Beziehungen wieder antreffen, in welchen ihn die Urania dargestellt hat. Schließen wir jetzt mit einigen Einzelheiten, die theils zur Auszeichnung einiger schönen Gedanken dienen, theils durch Bemerken etlicher Anstände die Aufmerksamkeit beweisen sollen, mit welcher wir gelesen haben. Zu jenen rechnen wir:

S. 3. „Unser Nichtwissen ist unsere letzte Quelle, und Alle, die sich ihr ergeben, sind wahrhaft glückselig."

S. 4. „Wenn auch der Mensch frei ist, darf er doch nicht glauben, er sey Herr zu thun was er wolle."

Ebendaselbst: „Je mehr Macht er dem Schicksal einräumt, um so mehr entzieht er sich die, welche Gott ihm gab, als er ihm die Vernunft verlieh."

S. 116. „Beredsamkeit nutzt die Geheimnisse der Natur, wie die Maler, welche sie nachahmen wollen. Das Schönste, was sie leisten, ist falsch."

S. 237. „Die Heilkunde ist in den Händen der Dummen ein Gift, und das Gift in den Händen der Klugen ein Heilmittel."

S. 388. „Gegen Gemeinheit des Geistes und den Gesinnung gibt es keine Hülfe."

S. 408. „Das Geben ist nicht schwer, aber die Art des Gebens."

S. 476. „Es kam auf Klarheit an, das Schwerste in der Poesie. Dunkelheiten, die leicht sind, — — — hätten erhaben geschienen."

Mit den Ausstellungen ist es schwieriger. Es gibt Gelegenheiten wo man sie suchen muß und sich doch ungern die ungemischte Freude damit verkümmert. Sollen wir ein Bedenken über den von dem Hrn. Uebersetzer eingeschlagenen Weg äußern, so besteht es darin, daß durch die an sich löblichen Verkürzungen zuweilen eine Dunkelheit entsteht, indeß hin und wieder auch etwas unübersetzt geblieben ist, was unverfänglich und nicht ganz ohne Interesse war. Jenem ersten Tadel wollen wir keine Erläuterung beifügen, weil eine geringe Unklarheit in den gegebenen Fällen dennoch besser bleibt als eine zu ausführliche Deutlichkeit, und dem, der errathen will, auch etwas zugemuthet werden darf; es könnte vielleicht auch nur auf einen noch freiern Gebrauch des Gartenmessers führen, der wohl wieder manches hübsche Zweiglein in den Wurzeln verletzt hätte. Zu der zweiten Bemerkung dient vielleicht folgender Beleg.

S. 345. Hätte unsers Bedünkens folgende Auslassung einen Platz verdient:

„Mais voici une circonstance qui peut-être plaira à quelque lecteur.

„Une heure après être sorti de Château neuf allant vers Rome, l'air étant tranquille et le ciel serein, j'ai observé à dix pas de moi à ma main droite une flamme pyramidale de la hauteur d'une condée, qui

quatre ou cinq pieds élevée du terrain m'accompagnoit. Elle s'arrêtoit quand je m'arrêtois et lorsqu'au bord du chemin il y avoit des arbres, je ne la voyois plus, mais je la revoyois quand je les avois dépassé. Je m'y suis approché plusiers fois; mais tant je m'y approchois tant elle s'éloignoit. J'ai essayé à retourner sur mes pas, et pour lors je ne la voyois plus, mais d'abord que j'avois repris mon chemin je la revoyois à la même place. Elle ne n'est disparue qu'à la lumière du jour.

„Quelle merveille pour la superstitieuse ignorance, n'ayant eu des témoins de ce fait, il me fut arrivé de faire à Rome une grande fortune! L'histoire est remplie de bagatelles de cette espèce, et le monde est plein de têtes qui en font encore grand bas, malgré les prétendues lumières que les sciences procurèrent à l'esprit humain. Je dois cependant dire la vérité, qu'en dépit de mes connaissances en physique la vue de ce petit météore n'a pas laissé de me donner des idées singulières. J'eus la prudence de n'en rien dire à personne. Je suis arrivé à Rome avec sept pauls d'ors dans ma poche.“ Nur ein Irrwisch, doch nicht ohne Charakter. Zugleich kann diese Probe einen Begriff vom Ton des Originals geben.

Ueberseßungsfehler dürften nur wenige zu rügen seyn. Uns fiel unter andern S. 404. der Satz auf: „Dazu bedarf es nicht der Schönheit, sondern einer andern Eigenschaft, die mehr vermag, die ich besaß und die ich nicht nennen kann.“ Im Französischen heißt leßteres blos: et que je ne sais pas ce que c'est. Es ist das italiänische un certo non sò chè; die Verdeutschung könnte aber irre führen.

S. 465. muß es nicht heißen künftigen Schwägerin, sondern blos Schwägerin; das Beiwort ist Zusaß und unrichtig.

S. 467. Z. 8. ist wieder verliebt statt minder verliebt ein Druckfehler.

Druckfehler sind übrigens nicht der Fehler dieses Buches. Die Verlagshandlung hat es vielmehr sehr sauber ausgestattet; das Papier ist weiß, der Druck angenehm und den Augen wohlthätig.

Gegen die Erklärung einiger lateinischen Citate in dem Vorwort ist nur noch eine Einwendung zu machen. S. 18. heißt Laudibus arguitur vinis vinosus Homerus „zum Ruhme gereicht es dem Weine (nicht dem Homer), wenn Homer weinberauscht ist,“ (oder genannt wird). Das Motto: nequisquam sapit, qui sibi non sapit heißt wohl nicht: „Verstand ist nichts, sobald man sich selbst nicht versteht,“ sondern: „der weiß nichts (oder ist nicht weise) der nicht sich zum Vortheil (zur Belehrung, Besserung,) weiß (oder weise ist).“

Mögen wir recht bald mit dem zweiten und den folgenden Bänden erfreut werden.

67.

Schriftstellerunachtsamkeiten jeder, nur nicht politischer Art.

(Vgl. No. 296 v. 1821.)

Wofern Du willst durch Deine Feder walten,
Entsend' ihre keine Mißgestalten!

Durchaus nur der Sache, nie der Person wegen, erfolgen diese Ausstellungen.

Die Person, welche gefehlt hat, kann mithin geschon', braucht nur im Nothfalle genannt zu werden. Gleiches gilt von den Schriften, in denen der Fehltritt geschah. Damit jedoch der Irrende genau wisse, daß er gemeint sey, werden wir dies durch Anzeigen der Seitenzahl zu bewirken suchen. Auf die Art können wir, verdeckter Weise, uns auch z. B. über die wertheften Herren Mitarbeiter gegenwärtiger Zeitschrift ganz artig und freundschaftlich hermachen, wenn anders das „Geberdenspiel“ dieses Blattes uns nicht schleunig das Handwerk legt. Das fürchten wir jedoch kaum; denn das Geberdenspiel versteht unverkennbar Scherz, was ihm fürwahr Ehre macht.

Diesemnach bemerken wir nunmehr

5.

daß einem berühmten und verdienstvollen Rechtsgelehrten, der über das öffentliche Gerichtsverfahren neuerlich geschrieben hat, zwar auf arge Weise mitgespielt worden ist, daß, wegen der eingemischten Persönlichkeiten, Nr. 24 vier und zwanzig böse Gesichter verdient, daß aber gleichwohl der Tadel der Schriftstellerei noch strenger hätte seyn können. Nämlich der Titel der fraglichen Schrift enthält (sollte man es glauben?) in vier oder fünf Wörtern drei mit „keit“; er lautet:

„Betrachtungen über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege“

Ist diese Keiterei nicht äußerst widrig?

Und gleichwohl bleibt unverkennbar, daß der verdienstvolle Herr Verfasser jenes Werkes ganz vorzüglich auf gute Schreibart sieht. Wie sehr mögen also wir armen Deutschen in dem Puncte noch zurücksteh'n! Einem Franzosen z. B. entschlüpfte kaum eine solche Mißbetitelung. Auch erfordert wenigstens die Aufschrift eines wichtigen Werkes einen unablaßigen Eifer, daß kein Fehler irgend einer Art sie verunstalte.

Hätte der Herr Verfasser das öffentliche Rechtsverfahren, als Richter oder Sachwalter, persönlich mit ausgeübt, sein Ohr würde vielleicht so geschärft seyn, daß jenes dreimalige „keit“ nicht zugelassen worden wäre. Auch die nüßliche Schärfung des Gehörs erscheint demnach unter den unerkannten Vortheilen des öffentlichen Rechtsverfahrens. Wen dem ein Gelehrter, wie etwa Feuerbach, seinen Schuß gönnt; so kann dies den deutschen Staaten zum höchsten Vortheile gereichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

— Durch einen in Aegypten seit mehreren Jahren schon sich aufhaltenden Freund hat der regierende Hr. Graf Franz von Erbach, der große Freund der Kunst und des Alterthums, für sein reiches Museum eine abermalige höchst wichtige Bereicherung erhalten. Sie besteht erstens aus einer neun Fuß langen Papyrusrolle, die nur an wenigen Orten beschädigt ist und unter den auf ihr befindlichen Vorstellungen hieroglyphischer Art solche zeigt, die bisher auf den bekannt gewordenen Papyrusrollen noch nicht bemerkt worden, zugleich aber von höchstem Interesse sind. Sie besteht ferner zweitens aus einem andern Stück Papyrus mit altägyptischer, ganz trefflich erhaltener und leicht zu dechiffrirender Schrift; — unfehlbar eine bedeutende Seltenheit! Dazu kommt drittens eine im doppelten Sarge sich befindende, trefflich erhaltene Mumie, mit weit geöffnetem Munde, wie die ehemals von Gryphius zu Breslau beschriebene, übrigens aber, was wohl sehr selten, von weißen und blauen Byssusstreifen über den gewöhnlichen Mumienbinden reich umwunden. Doch ist hier noch das Merkwürdigste der innere, überall mit den schönsten Hieroglyphengemälden reich verzierte Sarg, ähnlich denen zu Wien und zu München, die bisher von H. von Hammer, D. Sickler und D. Wagen beschrieben und gedeutet worden sind. Nur erst seit kurzem ist Deutschland in den Besitz dieser so schäßbaren Alterthümer gekommen. Zu seiner Zeit wird ein umständlicherer Bericht über dieselben in diesem Blatte gegeben werden.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 6.

8. Januar 1822.

Blick auf das Dresdner Hoftheater und seine neueste Gestaltung.

Erster Brief.

Dresden, den 12ten Decbr. 1821.

Erfüllen Sie, mein theurer Freund, Ihr Versprechen und kommen im Januar zu uns. Maria v. Weber's Freischütz, die Pretiosa mit seinen herrlichen Chören, und manches andre dramatische Gastmahl erwartet uns um diese Zeit. Sie werden sich der fröhlichen Umgestaltung und Aufblühung in unserm Hoftheater freuen, und auf's angenehmste von der Verjüngung und Erhellung überrascht werden, durch welche wenigstens das Innere unserer Bühne ein würdiger Musentempel geworden ist, da sich der Erweiterung und Verzierung von außen unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellten. Sie erinnern sich, wie früher auf der Bühne selbst alles wurmstichich, vermorscht und verwickelt war. Der Eifer unsers wohlunterrichteten und anstelligen Maschinenmeisters Lißmann scheiterte nur zu oft am beengten oder falsch verbrauchten Raum; alles klaffte, schnarrte und klapperte, und wenn Neues eingeflickt wurde, brach das Alte; die Versenkungen und Flugwerke waren oft mit Lebensgefahr verbunden, und der berühmte Schimmel in Kind's Vandyk lief Gefahr mit seinem rüstigen Reiter urplötzlich in die Unterwelt zu versinken; die Beleuchtung in den Coulissen sowohl als am Proscenium war äußerst mangelhaft, und das feinere Mienenspiel der Schauspieler ging in unabwendbarer Dunkelheit unter; nirgends Schutz gegen Zugwind und Verkältungen. Greifbare Verfinsterung herrschte im Halbkreis der Zuschauer, durch einige in den fürstlichen und gesandtschaftlichen Logen brennende Wandlichter nur noch sichtbar. Niemand konnte, wenn der einzige Kronleuchter in der Mitte in die Decke sich verkrochen hatte, einen Komödienzettel oder einen Operntext herausbuchstabiren. Dabei war alles so verrostet und bestaubt, daß neue Gewänder und Scenerien nur um so mehr abstachen. Dem jetzigen Generaldirector der königl. Schauspiele, Geheimenrath von Könneritz, wurde der längst gewünschte Auftrag zu Theil, mit der Bühne sowohl als mit dem Halbkreise einen alles erfrischenden und erneuernden Verjüngungsproceß vorzunehmen. Der diesjährige Sommer war nicht günstig dazu. Und doch konnte schon am 29sten Septbr. die italienische Oper mit Rossini's Donna del Lago und die deutsche Schaubühne am 30sten Septbr. mit Nathan dem Weisen und einem angemessenen Prolog, von Theodor Hell gedichtet, und vom Regisseur Helwig gesprochen, zu größter Zufriedenheit des Hofes und des ganzen Publicums wieder eröffnet werden. Hr. v. Könneritz hat sich in der Anordnung und Ausführung dieser Bühnenerneuerung ein großes und bleibendes Verdienst erworben. Seine durch nichts zu ermüdende Betriebsamkeit bethätigte die Arbeiter, sein richtiger Geschmack leitete und unterstützte die Künstler. Jetzt hat alles ein ungemein heitres und einladendes Ansehen gewonnen. Man geht gern in's zierliche, nett erleuchtete Haus. Man sieht und wird gesehn! Viel ist durch einen um mehrere Schuh tiefer ausgegrabenen und fest ausgemauerten Fußboden unter der Bühne für Versenkungen und Heizung, auch noch durch das durchaus höher gehobene Dach- und Sparrenwerk für die Bequemlichkeit der Scenerie, der Flugwerke und alles, was in den obern Regionen vorgeht, gewonnen. Eine ganz neue, äußerst zweckmäßige Lampenbeleuchtung in den Coulissen und auf dem Proscenium, mit weiser Benutzung dessen, was in Leipzig und beim neuen Theater in Berlin angebracht worden ist, ist für die Erhellung der Scene angebracht worden. Nun erst können Tag und Nacht im schnellsten Wechsel vollkommen dargestellt werden und im feinsten Mienenspiel unsrer Bühnenkünstler entgeht kein Zug den Zuschauern. Natürlich mußten nun auch neue Scenen und Einsätze gemalt, frische Gewänder und Costüms selbst bei alten Stücken angeschafft werden, da das Verschossene und Veraltete solche Beleuchtung nicht mehr aushalten konnte. Dabei ist nichts gespart worden, und bald wird auch unsre Theatergarderobe den alten, nicht ungegründeten Vorwurf ganz von sich abwälzen können. Durch einen einzigen, meisterhaft eingerichteten argandischen Rundleuchter, wobei alle Möglichkeit einer Abtropfung wegfällt, wird während der ganzen Vorstellung der Halbkreis der Logen und des Parterres mit einem so hellen Licht übergossen, daß Bühne und Sitzreihen sich gegenseitig in der Beleuchtung unterstützen, und doch kein Licht das andere überscheint. Die Bühnenbrüstungen sind blau mit Silber aufgeputzt und gewähren einen sehr freundlichen und harmonischen Eindruck. Der königl. Hofconducteur Bloßmann hat das Verdienst, die Ideen des Hrn. v. Könneritz mit Einsicht und Pünctlichkeit ausgeführt und insbesondere den Rundleuchter in der Mitte so, wie er ist, hergestellt zu haben.

Auch in der innern Bühnenverwaltung sind vom

Generaldirector neuerlich mehrere, wir dürfen hoffen heilsame Veränderungen getroffen worden. Zwar ist Hr. Helwig in seiner Stellung und Einnahme in nichts beeinträchtiget worden, allein es war nicht in der beschränkten Kraft eines einzelnen Mannes, zugleich Hauptrollen in den vorzüglichsten Trauer- und Lustspielen zu übernehmen und auch die Regie im deutschen Singspiel und im recitirenden Schauspiel allein zu verwalten. Die Leistung des Schauspielers mußte zuweilen unter der Last der Regie ermatten. Der Generaldirector ordnete also eine festbestehende Comité an und ernannte die Schauspieler Julius und Werdy, Männer vom glücklichstem Kunsteifer beseelt und durch eine vieljährige Regie an zwei großen Theatern in Breslau und Frankfurt a. M. eingeübt, zu Mitgliedern derselben. Mit Helwig vereint, bilden sie einen Ausschuß, bei welchem der Director präsidirt, ihre einzelnen und schriftlich eingereichten Vorschläge wegen Wahl und Besetzung neuer Stücke, und wegen eines stets für einen ganzen Monat zu fertigenden Repertoriums prüft und genehmigt, und in allem auch dadurch die Initiative behält, daß nur von ihr die Stücke, die begutachtet werden sollen, ausgehn. Des Directors Sache bleibt es auch stets, einem von der Comité ein bestimmtes Stück zur Aufführung zu übertragen, dem dann für das Stück alles untergeordnet ist, und der dann auch bei der fortgesetzten Aufführung stets für alles verantwortlich seyn wird. Die Oper ist der Leitung des Capellmeisters Maria von Weber ganz allein übertragen, und steht ihm zur Erleichterung des Geschäfts ein Regisseur zur Seite. Neue Theatergesetze sind in Arbeit.

Die Wohlthätigkeit dieser neuen Einrichtungen hat sich alsbald durch die höchstgelungene und vollendete Aufführung des mit dem Kleistschen Theaternachlaß von L. Tieck herausgegebenen Prinzen von Homburg bewährt. Dies hochpoetische, geist- und gemüthreiche Vermächtniß eines in Unmuth untergegangenen und doch sehr hochherzigen Dichters, eine wahre Bereicherung unsrer deutschen Bühne, die in scheinbarem Ueberfluß an der Auszehrung krankt, hat auf dem Burgtheater in Wien durch Unlust und Unempfänglichkeit der Schauspieler vorlaute, der schönen Entwickelung ungeduldig voreilende Verdammungsurtheile und mancherlei Mißverständnisse ein arges Mißgeschick erfahren. Und hatte auch die verständige Direction dem Vorurtheil muthige Entschlossenheit entgegengesetzt und bei wiederholter Vorstellung alle Ungunst zum Schweigen gebracht, so war doch die Blüthe gebrochen und der erste Eindruck der vorherrschende geblieben. Es macht unserm Generaldirecter Ehre, daß er, durch kein Vorurtheil über die innere Güte des Stücks geblendet, durch die Aufführung eines echt brandenburgischen Nationalstücks auf einer sächsischen Bühne, der Gestaltung desselben auf dem königl. Theater in Berlin rücksichtslos voreilte und, soviel an ihm war, jede Scheidewand, die Deutsche von Deutschen trennt, niederriß. Er kennt sein Publicum, bei dessen reiner Kunstliebe der Umstand gerade nur günstig wirken konnte. Hr. v. Könneritz übertrug unserm Julius nicht nur die Hauptrolle des Prinzen von Homburg, sondern auch die ganze Besorgung und scenische Einrichtung eines Stücks, bei welchem zeitgemäßes Costüm, militairische Pünctlichkeit, strenge Einübung des zahlreichen untergeordneten Personals und einer großen Statistenmasse, feine Berechnung der scenischen Topographie, besonders bei der Anfangs- und Schlußscene im Lustgarten von Fehrbellin, auch an den Rahmen des Bildes ungewöhnliche Forderungen zu machen berechtigt waren. Hr. Julius hat ein Muster aufgestellt, wie ein solches Stück in Scene gesetzt werden könne. Fremde aus Wien und Berlin haben der seltnen Rundung und Präcision, womit das Ganze fast ohne Verkürzung mit der trefflichen acht Minuten dauernden Ouvertüre, die Hr. Marschner dazu gesetzt hat, in wenig mehr als zwei Stunden, in acht Tagen dreimal mit der gerechtesten Anerkennung vor uns vorübergegangen ist. Wesentlichen Nutzen hatte dabei eine wahrhaft begeisternde Vorlesung des Stücks durch Tieck, diesem Meister im plastischen Vortrage des Herrlichsten, was die Bühne des In- und Auslandes bietet, in dem Zimmer des Directors selbst gehalten, wozu alle betheilte Schauspieler eingeladen worden waren. Solche Abendunterhaltungen im feinsten Ton geselliger Besprechung schlingen ein geistiges Band um Alle durch Besprechung und gegenseitigen Ideenaustausch. Was Müllner so wahr und kräftig über das erste Vorlesen eines Stücks durch den Kundigsten aus dem Kreise, schon vor vielen Jahren bemerkt hat, hat sich sowohl hier, als bei der Aufführung des Kaufmanns von Venedig, die zu den gelungensten unsrer Bühne gezählt wird, vollkommen bestätigt. Ohne Totaleindruck kann sich nichts Einzelnes zum Ganzen gestalten. Und so hat unser moderner Bühnenverein wirklich bei einem Stück, das auch hier durch allerlei Gerüchte gegangen und bei der ersten Vorstellung nicht ohne Begehrlichkeiten zum Widerspruch war, durch eine einzige recht tüchtige Einverleibung in Ausführung eines würdigen Dramas einen großen Schritt zu höherer Vollkommenheit und zur Abstreifung aller hier und da noch haftenden declamatorischen Unart gethan.

Den ersten Preis verdient bei der Darstellung selbst, Julius. Durch tiefes Eindringen in die vom Dichter selbst nirgends vernachlässigten Motive im Charakter des in schwärmerischem Irrwahn und Sinnenreiz befangenen, dann, als er von hochfahrender Zuversicht plötzlich herabgestürzt ist, in tiefster Entmuthigung um sein Leben bettelnden, aber um so herrlicher auch sich wieder erhebenden und der heiligen Satzung bis zum Tode gehorsamen Prinzen von Homburg hatte es ihm möglich gemacht, das Dämonisch-schwärmerische und Rein-menschliche des jungen Helden mit einer Wahrheit darzustellen, die jeder noch so gewaffneten Kritik schon bei der ersten Vorstellung den Stachel nehmen mußte. Wenn Mitleid, nach Aristoteles, die echt tragische Gemüthsbewegung ist, so kann nichts tragischeres

gedacht werden, als dieses herzzerschneidende Niederstürzen vor der Kurfürstin, als ihn die süße Lust zu leben so unwiderstehlich anwandelt:

Ein unerfreulich, jammernswürd'ger Anblick,

da dachte niemand mehr an entehrende Feigheit, die ja unmöglich in dieser Heldenseele Platz finden konnte, da fühlte jeder nur das klägliche Loos so entwürdigender Verirrungen und rief mit der holden, ihr eigen Leben dem reinsten Mitleid opfernden Natalie:

Ach! welch ein Heldenherz liegt hier zerknickt!

So empfanden es auch durch die gewaltig ausströmende, halb in Wahnsinn getaucht, und doch im Naturton noch rein anklingende Leidenschaftlichkeit des Geängsteten, alle unbefangene Zuschauer und als der Vorhang fiel, wurde er mit dem lautesten Jubelzuruf hervorgerufen, eine Anerkennung, die hier blos einigemal im Jahr vorkömmt. Er dankte dafür, blos als Organ Aller, da aller Anstrengung nur das Schwerste habe gelingen können. Nächst ihm wußte unsere ebenso denkende, als gefühlvolle Schirmer die ihr eigne Anmuth mit seltner Kraft und Wahrheit so zu verbinden, daß sie das liebende Mädchen eben so schön, als die großherzige Nichte des großen Kurfürsten, die selbst Chef eines Regiments ist, uns vor's Auge brachte Sie kann anderswo glänzender gegeben werden, aber gewinnender schwerlich. Nichts geht über die Wahrheit, womit sie, selbst auf den Jüngling verzichtend, nur um sein Leben bei dem Kurfürst fleht und ihre weibliche Ansicht dem strengen Kriegsgebrauch entgegenstellt. Die höchste Vollendung jedoch erhält ihr Spiel in der Unterredung mit dem Prinzen. Sie ahnet die Gefahr für des Prinzen Leben, wenn er, sich ermannend, das Kriegsurtheil billigt. Wie hastig und gedämpft spricht sie gleich Anfangs das gut, recht gut! und treibt und drängt den zu ganz andern Entschlüssen sich Aufraffenden so lange, als sie hoffen darf, ihn davon abzubringen; wie huldigt sie aber auch seinem bessern Selbst, sie selbst ein Heldenmädchen, seinem Entschluß, sein Leben der Pflicht zu opfern. Nicht die Geberden blos, die Klanglleiter ihrer Stimme malt uns den Uebergang von der Beklommnen zur Bewundernden, und so durchzuckt es elektrisch alle Zuschauer, wenn sie ausruft:

Bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht hatten könnt' ich mich
Ich jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir.

Die Art, wie sie hier und in der vorhergehenden Scene als Inhaberin eines Regiments Hülfe beordert, ist in großem Styl und beweist gegen jeden Zweifler, daß jene Künstlerin auch jene weichere Sentimentalität und Betonungsweise, die zuweilen noch aus jener Zeit anklingt, wo auf der hiesigen Bühne das weinerliche Pathos für Schönheit galt, ablegen kann. Fremde, die in großer Anzahl, besonders der dritten, in allen Theilen ganz vollendeten Darstellung beiwohnten, bewunderten an ihr auch ihr unvergleichliches, nicht mehr stummes, sondern hochaufflammend zu nennendes Zuspiel. Wie ist sie so ganz und innig stets bei der Sache! wie spiegelt sich jedesmal der Mitspieler in ihrem ausdrucksvollen Mienenspiel! — Nicht weniger vortrefflich gab Werdy den biedern alten Kottwitz. Seine zarte Kraftrede im letzten Act brachte durch Wahrheit und eine eigne Stimmenlegung am Schluß, wo sich der Köcher der Rede gleichsam mit dem letzten schwächer abgeschossenen Pfeil erschöpft, eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Wir hatten ihn wenig Tage vorher als Shylock im Kaufmann von Venedig in einem von ihm selbst erschaffenen Meisterwerk bewundert und dem echten rabbinischen Juden in seiner erhabenen Abscheulichkeit den lautesten Zoll ertheilet, aber auch als Kottwitz verdient er den Kranz. Fürwahr, wo auf einer Bühne drei solche Künstler, als wir hier genannt haben, sich im einträchtigsten, einverstandensten Zusammenspiel einigen, und als völlig anerkannte Muster für die übrigen dastehen, da muß, unter einer so verständigen und liberalen Direction, wie die des wackern von Könneritz ist, Tieck's Vorlesungen und so viele andere äußere Hülfsmittel, Belehrungen und Belebungen zur Seite, immer Vorzüglicheres geleistet und die Klippen der Declamation und Effectmacherei eben sowohl, als die der Gemeinheit und waltenden Natürlichkeit ganz umschifft werden. Mit den genannten wird unser Helwig stets in die Schranken treten, sobald er sich's selbst schwerer macht und seine herrliche Kraft durch die Regie nicht erdrückt, durch solche Tendenzen nicht zersplittert wird. Sein Kurfürst war zwar in vielem noch zu bürgerlich und zeigte den Menschen mehr als den Feldherrn; hatte aber viele schöne und gemüthvolle Momente, und die Art, wie er das Todesurtheil zerreißt, war grandios. Kanow war ein guter Hohenzoller. Er mäßigte seine oft über die Linie hinausschwellende Kraftseele in Geberden und Stimme, und sprach die letzte Erzählung an den Kurfürst mit würdigem Nachdruck. Pauli kann vortrefflich werden, wenn er in die deutliche Klarheit seines Organs mehr Wohllautwechsel, in die festen Umrisse seines Spiels mehr Schatten und Licht bringt. Seine herrlich gesprochene Rede von Froben's Tod wurde jedesmal rauschend beklatscht. Es galt in gleichen Theilen dem Dichter und Schauspieler. Auch in Burmeister, der dem Feldmarschall Dörflinger in dieser kleinen Rolle nichts vergibt, besitzen wir einen in seinem Rollenfache ausgezeichneten, eifrig studirenden, sehr besonnenen Künstler. Mad. Werdy, die uns noch vor kurzem die Königin Elisabeth ganz im Sinne Schiller's gegeben hatte, war eine würdige Kurfürstin. So arbeiteten auch alle übrigen Schauspieler bis zu dem, der nur wenig Worte zu sprechen, blos mit seiner Person zu thun hatte, im erfreulichsten Einklang. Da wir nun auch in dem jungen Devrient einen von der Natur herrlich ausgestatteten, lehrbegierigen Anfänger für die jungen Helden- und Liebhaberrollen gewinnen, und alles mit Enthusiasmus für die Kunst durchdrungen ist, so dürfen wir hoffen, daß unsre Bühne bald als schuldige Zahlung annehmen könne, was Böttiger's freigebiges, doch stets motivirtes Lob in der Abendzeitung für's erste wohl nur pränumerirte, aber eben dadurch bei so eifrigen, sich selbst so wenig genügenden Künstlern nur größere Lust, nicht Dünkel hervorrief.

Ein junger genialer Tonkünstler, jetzt auch der unsrige, Maria von Weber's Günstling, Marschner, hatte die Ouvertüre, Zwischenacte und übrige zur Handlung gehörige Musik so zweckmäßig componirt, daß dadurch überall bei den Zuschauern die erforderliche Stimmung angeregt oder auch fortgeleitet wurde; und da sie beim Schluß eines Actes noch vor gesenktem Vorhang schon einfiel und so bis zum schnellen Wiederaufzuge fortspielte, so gestaltete sich dadurch die ganze Vorstellung zu einem wahrhaft organischen Ganzen, ohne alle fremdartige Unterbrechung, Ein Guß, Ein Strom der Rede und des Klanges. Man erwarte in einem der nächsten Blätter der vielgelesenen Abendzeitung eine erschöpfende Kritik dieser Aufführung aus des alten Meisters, aus Tieck's Feder. In einer Beilage zu No. 98 des gleichfalls hier erscheinenden, mit Neujahr auch sich erweiternden literarischen Merkurs ist Marschner's Musik von einem Kenner gewürdigt worden. Tieck will den Hamlet ganz neu für unsre Bühne bearbeiten, und so erwartet uns bald auch von dieser Seite ein neuer Genuß.

50.

Schriftstellerunachtsamkeiten jeder, nur nicht politischer Art.

(Fortsetzung aus No. 5.)

6.

Der arge Tadler des erwähnten Werkes hat übrigens ebenfalls auf eine nicht allträgliche Weise Unachtsamkeit be-

wiesen, obgleich nicht auf eine ganz unerhörte. Fürwahr sollte nie wohl Jemand einen Tadel auf etwas Grundloses bauen. Die große Sünde aber ist gleichwohl von Nr. 24 (S. 949, Sp. 1) wirklich begangen worden. Die Nr. wähnt, man könne nicht „Mehre," sondern man müsse „Mehrere" sagen. Sie zieht deshalb den berühmten Schriftsteller, welcher ganz untadelhaft „Mehre" geschrieben hat, zur Rechenschaft.

Wolke und viele andre Ehrenmänner schrieben längst bereits „Mehre." Auch hat Krug vor geraumer Zeit in der Leipziger Literaturzeitung in einem eignen Aufsatze bewiesen, daß nur die Schreibart „Mehre" die richtige, also die „Mehrere" die unrichtige sey.

Das wenigstens hätte Nr. 24 bedenken sollen.

Loben in den Tag hinein läßt sich allenfalls, wiewohl auch das Unrecht ist; aber ehe man tadelt, blicke man ja gar sorgfältig um sich! Muß dann Tadel erfolgen; nun er trete (denn die Würde der Schriftsteller muß gegen Jedermann beschützt werden) er trete muthig auf, ohne Ansehn der Person, selbst der Person von Ansehn, aber auch ohne je vom Schriftsteller auf die Person abzuspringen!

Eine recht ehrbare Person, die aber freilich manchmal Zuspruch von Unehrbaren oder wenigstens Leichtsinnigen annimmt, hat uns neulich ein Müsterchen von so arger Schreiberei geben lassen, als man heut zu Tage außergerichtlich nur selten findet. Wirklich man schreibt jetzt, gottlob! fast eben so natürlich, als man redet. Der Beurtheiler der Urania für 1822 schreibt aber (Spalte 901) so, daß man über ihn selber nun reden muß. Das thun wir demnach, auf daß die Ehrbare ähnlichen Gräuelbesuchen vorbeuge. Hier kommt sein Schachtelsätzchen in eigener Person, der wir ein halbes Dutzend Anmerkungen zu Beiläufern geben wollen. Es ist von der Mosengeilschen Erzählung „Sieg der Kunst" die Rede; unser Beurtheiler drückt sich so aus:

„Das von den Berichterstattern über die anmuthige, nicht durch Neuheit des Stoffs, aber durch sinnige Behandlungsweise sich empfehlende (1) Erzählung, gefällte Urtheil (2), unterschreiben wir vollkommen (3), so wie wir die im Nachwort gegebene Anzeige des um die Beförderung schon so vieles Guten und Schönen in unsrer neuesten Literatur verdienten Herausgebers (4), daß er seine Preisaufgaben, denen man allerdings in Schulze's bezauberter Rose, eines der ausgezeichnetsten Werke unsrer vaterländischen Dichtkunst, nebst so manchen andern lieblichen poetischen Gaben, zu danken gehabt hat, nunmehr zu beschließen, sich veranlaßt gefunden habe (5), aufrichtig bedauern (6)."

Sehr unheller Schachtelmann! Wer in aller Welt, der deutlich schreiben, zumal aber ein Beurtheiler anderer Schreibenden seyn will, wer in aller Welt wird

(1.) solche lange Einschiebsel durch Mittelwörter (Partieipialconstruetionen) noch gebrauchen, und zwar

(2.) sie unter sich sogar in einander schieben? — Sagt: Würdet wohl Ihr auf die Art sprechen?

(3.) Wir glauben gern, daß Ihr die Meinung der Berichterstattenden vollkommen schon unterschrieben haben mögt; aber was hilft uns das, da wir die geschriebenen Buchstaben nicht zu Gesicht bekommen, sondern uns mit den gedruckten begnügen müssen?

(4.) daß der Herausgeber der Urania „durch Beförderung schon so vieles Guten und Schönen in unserer neuesten Literatur" sich verdient gemacht habe, bestreiten wir durchaus nicht; aber dadurch ist er nicht verdient geworden, obgleich verdienstvoll.

(5.) Das gar merkwürdige Nachschieben der Zeitwörter in der Stelle „zu beschließen, sich veranlaßt gefunden habe, aufrichtig bedauern" ist wahres Gerichtschreiber-Labsal von altem Schrot und Korn. Aber

(6.) das „aufrichtig" beim Bedauern steht nur zu Vollendung des artigen trochäischen Sechsfüßers da:

— ⏑ — ⏑ — ⏑
sich veranlaßt gefunden habe, aufrichtig bedauern.

Wir hoffen, verehrtes Schachtelmännchen, Ihr bessert Euch, und schreibt in Zukunft etwa folgender Gestalt:

„Das Urtheil, welches von den Berichterstattern über diese anmuthige Erzählung gefällt wurde, die nicht durch Neuheit des Stoffs, aber durch sinnige Behandlung sich empfiehlt, unterschreiben wir. Doch bedauern wir zugleich, daß der Herausgeber, der um die Beförderung so vieles Guten und Schönen unserer neuesten Literatur sich verdient gemacht hat, im Nachwort anzeigt, er habe sich veranlaßt gefunden, seine Preisaufgaben, denen man allerdings in Schulze's bezauberter Rose eines der ausgezeichnetsten Werke unserer vaterländischen Dichtkunst, nebst so mancher andern lieblichen poetischen Gabe, zu danken hat, nunmehr zu beschließen.

Uebrigens, Freund Gegner, habt Ihr im Verfolg Eurer Beurtheilung, die dann weit besser, ja sehr gut klingt, sehr wohl daran gethan, Euch ebenfalls wider die eben so gewöhnliche als grundlose Unterscheidung zwischen „Prosa und Poesie" zu erklären. Wir loben Euch deshalb „aufrichtig" und reicht uns immer die Hand, ohne böse zu seyn! Da nämlich nicht nur Poesie in Prosa vorgetragen werden kann, sondern auch leider nicht alle Verse Gedichte sind, so erscheinen lediglich die gebundene und die nicht gebundene Rede als wahre Gegensätze. Aber die gebundene kann wirklich Prosa, die nicht gebundene wirklich Poesie seyn.

Poesie ist es nicht, wenn wir behaupten, es habe neulich Jemand, ohne es zu wollen, nicht einen Vers, der, wie wir gesehen haben, dem sorgfältigsten Schachtelmännchen leicht entwischen kann, sondern vier vollständige Verse gemacht, nämlich Nr. 23 in der Beilage zu 242 des und des Blattes. Der Jemand, offenbar ein tüchtiger Arzt, vertheidigt sehr tüchtig einen andern tüchtigen Arzt gegen tüchtige böse Streiche, sagt jedoch bei der Gelegenheit dies:

„Man setzt in Umlauf, was man will,
man sucht aus den Recepten
Abortion heraus zu kritteln,
und schreibt am Ende über:
Magnetismus und Immoralität."

Man schreibt darüber, Freund 23, wenn es Eure äsculapische Magnificenz nicht übel nehmen wollen. Auch hüten Sich Hochdieselben in Zukunft doch vor Stellen, wie:

„Wohl aber ist das Fräulein in Untersuchung gerathen,
und sitzt im Gefängnisse, weil
sie
gestohlen haben soll."!

Sie? die Untersuchung soll gestohlen haben, oder das Fräulein?

Nur den Fräulein bei Theezirkeln läßt man noch zur Zeit ein Sie jener Art durchgehen. Berlins Aerzte jedoch müssen die Natur deutscher Fräulein weit besser kennen, folglich dieselben nicht mit sie, sondern allenfalls mit einem tüchtigen er paaren, wenn sie nicht „neutralisiren" wollen, wofür „neutralisen" gesagt werden dürfte, wofür „neutralisen" gelesen werden durfte, deren jede doch weit besser seyn dürfte, als ein Die-Fräulein, ob es auch kein Dieb-Fräulein seyn dürfte.

Doch wir enden den Abschnitt, denn wir wollen uns hüten, die holden Dieb-Fräulein und Dieb-Frauen, welche uns Männern die Herzen stahlen, und nimmermehr sie wieder herausgeben, gegen uns aufzubringen, vielmehr uns andurch zu fernerem Diebstahle bestens empfohlen haben. 60.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 7.

9. Januar 1822.

Beschreibung einer Reise nach Surinam und des Aufenthalts daselbst in den J. 1805, 1806 u. 1807, so wie des Verfassers Rückkehr nach Europa über Nordamerica. Von dem Baron Albert von Sack, königl. (vermuthlich preußischem) Kammerherrn und Ritter des St. Johannis Ordens. Erste Abtheilung mit Kupfern und Charten. Zweite Abtheilung, den Aufenthalt in Surinam in den Jahren 1810, 1811 und 1812 schildernd, mit Kupfern und Charten. 4. Berlin bei Haude und Spener. 1821.

Dies Werk ist meist in Briefen verfaßt, die der Verf. an Freunde in Europa schrieb, nachher die Copien derselben während seines Aufenthalts in England, in's Englische übersetzte und dort herausgab, worauf denn im Monthly- und Eclectic-Review, in der British Critic und in dem Quarterly Review, Recensionen darüber erschienen, von denen die in den drei ersten Zeitschriften vortheilhaft für den Verf., die in der letzten das Gegentheil waren, und zwar letzteres aus dem Grunde, weil Hr. v. S. in seinem Werk die Ansicht aufgestellt, die Abschaffung des Sclavenhandels schade der Cultur der Colonien und nütze den unglücklichen Schwarzen in Africa wenig oder nichts; wie und in wie weit beides? werden wir weiterhin Gelegenheit haben zu sehen und zu prüfen.

Laut erstem Brief, vom 2ten December 1804, finden wir Hrn. v. Sack zu Funchal auf Madeira, im Begriff, die Reise nach Surinam anzutreten. Der Grund, welcher ihn hierzu bewog, war der Rath der Aerzte, die ihm Veränderung des Aufenthaltes und ein wärmeres Klima für die Wintermonate (die sehr stürmisch auf Madeira seyn sollen) anbefahlen; warum er gerade Surinam (ein sonst nicht im Rufe besonderer Zuträglichkeit stehendes Land) wählte, war, weil er hoffte, bei den damaligen politischen Conjuncturen Europas, hierdurch am mehrsten seinen Landsleuten nützen zu können. (Wie dies eigentlich gemeint ist, gibt die Einleitung nicht genauer an.) Zweiter Brief. Auf dem Schiffe Jason, tritt der Verf. seinen Weg an. Ueber den Delphin der Alten, den Drescher, das Leuchten des Meeres, das Vergnügen, welches eine Seereise in den tropischen Gegenden gewährt u. s. w., werden Notizen gegeben. Den 19ten Februar 1805 sah man Land. Es war die Küste von Guiana. Die unermeßlichen Waldungen dieses flachen Landes schienen auf dem Ocean zu schwimmen. Schon jubelte alles über die glückliche und schnelle Beendigung der Reise, da zeigten sich mehrere Segel am fernen Horizont und man fing an Gefahr zu ahnen. Eines dieser nahenden Schiffe war indeß ein englischer Guineafahrer, der, laut Kundmachung des Capitains, 300 Negersclaven für Surinam an Bord hatte. Bald kamen nun aber auch die andern Fahrzeuge heran, es waren Franzosen. Der Guineafahrer mußte sich sogleich ergeben, eine Brigg, der Sommerset, welche den Jason begleitete, desgleichen, zuletzt auch der Jason selbst, der sich jedoch vorher nach Kräften vertheidigte. Im Ganzen wurde Hr. v. S. von dem Commandeur der kleinen Kaperflotte (aus zwei Schiffen l'Aigle und le Flibustier bestehend) ganz wohl behandelt. Mit dem Jason, der nun mit Mannschaft von den feindlichen Schiffen besetzt ward, ging die Fahrt weiter nach Barbados zu, wo man neuerdings auf einen französischen Kaper stieß (le grand Décidé, berühmt auf den Meeren zu damaliger Zeit wegen seines schnellen Segelns und dem großen Schaden, den er dem Feinde that), der den jetzigen Commandeur des Jason rieth, nach Guadalupe zu segeln, welches dieser auch thun wollte, durch ungünstigen Wind aber abgehalten und gezwungen wurde, in Martinique einzulaufen, wo die Einwohner zwar für Frankreich, aber sehr gegen das Kapersystem, sowohl von England als Frankreich, waren. Dritter Brief. Im Hafen vor St. Pierre auf Martinique stieg Hr. v. S. an's Land. Von dem Charakter der Einwohner machte ihm ein daselbst lebender Landsmann ungefähr folgende Beschreibung, die der Verf. auch während seines Aufenthaltes bestätigt fand. Die Höflichkeit, die überall geschätzt, aber nicht überall geübt wird, scheint hier angeboren zu seyn. Gefällig gegen Fremde und Andere, häuslich und mild gegen ihre Schwarzen, bieten die Bewohner von Martinique das schöne Bild eines liebenswürdigen Volkes dar. Eine große Plage für diese und die benachbarte Insel St. Lucia sind die vielen giftigen Schlangen, die, wie man erzählt, in alten Zeiten, da beide Inseln noch blos von den Karaiben bewohnt wurden, welche oft die nächsten Küsten des festen Landes von America überfielen und verheerten, von den Bewohnern des Festlandes, den wilden Insulanern, zur Vergeltung in Körben geflissentlich zugebracht wurden und sich so ungeheuer seitdem vermehrten, daß man bei Spaziergängen und selbst in Häusern die größte Vorsicht beobachten muß, um nicht ein Opfer dieses Gezüchtes

zu werden. Hr. v. S. schlägt unter andern, zur Vertilgung dieser wahrhaften Landplage die Einführung des ägyptischen Ichneumons vor, das ein geschworner Feind und Vertilger solcher Brut ist. Daß in St. Pierre, ein wohlunterhaltener botanischer Garten und zwei ansehnliche Buchhandlungen sich finden, wird dem Freund der Wissenschaft und Aufklärung angenehm zu hören seyn; um so mehr, da letztere auf den wenigsten Inseln jener Gegend anzutreffen sind. Auf einer schwedischen Brigg, die nach St. Christoph bestimmt war, schiffte sich der Vf. nach kurzem Aufenthalte von neuem ein, um St. Lucia zu gewinnen, von wo er hoffte Gelegenheit nach Barbados u. s. w. zu finden. Von St. Lucia, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt, und wo es ihm weder gefiel noch gesund vorkam, begab er sich auf einem englischen Fahrzeuge nach Barbados. Diese Insel gefiel dem Vf. in jeder Beziehung besser als die vorige, und er glaubte zu merken, daß man hier die Schwarzen sehr gut behandelte (Andere Reisende sprechen anders darüber, wie denn überhaupt vielfach versichert wird, daß die Engländer gegen ihre Neger die schlimmsten Herren sind, eine Sache, die der herrschende Charakter dieses, blos auf den Handel gestellten, Volkes nicht unglaublich macht, dessen Großmuth zwar oft gerühmt, meist aber doch nur in Ostentation besteht. Barbados war übrigens von jeher der große Sclavenmarkt für Westindien). Vierter Brief. Der Vf. schifft sich abermals auf einem englischen Fahrzeuge ein, das unterwegs von einem Kaper gejagt, von diesem jedoch, da er auch ein Britte ist, nachdem man sich erkannt hat, nicht angegriffen wird, und das Schiff mithin glücklich die Küste von Guiana erreicht, den Surinam-Fluß hinaufsegelt und zu Paramaribo ankömmt. Fünfter, sechster und siebenter Brief. Kaum angelangt, beginnt Hr. v. S. sogleich die Umgegenden sich zu besehen, die als sehr anmuthig beschrieben werden und dann eine Reise nach dem Commewyne und Cottica-Fluße machend, werden auch diese Gegenden geschildert und eine Baumwollenpflanzung besucht. Bemerkt wird noch, daß die Pflanzer reisenden Europäern aus Mißtrauen, in Betreibung ihres Geschäftes falsch verstanden und nachher in Europa unrichtig beurtheilt zu werden, nur ungern Zutritt und Aufklärung über ihre Fragen gestatten, und daß außer andern klimatischen Verhältnissen, die zuweilen den Baumwollenärnten hier schaden, auch eine kleine Art Insecten dem Gedeihen der Baumwollenstaude oft höchst nachtheilig ist. Gerühmt wird übrigens im Ganzen die große Gastfreundlichkeit der Bewohner dieses Landes. Bei seiner Rückkehr nach Paramaribo wohnte Hr. v. S. der Feier des in dortigen Gegenden als einen der größten Festtage betrachteten Neujahres und eines dabei Statt findenden Festes der freien Neger bei (die Negersclaven haben zuweilen ein ähnliches ihrer von ihren Herren gegebenes Fest zu Weihnachten), und im achten Briefe, von der ersten Gründung der Colonie Surinam, den Veränderungen der dortigen Regierungsverfassung, ihrem anfänglichen glücklichen Zustand und nachherigen durch verschiedene Umstände herbeigeführten Verfalle, so wie über die gegenwärtige Regierung jenes Landes sprechend, gibt er zugleich einen recht guten Ueberblick der wesentlichen Verschiedenheit zwischen dem Ost- und Westindischen Handel der Europäer; ein Unterschied, der besonders darauf gegründet ist, daß in Ostindien die Europäer in der Regel bloße Kaufleute sind, in Westindien dagegen mehr Landbesitzer und Eigenthümer und daher auch mehr wirkliche Bewohner des Landes werden, das sie nicht blos kaufmännisch benutzen und übrigens sich um dessen Wohl und Weh in der Folge, allein dem Gewinn des Augenblicks lebend, nicht weiter kümmern, wie dies in Ostindien im Ganzen geschieht. (Folge davon ist noch, setzen wir hinzu, daß die nach Europa gehörigen und von Europäern bewohnten Länder und Inseln Americas, nach und nach — wie dies jetzt schon geschieht — sich zu eigenen, unabhängigen Staaten bilden, die des alternden Europas Cultur in neuer Blüthe emportreiben, während die Besitzungen der Europäer in Ostindien immer nur unterjochte Sclavenprovinzen bleiben werden, so lange bis einmal den an ihren natürlichen Rechten verkürzten Eingeborenen es einfällt und gelingt, die fremden, aussaugenden Zwingherren über das Meer zurück zu jagen, von woher sie kamen, dann aber auch mit der vielleicht einst wiedererrungenen Freiheit europäische Sitte und Art wieder verschwindet und der heimatlichen Platz macht. Dort wird das Land durch die stille Gewalt des Anbaues durch Europäer und der Gesittigung gewonnen und so allmählich zum rechtlichen Eigenthum gemacht; hier ist es blos durch die Ueberlegenheit europäischer Bajonette über asiatische Kriegskunst in Besitz genommen und kein anderes Recht darauf vorhanden, als das zweideutige der Gewalt und der Eroberung.) Neunter Brief. Ein neuer Ausflug von Paramaribo machte den Verf. mit den Ufern des Surinam Flusses, den Pflanzungen zu Blauberg, dem Militairposten Victoria u. a. Orten jenes weiten Landes bekannt, und der Leser erhält hier sowohl über die jetzt gewöhnliche Behandlungsart der Neger in den Pflanzungen (die besser ist wie sonst, seit die unglücklichen Schwarzen einigemal an dem Eisenjoche gerüttelt haben, welches europäische Barbarei ihnen auflegte und seitdem ihre Brüder auf St. Domingo und die Buschneger ein Beispiel gegeben haben, das die weißen Unterdrücker denn doch stutzig gemacht hat) als über das Leben der sich Freiheit errungen habenden Buschneger, deren Entstehung (der gräßliche Druck, welchen die Pflanzer sich gegen ihre Sclaven erlaubten), den Verheerungen, welche sie zuweilen, getrieben von Rachsucht, Verzweiflung und Nothwehr in den Colonien anrichten, nebst Mittel, diesen Unfällen in der Zukunft vorzubeugen (das beste und sicherste ist immer — Gerechtigkeit und Redlichkeit), ferner über die Arrawakas Indianer, denen Hr. v. S. größere Civilisationsfähigkeit als den andern eingeborenen Stämmen zuschreibt — über den Flecken „Juden-Savanne" und

dessen Bewohner, so wie über noch manches andere, — interessante Notizen. Zehnter Brief. Nach einigen Bemerkungen über den Boden von Surinam breitet sich der Vf. über den vor mehreren Jahren von der holländischen Regierung gemachten Versuch aus, das Land statt, wie bis dahin und jetzt wieder durch Negersclaven, durch freie europäische Colonisten urbar machen zu lassen. Bekanntlich nahm man dazu besonders deutsche Auswanderer aus der Pfalz, der Schweiz u. a. Gegenden. Der Versuch mißlang jedoch größtentheils, weil die Angekommenen meist dem ungewohnten Klima und der harten Arbeit unterlagen. Sehr richtig meint hierbei Hr. v. S., daß man besser gethan haben würde, das Land erst durch Neger, die viel dauerhafter und klimatisch abgehärteter sind wie die Europäer, urbar zu machen und dann es mit Transatlantischen Einwanderern zu besetzen, die immer erst in zweiter, dritter Generation den Einflüssen des an sich mehr ungewohnten als ungesunden Klimas widerstehen lernen. Von dem, was ferner über das Leben, die Sitten und Behandlungsart der Neger in Surinam ausführlicher berichtet wird, erlaubt uns der Raum nur kurze Andeutungen hier wiederzugeben. Hr. v. S. will nämlich gefunden haben, daß die Wildheit der Sitten bei den Schwarzen große Strenge und Vorsicht nöthig macht, daß im allgemeinen die Behandlung, welcher sie unterliegen, nicht grausam, daß sie jedoch durchaus von der bloßen Willkür und dem guten und bösen Charakter ihrer Herren abhängen (immer ein für ein nur halbweg denkendes Wesen schrecklicher Zustand, selbst wenn er durch Güte des Herrn gemildert wird), daß es zu wünschen wäre, ein zweiter Howard möchte sich für die in den Colonien zerstreuten Schwarzen finden (ja wohl!), daß dadurch Tausenden unter der Last der Tyrannei erliegenden vielleicht Erleichterung werden könne (hieraus kann man allein schon sehen, daß das Reden über das patriarchalische Verhältniß zwischen guten Herren und ihren, ihren Willen unbedingt unterworfenen Knechten jenseits wie diesseits des Oceans ein leeres ist; denn nur, wo das Gesetz wacht, ist dauerndes Glück und natürliche Ordnung denkbar und möglich; wo bloßer Wille des Einzelnen herrscht, selbst wenn er gut ist, ist höchstens momentanes Wohlseyn, nie feste Ordnung, also im Grunde, nach richtigem Begriffe, Anarchie), und daß ferner unter allen Negerbesitzern, die frei gegebenen Schwarzen und — die Juden in der Regel die härtesten und grausamsten sind. (Bemerkenswerth, freilich aber nicht erfreulend, ist es doch, daß auch hier unter denen, welche ihnen gewordene Gewalt am schnödesten mißbrauchen, die Juden mit zu finden sind, und ein neuer Beweis, daß der Charakter dieses Volks im Allgemeinen sich durch alle Jahrhunderte, alle Länder, alle Verhältnisse unwandelbar, nicht zu ihrem Ruhme, erhalten hat. Schon im alten Testamente finden wir sie als grausame Herren, denen oft nur die Kraft fehlte, um ärger gegen stets verachtete fremde Völker zu hausen, wie die Hunnen und Mongolen, und nachdem Jahrtausende vergangen und sie selbst Schmach und Entwürdigung jeder Art nicht immer unverdient, sondern oft sich selbst zugezogen, erfahren haben, und sie gleichsam nur noch als Scherben eines zertrümmerten Gefäßes auf dem Erdball umher zerstreut liegen, dabei immer noch im Innern voll einer mystischen Hoffnung, voll des übermüthigsten Stolzes und der Verachtung gegen Andere: zeigen sie noch wie einst, denselben Unterdrückungsgeist, wo ihnen nur der kleinste Schimmer von Macht und Herrschaft dämmert.) Elfter Brief. Die Beschreibung welche Hr. v. S. in diesem Briefe von dem Leben eines wohlhabenden Einwohners von Paramaribo macht, ist ganz geeignet, europäischen Liebhabern des dolce far niente den Mund wässern zu machen, besonders, wenn sie noch dazu, wiewohl gewöhnlich, materielle Verehrer des schönen Geschlechts sind. Auf den Bällen, welche zuweilen in Paramaribo vom Gouverneur, oder auf Subscription gegeben werden, soll die bunte Mischung der Kleidungsfarben nicht so mannichfach seyn, als die Mischung der verschiedenartigen Gesichtsfarben. Die farbigen Frauenzimmer dieses Landes, berichtet übrigens der Vf. weiter, haben viel Anmuth in Gestalt und Benehmen und dabei viel Lebendigkeit und angeborenen Witz. Folgende hübsche, wir möchten sagen poetische, Sitte herrscht hier noch unter den freien, farbigen Frauenzimmer. Fühlt sich nämlich Eine von der Andern beleidigt, so fordert die Erstere die Andere heraus vor einer Versammlung von Bekanntinnen in einen Garten, oder sonst wo zu erscheinen. Ein Zelt wird aufgeschlagen, das man, da die Sache gewöhnlich Abends vor sich geht, auf's zierlichste erleuchtet und unter welchem die Herausforderin mit ihren Freundinnen und Sclavinnen, alle auf's beste geputzt, oben an sitzt. Die andere Partei nimmt gegenüber Platz. Ist so alles rangirt, so singt die Beleidigte, oder eine von ihr dazu beauftragte Bekannte, einen Vers, der ihre Beschwerden oder Bemerkungen über die Gegnerin enthält und von den Umgebenden im Chore wiederholt wird. Andere Verse, die der Chor immer wiederholt, folgen nun, so lange bis das Sündenregister der Gegnerin erschöpft ist, so daß eine Art Wechselgesang entsteht, der bei jedem Strophenabschnitt durch Tanz dazwischen unterbrochen wird, wozu die Sclavinnen den Tact mit kleinen Schalen oder klappernden Hülsen von einer Frucht schlagen, die wie Corallen an Schnuren gereiht sind. Einige Tage darauf, gewöhnlich schon in der nächsten Woche, versammelt sich die ganze Gesellschaft von neuem, und die Gegnerin, welche bei der ersten Zusammenkunft so schöne Gelegenheit erhielt, das Urtheil Anderer über sie zu vernehmen und nichts dazu sagen durfte, singt nun ihrerseits auf dieselbe Art, wie die Anklage war, ihre Vertheidigung und ihrer Klägerin Lob ab, und diese Erwiderung von beiden Seiten dauert so lange fort, bis eine Partei sich für überwunden erklärt, oder von den zahlreich versammelten Zuhörern, die häufig aus den vornehmsten Einwohnern bestehen, dafür erkannt wird. Daß dies zu manchem Scherz und Witzspiele Veranlassung gibt, läßt sich denken, und dieser poetische Krieg muß um so mehr die Unterhaltung der Versammlung machen, da eben hierbei sich die angeborene Lebhaftigkeit und der feine Geist der farbigen Frauenzimmer, wie der Vf. berichtet, auf's glänzendste entwickelt. Oft fordert auch nur eine Freundin die andere zum Scherz auf einen solchen Kampf heraus, und da hier natürlich alle Bitterkeit vermieden wird, und der Strom der Laune sich auch zuweilen auf die lachenden Zuhörer ergießt, so sind diese Zusammenkünfte die angenehmsten, die man sich denken kann. Was der Vf. in diesem Briefe noch über der Schwarzen seltsame Mischsprache, (aus heimatlichen africanischen, englischen, holländischen und portugiesischen Worten zusammengewürfelt), über die bessere Lage der Unfreien als der Freigegebenen, über die wenigere Brauchbarkeit der Urlands-Einwohner zu den Plantagenarbeiten als der Neger, und über des edlen Bischofs von Chiappo und des Cardinal Ximenes einstige bekannte Vorschläge für und wider die Eingeborenen und Schwarzen in Hinsicht ihrer im Ganzen immer traurigen Benutzung und Verhältnisse in den Colonien kürzlich sagt, erlaubt uns der Raum hier nicht näher anzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Morellet's Memoiren.

I.

Seine Unterredung mit dem ersten Consul im Jahre 1803.

Ich kann nicht unterlassen, erzählt Morellet in seinen vor kurzem in Paris erschienenen Memoiren, über welche und aus welchen wir den Lesern unsers Blatts noch öfterer Mittheilungen machen werden, von der Unterhaltung Bericht zu geben,

welche ich gegen Ende des Jahres 1803 in den Tuillerien mit Bonaparte hatte. Die Gemahlin des ersten Consuls, hatte mich und Hrn. Suard in ihren abendlichen Gesellschaftscirkel einladen lassen. Wir erschienen dort beide an einem Abend, als weniger Gesellschaft wie gewöhnlich da war, doch fanden wir etwa 20 Damen, auch wurde etwas getanzt. Madame Bonaparte empfieng uns sehr gütig, unterhielt sich etwa eine Viertelstunde mit uns, und äußerte, daß ihr Gemahl uns sehr gern sehen würde, daß er aber vielleicht erst etwas spät erscheinen dürfte. Der Tanz begann jetzt, dem wir eine halbe Stunde zusahen. Madame Bonaparte lies mir eine Whistparthie mit ihr vorschlagen, eine Ehre, die ich leider, da ich das Spiel nicht kannte, nicht annehmen konnte. Hr. Suard spielte aber. Ich blieb dagegen Zuschauer des Balls und unterhielt mich mit einigen Bekannten. Als Bonaparte um Mitternacht noch nicht erschienen war, schlug uns Madame de Vaisnes vor, welche uns in ihren Wagen mitgebracht hatte, uns auch zurückfahren zu lassen. So begaben wir uns nach Hause, ohne diesmal den ersten Consul gesehen zu haben, welcher, wie wir am folgenden Tage erfuhren, erst nach ein Uhr erschienen war.

Etwa 3 Wochen später empfingen Hr. Suard und ich wieder eine ähnliche Einladung. Madame Bonaparte ließ uns und insbesondere mir, durch Herrn und Frau von Remüsat wissen, daß ihr Gemahl es bedaure, uns letzthin verfehlt und sich besonders mit mir nicht unterhalten zu haben, daß wir aber diesmal gewiß mit ihm sprechen würden.

Gegen zehn Uhr Abends begaben wir uns nach dem Palast der Tuillerien. Wir trafen den ersten Consul bereits bei einer Whistparthie mit seiner Gemahlin. Er grüßte uns, als wir hereintraten. Nach aufgehobenem Spiel unterhielt er sich eine halbe Stunde mit dem General Mortier und hernach mit einem andern General. Ich befand mich hinten im kleinen Gesellschaftszimmer nahe bei der Thüre des Zimmers, wo getanzt wurde, und unterhielt mich mit dem Minister des Innern, neben dem ich stand. Bonaparte kam gerade auf mich zu und frug mich, ob ich der Secretair der Akademie wäre. Ich versetzte: Nein, Bürger Consul, — wie man ihn damals noch nannte. Gut, erwiderte er, so sind sie der Abbe Morellet und nicht wahr, aus der Schule der Oekonomisten? — Ich antwortete: Es gibt deren sehr verschiedenartige und zu den reinen Oekonomisten gehöre ich nicht! Nur mit Modificationen hänge ich diesem System an. — War nicht Quesnay ihr Lehrer? — Meine ersten Kenntnisse in diesem Fache verdanke ich dem Commerz-Intendanten de Gournay und den beiden Finanzintendanten Trudaine Vater und Sohn, die im Handelsfach angestellt waren. — Sie wollen nur von einer Auflage im Staate etwas wissen. — Ich glaube, daß wenn der Staat mäßige Bedürfnisse hätte, man mit einer, den Grundeigenthümern auferlegten Abgabe, sich begnügen könne; sind aber die Bedürfnisse des Staats sehr groß, so muß man dies verbergen, und die Deckung der Bedürfnisse unter jeder Form vornehmen, endlich Abgaben von Jedermann nehmen, der nur geben kann. *) — Die Umstehenden verzogen ihre Gesichter zum Lachen über diese meine Gegenrede.

Sie wollen auch freien Getreidehandel? fragte er mich ferner. — Ja, Bürger Consul, ich glaube, daß völlige Freiheit im Verkehr mit Getreide, in jetziger Zeit das beste und selbst das einzige Mittel ist, das zu große Schwanken der Getreidepreise zu verhindern und zu mäßigen, und, was eine aufgeklärte Regierung wünschen muß, einen Mittelpreis, welcher für aller Bewohner eines großen Staats am vortheilhaftesten ist, fest zu stellen. — Und doch möchte Hr. Turgot, wenn er sich in Hinsicht der Versorgung der Stadt Rheims mit Lebensmitteln, bei Gelegenheit der dortigen Krönung des Königs, auf den freien Getreidehandel verlassen hätte, sehr in Verlegenheit gerathen seyn, und es war ein Glück, daß Hr. de Vaisnes ihn von jener Idee abbrachte! — Bürger Consul, die Ausnahme muß niemals die Regel werden. Eine Stadt von 10 bis 12,000 Einwohnern, wo sich auf einmal 60 bis 80,000 Menschen zusammen treffen, mag vielleicht bedürfen, daß die Regierung, welche einen solchen Umstand selbst veranlaßte, einige Vorsichtsmaßregeln zur Verproviantirung außerordentlich eintreten läßt. Wenn in solchem Fall die Verwaltung nicht selbst das Getreide einkauft und verkauft, aber die Getreidebesitzer zur Zufuhr selbst durch einige Prämien einladet, so kann man nicht sagen, daß sie die Regel des freien Getreidehandels im Reiche darum aufgegeben habe. —

Sie wollen auch nichts von den Douanen wissen? — Nein Bürger Consul. Selbst wenn der Staat sich in der Finanzlage befindet, Zölle verlangen zu müssen, so wollen wir doch keine, welche zu hoch sind; weil sie alsdenn ein Reiz zum Schleichhandel werden, welcher mächtiger wirkt, als des Staats Verbotsgesetze. Wenn ein Ballen von feinem Baumwollenzeug mit 10,000 Fr. Abgaben bei der Einfuhr belastet ist, fuhr ich fort, so gibt es keine Zollinie, durch welche er nicht durch gebracht wird. Der Staat verliert dann überhaupt alle Zölle, welche man ihm nicht vorenthalten haben würde, wenn sie mäßig gewesen wären. Wenn bei der heimlichen Einfuhr nicht viel zu gewinnen ist, so setzen sich Kaufherren von einiger Bedeutung nicht der Gefahr aus, daß ihre Waare confiscirt wird. Endlich sind alle Zolltarife eine wahre feindliche Stellung wider die eigene Nation, welche die eingeführten Güter verbraucht, denn Jedermann verbraucht fremde Erzeugnisse, die er weder selbst fabricirt, noch selbst verkauft. Durch Beschränkung im Handel opfert man das Interesse der Nation dem Interesse einiger Fabrik- oder Manufacturinhaber auf, und wie klein ist die Zahl dieser gegen die übrige Nation? Sogar wage ich zu behaupten, fügte ich hinzu, daß es keinen Staatsverwalter gibt, der sicher seyn kann, daß, wenn er ein solches Opfer der Einführung oder Bevorzugung einer gewissen Industrie bringt, er nicht seinem Lande von einer andern Seite mehr Verlust zuziehr, als er durch sein Verbot demselben Vortheil zugewandt haben mag. Als ich hiebei bemerkte, daß die so erzwungene Staatseinnahme unbedeutend sey, führte der Minister des Innern an, daß die Zölle doch im Lauf des Jahres 35 Millionen Ueberschluß geliefert hätten, worauf ich meine Behauptung auf die großen Hebungskosten, auf das Heer der Zollbeamten und auf die Zollwachen im Radius von 4 Meilen Breite um's ganze Reich herum, in welchem Einfassungsbezirk der freie Verkehr durch die Lösung der Freizettel zum Gütertransporte und durch Untersagung allen Transports zur Nachtzeit, so arg beschränkt werde, — von neuem zu stützen beflissen war.

Der erste Consul fuhr fort, mich ferner anzugreifen, ohne meine Gründe zu beantworten und ging zu andern Einwürfen über, welche — — — — — — — — — — — —

(Hier ist das Original abgebrochen.)

*) „Il est vrai que je crois qu'on pourrait le demander aux seuls propriétaires, s'il étoit modéré; mais lorsque il est excessif, on est obligé de le dissimuler et pour cela, de le prendre sous toutes sortes de formes et de le tirer d'où l'on peut."

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 8.

10. Januar 1822.

Geschichte.

Geschichte des römischen Staates und Volkes, für die obern Klassen in gelehrten Schulen dargestellt von Franz Fiedler, Doctor der Philosophie (jetzt Lehrer an der gelehrten Schule zu Roßleben). Leipzig 1821, bei Hinrichs, XII und 379 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Für den geschichtlichen Forscher gibt es in der Welt des Alterthums, in politischer Hinsicht, keinen wichtigern Staat, als den des weltbeherrschenden Roms. Mögen die wunderbaren Ueberreste Indiens, China's und Aegyptens, mögen die in sich abgeschlossenen Gesetzgebungen des Zoroaster und Moses, mögen die reichen Schattirungen republikanischer Verfassungen in den einzelnen griechischen Staaten den Geist noch so sehr ansprechen; größere Massen sind und bleiben es, die in Roms Geschichte den Geschichtsforscher fesseln, und nicht blos dies, sondern das wundersame Durchgehen aller Kreise des innern politischen Lebens, von dem beginnenden Königsthume an bis zur schmachvollen Entthronung des Augustulus, bietet einen Reichthum von Staatsformen, so wie in dem Wechsel derselben für jedes Zeitalter, das von Menschen verlebt wird, so viele Belehrung dar, daß Roms Geschichte, wie auch bereits der große Montesquieu erkannte, das wichtigste Studium für alle Gelehrte, namentlich für alle Staatsmänner, bleibt.

Dabei ist es aber nicht gleichgültig, wie diese Geschichte behandelt, und aus welchem Standpuncte sie gefaßt wird. Ganz anders erscheint sie, wenn man sie blos als Hülfsmittel zum Studium der Klassiker des Alterthums vorträgt; ganz anders, wenn sie nach ihrer Selbständigkeit erkannt und aus dem Standpuncte der Politik, d. h. aus dem Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens gegen einander dargestellt wird. Aus diesem letztern Standpuncte hat sie der denkende und geistvolle Verf. des vorliegenden Werkes genommen. Schon der Titel sagt, daß er nicht blos eine Geschichte des römischen Staates, sondern zugleich auch eine Geschichte des römischen Volkes beabsichtigte; daß also bei ihm das Volk sich nicht im Staate verliert, sondern daß Volk und Staat ihm als zwei gleiche Größen erscheinen.

So hat der Verf. nicht allein Kriegsereignisse, Regentennamen, Regierungsjahre u. s. w. aufgezählt; er hat auch die Verfassung, ihr Entstehen und ihren Werth, die Gesetzgebung und Verwaltung, das religiöse und sittliche Leben des Volkes, die Fort- und Rückschritte in seiner Kultur, das Aufblühen und Sinken der Wissenschaften und Künste geschichtlich dargestellt. Der Verf. gesteht (S. VI), daß er die Idee dieser durchgängigen Berücksichtigung des innern und äußern politischen Lebens, und zwar so, daß das erste das zweite bedingt, seinem Lehrer und Freunde dem Prof. Pölitz verdankt, der zuerst die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches aus diesem Standpuncte bearbeitete, und welchem der Verf. in vorliegendem Werke in der gleichmäßigen Bearbeitung der Geschichte des römischen Volkes und Staates folgte.

Rec. darf versichern, daß der Verf. diese Idee nicht blos aufgefaßt, sondern auch festgehalten und mit vielem Glücke durchgeführt hat; so daß das vorliegende Werk, durch diese leitende Idee, sich sehr zu seinem Vortheile von allen ähnlichen Bearbeitungen der Geschichte Roms unterscheidet, und nicht blos für gelehrte Schulen, sondern auch zu einem sehr brauchbaren und den Geist ansprechenden Handbuche für gebildete Leser sich eignet, welche den reichhaltigen literarischen Apparat, womit das Werk für den angehenden Gelehrten und für den Schulmann ausgestattet ist, gewiß ebenfalls als keine unwillkommene Zugabe betrachten werden. Denn das ist eben das Verdienstliche des Werkes, daß man oft auf gründliches Quellenstudium stößt; daß außer den Quellen, auch alle andere, ältere und neuere, Hülfsmittel der Geschichte Roms zweckmäßig benutzt und an gehöriger Stelle angeführt worden sind; daß von der Hypothese Niebuhrs ein sehr vorsichtiger Gebrauch gemacht, durchgehends auch A. W. Schlegel und Wachsmuth berücksichtigt, und im Ganzen mehr die ältere, seit Heyne's Zeit gewöhnliche, Ansicht der ersten Zeitalter Roms festgehalten, als die geistvolle, aber noch viel zu wenig erwiesene, Hypothese Niebuhrs auf den innern Zusammenhang der Geschichte übergetragen ward; daß eine sehr besonnene und gleichmäßige Behandlung aller einzelnen Zeiträume und Zeitabschnitte im ganzen Werke vorherrscht, und daß der Verf., der vorher nur durch einige kleinere Schriften im Publicum auftrat, in der vorliegenden bereits durch eine Gediegenheit, Fülle und Würde des Styls sich auszeichnet, von welcher für die Zukunft sich viel erwarten läßt, dafern der Verf., wie Rec. nach der vorliegenden Schrift wünscht, dem Studium der Geschichte treu bleibt.

Dazu kommt, daß der Verf. in politischer Hin-

sicht zwar durchgehends der heiligen Idee der bürgerlichen Freiheit und der Herrschaft des Rechts in innern und äußern Staatsleben nichts vergibt, weil es für untergegangene und lebende Völker und Reiche keinen höhern Maaßstab gibt, als den der Gerechtigkeit; daß er aber überall den gemäßigten Grundsätzen huldigt, welche, frühzeitig gelegt in das Gemüth der Jugend, den künftigen Staatsbürger eben so vor Sclavensinn, wie vor demagogischen Ansichten bewahren.

Sehr richtig führt der Verf. die Einleitung und Vorgeschichte herab bis auf Romulus. Er geht in derselben von den bewährtesten Grundsätzen bei der Behandlung und Wichtigkeit der römischen Geschichte aus, würdigt in kurzen aber gründlichen Urtheilen die geschichtlichen Denkmäler in Rom, die alten Schriftsteller und die neuere Literatur zur römischen Geschichte, gibt eine geographische Uebersicht des alten Italiens, nennt die ältesten Völker der Pflanzstädte Italiens, berührt die Sagen von der Gründung der Stadt Rom, setzt das Gründungsjahr Roms und die römische Chronologie fest, und schließt mit der Eintheilung der Geschichte Roms in Zeiträume.

Da nun der Verf. von dem richtigen Grundsatze ausgeht, daß das innere politische Leben den Grund des äußern enthalte; so hätte Rec. gewünscht, daß der Verf. die Zeiträume nicht sowohl nach den äußern Verhältnissen, wie beim Ende des zweiten Zeitraums und bei den beiden Abschnitten des dritten Zeitraumes geschieht, sondern nach den Umgestaltungen des innern Volkslebens abgegrenzt und bezeichnet, und namentlich den zweiten Zeitraum bis zur durchgekämpften Ernennung eines Consuls aus der Mitte der Plebejer fortgeführt, und dann mit dem Zeitalter der Gracchen wieder einen Abschnitt gebildet hätte.

Uebrigens billigt es Rec., daß der Verf. die Zeiträume nicht zu sehr häufte, wodurch jedesmal die Darstellung der Begebenheiten zu sehr vereinzelt und zersplittert wird. Der Verf. nimmt fünf Zeiträume an: 1) von Romulus bis zur Vertreibung Tarquins (von 754 — 510 vor Chr. = 244 Jahre); 2) von der Gründung der Republik bis auf den Anfang der Kriege mit Karthago (von 510 — 264 v. Chr. = 246 Jahre); 3) vom Anfange der Kriege mit Karthago bis auf den Untergang der Republik nach der Schlacht bei Actium (von 264 — 30 v. Chr. = 234 Jahre). — Diesen Zeitraum theilt der Verf. aber in zwei Abschnitte, wovon er den ersten bis zum Jahre 146 v. C. herabführt, in welchem Karthago und Korinth zerstört wurden. — 4) Geschichte der römischen Monarchie bis auf den Kaiser Diocletian (von 30 v. C. bis 284 n. C. = 314 J.); 5) von Diocletian bis auf den Untergang des weströmischen Reiches (von 284 — 476 v. C. = 192 Jahre). — Die sieben Beilagen enthalten die beiden Handelsverträge zwischen Rom und Karthago; einige Gesetze der XII Tafeln; die Inschrift auf der Ehrensäule des Duilius; das Senatsconsultum gegen die Bacchanalien; die Stammtafeln Cäsars, Octavians und der Constantine.

Rec. hat der stylistischen Darstellung des Vfs., und des Geistes, der in derselben herrscht, mit gebührendem Lobe gedacht. Am Schlusse seiner Anzeige muß er auch dieses Urtheil mit einer Stelle belegen. Er wählt sie aus den Schlußbetrachtungen (S. 363): „Wie die Verfassung des Reiches seit Diocletian und Constantin sich änderte; wie an die Stelle des alten Soldatendespotismus die Herrschaft des Hofes und der Minister (Eunuchen) trat; wie durch Abgaben zur Erhaltung der zahlreichen Hof- und Staatsbedienten und der in den Garnisonen verweichlichten Armeen die Provinzen gedrückt und ausgesogen werden mußten; wie die Barbaren immer mächtiger wurden, am Hofe und im Heere, ist schon oben angedeutet worden. Unübersehbares Elend war über den Westen und Süden Europa's ausgebreitet; der Ackerbau, Gewerbe, Handel lagen darnieder; Hungersnoth und Pest vertilgten einen großen Theil des Geschlechts. Die angebautesten Provinzen lagen in Wüsteneien verwandelt; Trümmer von einst blühenden Dörfern und Städten sah man in allen Theilen; in den einst volkreichsten Städten war kein lebendes Geschöpf mehr als heulende Hunde; denn wo kein Schwert gewüthet hatte, gab Hungersnoth langsamen Tod, und in dem ausgehungerten Spanien nährten Mütter ihr verschmachtendes Leben mit dem Fleische ihrer Kinder; Väter verkauften ihre Söhne aus Hunger und Elend; wilde Thiere, von Leichnamen genährt, kamen ohne Scheu in die wehrlosen Städte. Also mußte mit beispiellosen Verwüstungen, in welchen alle Cultur der alten Welt bis auf wenige Reste verschwand, die lange Nacht des Mittelalters über unsern Erdtheil hereinbrechen, bis die ewige Weisheit mit neuem Lichte die europäische Menschheit erleuchtete!"

Rec. wünscht, daß die äußern Verhältnisse des Vfs. ihm verstatten möchten, ausschließend der Geschichte sich zu widmen. Bei dieser Gründlichkeit, bei diesem sichern politischen Urtheile, und bei dieser lebendigen und kräftigen Form des Styls dürfte er bald zu den vorzüglichern Geschichtsschreibern gehören! Rec. muntert ihn auf, in demselben Charakter und Umfange, wie die vorliegende römische Geschichte, eine Geschichte des alten Griechenlands bis zur Unterjochung unter Roms Herrschaft zu bearbeiten. Es fehlt uns für den Schulgebrauch ein solches Werk, und der Verf. hat gezeigt, daß er einer solchen Aufgabe gewachsen ist.

73.

Leben des Grafen von Bülow.

Zweiter Artikel.

(Der erste Artikel in No. 4.)

Nachdem der Verfasser den Grafen von Bülow gegen die Deutungen vertheidigt, welche nach seiner Entfernung aus dem königl. westphälischen Ministerium zu Kassel sich über

dies Ereigniß verbreitet, unternimmt er dasselbe Geschäft in Betreff der Gründe, denen es zugeschrieben ward, daß er seine Entbindung vom Finanzministerium im königl. preuß. Dienst nachsuchte. Dies führt ihn auf Darlegung des Sachverhältnisses wegen Behandlung der aus Provinzialschulden entstandenen westphälischen Reichsobligationen. Denn die in Absicht ihrer getroffene Maßregel soll am meisten Mißbilligung gefunden haben; die Sache aber ist diese.

Während der Regentschaft des Hieronymus waren die westphälischen Staatsschulden auf ein Drittheil ihres Nominalbetrages reducirt worden. In dieser Schuldenmasse waren Provinzialschulden ehemaliger preußischen Provinzen begriffen, unter denen diejenigen einen bedeutenden Betrag bildeten, die aus Papieren entstanden waren, welche die Altmark in Verbindung mit den kurmärkischen Provinzen, zur Berichtigung der im Jahr 1806 von Napoleon geforderten Kriegscontribution creirt hatte. Jene Schuldenmasse war durch eine Erhebung zur Reichsschuld den Provinzen als Provinzial- und Cammeralschuld abgenommen worden und dies hatte offenbar eine Begünstigung für sie bewirkt.

Des Verfassers Darstellung ist nun folgende:

Nachdem die Wiederherstellung der vom westphälischen Ministerium reducirten, ursprünglich preußischen Schuldscheinen, zur Sprache gekommen und eifrig von den Inhabern betrieben worden, forderte der Graf von Bülow vor allen Dingen vom Civilgouvernement der Provinzen zwischen Elbe und Weser ein Gutachten. Dies fiel für Wiederherstellung der Obligationen auf ihren wahren Werth, sofern sie noch in den Händen der ursprünglichen Besitzer waren, aus, weil allgemeine Wiederherstellung nur den spätern Erwerbern einen unerhörten Gewinn auf Kosten des Staats gewähre, und der Nutzen denen entginge, welche durch die Reduction verkürzt worden, deren Wiederentschädigung der Zweck der Sache war.

Weil aber die Ausmittlung sich schwierig zeigte, und die juridische Documentirung oft unmöglich schien, so führte der Finanzminister die Sache ganz auf den Rechtspunct zurück, und stellte die Frage also: Hat der preußische Staat gegenwärtig die rechtliche Verpflichtung, den vollen ursprünglichen Naturalwerth der Obligationen herzustellen, oder nicht? Die Beantwortung wurde dem Justiz- und Staatsministerium anheim gegeben und erfolgte bejahend.

Unstreitig erscheint der Finanzminister dieser Darstellung nach, vollkommen gerechtfertigt: nur ist vieles dabei vergessen, namentlich unter andern das Provinzialschuldenwesen der übrigen preußischen Provinzen. Denn weil nunmehr die Provinzialschulden der westphälisch gewesenen preußischen Provinzen diesen nicht nur abgebürdet, sondern auch zum vollen Werth Staatsschulden geworden; so war ein neues Verhältniß entstanden. Trat die Wiederherstellung des Nennwerths der westphälischen Reichsobligationen nicht ein, so war die Abänderung der Provinzialschulden durch Erhebung zu Reichsschulden mit ein Drittheil Rabatt, etwas, worauf keine andere preußische Provinz exemplificiren durfte. Es hing mit der Gesammtadministration des Königreichs Westphalen zusammen und mochte sich mit manchen Bedrückungen in den Provinzen wieder compensiren. Sobald aber die preußische Regierung sich verpflichtet erklärte, diese Schulden zum vollen Betrag ohne Reduction um ein Drittheil übernehmen zu müssen, so sprach sie diese Verpflichtung gleichzeitig in Absicht aller übrigen Provinzialschulden gleicher Qualität aus. Des Finanzministers eigentliche Verpflichtung wäre demnach gewesen, diese erst zu consigniren, das Gesammtliquidum festzustellen und dessen Betrag mit den Staatsmitteln zu balanciren, um das Justiz- und Staatsministerium gegen einen unrichtigen Ausspruch vielmehr sicher zu stellen als zu solchem zu induziren, was streng genommen durch die vorgedachte Stellung der Frage geschehen war.

Denn es kam weniger auf eine Frage, wie auf Feststellung der Participationsrechte mehrerer Anspruchsberechtigten an eine gemeinschaftliche Masse an. Wenn, bevor das Debet und Credit bei einer Masse festgestellt worden, ein Gerichtshof einen beliebigen Gläubiger herausheben und ihn zum vollen Betrag befriedigen wollte, ehe noch constirt, ob alle Gläubiger zu befriedigen seyn werden, und in welche Classe Jedes Forderung kommen würde; so wäre dies, es möchte nun aus Uebereilung oder um zu begünstigen geschehen seyn, eine Handlung, die ihn der strengsten Rüge aussetzen müßte. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Folgen aus derselben mit den Folgen aus der von Bülow'schen Maßregel einer Natur sind.

Dies führt auf den Spott des Verfassers über den Pedantismus der älteren preußischen Geschäftsmänner zurück. Gewiß ist, daß sie in dem vorliegenden Falle nicht so schnell verfahren seyn würden, die Entscheidungsfrage aufzustellen, sondern erst den status causae unwiderleglich zu begründen. Denn wer eine Rechtsfrage normirt, ehe der status causae unwidersprechlich da liegt, kann eine ungerechte Entscheidung verbreiten, und das Bestreben in einer Angelegenheit, welcher eine Rechtsseite beiwohnt, den Thatbestand zu erschöpfen, ist nicht Pedantismus sondern Gründlichkeit. Sonst möchte, nach einem Scherzgedicht von Fr. Schlegel, der gescholtene Geschäftsschlendrian nicht abgeschafft, sondern nur durch seinen viel schlimmern und ungezogenen kleinen Sohn, den Schludrian verjagt werden. Die Geschäftsmänner aber, welche gegen diesen ankämpfen, verdienen Lob. Deren gibt es nun allerdings noch manche im preußischen Staate, und es wäre, da eine ähnliche wie die hier erörterte Frage wegen der kurmärkischen Provinzialschulden in derselben zur Sprache gekommen war, dem Verfasser zu wünschen gewesen, daß er Zeuge der Gründlichkeit hätte abgeben können, mit welcher der dazu beauftragte wirkliche Geheime Rath und Oberpräsident von Heydebreck so lange in diesen Gegenstand eingedrungen, bis er fähig ward, ihn in allen seinen Beziehungen zu durchschauen und vollkommen dem Staatsrath darzulegen.

Nichts häuft die Geschäfte und vermehrt das Beamtenheer so sehr, wie beginnendes ungründliches Arbeiten. Der Zeit- und Kostenaufwand, der nöthig ist, den Gang der Dinge in Ordnung zu erhalten, wird dann unbedeutend gegen den, welchen die Nothwendigkeit in Anspruch nimmt, die durch Uebereilung hervorgebrachte Verworrenheit wieder zu lösen. Unter solchen Verhältnissen gewinnt mehrentheils der das Lob eines schnellen, genialen, hellsehenden und durchgreifenden Arbeiters, der, unbekümmert um die Lage der Sache, anordnend, die Verwirrung veranlaßt. Derjenige aber, welcher die Fehler wieder gut macht, wird mehrentheils schwerfällig und beschränkt gescholten, weil der Geniale ihm einen Augiasstall hinterlassen hat.

Die Restitution des vollen Werths der westphälischen Obligationen führt den Verfasser auf eine Erwähnung des großen Nutzens, den dies für den Credit des preußischen Staats geäußert. Aber es kömmt nie auf die momentanen, sondern auf die nachhaltigen Wirkungen an. Wenn ein einziger Gläubiger, der an einer Masse zu fordern hat, vor Beendigung der Liquidation volle Befriedigung erhält, so steigt der Credit derselben. Zeigt aber der letzte Abschluß eine Insuffizienz, so fällt er wieder; und daß der schwächste Credit durch mancherlei Mittel sich temporair heben läßt, wem ist das nicht bekannt? —

Man sieht aber wohl, des Verfassers Meinung geht dahin, daß durch Vermehrung der Staatseinnahmen im Wege neuer Abgaben für den vollsten Umfang der Schulden ein Verzinsungs- vielleicht Abbürdungs-Fonds gewonnen werden solle. Dadurch geräth er an eine Frage, die vielfältig im Parlament zu London besprochen worden, als von Abschaffung der Einkommentaxe die Rede war. Die siegende Partei gegen diese Steuer ging von dem folgenden Grundsatz aus. Die Inhaber der Staatspapiere haben einen Fonds der Subsistenz. Eben so besitzen ihn die, welche ein Gewerbe treiben oder sich sonst eines Besitzes freuen. Wenn Jene durch

Unsicherheit oder Unvollständigkeit des Zinsempfangens in ihren Einnahmen gekürzt werden, so geschiehet dasselbe, wenn diesen ein Theil ihres Fonds entzogen wird, um von jenen den Ausfall abzuwarten. Wären die ersteren wirklich Creditoren der letzteren, weil beide gegenseitig contrahirt haben, so konnte jener Umstand nicht in Betracht kommen. Die, welche sich mit den Schulden belastet haben, müssen sorgen, daß sie ihre Verpflichtungen erfüllen. Aber die Sache ist die, daß die Verschuldungen von einem dritten Wesen, einer willkürlichen Staatsadministration, ausgegangen. Diese hat im Namen und auf den Credit der Begüterten und Gewerbetreibenden unbevollmächtigt jene Schulden contrahirt, indem es ihr geglückt ist, bei den Creditoren die Frage nach der Vollmacht nicht in Anregung zu bringen und aufzuwecken. Aber nur bei der Insuffizienz ihrer bisherigen Mittel, und bei dem Bedürfniß auf diejenigen zurückzugehen, in deren Namen sie unbevollmächtigt agirt hat, um sie mit heranzuziehen, kömmt die Sache zur Sprache, und es knüpft sich eine Folge daran, welche den Staat durch schlimme Theilung der Interessen zu zerrütten droht. Offenbar stehen die Creditoren, die sich nicht gehörig vorgesehen haben, im schwächsten Rechte; im stärksten Rechte die Debitoren, auf deren Namen mit mangelnder Vollmacht contrahirt worden. Ein Theil der Schuld lastet auf den Verwaltungen, aber bei ihnen ist kein Fonds, es wäre denn, daß sie sich durch Sparsamkeit und Einschränkung der Bedürfnisse solchen noch erst bildeten.

So verhält sich die Sache, rechtlich betrachtet. Wird aber diese Seite derselben verfolgt, dann droht sie Staat und Nation in sich zu theilen. Denn streiten Creditoren und Debitoren gegen einander, so ist die Entscheidung nicht abzusehen, und die Mitglieder der Nation verzwisten sich nur untereinander. Werden die Staatsregierungen mit hinein gezogen, so ist nichts gewonnen, vielmehr wächst die Verunreinigung. Zur Erhaltung des Ganzen kann nur ein billiges Componiren führen, nämlich alle drei müssen ein gemeinschaftliches, verhältnißmäßiges und gehörig abzuwägendes Opfer bringen. Das der Staatsadministration bestehet in Ersparungen, Beschränkungen der Ausgaben und Reductionen, zu denen sie sich zu entschließen hat; das der Debitoren in Uebernahme einer Abgabenerhöhung und das der Creditoren durch eine Reduction der Schuld in gleichem Verhältniß. Dies letztere Verhältniß ist auch leicht zu finden. Schon die drei Interessenten geben es mit ein Drittheil an die Hand. Der Staat verpflichtet sich zur Reduction des activen Ausgabenetats um ein Drittheil, die Creditoren entsagen einem Drittheil ihrer Forderungen, und die Steuerpflichtigen kommen in gleicher Proportion zu Hülfe. In England ist dieser Weg nicht eingeschlagen. Man hat die Einkommentaxe abgeschafft und Staatsersparnisse eingeführt. Es fragt sich, ob die hieraus resultirende Schonung der Creditoren nicht gerade ihnen am gefährlichsten werden dürfte. Denn wenn die Staatsersparnisse den Ausfall der Einkommentaxe nicht decken, so kann, falls Handel und Fabrikconjuncturen, auf die in England so viel ankömmt, sich ungünstig gestalten, in eben dem Maße eine den Creditoren gefährliche Insuffizienz eintreten, wie sie freilich nicht zu besorgen ist, wenn Handel- und Fabrikverhältnisse sich günstig stellen.

Den Schluß der Schrift bilden Combinationen, wie das System des Grafen von Bülow vielleicht dereinst wieder über das jetzt bestehende den Sieg erringen könne. Der Verfasser schmeichelt sich, die Erfahrungen, welche der Graf auf seinen Reisen gegen dasselbe gemacht, und mit denen er einst wieder auftreten werde, möchten es erschüttern. — Wenn doch die Menschen nicht so sehr auf das Erschüttern ausgehen wollten! Wenn doch der Hang, überall tabula rasa zu machen, um ein Gebäude aus Lieblingsideen aufzuführen, sich endlich beschränken möchte! Wohl wäre mancherlei gegen das jetzige System zu sagen, darüber ist kein Zweifel. Aber es ist keineswegs die Möglichkeit abgeschnitten, ohne dessen gewaltsamen Umsturz, es nach und nach so zu modificiren, daß es etwas den Verhältnissen der preußischen Monarchie Anpassendes würde. Wer darauf Fleiß und Aufmerksamkeit verwendet, der vollbringt ein verdienstliches Werk; nicht aber, wer jedes Entstandene nur immer wieder verdrängen zu wollen trachtet. Das unablässige Verändern und Umstoßen der Systeme ist eine der größten Verderblichkeiten in der Staatsverwaltung.

42.

Aus Italien.

Das Septemberheft der Bibl. Italiana gibt einen Aufsatz des gründlichen und geistreichen Naturforschers Brocchi über die verschiedenen Bildungen der Gebirgsarten Siciliens, der für die Leute vom Fach doppelt willkommen seyn wird, weil so ruhige wissenschaftliche Forschung, als ihm noch möglich war, jetzt in dem aufgeregten Lande nicht thunlich seyn mag. Unter den mancherlei interessanten geologischen Erscheinungen, die er anführt, mögen die Zeitschriften, in deren Domaine sie liegen, die wichtigern bestimmen. Ein Zug, der einen tiefen Blick in das frühere Leben unsers Erdkörpers thun läßt, sey auch hier erwähnt. „Im Monte Pellegrino bei Palermo trifft man in Felsen Höhlen von beträchtlicher Ausdehnung, deren eine in die Kirche der heiligen Rosalie umgewandelt worden ist. — Vorzüglich beachtenswerth aber ist die Erscheinung, daß der Fels von Monte Pellegrino hie und da in verschiednen Höhen durch Seewürmer, welche den Fels zernagen, durchlöchert ist. Aus der Form dieser Löcher kann man schließen, daß der Mytilus lithophagus sie bewirkt hat; ihrer Ausründung nach sind sie ganz ähnlich denen, die er in den Kalkmassen unsrer heutigen Meere hervorzubringen pflegt. Diese Löcher sind hier und da zerstreut auf Räumen von drei bis vier Fuß im Umfange, und zuweilen so dicht beisammen, daß sie im Großen wie die Zellen der Honigwaben aussehen. Man bemerkt sie nicht allein gegen den Fuß des Bergs, sondern bis zu seiner Spitze trifft man sie in Zwischenräumen an, wenn man längs seines Saumes hinaufsteigt. Die Höhe der Spitze über dem Spiegel des Mittelmeers, nach den Messungen der Astronomen zu Palermo, beträgt 1850 Par. Fuß. Da aber dieser lithophagus sich nur in die Massen ganz nahe an dem Spiegel des Meeres einzunisten pflegt, aber so weit die Erfahrungen reichen, auch in beträchtlichen Tiefen nicht fortkommt, so würden die verschiednen Abstände, in denen man in Monte Pellegrino diese Einfressungen bemerkt, die verschiednen Höhen bezeichnen, bis zu welchen das Meer selbst einmal anwuchs, oder sie könnten nur nachweisen, wie der Wasserstand nicht auf einmal, sondern allmählig in verschiedenen Zeiträumen sich senkte. So könnte dieser Berg uns so zu sagen als ein Nilmesser in umgekehrtem Sinne erscheinen.“ Aehnliche Zerfressungen in einer Höhe von dreißig bis vierzig Fuß über dem gegenwärtigen Wasserspiegel hatte Hr. Brocchi an andern Orten Italiens, die an der Seeküste selbst, oder nicht weit von ihr lagen, bemerkt; so an der Küste von Calabria citeriore zwischen Fuscaldo und Scalea, gegen das Vorgebirge Palinuro, und am Circäischen Vorgebirge, über der Mündung der sogenannten Ziegengrotte, und beim Cap S. Giovanni d'Aula in Calabria ulteriore, an den Küsten des ionischen Meers. Aus ähnlichen Thatsachen, und aus manchen andern, auf die Hr. Brocchi Gelegenheit hatte hinzuweisen, scheint man den Schluß ziehen zu dürfen, daß in nicht eben zu fernen Epochen, als die Continente schon ihre gegenwärtige Gestaltung gewonnen hatten, der Wasserstand der Meere weit höher war, als wir ihn jetzt erblicken, und daß er später sich senkte, so wie er vielleicht auch in der Folge noch immer mehr senken wird.

44.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 9.

11. Januar 1822.

Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling. Von Therese Huber. Leipzig bei Brockhaus. 2 Thlr.

(Vergl. eine frühere Beurth. hierüber in No. 245. v. 1821.)

Gewiß werden sich noch Manche der Erzählung: „Das Urtheil der Welt," in Cotta's Taschenbuch für 1803 mit Vergnügen erinnern, und wem sie unbekannt geblieben ist, der säume nicht, sich den Genuß zu bereiten, sie noch zu lesen, und sich dadurch auf den Standpunct zu setzen, von wo aus er Hannah's Charakter genau beurtheilen kann. Zwar ist auch in dieser Geschichte alles, was zum Verständniß derselben nöthig ist, wiederholt und über Deborah's Individualität und Erziehungsweise manches angedeutet worden; aber um vollkommen zu verstehen, wie Hannah so ganz Entsagung werden mußte, ist es doch einigermaßen nöthig, sich noch bekannter mit der holdseligen Deborah, deren stillen Liebreiz Hannah nicht in dem Maß besitzt wie jene, zu machen. Wir finden das 10jährige Kind, das wir im Urtheil der Welt verließen, als vollblühende Jungfrau von 24 Jahren wieder. Die Pflegemutter ist todt, der schlaffe Frömmler Schönaich, der Mann von jener, will das Mädchen zu einer Heirath nöthigen, die sie, als ihr ganz unwürdig, verwerfen muß. Sie entflieht, ein günstiger Zufall führt sie zu einer Familie, in der sie Tochterrechte erhält. Der Baron ist ein Frömmler wie ihr Pflegevater, noch mehr Maschine wie dieser, auch wandte er sich, weniger um eine wild verbrauste Jugend zu verbessern, der Brüdergemeinde zu, zu welcher er sich aber nicht wie Schönaich äußerlich hält, als es aus Langweile und innerlicher Leerheit geschah. Seine Gemahlin ist ein merkwürdiger Charakter, eiskalt und alles einzig auf den Verstand berechnend. Ihre etwas starre Natur hätte den Sonnenstrahl der Liebe bedurft, um zu erwarmen; ihre erste flüchtige Neigung fiel auf den flachen, ihr so unwürdigen Baron; das Unglück ihres Lebens war entschieden. In der Verbindung mit ihm entdeckte sie bald neue niedrige, ja schlechte Züge, sie verhehlte die Verachtung gegen ihn nicht und setzte ihren Triumph darin, ihn zu unterjochen und ihre Ueberlegenheit ihm empfinden zu lassen. Glaube, Liebe, Hoffnung, Sinn für das Erhabene und das Schöne in der Natur, und alles, was Gefühl zu nennen ist, war in ihr erstorben, selbst ihre Wohlthaten erfreuten nicht, sie waren blos das Werk des überlegenden Verstandes, und nicht des Herzens. Eine stolze großartige Gesinnung schützte sie vor Fehltritten, aber trösten, sie für die gewaltsam unterdrückte Weiblichkeit entschädigen, ihr den verlorenen Frieden wiedergeben, das konnte sie nicht. Ihre Tochter Luise vermag ihr sogar nicht lebhaften Antheil einzuflößen. Sie erzieht sie sehr verständig und stört ihre schöne Eigenthümlichkeit eben so wenig, als sie ihr warmes Gefühl höhnt; nur dies auszusprechen gestattet sie ihr nicht. Luisens glückliche Natur überwindet die ungünstigen Verhältnisse, die sie einengen, sie entfaltet sich zur gesundesten, reinsten, liebenswürdigsten Jungfrau, die nur leise beklagt, daß sie Niemand hat, dem sie ihre Empfindungen mittheilen darf. Auch diese Sehnsucht wird befriedigt, indem sie ihr wahrhaftes Gegenbild, recht eigentlich ihre Hälfte, in dem jungen Baron Radasta kennen lernt und dann ihre Hannah findet. Daß diese frischen, holden Gestalten, keine Ideale, aber von denen man wünschte, daß jede Jungfrau und jeder Jüngling ihnen gliche, sich lieben müssen, kann wohl Niemand bezweifeln, aber es steigen Hindernisse gegen ihre eheliche Verbindung auf. Casimir soll Domherr werden und später durch eine reiche Heirath dem gesunkenen Wohlstand seines Hauses wieder aufhelfen, so will es der unbedeutende Vater und der sehr geistreiche und klare Oheim, ein Malteserritter, der das Leben in allen seinen Verzweigungen und seinen Höhen und Tiefen kennen lernte. Die Erfahrung hat ihn nicht versteinert wie die Baronin Moor, aber die Vernunft gilt ihm doch auch weit mehr als Gefühl und vor allen Phantasie. Luisens Aeltern sind sehr reich, aber es ist von einer verlornen Tochter, die aufzufinden man noch nicht aufgegeben hat, die Rede, und da achten die alten Herren Luisen nicht reich genug für Casimirs Gattin. Der lebensmuthige und lebenskräftige Jüngling läßt sich dadurch nicht abschrecken, sich selbst vertrauend, hofft er, durch kluge und fleißige Bewirthschaftung der vernachlässigten Güter sich empor zu helfen. Während er nun so thätig wirkt, und sein redliches Bestreben nicht ohne Segen bleibt, wird sein Oheim, der heitre, praktische Lebensphilosoph, zum alchimistischen, vielleicht auch zum politischen Schwärmer, denn man ahnet hier überhaupt mehr, als daß man umständlich von dem innern Zusammenhang der Dinge unterrichtet würde. Trübsinn, ja Verzweiflung bemächtigt sich des Comthurs, als seine Plane, die sicherlich auf Beglückung der Menschen angelegt waren, scheitern; er endet halb und halb als Selbstmörder. Dem Neffen wird als verdienter Lohn für treue, uneigennützige Liebe und sein tüchtiges

Wollen Luisens Hand zu Theil. Hannahn fiel kein so günstiges Loos. Liefen, auch ein Glied der Brüdergemeinde, aber freier in den Formen, bewirbt sich um sie. Das flüchtige Interesse, das er bei'm ersten Auftreten erregte, macht bald einer entgegengesetzten Empfindung Platz; Hochmuth, ein Auserwählter zu seyn und Egoismus sind die Grundzüge seines Wesens, zu denen sich sämmtliche ihnen verwandte gesellen, Hartherzigkeit, Eifersucht, Neid, Unduldsamkeit und Habsucht. Durchschauen ihn auch die Baronin und die Mädchen nicht ganz, so hält jene ihn doch für einen zweideutigen Mann, diese fühlen eine unbezwingliche Scheu in seiner Nähe, aber dennoch wird Hannah seine Braut, weil sie glaubt, sich opfern zu müssen. Schönaich soll entscheiden, dieser entdeckt ihr nun, daß sie weder sein, noch Deborah's Kind ist, und daß er auch nichts für sie thun könne, weil er sich wieder verheirathe. Bei der Zusammenkunft, an welcher auch die Familie des Baron Moors, Liefen und Radasta Theil nahmen, offenbart sich's, daß Hannah Luisens ältere Schwester ist, die, nicht ohne des Barons Vorwissen, ausgesetzt wurde. Der Mutter Herz, die überhaupt schon früher wärmer zu Hannah sich hingezogen fühlte, als zu irgend jemand, ja ihr liebkoste, wird durch diese Begebenheit erweicht, sie erkennt, wie sie geirrt, wie sehr sie an sich, an den Menschen gefrevelt habe. Die Unwürdigkeit Liefens wird durch sie enthüllt; Hannah, der drückenden Bande los, fühlt Liebe für einen wackern Freund Radasta's, Wrany. Unzeitige Bedenklichkeiten von ihm hindern es, daß sie sich näher angehören; sie widmet sich nun ganz der Pflege ihrer Aeltern, der Erziehung verwaister Kinder, der Bewirthschaftung der Güter. Die Mutter stirbt, ausgesöhnt mit dem Geschick, in ihren Armen.

Das wäre so ungefähr der Gang der Geschichte, in welche sich anziehende Episoden mischen. Die Schreibart ist einfach, anspruchslos, gedankenreich, gediegen. Die Charakterschilderungen sind meisterhaft, besonders auch in den feinen Abstufungen der drei Frömmler, die wohl sämmtlich keinen Heuchler, aber nur aus Temperament, Gewohnheit, sich eingeredete Nothwendigkeit, nicht aus reinem Trieb, aus herzlicher Ueberzeugung andächtig sind, und welche doch auch durch diese zur Schau getragene Gottesverehrung nicht demüthigern, liebevollern und reineren Herzens wurden, vielmehr in ihren rohen Leidenschaften und übeln Angewohnheiten sich noch mehr bestärkten; sie erfaßten nur den Buchstaben, nicht den Geist ihrer Lehre. Ihr richtiger Gegensatz ist die wahrhaft fromme Hannah, der das Erkennen fehlt, die dafür aber Liebe, Glauben und Hingebung im höchsten Grad ihr Eigenthum nennt. Radasta und Luise, in ihrer köstlichen, unverdorbenen Jugendlichkeit, werden wohl am meisten die Zuneigung der Leser gewinnen. Solche Gestalten, die durchaus harmonisch sind, in der keine Einzelheit hervortreten darf, deren hoher Werth nicht im Haben, sondern im Seyn besteht, so vortrefflich durchzuführen, ist gewiß keine leichte Aufgabe. In der psychologisch-interessanten Baronin ist auch kein Zug verfehlt, höchstens hie und da nicht deutlich genug ausgemalt.

Bei so vielen Vorzügen wird's dem Beurtheiler schwer, auch etwas zum Tadel des Buchs zu sagen, und wirklich geschieht's mit einigem Widerstreben und nur der edlen Unparteilichkeit zu Gefallen. Hannah's Hingeben an einen Mann, für den sie eher Abneigung hat, und der von niemand begünstigt wird, ist durch ihre Aufopferungsfähigkeit und den Glauben, daß sie dem, nach langem, ruhelosem Umherpilgern, in ihrem Besitz ein spätes Glück hoffenden, ihre Hand nicht verweigern dürfe, nicht ganz motivirt. Sie widerstand schon einmal dem Vater, freilich unter andern Bedingungen, aber die Möglichkeit des Widerstehens ist damit doch gegeben. Auch sieht man nicht recht ein, warum Hannah nicht, Luisens und Radasta's Wünschen gemäß, Warny's Gattin wird. Der Vater ist ganz null, und die Mutter in ihrem spätern, und eben darum stärkern und innigern Liebesgefühl wird dieses gewiß nicht so sehr vom Adelstolz unterdrücken lassen, daß sie sich Wrany's Verbindung mit ihrer Tochter ernstlich widersetzen sollte. Wrany hätte die Standesverschiedenheit nicht so sehr berücksichtigen, die zumal bei seinen Verhältnissen, dem Aufenthalt auf dem Lande am Fuß der Karpathen, und bei Hannah's Sinnesweise viel unbedeutender erscheint, und die Geliebte ihn nicht so schnell aufgeben sollen, wofür sie eigentlich keine Gründe hat. Seit in manchen faden Romanen langweilige Tugendheldinnen, die niemals recht wußten, was sie wollten, sich zu Erzieherinnen und Pflegerinnen armer Kinder aufwarfen, ist dies Geschäft, als einziger Lebenszweck, für die erdichtete Geschichte etwas in üblen Ruf gekommen. Hier hätte sich's recht gut mit dem Loos der glücklichen Gattin und Mutter vereinen und so die gehässigen Erinnerungen vermeiden lassen.

Des Comthurs Umwandlung gleicht einem Blitz aus blauem Himmel. Wenigstens müßte über das Warum derselben und über das Was seiner Plane deutlicherer Aufschluß gegeben worden seyn.

Kämen alle literarische Erzeugnisse der Frauen dieser Geschichte an Werth bei, der scharfe Tadel weiblicher Schriftstellerei würde sich bald lindern.

19.

Beschreibung einer Reise nach Surinam und des Aufenthalts daselbst in den J. 1805, 1806 u. 1807, so wie des Verfassers Rückkehr nach Europa über Nordamerica. Von dem Baron Albert von Sack, königl. Kammerherrn und Ritter des St. Johannis Ordens.

(Fortsetzung aus No. 7.)

Zwölfter Brief. Hier berichtigt Hr. v. S. die in Europa sehr verbreitete Meinung von der Ungesundheit des Klimas in Surinam dahin, daß es sich seit den letzten 20 Jahren durch zunehmende Bevölkerung und Austrocknung des Bodens dermaßen verbessert habe, daß jetzt von manchen, sonst sehr

häufigen Krankheiten gar nicht mehr die Rede sey, so wie daß überhaupt das Klima von Surinam dem der westindischen Inseln weit vorzuziehen sey; und im dreizehnten Briefe, über die Wirkungen des Klimas von Surinam auf verschiedene Constitutionen, und die besten Mittel, sich Leben und Gesundheit zu erhalten sprechend, führt er aus den Todtenregistern von Paramaribo Beispiele sehr langen Lebens von Menschen aller Art in diesen Gegenden an. Günstig scheint besonders das Klima dieses Landes dem Frauenzimmer zu seyn, und bemerkenswerth ist, daß, wie die Mortalitätslisten von Surinam zeigen, unter allen Fremden die Engländer hier am wenigsten ausdauern, die Franzosen schon weit besser und die Spanier noch besser, eine Sache die uns dadurch erklärlich wird, daß die Spanier von Natur ein sehr mäßiges Volk sind, was man den Britten eben nicht nachrühmen kann; Mäßigkeit in Genüssen jeder Art aber unter Fremden, besonders wärmeren Klimaten den Ankömmlingen doppelt nöthig ist., selbst wenn auch das Land, in welches sie sich begeben, sich der gesündesten Luft erfreute. Vierzehnter Brief. Auch hier beschäftigt sich der Vf. noch mit den Einflüssen des Klimas, besonders auf die ankommenden Matrosen und Soldaten, deren leider nur zu häufige Unmäßigkeit im Genuß starker Getränke (vorzüglich des frischen Rums, der selbst Eingeborenen so schädlich ist, daß sie ihn nur Kill-Devil, d. i. kleiner Teufel, nennen), ihnen oft ein frühes Grab bereitet, und alsdann einige Vorschläge machend, wie man sich eine, mehr an das Klima und die Lebensart des Landes gewöhnte Ersatzmannschaft verschaffen könne, geräth er wieder, des bekannten Capitain Stedmann's Plan: „die Zunahme der Bevölkerung der Colonien und ihre Glückseligkeit zu vermehren" prüfend, auf sein, wie es scheint, Lieblingsthema, die Anrühmung des Wohlbefindens der Negersclaven in den Colonien, ein Wohlbefinden, an welches denn doch schwerlich ein vernünftiger und vorurtheilsfreier Mensch glauben wird, da es nur zu bekannt ist, welcher empörenden Behandlung diese armen Schlachtopfer europäischer Habsucht nur zu oft und häufig unterliegen, wogegen einzelne Beispiele gutmüthiger Plantagenbesitzer immer nichts beweisen. Eine Schande der civilisirten Welt ist und bleibt die über viele Tausende verhangene Sclaverei stets, kein Grund, sey er welcher er wolle, kann die echt moralische Unrechtmäßigkeit, dies Verletzen ewiger und heiliger allgemeiner Menschenrechte entschuldigen. Willkür ist immer ein Kind der Hölle, und es macht dem Recensenten im Quarterly Review Ehre, daß er dem Vf. dieser Reise über seinen Hang zu vertheidigen, oder wenigstens zu entschuldigen und zu bemänteln, was nie vertheidigt und entschuldigt werden kann, gebührend berichtet hat. Freilich ist es jetzt im alten Europa — wir wollen es nur gelinde benennen — Mode geworden, Dinge, wie Leibeigenschaft und dergl., zu preisen, von patriarchalischen Verhältnissen zu faseln und das Anathema über sogenannte philosophische Träumereien von Freiheit, Recht und Gesetzmäßigkeit zu sprechen; aber abgerechnet, daß es noch nicht entschieden ist, ob diese jetzt so verworfenen philosophischen Träume, an denen, nebenbei bemerkt, immer die Besten und Edelsten hingen, die Welt so unglücklich, und die gepriesenen von patriarchalischen und Feudalverhältnissen (gleichviel ob der Feudalismus in der alten Welt auf einen Stammbaum, oder in der neuen auf einen Geldbeutel gegründet ist), die Welt so beglückt haben und noch beglücken werden, wie man gern einreden möchte, so dünkt es uns immer, daß es einem Mann von Ehre und Kenntnissen nicht ziemt, sich zum Paladin von Einrichtungen aufzuwerfen, die Recht und Gefühl zugleich verhöhnen, selbst dann nicht, wenn auch fast kein Unsinn mehr denkbar, keine noch so barbarische Einrichtung mehr zu finden ist, die nicht, wie seit wenigen Jahren daher, ihre Vertheidiger und Lobsprecher gefunden haben. Herr Baron von Sack spricht mit Recht in den ersten Briefen seiner Reise mißfällig über das Kaperwesen, welches auf dem Meere bei Kriegszeiten zum Ruin einzelner, meist an den Feindseligkeiten ganz Schuldloser, getrieben wird; ist denn aber die gewaltsame Wegschleppung Tausender aus ihrem Heimathlande und die völlig von guter oder böser Laune eines Herrn oder Aufsehers abhängende Behandlung dieser Tausende, über die man nur ein Recht durch Gewalt sich angemaßt hat, ein minderes Unrecht, als das Wegnehmen einer Ladung Kaufmannsgüter? Es gibt, wie Hr. v. S. dies selbst erfahren hat, auch Kaper-Capitaine, die menschlich genug noch sind, den Armen, welche ihnen in die Hände fallen, nicht alles zu nehmen und sie leidlich behandeln, bis sie sie irgendwo an's Land setzen; rechtfertigt dies aber die privilegirte Seeräuberei im Ganzen? Welch Recht haben wir Europäer, über die Barbaresken zu schreien, daß sie mitunter welche von uns einfangen und zu ihren Arbeiten brauchen, wo sicher auch manche das Glück haben, einen guten Herrn zu finden, der ihnen in ihrer Sclaverei hinreichend Futter und nicht allzuviele Bastonaden verabfolgen läßt? Wir sagen, wir brauchen die Schwarzen in den Colonien, ohnedies geht's nicht, und es ist unser eigener Vortheil, wenn wir sie gut halten, denn dann laufen sie nicht weg, bleiben bei Kräften, arbeiten brav, bringen sich aus Verzweiflung nicht um u. s. f. Nun, das können die Barbaresken alles auch zu ihren Gunsten genau mit demselben Recht. Ein Unterschied findet hier gar nicht Statt, Mensch ist Mensch, gleichviel ob schwarz oder weiß, ob civilisirt oder nicht, und Menschen, mit Gewalt und Gefahr des eigenen Lebens, rauben, wie die Barbaresken thun, am Ende noch ehrenvoller — denn es gehört doch Muth dazu — als sie zu erschachern. Mag kluge Berechnung oder particulare Gutmüthigkeit in neueren Zeiten hier und da das Loos der Schwarzen in den Colonien auch gemildert haben, immer bleibt Rauben und Kaufen von Menschen, und Hingeben derselben an den unbedingten Willen Anderer eine Abscheulichkeit, und jede Hörigkeit, Leibeigenschaft, Sclaverei, oder wie man das Ding sonst in den verschiedenen Abstufungen, diesseits und jenseits des Meeres, nennen mag, nicht allein eine Sünde gegen allgemeines Menschenrecht, sondern auch gegen das Christenthum, auf welches man jetzt so sehr sich beruft, leider aber nicht darnach thut. Denn nirgends steht im Evangelium etwas von Knechtschaft und Sclaverei geschrieben, wohl aber viel von Freiheit und Recht. Dieser Sünde, die übrigens, wie die Geschichte neuerer Zeit hinreichend gelehrt hat, nicht ungerochen geblieben ist, und auch ferner nicht ungerochen bleiben wird, macht sich aber, unseres gewissen Dafürhaltens nach, derjenige mittheilhaftig, der Verhältnisse auch nur beschönigen kann, die auf ein ewiges Unrecht gebaut sind, und Herr Baron von Sack wird wenigstens gestehen müssen, daß man deswegen noch kein „philosophischer Träumer" zu seyn braucht, um zu sehen, was Schwarz oder Weiß ist, und daß, wenn er im folgenden (funfzehnten) Briefe — wo er über die vom brittischen Parlamente beschlossene Aufhebung des Sclavenhandels sich ausbereitet — sagt: „Die schwarzen Weiber hätten es in den Colonien besser wie in ihrem africanischen Vaterlande," dies nichts als eine unbewiesene, lose Redensart ist, selbst wenn es wirklich bei einzelnen Individuen der Fall wäre. Eben so einseitig ist aber das gleich darauf folgende Raisonnement, daß nämlich die sparsame Vermehrung der Neger in den Colonien besonders mit von ihrem Hange zur Vielweiberei herrühre, daß diese Sittenverderbtheit (?) aber auch unter ihnen in ihrem Vaterlande herrsche u. s. w. Erstens kann man Hang zur Vielweiberei wohl nicht füglich Sittenverderbtheit nennen, da es eher Mangel an Gesittung ist, zwischen beiden aber ein Unterschied sich findet, und Polygamie überhaupt nur nach unsern auf die Natur unserer Länder, Körper-Constitutionen, staatlichen und religiösen Einrichtungen gegründeten Gesetzen, ein Unrecht ist; dann fragen wir aber auch: Woher kömmt es

kenn, daß sich die Neger nicht allein in ihrem Vaterlande so hinreichend vermehren, daß weder die Kriege, welche sie untereinander führen, noch zuweilen grassirende Seuchen, noch die Schande Europas, der Sclavenhandel, noch sonst etwas, sie, die doch nicht über's Meer her sich Menschen-Nachwachs kaufen und rauben, aussterben macht, sondern daß sie auch, versetzt in die Colonien, wenn sie da freigegeben werden, ihr Geschlecht nicht allein fortpflanzen, sondern auch vermehren, wie dies Thatsache ist und unter anderen das jetzige Hayti beweist? Die Antwort hierauf ist fürwahr nicht schwer. Freiheit ist Lebensluft, Sclaverei Ertödtung. Dies fühlt jeder, auch der rohe Sohn der africanischen Wüste, und nimmer wird sophistische Deutelei die Wahrheit dieses durch die Geschichte bewiesenen Satzes umstoßen. Solche Art von Deutelei ist aber die gleich darauf folgende Auslegung des echt christlichen Satzes: „alle Menschen sind Brüder" und wir wollen hoffen, daß der Vf. das, was er gegen das, die holländische Regierung hochehrende Gesetz, in Betreff der Befreiung der Neger, wenn sie zum Christenthume übertreten, erinnert, nur mit halber Aufmerksamkeit niederschrieb. Noch einmal, das Evangelium kennt keine Sclaverei, und wer ihr das Wort reden kann, sage wenigstens nicht, daß er ein Christ ist. Doch genug hiervon; der Leser sieht, welchen Ansichten der Hr. v. S. in dieser Angelegenheit huldigt; und daß er keine noch so sophistische Mittel verschmäht, auch Anderen seine Meinung aufzureden, wird, wenn nicht das bereits Angeführte, doch dies beweisen, daß er S. 107 vorgibt, die gänzliche Abschaffung des Sclavenhandels würde das Loos der bereits in den Colonien befindlichen Neger erschweren; warum? weil dann ihre Herren gezwungen wären, aus Mangel an gehörigen Ersatz, sie mit doppelten Arbeiten zu überhäufen. Ist dies nicht ein trefflicher Schluß? Also, aus Menschlichkeit lasse man hübsch das Unmenschliche fortbestehen! — Fürwahr man muß sich freuen, wenn man eine solche, den Söhnen Loyola's abgeborgte Moral liest, die um so auffallender wird, wenn man sie aus dem Munde eines Ritters vom Orden St. Johannis, also eines Mannes vernimmt, der noch durch mehr als bloße allgemeine menschliche Verpflichtung zur Vertheidigung dessen, was ewig Recht ist, und zum Gegner aller Unterdrückung berufen ist. Daß übrigens der eben beleuchtete Satz nicht der einzige und der schiefeste ist, welchen Hr. v. S. in dieser Angelegenheit aufstellt, können wir unsern Lesern versichern; der ganze funfzehnte Brief wimmelt davon, und mancher darunter, den wir nur hier aus Mangel an Raum nicht anführen, ist trotz dem Mäntelchen, welches ihm Hr. v. S. umzuhängen sucht, so arg, daß man in Wahrheit nicht weiß, ob man genug thut, wenn man den Vf. blos wegen seiner verfehlten Ansicht bedauert; der Nachtrag zu diesem Briefe aber, in welchem, da denn doch die europäischen Seemächte endlich den entehrenden Menschenhandel, wenn auch nicht die Sclaverei in den Colonien, aufgehoben haben, ist aufrichtig nicht viel besser als das Sprüchwörtliche „Komm her und thu mir nichts." Hier spricht Hr. v. S. zwar ganz anders als im Vorgehenden, aber auch selbst hier noch blickt die Meinung von der Nothwendigkeit und Nicht-Unrechtmäßigkeit der Sclaverei in den überseeischen Ländern hervor. Sechszehnter und siebzehnter Brief. Der erstere beschäftigt sich, nach einigen Bemerkungen über Naturbeschreibung im Allgemeinen, mit der Beschreibung mehrerer in jenen Gegenden heimischen Thiergattungen (Insecten, Reptilien, Vögeln, Quadrupeden u. s. w.) und ist gewiß für Naturforscher um so interessanter, da Hr. Professor Rudolphi in Berlin in einem Nachtrage dazu sich über das nicht seltene Vorkommen von zweiköpfigen Schlangen in außer-europäischen Ländern ausspricht; der andere aber mit des Vfs. Abreise von Surinam, dessen Ankunft und Aufenthalt in den vereinigten Freistaaten (wo es ihm doch im Ganzen, nach der Darstellung, welche er von dem Charakter der Nordamericaner im Allgemeinen und nach der dabei einzuweben für nöthig befundenen Apologie des Adels zu urtheilen, nicht recht gemüthlich scheint gewesen zu seyn) so wie mit seiner endlichen Abreise nach Europa, und Ankunft in Lissabon, welches alles näher hier zu berühren, uns theils der Raum, theils (in Betreff der naturhistorischen Nachrichten) der Beruf mangelt. Aus letzterem Grunde können wir auch blos in einfacher Anzeige des, wie es uns scheint, nicht reichhaltigen Anhanges zu dieser ersten Abtheilung gedenken, der, Bemerkungen über die Naturgeschichte Surinams enthaltend, sich ergänzend und zum Theil noch näher wie, bereits in den Briefen verschiedentlich geschehen, mit den Gewächsen, Säugthieren, Vögeln, Amphibien, Fischen und Insecten jenes interessanten Landes beschäftigt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Ein Buch, ganz nach dem Herzen der Aesthetiker, die in der Bibl. Ital. das Wort führen, sind die Elementi di poesia ad uso delle scuole compilati da Giov. Gherardini. Mailand bei Giusti 1820, in 12. Sie haben, erzählt diese, die Bundeslade der rechtgläubigen Poeten vor den Angriffen der neuernden Romantiker gerettet. Romantiker heißt jeder, der von der neuern Dichtkunst fordert, daß sie uns in eine Welt einführe, die wir nicht blos durch ein gelehrtes Studium kennen lernten, sondern die zu uns lebendig spricht, mag sie auch noch so fabelhaft scheinen. Mit kurzen Worten, jeder heißt ein Romantiker, der Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst gelesen, und mit den Gründen, die er ihnen entlieh, jetzt erklären kann, warum Alfieri's, Goldoni's und Metastasio's Stücke ihm längst schon langweilig vorkamen. Da Hr. Gherardini keinen Unterschied im Wesen des Paganismus und des Christenthumes anerkennt, so behauptet er dreist, „daß Dante, Petrarca, Tasso classisch im Ganzen ihrer Werke, romantisch (diese Worte im Sinne der Schule verstanden) in der Darstellung der Sitten und Leidenschaften gewesen seyen, das sie im Geiste der Modernen entwarfen und im Geiste des Alterthums ausführten." Wie die Engländer, die Spanier, die Deutschen dazu gekommen sind, den Geist des Romantischen sich anzueignen, erklärt er sich auf folgende Weise. „Die Engländer zu Shakspeare's Zeit lebten meist in Nebeln, Stürmen, von mancherlei Sitten und zügellosen Leidenschaften umgeben, Goldgier tödtete in ihnen jede zartere Empfindung, und Völlerei machte sie stumpf an Leib und Seele. Die Spanier hatten immer ein auto-da-fe vor Augen, Stierhetzen, Zweikämpfe, kurz, alles, was dem abgemessnen Ganze der Natur entgegen ist, Glaubenswuth, Unduldsamkeit, Rohheit und falsches Ehrgefühl. Da nun die Fibern solcher Völker nothwendig hart werden und unfähig seyn müssen, die zarten Eindrücke jenes Schönen, das die Griechen und Italiener so lebhaft empfanden, aufzunehmen, so brauchte es, um sie zu erschuttern, scherzhafte Anmerkungen, gigantische Bilder, Schreckensscenen, Ungeheuer, raschen Wechsel der Empfindungen, überhaupt Gegenstände, die außer dem Kreise der natürlichen Hergänge liegen. Ihre Dichter folglich, entweder beherrscht von dem Einfluß, der auf Aller Herzen wirkte, oder wirklich überhaupt, daß man dem volksthümlichen Geist sich bequemen müsse, wenn man bei seinem Volke Liebe und Beifall finden wolle, mußten jene Darstellungen geben, in denen die Spuren zarter Gestaltungen, wie sie der Geist der griechischen, römischen und italienischen Dichtkunst uns zugeführt hat, so selten sich zeigen." Das Buch, das solche Romantik mit Recht in den Vorhof der Heiden hinaus weist, wird Alten und Jungen empfohlen, und von uns als ein deutlich ausgesprochnes Glaubensbekenntniß, den Reommis. S. Palatii Musarum Magistris.

44.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 10.

12. Januar 1822.

Reise durch Griechenland und die ionischen Inseln, in den Monaten Junius, Julius u. August 1821. Von Dr. Christian Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Die öffentliche Aufmerksamkeit ist auf diese Reisebeschreibung schon durch einige Zeitungsartikel hingelenkt worden. Wer den alten und den gegenwärtigen Zustand der ionischen Inseln, die eben jetzt ein so vielseitiges Interesse darbieten, kennen lernen will, findet hier volle Befriedigung. Auch ist die Darstellung lebendig, und das Ganze liest sich angenehm. Wer aber mehr über den Kampf der Griechen und den dermaligen Zustand des alten Epirus, Akarnaniens und des Peloponnesos darin sucht, als was schon öffentliche Blätter davon gesagt haben, der findet sich getäuscht. Dies ist nicht die Schuld des Verf., sondern die Folge eines Abenteuers, das er mit Mainotischen Räubern bestehen mußte.

Hr. Dr. Müller reiste bekanntlich, von seinem archäologischen Enthusiasmus getrieben, nach Morea, um sich in die Reihen der Griechen zu stellen und wo möglich bei der Erstürmung von Athens Akropolis mitten unter den Siegern zu fallen. „Ich will, sagt er (S. 20), den Griechen durch freie Hingebung in Kampf und Tod vergelten, was ihre Ahnen mir für die Seele durch ihre Hoheit und Herrlichkeit gegeben haben." Aber schon Pindaros nannte den Menschen einen thörichten, armseligen Tagessohn. Die Ahnung des Verfassers im vierten Briefe, dem ersten und dem letzten aus Kalamata: „Ich werde sterben als der Letzte meines Stammes. Mit mir erlöscht meine Familie" u. s. w., ging glücklicher Weise nicht in Erfüllung. Wir danken dies den Mainotischen Räubern und dem Wirrwarr auf Kalamata. Schon der folgende Brief, von Zante, enthält die Klage: „Ich sehe nun Athenä nicht — und Abschied nehmen muß ich schnell von Griechenland." — Der Verf. hat dort sein Ideal verloren, nebst aller seiner Reisehabe, seinen Schriften und Zeichnungen von den Spuren des alten Olympia, die ihm unweit des arkadischen Olympus geraubt wurden; — wir aber haben dadurch gewonnen, daß er die interessanten und lehrreichen Briefe (vom achten bis zum vier und zwanzigsten) über die ionischen Inseln, zum Theil in Venedig, schreiben konnte.

Der Leser lasse sich also durch die ersten 80 Seiten nicht irre machen, wo der Verf. erzählt, wie er sich im goldnen Löwen zu Messina befand, und den Stolz der deutschen Waffen bewunderte, die zwei Königreiche im Zaume halten. Bei der Ueberfahrt nach Kefalonia trat glücklicher Weise eine Windstille ein, die ihm erlaubte, über den Delphin, den die Griechen das menschenfreundliche Thier nannten, die Deutschen: das Meerschwein, Oken: den Ohren-Wal, eine mythologische Betrachtung anzustellen. Nach einer fünftägigen Seefahrt landete er in Zante. Schon hier erfuhr er, daß die Griechen auf dem festen Lande selbst die Räuber und Kopfabschneider machten, wenn es die Türken nicht thäten. Gleichwohl entschloß er sich mit zwei Engländern und einem Ungar, die jedoch mit andern Absichten (mit welchen?), als er, nach Griechenland gingen, zu Lande nach Kalamata zu gehn. Bei seiner Ungeduld, bald abzureisen, tröstete er sich mit dem Feldherrn Dion, der hier vor Christi Geburt auch lange warten mußte. Der Reisebericht von Griechenland selbst ist zehn Blätter stark und reich an Namen aus der alten Geographie; auch erzählt er jenes traurige Abenteuer, das Dr. Müller und seine Begleiter bestanden, als sie von einem Trupp Mainoten für englische Späher gehalten und angegriffen wurden, wozu vermuthlich die antiquarischen Untersuchungen der Stelle von Olympia und das Zeichenbuch Anlaß gegeben haben mochten. Jene schossen zuerst; von den Schüssen des Engländers fielen zwei Mainoten; auch unser Verf. schoß einem der Räuber durch den Schenkel, der zweite Schuß versagte; unsre Reisende wurden hierauf beraubt, an Bäume gebunden und ihrem Schicksal überlassen, bis ein entflohener Mauleseltreiber zurückkam und sie losband.

In Kalamata suchten die Beraubten Gerechtigkeit bei den Duodekaden, die aber kurzweg alle Untersuchung für unmöglich und überflüssig erklärten. Hier fanden unsre Reisende Alles in großer Unordnung (es konnte freilich daselbst nicht so aussehen, wie in dem Hauptquartiere eines französischen oder englischen Heeres). Ob aber nicht das Fragen nach dem „Operationsplane" und die von unserem Verf. aus „antiker Zeit" bewiesene Nothwendigkeit der Befestigung des Isthmus und der Pässe des Geranion (was die Griechen schon von selbst wußten und thaten), den Verdacht, daß die Engländer Späher seyn möchten, vermehrt habe, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Genug, alles, was der Verf. „in wenigen Tagen" (kein Tag ist übrigens angegeben; bei jedem Briefe steht nur der Monat) in Kalamata sah, hörte und erfuhr, bestimmte ihn, eher

freien Tod zu wählen, als unter diesen Banden zu leben. Er und seine Gefährten kehrten also sofort nach Zante zurück, wo sie vorgaben, sie hätten nur eine Streiferei in das Innere der Insel gemacht.

Wir glauben dem Verf., wenn er klagt S. 54: „Meine Ideale von den Griechen (zu Kalamata) waren in den Schmuz getreten, und ich sah in Morea (von einer Fläche von 360 Q. M. sah er nur das kleine Kalamata) nichts mehr als eine elende Gegenwart voller Ekel und Gräuel." Auch wird das, was er — jedoch ohne charakteristische Züge aus dem Leben anzuführen — von dem verworfenen Charakter der Moreaten im Allgemeinen bemerkt, von früheren Reisebeschreibern bestätigt. Mehr Vertrauen schenkt er den braven Seegriechen, die er jedoch nur vom Hörensagen kennt. Wer denkt hier nicht an die Meergeusen, welche die Freiheit des Niederlands, nach einem kleinen Anfang, gegen Philipps II. Heere, Schätze und Flotten eroberten? Möge den Griechen nur der Oranier nicht fehlen!

Die Nachrichten des Verfs. von dem Befreiungskriege der Hellenen enthalten viel Wahres und Interessantes, aber so wenig Neues, daß der ganze siebente und ein Theil des dreizehnten Briefs eben so gut in der Mitte von Deutschland, als in Zante hätten geschrieben werden können. Wir heben nur Einiges aus. Der Verf. hält das, was sich bisher (im August) in der griechischen Sache ereignet hat, großentheils für Erzeugniß und Folge einer in ihrer Mechanik höchst merkwürdigen und feinen Politik eines fremden Staats und weit weniger für die Folge nationellen Aufstrebens. „Die Bewohner von Attika, Megaris, Theben ꝛc., sagt er, nahmen bisher gar keinen Antheil am Kampfe. Mehr als 5000 männliche Moreaten flehen aus dem Peloponnes nach Zante, weil sie angeblich keine Waffen hätten u. s. w." Folgender Behauptung aber: „Die wohlhabenden und reichen Griechen haben bisher den Krieg weder direct noch indirect unterstützt;" möchte wohl mehr als ein Beispiel sich entgegen stellen lassen. Wer bestritt denn die Ausrüstung der Schiffe? — Die wichtigste Bemerkung des Verfs., der übrigens keineswegs die Barbarei und den Despotismus der türkischen Regierung für rechtsbeständig, noch den Aufstand der Griechen für Hochverrath und Empörung ansieht, ist die, daß er die Griechen, wie er sie jetzt kennt, für die Bildung eines Staatenbundes für durchaus unreif hält, um nicht unfähig zu sagen. Doch scheint uns die ganze Geschichte der alten und der neuen Griechen, die immer gespalten, immer uneins, zu keiner Zeit eine dauernde Staatsverbindung zu gründen vermocht haben, weit mehr für seine Meinung zu sprechen, als das Wenige, was er in Kalamata und Zante von der Gegenwart sehen konnte. Johannes von Müller sagt von den Griechen zur Zeit Alexanders: „Diese Nation war an Ideen zu reich, um systematisch zu handeln; Leidenschaften, Parteiungen führten ihre Interessen. Bei ihnen war jeder ein Regent, niemand wollte gehorchen. Der Parteigeist verwischte das Moralgefühl u. s. w."

Von S. 81 an enthalten die Briefe eine historische und statistische Beschreibung der einzelnen ionischen Inseln, welche den Lesern eben so viel Belehrung als Unterhaltung gewähren wird. Natürlich mußte der Verf. hier bis zu dem trojanischen Kriege zurückgehen, und eine weite Bahn durchlaufen, ehe er bis auf das Denkmal des brittischen Gouverneurs der ionischen Inseln, auf Thomas Maitlands Büste, kommen konnte. Dieses Denkmal, dessen Errichtung der Gouverneur, wie der Verf. erzählt, auf eine sehr unsanfte Weise erzwang und daß daher bewacht werden muß, hat die lakonische Inschrift: „Dem Thomas Maitland die Zakynthier für ihre gute Hoffnung." Ein andres Denkmal, das dem tapfern Grafen Matthias Johannes von Schulenburg,

Christianae Reipublicae
In Corcyrae obsidione
Fortissimo Assertori (Worte der Inschrift)

im Jahr 1717, zu Corfu errichtet wurde — und das noch steht, bedurfte keiner Wache.

Der Verf. hat, wie es scheint, bei der Zusammenstellung des Geschichtlichen dieser Inseln die Werke von Mustoxidi über Corfu, von Marino Pignatore über Cephalonien, von Romondini über Zante, von Petrizzopulo (einem Leucadier) über Santa Maura, und wahrscheinlich auch Gell's Geography and Antiquities of Ithaca, oder ähnliche, vor Augen gehabt, was seinen Briefen einen großen Werth gibt. Er selbst nennt nur Gell's (durch einen Druckfehler steht Hell) Itinerary of Morea und *Grasset de St. Sauveur*: Voyage pittoresque dans les isles ci-devant Vénitiennes; auch hat er die Manuscripten-Sammlung der Bibliothek von St. Marco zu Venedig benutzt. Interessant ist, was er über den leukadischen Felsen sagt, auf welchen er die Inschrift: Frauenehre eingegraben hat. Es gelang ihm nicht, die alte Inschrift zu entdecken, in welcher Absicht er an einem Seile sich von dem Rande fast bis zur Brandung hatte hinab senken lassen. Nicht minder schätzbar und neu sind seine Nachrichten von dem Zustande der Inseln unter dem brittischen Schutze. Er rühmt die Gefälligkeit, welche die englischen Residenten auf den ionischen Inseln für ihn hatten. Doch kann man ihm keineswegs Parteilichkeit Schuld geben. Genug, diese Briefe verdienen allen empfohlen zu werden, die Alterthum und Gegenwart der ionischen Inseln kennen lernen wollen. 26.

Bemerkungen über Verskunst.

(Fortsezung aus No. 289 v. 1821.)

IV.

Vom Reichthume der deutschen Sprache an Spondäen.

Ehemals hielt man dafür, unsre Sprache wäre fast ganz Spondäen-los. Dieser Wahn begeisterte den ewig

hochachtbaren Klopstock zu einer gar schönen Ode „Sponda" (Werke 1798, Bd. 1. S. 211) wo er Pyrrhichien (⏑ ⏑) in den Hain sendet, um die fliehende Sponda aufzusuchen, vermeinend, nur gehäufte kürzere Sylben könnten einigermaßen zu Spondäen behülflich werden.

„Ach Sponda! rief der Dichter, und hieß
In den Hain nach ihr Pyrrichios gehn."

Noch Moritz war auch des Glaubens, wir litten Mangel an Spondäen (Prosodie, 1786, S. 131 ff.) Jetzt hat man durch die Untersuchungen der neueren Sprachmaßlehrer gefunden, daß wir genug Spondäen besitzen, und ihrer so viele, als uns beliebt, schon durch die Zusammensetzung zweier einsylbigen Haupt- ja selbst Nebenwörter bilden können z. B. Glanzruhm, Thronhut, Kranzloos, Sammthand, braungrün, halbrein, aufzieh'n. Alle dergleichen Wörter betrachtete man früher als Trochäen. Man wähnte überhaupt (auch noch Moritz that es) ein jedes deutsche Wort, sey es auch drei- oder mehrsylbig, habe nur Eine lange Sylbe! So denn brauchte man z. B. auch in mehrsylbigen Nichthauptwörtern, wenn sie gleich zusammengesetzt waren, alle Sylben, eine ausgenommen, als kurz. In Klopstock's Messias findet man (Ges. VI. B. 81.)

„Aber der Gottmensch sah dem Verräther mitleidig ins Antlitz"

wo das lange „mit" ferner (Ges. VI. B. 85)

„Petrus sah es. Den Kühneren weckt der Anblick, er reißt sich"

wo „Blick" und (Ges. VI. B. 100)

„Unterdeß stand in dem hohen Pallast die Versammlung der Priester"

wo das lange „deß" in „Unterdeß" kurz gebracht ist.

Alle dergleichen Sylben werden jetzt von dem Sorgfältigeren nicht mehr als kurz, sondern als lang, benutzt, und so ist ein Spondäenreichthum für unsre Sprache gestiftet worden, der bedeutend nützlich wird.

Die Zusammenknüpfung gewährt ihr ohne Mühe Wörter von drei, vier und mehr langen Sülben, unmittelbar sich folgend z. B.

Zeitmaßzweck
hauptinhaltschwer
Kronjagdgroßzeugmeister
Erzdomsturfriblutbannaufseher
Hochzeitfestnachtischkapweinflasche

u. s. w. Durch ähnliche Zusammensetzungen können mithin die nöthigen Spondäen, zumal in Sechsfüßern, herbeigeschaft werden. Damit aber allein ist es freilich noch nicht gethan. Die Verbindungwörter führen gewöhnlich noch zu Trochäen.

V.

Beibehaltung der Maßfreiheit der letzten Sylben zusammengesetzter, zumal zweisylbiger Wörter bei nicht alten Sylbenmaßen.

Eigentlich sind alle solche zusammengesetzten zweisylbigen Wörter Spondäen z. B. Roßarzt, untreu, Windlicht, Rangsitz, hochher. Aber der Umstand, daß die erste Sylbe, als die nähere Bestimmung enthaltend, den Nachdruck bekommt, gewährt ihr scheinbar (denn eigentlich verleiht der Ton dem Sylbenmaße keinen Vorzug) eine Art Rang, und zur Noth kann sie ihr Ansehen bis zur Verdunkelung, d. h. zur Verkürzung, ihrer Nachbarin ausdehnen, aber man merke wohl, nicht in Versmaßen welche den Alten nachgebildet sind, sondern lediglich in den einfacheren deutschen Versarten.

Diese Willkür in Ansehung jener zweiten Sylben beizubehalten, ist bei nicht alten Versmaßen rathsam, denn sonst findet man sich allzusehr beengt, wenn kurze Sylben erfordert werden, zumal in unsern gewöhnlichen a) jambischen, b) trochäischen, c) anapästischen und d) daktylischen Maßen.

Wirklich haben auch unsre besten Verskünstler jederzeit dieses Recht ausgeübt. Man findet nämlich

zu a., jambisch in Bürger's Leonore:

„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?"

zu b., trochäisch bei Hölty in der Elegie auf ein Landmädchen:

„Schwermuthvoll und dumpfig hallt Geläute."

zu c., anapästisch bei Göthe (Bd. 1 S. 23):

„Dann trat sie verlegen
Und schamroth zurück."

zu d., daktylisch bei Schiller (Gedichte 1807, Bd. 1 S. 167):

„Rauscht's nicht den Laubgang daher?"

u. s. w. ohne Ausnahme irgend eines der bessern Dichter.

Auch die späteren Sylben zusammengesetzter dreisylbiger Wörter werden kurz gebraucht z. B.

bei Bürger (Gedichte, 1803, Bd. II, S. 71):

„Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an."

(das.):

„Mein Sirchen! Es muß euch was angethan seyn."

bei Schiller (Bd. 1 S. 35):

„Und ehe das dritte Morgenroth scheint"

(das. S. 39):

„Jede Schimmer in Abendroths Stralen"

(das. S. 129):

„Wer wagt es Rittersmann oder Knapp"

bei Hölty (Gedichte, 1804, S. 211):

„Das Abendlicht röthet."

Im altähnlichen Sylbenmaße hingegen sind mehrentheils die Dichter weit sylbengerechter.

Bürger sagt in dem Gedichte „das Problem" (Bd. II. S. 329)

„Aber in Ohnmacht liegt's hier auf der Wirklichkeit Boden"

Hölty in der Ode an Voß (S. 39):

„Herzliche Brudertreu"

Göthe in den Elegien (Bd. I. S. 284):

„Wiederholet politisch und zwecklos jegliche Meinung"

ferner (S. 287) im Fünffüßer:

„Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streu'n."

Ein Anderes finden wir oft bei dem gleichwohl so hochschätzbaren Schiller. Dieser, manchmal ein wenig unsorgsam im Versbau *) hat z. B. folgende Sechsfüßer:

(1. S. 24):

„Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche"

(S. 53):

„Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Menschen zusammen"

*) Schiller ist aber, ob er gleich manchmal unrein reimt, in seinen ächten Reimen ganz vorzüglich als Muster aufzustellen wegen einer gewissen Eigenschaft seiner gewählten Reimwörter. Von ihr wird später die Rede seyn und dadurch Schiller's Werth hoffentlich von einer wahrscheinlich ganz neuen Seite erkannt werden.

D. V.

(S. 58):

„Andre ziehen frohlockend dort em mit den Gaben der Ferne."

Gleichwohl war Schiller manchmal vorzüglich aufmerksam im Versbaue z. B. in folgenden sehr guten Versen:

(S. 55):

„Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze"

(S. 58):

„Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt"

ferner:

„Mulciber's Ambos tönt von dem taktgeschwungenen Hammer"

denn es wirkt sehr gut, daß die Endsylben der Wörter: „Vaterland," „Felsbruch" und „Ambos" als lang gebraucht werden.

VI.

Wir haben im Deutschen zweierlei Sylbenmaß: das eine für die Nachbildung alter Versarten, das andre für die übrigen deutschen Verse.

Dieser Satz fließt völlig aus dem bisher Gesagten. Nur seine Wichtigkeit veranlaßt uns, ihm einen besondern Abschnitt zu weih'n.

Das verdiente er; denn so gewiß den alten Sylbenmaßen ihre Achtung zu erweisen ist, eben so gewiß muß das deutsche Versmaßrecht bei Ehren erhalten werden.

Weder darf man dem schulgerechten Nachahmer der Griechen und Römer der ungültigen Verlängerung, noch den ursprünglich deutschen Dichter der ungültigen Verkürzung der Nachsylben in zusammengesetzten Wörtern je zeihen. Beider gutes Recht bleibe in seinen Würden, nachdem es, durch die versuchte Gränzbeziehung, hoffentlich außer Zweifel gesetzt ist!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Morellet's Memoiren.

II.

Brief von Sieyes an Thom. Paine.

Sieyes war im Jahr 1791 republicanischer Gesinnungen beschuldigt worden. Man höre, wie er sich über seinen berühmten Ausspruch: „Le gouvernement républicain me paroit insuffisant pour la liberté" näher erklärt:

„Ich habe geglaubt, sagt er in einem Briefe an M., niemals in den Fall zu kommen, weder auf Schimpfworte noch auf unerwiesene Anschuldigungen zu antworten. In Hinsicht des erfahrenen Schimpfes fühle ich mich noch nicht gedrungen, darauf zu achten, so reich ich darin auch ärnten könnte, wenn ich am Sammeln solcher Ausfälle Lust fände. Ein Andres mag es in Hinsicht der unerwiesenen Anschuldigungen seyn. Es gibt Lagen, wo es nützlich ist, solche Beschuldigungen, als eines rechtlichen Mannes unwürdig, von seinem Charakter abzuwehren. Man verbreitet z. B. häufig, daß ich unsre Lage in diesem Augenblicke benutze, um mich zum Republicanismus zu wenden. Man sagt, ich wolle hierin Jünger werben. Bisher beschuldigte man mich eben nicht, in meinen Grundsätzen sehr biegsam zu seyn, noch meine Meinung nach dem Winde der Zeit leicht umzugestalten. Für Männer, denen es darum zu thun ist, sich zu überzeugen, ehe sie einen andern Mitmenschen beurtheilen (die einzigen, an die ich eine Antwort richten möchte) gibt es nur drei Wege um das Gemüth eines Menschen zu beurtheilen, nämlich seine Handlungen, seine Reden oder seine Schriften. Mag man mich in allen dreien Erforschungsmitteln prüfen! Ich habe mich niemals versteckt! Mag man selbst meine Reden und meinen Wandel vor der Revolution prüfen. Ich bin gewiß, niemals meinen Charakter in meinen Handlungen oder Schriften verleugnet zu haben. Will man aber statt jener natürlichen Prüfung, lieber seine Kenntniß aus Sagen der Verleumdung schöpfen, so muß ich, nach meinem anfangs geäußerten Grundsatze, schweigen.

Nicht aus Anhänglichkeit am Herkömmlichen, nicht aus abergläubischer Verehrung des Königthums ziehe ich die Monarchie vor. Ich sage, daß ich solche vorziehe, weil es mir klar vorliegt, daß mehr Freiheit für den Bürger in der Monarchie als in der Republik vorhanden ist. *) Jeden andern hier vorgeschobenen Grund erkläre ich für kindisch. Der beste Zustand in der Gesellschaft, ist meiner Meinung nach derjenige, wo nicht Einer, oder blos Einige, sondern wo Alle in Ruhe den größten Umfang der möglichen Freiheit genießen. **) Wenn ich die Erreichung dieses Zwecks in der Monarchie wahrnehme, so muß ich aus Consequenz die Monarchie vorziehen. Hier haben Sie das volle Geheimniß meiner Grundsätze und mein vollständiges Glaubensbekenntniß. Vielleicht findet sich bald Gelegenheit, dies deutlicher zu entwickeln. Ich werde freimüthig mit den Freunden republicanischer Verfassung eine Lanze brechen. Ich werde sie weder gottlos nennen, noch sie im Bann thun, ich werde nicht auf sie schimpfen. Mehrere derselben achte ich, andere liebe ich sogar, aber ich werde sie mit wichtigen Gründen bekämpfen und ich hoffe den Beweis vollständig zu liefern, nicht daß die Monarchie in dieser oder jener Lage vorzüglicher ist; sondern daß man in jedem Falle, sich in einer Monarchie freier als in einer Republik befindet. ***) Jetzt will ich nur kurz hinzufügen, damit man mich nicht misverstehe, daß meine Ideen hierüber denen nicht ganz gleich sind, welche sich die Freunde der Civilliste von der Monarchie bilden. Zum Beispiel, denke ich nicht, daß die Möglichkeit zu bestechen und mit gewissen Parteien im Staat in Einverständniß zu treten, ****) ein nothwendiges Element des wahren Königthums sey. Im Gegentheil glaube ich, daß nichts das Königthum mehr als dieser Uebelstand seiner Würde beraubt und dasselbe zum Untergange führt. Ein Einkommen des Monarchen aus Staatsmitteln von 30 Millionen, ist der Freiheit sehr entgegen und nach meiner Ansicht sehr antimonarchisch u. s. w.

Jene Gelegenheit mag ich denn auch benutzen, um denen, welche es noch nicht wissen, bemerklich zu machen, daß diejenigen Personen, welche mich als einen wüthenden Republicaner ausschreien, die nämlichen sind, welche zu gleicher Zeit streben, mich als einen monarchischen Gegenrevolutionair zu schildern. Sie wissen trefflich die Sprache zu führen, welche man gegen ganz verschiedne Parteien geltend machen muß. Man begreift, daß sie nicht sagen wollen, was sie denken, sondern daß sie durch ihre Reden nur den Betreffenden schaden wollen. Dieser Geist hat sich dergestalt ausgebildet, daß ich mitunter Aristokraten gekannt habe, welche einen Patrioten, den sie haßten, des Aristokratismus beschuldigten, und manchen Republicaner, der in solcher Gewandheit dem Aristokraten nichts nachgab. Wüßten solche Menschen, daß sie ihrem Gegner zu schaden vermöchten, wenn sie ihn als einen ehrlichen Mann darstellten, sie würden ihn so darstellen!

---

*) Que je préfère la monarchie. Je la préfère par ce qu'il m'est démontré, qu'il y a plus de liberté pour le citoyen dans la monarchie que dans la république.

**) Où tous jouissent tranquillement de la plus grande latitude de liberté possible.

***) Mais que dans toutes les hypothèses, on y est plus libre que dans la république.

****) La faculté de corrompre et de conspirer!

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 11.

14. Januar 1822.

Ewald's Briefe über Mystik.

Schreiben an den Herausgeber.

Sie haben mir eine schöne Aufgabe gemacht! Senden mir da
des Hrn. Kirchenraths Ewald Briefe über die alte Mystik und den neuen Mysticismus
zur Anzeige im Conv. Blatte! mir, dem erklärten Gegner alles Mysticismus, der sein ganzes Leben daran gesetzt hat, ihm nach Kräften entgegen zu arbeiten, durch das einzige Mittel, wodurch er zu besiegen ist, durch Verdeutlichung der Erkenntnisse? Was konnten Sie dabei für eine Absicht haben? Wollten Sie mich durch dies Buch bekehren? oder trauten Sie mir zu, ihm zu begegnen? oder hielten Sie wenigstens dafür, daß, welches auch meine Ansicht über einen Gegenstand sey, ich doch der Ausführung desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen würde? — —

Immer habe ich das Conversationsblatt für einen literarischen Garten angesehen, in welchem die besten Blumen und Gewächse gepflegt werden sollen. Sie wissen aber, daß die Pflanzen nur im Lichte gedeihen, und nur im Lichte Lebensluft ausathmen, in der Finsterniß hingegen verkrüppeln und Stickluft von sich geben. Was soll in diesem Garten der Mysticismus, der von sich selber rühmt, daß er des Lichts nicht bedürfe, sondern sein Wesen in der dunklen Tiefe treibe? — — —

Daß das vorliegende Buch der Mystik das Wort rede, war bald aus der Vorrede und den ersten Briefen klar; und unwillkürlich wurde ich dabei an Theoduls berühmtes Gastmal erinnert. Denn beide Bücher empfehlen noch verwandte Dinge, jenes nur das Geschlecht, dieses eine besondre Art desselben. Katholicismus ist unleugbar eine Art des Mysticismus! Beide Bücher scheinen sogar in den Mitteln und der Art der Ausführung eine große Uebereinstimmung zu haben; denn beide gehen nicht der Sache auf den Grund; beide umfassen nicht den ganzen Gegenstand, beide nehmen nur einzelne Theile heraus, welchen eine glänzende Seite abzugewinnen ist, übergehen andere ganz, oder entschuldigen sie durch die Verirrungen Einzelner, welche dem Ganzen nicht zuzurechnen sind; beide haben sich selbst einen widersprechenden Gegner gedichtet, der aber so gefällig ist, nicht viel Erhebliches vorzubringen oder doch keine Schwierigkeiten macht, sich überreden zu lassen. Beide Bücher endlich haben protestantische Geistliche in hohen Kirchenämtern zu Verfassern, welche der Basis des Protestantismus entgegen arbeiten. Denn diese ist keine andre als die: Nichts in Religionssachen zu glauben, von dessen Wahrheit man nicht nach gewissenhafter Prüfung aus der Bibel überzeugt worden ist. Erinnern Sie sich hierbei nur der Bekehrung des Sängers der Liebe, dessen Mysticismus keine Ruhe fand, bis er in dem Geheimnisse der Autorität der Kirche ausruhen konnte, so wird Ihnen die nahe Verwandtschaft des Mysticismus und Katholicismus ganz klar seyn. Bei den vielen Auflagen, welche Theoduls Gastmal bereits erlebt, konnte ich Ihnen, als Verleger, nur zu dieser neuen Erwerbung Glück wünschen, welche noch mehr Ausbeute verspricht, als jenes.

Unwillig legte ich, nach Lesung des dritten Briefes, das Buch aus der Hand und überlegte, wie ich es wohl anfangen möchte, mich Ihres Auftrages zu entledigen. — Ich blätterte dabei in dem Buche und traf auf ein Paar Stellen, wo der Verf. den Leser ermahnt, seine Briefe in Gemeinschaft mit einer Frau zu lesen, die ihn besser verstehen und, was zur Ueberzeugung etwa noch fehle, aus der Fülle ihres eigenen Herzens hinzusetzen werde. Recht so! dachte ich. Als das Menschengeschlecht zur Sünde verleitet werden sollte, da wurde der Apfel auch zuerst dem Weibe dargereicht, die ihn nahm und dann den Mann ebenfalls verführte. Ganz recht! die Frauen haben schon von Natur eine größere Anlage zur Mystik. Es ist also ganz politisch, zuerst die Frauen zu gewinnen, was um so leichter gelingen wird, da ihrer Eitelkeit zugleich gehuldiget wird, indem der Verf. ihnen das Lob ertheilt, daß sie empfänglicher sind für eine Sache, welche als die erhabenste und erhebendste von dem Verf. gepriesen wird. Die größere Macht der Phantasie, die wenigere wissenschaftliche Beschäftigung und Verstandesübung der Frauen bringt es nothwendig mit sich, daß sie leichter, als im Denken geübte Männer, für eine Sache gewonnen werden können, in welcher die Einbildungskraft den Schein der höchsten Vernunft annimmt. Es ist ein altes Sprüchwort: Junge Koketten, alte Betschwestern! und Sprüchwörter sind keine Erfindung des Vorwitzes Einzelner. Nun folgt zwar aus diesem Sprüchworte nicht, daß es nicht auch junge Betschwestern geben könne, und nicht auch solche, welche niemals kokettirt haben. Das aber will das Sprüchwort sagen, daß je größer die Sinnlichkeit im Menschen ist, desto mehr sie ihn treibt, selbst die Religion zu einem Gegenstande der Sinnlichkeit zu machen. Eben dies geschieht mit Hülfe des Mysticis-

mus, daher der überall eingestandene Hang zur Mystik in der gegenwärtigen Zeit, welche der Sinnlichkeit so sehr ergeben ist. Denn der Mysticismus ist die feinste Art sinnlichen Genusses, den der Mensch sich vereiren kann.

Dies einzusehen hält gar nicht schwer, sobald man nur ernstlich das Wesen und den Ursprung des Mysticismus untersucht. Der Correspondent des Verf. fragt hiernach zwar ebenfalls. Anstatt aber ihm eine Sacherklärung und Ursprungsnachweisung zu geben, wodurch die Sache in ihr wahres Licht gestellt worden wäre, gesteht der Verf. im dritten Briefe, daß solches nicht thunlich sey, und begnügt sich daher mit einer Beschreibung von Aeußerungen und Wirkungen der Mystik, so wie mit einer Angabe der Veranlassung derselben und ihrer äußeren Geschichte in der christlichen Kirche. Das heißt einen Menschen aus der Beschreibung seines Aussehens und der Erzählung einiger seiner Handlungen kennen lernen wollen. Hm! dachte ich, das Beste wird also wohl seyn: Du stellest selbst eine Untersuchung über das Wesen und den Ursprung der Mystik an, und läßt alsdann einen Auszug aus dem Buche folgen, der in wörtlich entlehnten Stellen einen praktischen Commentar zu der aufgestellten Theorie abgeben kann. So nahm ich das Buch wieder zur Hand, und schickte mich an, es geduldig durchzulesen.

Je weiter ich las, desto mehr wurde ich inne, daß ich zu schnell mich gegen den Verf. von ihm selber hatte einnehmen lassen, und daß ich ihm Unrecht gethan hatte. Zwar die vorhin angegebene Parallele zwischen diesem Buche und Theoduls Gastmal, welche erst nach vollendeter Durchlesung des ersteren niedergeschrieben worden ist, hat in der Sache selbst ihre volle Richtigkeit; aber in der Person beider Verfasser und in der Absicht ihrer Unternehmungen ist ein Unterschied, wie zwischen Tag und Nacht. Während im Theodul ein verkappter Pfaffe auf Proselytenmacherei ausgeht und die Kirche verleumdet, als deren Diener er sich öffentlich bekennt; erklärt in diesen Briefen ein namhafter Mann offen seine religiöse Ansicht und vertheidiget sie gegen die ihm bekannten Anfechtungen. Während dort die Gewandheit und Gleisnerei des heimlichen Jesuiten tief beleidiget, söhnt hier die unverkennbare Offenheit und Redlichkeit der Gesinnung, wie der Adel, die Milde und die Reinheit des Charakters, aus welchem jene hervorgegangen ist, selbst denjenigen aus, der nicht für die Sache gewonnen worden ist. Wer, dem Religionsfreiheit heilig ist, darf es irgend einem Andern verargen, wenn er sein Bekenntniß öffentlich ablegt und solches, selbst mit Inbrunst und mit derjenigen Vorliebe vertheidiget, welche Jeder für seine vermeintlich wahre und innige Ueberzeugung hegen muß? Fern von mir sey es daher, diesem Manne und seinem Unternehmen diejenige Achtung zu versagen, welche dem aufrichtigen Streben nach Wahrheit und Verbreitung eines echt christlichen Glaubens gebührt. Fern sey von mir jede Art von Ironie oder Satyre bei dieser Beurtheilung!

Es ist ein höchst wichtiger Gegenstand, der hier zur Sprache kommt; es ist ein Gegenstand, der nie mehr praktische Bedeutung gehabt hat, als eben jetzt. Darum halte ich es der Bestimmung Ihres Conv. Bl. für angemessen, nicht blos oberflächlich ihn zu berühren, sondern recht beim Lichte zu besehen. Die von dem Verf. unternommene Vertheidigung und Lobrede der Mystik muß dazu auffordern, da deren öffentliche Verbreitung keinen andern Zweck haben kann, als das Reich desselben noch mehr auszubreiten.

Wenn ich gesagt habe, ich sey ein erklärter Gegner des Mysticismus; so folgt daraus noch nicht, daß ich ein Feind der Mystik wäre. Beides sind verschiedene Dinge. Der Verf. unterscheidet sie zwar nicht; er stellt nur die alte wahre Mystik dem neuen falschen Mysticismus gegenüber. Allein die Zeit thut nichts zur Sache; alt oder neu entscheidet nicht über wahr oder falsch! Mystik, Mysticismus und Mysterium verhalten sich zu einander gerade eben so, wie Philosophiren, Philosophie und Weisheit (Sophia). Es gibt viele Philosophen, welche gar schlecht philosophiren, und viele Menschen, die sehr richtig philosophiren, ohne Philosophen zu seyn. So gibt es viele Mystiker, welche dem Mysticismus höchst abhold sind, und ein lebenslänglicher Mysticismus hat oft von dem wahren Mysterium unaufhörlich entfernt. Denn so wie die Weisheit die Ausbeute der Philosophie ist, aber eine Afterweisheit oder wahre Weisheit nach Beschaffenheit der Philosophie seyn kann, wodurch sie gefunden worden ist; ebenso ist das Geheimniß, was zu erschauen der Mystiker sich müht, entweder Wahrheit oder Trug.

Dies bekennt nicht nur unser Verf., sondern er warnt gar ernstlich und wiederholentlich (S. 86, 153 und 337) vor denen, welche unter dem Gewande der Mystik die Ausgeburten einer überspannten Phantasie für religiöse Wahrheiten ausgeben. Als die Hauptlehren einer echten Mystik, derjenigen, zu welcher der Verf. sich bekennt, gibt er folgende an: „Die göttliche Weisheit (der Logos) sey über alle Menschen ausgegossen; dies Göttliche müsse nur in den Menschen geweckt und belebt werden; daher müsse Vereinigung mit Gott durch ein Mittelwesen das höchste Streben des Menschen seyn. — Geistige Vereinigung mit Gott ist nur durch Glauben und Liebe möglich. Diese Liebe aber muß ohne Eigennutz, Selbstsucht, ohne die Absicht, dadurch glücklich zu werden, — sie muß eben — Liebe seyn. Reine Liebe zu Gott ist nur die, bei der es auf keinen Genuß angesehen ist, die sich Gott ergibt, lediglich um seiner selbst, um seiner höchsten Vollkommenheit willen. — Willenloses Hingeben an das geliebte Wesen ist natürliche Folge dieser Liebe. — Denn die wahre Liebe ist eine Gerechtigkeit, die man der Vortrefflichkeit des Geliebten erweiset. Ihre Natur ist, aus sich selbst auszugehen, sich zu vergessen, sich aufzuopfern für den geliebten Gegenstand, nur das zu wollen, was er will, das eigene Glück zu finden in dem seinigen. Dadurch gelangt man zu dem höchsten

Gute, daß in Vereinigung mit der Gottheit besteht. — Ihr muß man sich überlassen, ohne Ausnahme für Alles, was sie erlauben könnte, daß einem begegne. Ob Gott den Menschen in den Koth wirft oder auf einen Thron erhebt, das ist nicht des Menschen Sache. Seine Sache ist, sich zu vergessen, sich nicht mehr anzusehen. Gott ist. Das ist genug. Wenn ich nur dich habe, so frag ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch meines Herzens Trost und mein Theil." — — —

„Alles in der Natur hat Physiognomie, d. h. Alles Innere hat ein Aeußeres, woran es dem Kenner erkennbar, sichtbar wird. — Der Gang, Fortgang und Ausgang, die Entwickelungsstufen in der Körperwelt sind Abdruck, Symbol, Physiognomie in der geistigen, sittlichen; äußeres Leben ist Symbol des inneren Lebens. Das innere Leben kann darum auch nur durch Bilder aus dem äußern einigermaßen dargestellt werden. — In der letztern, wie in der ersteren, gibt es ein Säen, ein Wachsthum und ein Erndten, ein Zeugen und Gebären, und alle Stufen der geistigen Schwangerschaft, einen Samen, der belebt, und eine todte Masse, die belebt wird. In beiden gibt es Gesetze und Ausnahmen von diesen Gesetzen, gibt es Dinge, Erscheinungen, Wirkungen, die jedes Kind begreift, und andere, die dem tiefsten Forscher ein Geheimniß bleiben. — Das innere Leben des erweckten Menschen hält gleichen Schritt in seinen Hauptveränderungen und Stufengängen mit dem physischen Leben des Menschen. — Die Führung der Zöglinge und des Zöglingsvolkes Gottes ist ebenfalls ein Symbol von der Führung der Christen und der Menschheit, in den Hauptperioden ihres Lebens."

Bis auf den letzten Satz, der nur cum grano salis zuzugeben ist, sind diese Lehren meine eigene feste und uneingeschränkte Ueberzeugung. Ja ich zweifle, daß es einen vernünftigen Menschen, wenigstens einen wahren Christen, gebe, der sich nicht unumwunden dazu bekennen sollte. Aber was ist in diesen Lehren Mystisches? Ich wenigstens bin mir bewußt, ohne alle Mystik sie mir zu eigen gemacht zu haben, indem ich lediglich meinem gesunden Menschenverstande gefolgt bin. Soll also die Mystik von diesem zu unterscheiden seyn; so muß sie entweder außer diesen Lehren noch andere geben, welche nur ihr eigenthümlich sind, oder sie muß das, was auch der gesunde Menschenverstand lehrt, auf einem andren Wege finden. Auch behauptet der Verf. selbst, daß Philosophie und Mystik, wenn beide wahr sind, mit einander übereinkommen müssen, (S. 118) indem jene die Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott als Thatsache des inneren Menschen anzuerkennen nicht umhin könne, wenn gleich sie dieselbe nicht zu ergründen vermöge. Dies letztere wäre noch die Frage, die uns indessen hier nichts angeht, wo wir es nicht mit der Philosophie, sondern mit dem Mysticismus zu thun haben. Daß aber dieser letztere, außer den vorangegebenen Lehren, selbst bei den Mystikern, welchen der Verf. huldiget, noch ganz andere Behauptungen und Vorstellungen hervorgerufen habe, womit die gesunde Philosophie sich nimmermehr befreunden kann; nicht minder, daß sein Verfahren von dem der Philosophie förmlich verschieden und überaus gefährlich ist, beides wird sich bei einer weiter fortgesetzten Betrachtung der vorliegenden 35 Briefe zur Genüge, denke ich, an den Tag legen.

Nichts desto weniger empfehle ich dieses Buch mit ganzer Aufrichtigkeit. Es ist in der dicken Finsterniß des Mysticismus schon unendlich viel gewonnen, wenn sich solche Führer darbieten, welche sich Vertrauen zu erwerben wissen, und Vertrauen verdienen; welche vor den groben Verirrungen brütender Phantasten warnen und davon zurückhalten; welche mit einem Sinne voll wahrer Gottergebenheit und Liebe an dem Besseren festhalten und sich demjenigen zu nähern streben, was allein Wahrheit seyn kann. Denn Gott ist die Wahrheit; die Wahrheit kann sonach nur Eine seyn! 12.

An den Herausgeber des Lit. Conversations-Blatts.

Berlin, den 17ten December 1821.

Der Verfasser der Biographie Friedrich Schölls wünscht, daß Eure Wohlgeboren anliegenden Aufsatz nicht zu lang für Ihr Conversations-Blatt finden möchten. Für die Wahrheit der Thatsachen bürgt Schreiber dieses, dessen Hand Ihnen bekannt ist.

Der Recensent, der aus den Zeitgenossen besonders abgedruckten Biographie Friedrich Schöll's in Nr. 218 der Jenaischen A. L. Z. äußert den Wunsch, daß ein mit Stillschweigen übergangener Punct bestimmt widerlegt oder genauer erörtert worden wäre, nämlich die Veröffentlichung des Memoire's von Hr. v. Stourdza, bei welcher S. mit genannt worden sey.

Der Verfasser der Biographie könnte über das Wort genannt streiten, weil S.'s Person höchstens angedeutet, nirgends aber, soviel man weiß, sein Name öffentlich genannt worden ist. Da aber die Bezeichnung deutlich genug war, so kann allenfalls eine ausdrückliche Nennung zugegeben werden. Indeß glaubte der Verf. d. B. die gegen seinen Freund vorgebrachte Beschuldigung auf die einzige desselben würdige Art hinlänglich vernichtet zu haben, durch genaue Anführung der Thatsachen. Wenn nämlich, wie S. 62 gemeldet ist, S. vom 6. Juni 1814 an sich von allen Buchhändlergeschäften zurückzog, so ist es unrichtig, daß ein im October 1818 in Aachen anwesender preußischer Diplomat zugleich eine Buchhandlung in Paris besaß. So fällt auf einmal das ganze Gebäude der Verleumdung zusammen.

Eine bestimmte Widerlegung wäre sehr leicht gewesen, wenn man geglaubt hätte, daß eine solche in der Biographie an ihrem rechten Orte stände oder überhaupt nöthig wäre. Folgende Thatsachen reichen hin, diesen Satz zu beweisen.

Es war nämlich ausgebreitet worden: ein preußischer Diplomat in Aachen, der zugleich eine Buchhandlung in Paris besäße, habe die Schrift des Hrn. von St. in Paris aus Gewinnsucht nachgedruckt. Die Beschuldigung der Gewinnsucht kann als lächerlich übergangen werden. Daß Sch. zur Zeit des Aachner Congresses keine Buchhandlung besaß, ist so eben gesagt worden. Es kommt also hier nur auf das Wort Diplomat an, welches in obigem Satze entweder ganz unnütz und bedeutungslos ist, oder anzeigen soll, daß S. eine ihm wegen seiner Stellung auf dem Congresse unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute Sache bekannt gemacht habe. Daß überhaupt S. an dem pariser Wiederdruck einer in Aachen gedruckten Schrift Theil gehabt habe, ist eine aus der Luft gegriffene Voraussetzung, die geradezu geleugnet werden könnte, wenn die Sache nicht an sich gleichgültig wäre. Sie würde aufhören es zu seyn, wenn S. bei Veranlassung einer solchen Bekanntmachung sich gegen seine Vorgesetzte oder gegen den kaiserl. russ. Minister und Angestellten oder gegen Hrn. v. St. selbst des Misbrauchs eines in ihn gesetzten Vertrauens schuldig gemacht hätte. Von seinem damaligen Chef, dem königl. preuß. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und von seinem nachmaligen, dem Fürsten Staatskanzler, ist er so wenig eines solchen Vergehens beschuldigt worden, daß sie ihm nicht einmal irgend eine Aufklärung über die Sache abgefordert haben: so genau waren sie von dem wahren Zusammenhang der Sache unterrichtet. Die Schrift des Hrn. v. S. war ja jenem Minister und überhaupt keinem Mitgliede des preußischen Departements in Aachen officiell mitgetheilt worden, folglich war auch nichts zu verschweigen, und von Seiten des kaiserl. russ. Ministeriums konnte über keine Verletzung des Zutrauens mit Recht geklagt werden. Auch confidentiell ist die Schrift weder von dem Verfasser, noch von irgend einem Russen S. zugestellt worden, und man fordert jeden auf, der sagen kann, er habe sie ihm mitgetheilt. Die erste Kunde der Schrift erhielt S. von dem

Correspondenten des Londner Morning Chronicle in Aachen, der ihm ein von ihm gekauftes Exemplar zu durchblättern gab. Es wurde nach London gesandt, wo eine Uebersetzung erschien, bevor der französische Originaltext in Paris wiedergedruckt war.

Daß bei dieser ganzen Angelegenheit Sch. nichts Pflichtwidriges vorgeworfen werden könne, erhellt auch aus der officiellen Erklärung, welche der Hr. Graf v. Nesselrode im November 1820 an den preuß. Staatskanzler hat ergehen lassen. Als nämlich S. den Auftrag erhielt, letzteren nach Troppau zu begleiten, überreichte er ihm eine kleine Denkschrift, worin er bat, daß die damals wieder in dem sogenannten Manuscripte aus Süddeutschland aufgefrischte Geschichte endlich möge zur Sprache gebracht und erörtert werden. Dieses Gesuch ward dem russ. Staatsminister mitgetheilt, welcher erwiderte, man wünsche von Seiten Rußlands keine Erörterung der Sache; er habe aber von Sr. Maj. dem Kaiser den Befehl erhalten, zu erklären, daß, was S. anlange, dieser nie aufgehört habe, das Zutrauen Sr. Maj. zu verdienen, und daß Sein Wille sey, daß ihm bei allen Gelegenheiten mit der ihm gebührenden Achtung begegnet werde.

Wenn übrigens der Recensent der A. L. Z. sagt, der in der Biographie erwähnte Versuch, im Jahr 1815 Straßburg für Ludwig XVIII. zu erhalten, sey, soviel er wisse, noch nirgends berührt; so verweisen wir ihn auf einen Aufsatz betitelt: Récit de ce qui s'est passé à Strasbourg, depuis le 8 mars 1815 jusqu'au 23 du même mois, welcher den sechsten Band des von Schöll herausgegebenen Recueil de pièces officielles destinées à détromper les français sur les événemens des dernières années, (ein zu 2500 Exemplaren verbreitetes Werk) anfängt. Es ist bei jenem Aufsatz bemerkt, daß er aus den officiellen Berichten zweier Männer zusammengesetzt sey, von welchen der eine damals eine Stelle in Straßburg bekleidete, der andere aber in jener Zeit daselbst sich aufhielt. Ersterer kann ohne besondere Erlaubniß noch nicht genannt werden, da es für einen in Frankreich Lebenden nicht gefahrlos ist, sich als einen Freund des Königs bewiesen zu haben; letzterer war kein anderer als Sch. selbst, welcher von Paris aus nach Straßburg war gesandt worden, um über den Zustand von Lothringen und Elsaß nach Wien zu berichten. Sein Hauptgehülfe bei dem verabredeten Plane war ein Mann, von welchem in dem Aufsatze gesagt ist: Un des citoyens les plus distingués de Strasbourg, qui depuis vingt-cinq ans n'a cessé de servir la patrie sans ambition et avec le zèle le plus désintéressé. La modestie ne nous permet pas de le nommer: l'opinion publique le désignera. Hierdurch konnte kein anderer gemeint seyn, als der seitdem verstorbene ältere Levrault, damals Mitglied des Präfekturraths, nachher Rector der Universität (das heißt Chef der Professoren Namens des Königs), ein Mann, dessen ganzes Leben eine Reihe von Aufopferungen für den Staat war, und welcher in allen seinen Handlungen bewiesen hat, wie sehr wahre freisinnige Grundsätze mit Anhänglichkeit an den rechtmäßigen König und mit Liebe zur monarchischen Staatsform vereinbar sind. Bei den Unterhandlungen zwischen S. und Levrault war Prof. Thiersch aus München zugegen, welcher mit ersterm die Reise von Paris bis Kehl machte; aber bei den Zusammenkünften mit der dritten obenangedeuteten Person war er nicht gegenwärtig.

Der Verf. der Biographie Fr. Schöll's.

Briefe über belletristische Literatur.

(Vergl. No. 255 v. 1821.)

Wenn gleich ich mir in Ihrem letzten Briefe den Tadel zuzog, daß ich Ihnen immer nur Erzählungen und Romane, nicht auch bisweilen dramatische Gedichte, schickte; so muß ich demungeachtet die Wiederholung solcher Zurechtweisung, zum Theil wenigstens, erwarten. Sie erhalten gegenwärtig: Launen der Liebe von K. G. Prätzel in zwei Theilen, und unter einem lieblichen Titel eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten, worunter sich auch ein Lustspiel — zur Abwendung Ihres für mich tragischen Zornes — befindet. Sie werden von diesen Launen die Heilung Ihrer Launen in den langen Winterabenden erwarten können. Darum nehmen Sie das Buch nur immer mit Liebe auf, bis das Bedürfniß und die lange Weile Sie an diesen Arzt weiset; sollte er auch, wie im Leben, statt zu heilen, das Uebel vermehren, diese Launen werden am Ende doch die Ihrigen besiegen.

Im ersten Theile werden Sie die Erzählung: Der Herr Gevatter etwas zu weitläufig, auch, besonders gegen das Ende, zu verwickelt finden; manche Episoden, welche den Gang des Lesers durch Ausgedehntheit nicht gar angenehm aufhalten, wie die von Gottholb, der dem Gevatter den Staar abnimmt, werden nicht beitragen, das Interesse, welches Sie im Anfange nehmen, zu erhöhen. Was die Form anbelangt, so werden Sie wohl mit manchen Verstößen, durch die der deutschen Sprache Gewalt angethan wird, und mit einigen oft wiederkehrenden Formen Nachsicht haben müssen. Der Charakter des blödsinnigen Lambert ist nicht durchgängig gehalten und doch ist auch die kleinste, blos aus Thatsachen bestehende, Erzählung ohne bestimmte, feste Charakteristik etwas sehr unbedeutendes, die höchstens für Kinder sich eignet. Aber heutzutage sieht man in Romanen, wie leider gar oft in der Wirklichkeit, fast nur auf Facta, nicht auf Charakter und Geist des Handelnden; man will nur unterhalten, nicht belehrt seyn. Doch lernt man in dieser Erzählung (S. 9), daß sich die Naturtriebe mancher Thiere völlig unterdrücken und widerstreitende sich an ihre Stelle setzen lassen; und da die Mittel, dies zu bewirken, nicht verrathen sind, so wird der Leser unvermerkt zum Nachdenken darüber aufgefordert. Wundern Sie sich daher nur nicht, wenn man uns vielleicht kommende Ostermesse Mäuse sehen läßt, die Katzen jagen, oder Marder, welche mit den Tauben Frieden geschlossen haben und dergleichen. Wir wissen ja hinlänglich, wie erfinderisch den Menschen das Streben nach Gewinnst macht.

Das Zaubermährchen: Die Johannisnächte beruht auf einem unter uns heutzutage noch gewöhnlichen, auch den Neugriechen bekannten, Aberglauben von dem prophetischen Geiste der Johannisnacht. Eine Lehre enthält es aber nicht und hat ganz und gar keinen Gehalt; daher rathe ich Ihnen wohlmeinend, eine halbe Stunde, die Sie nicht besser anzuwenden wissen, mit der Lectüre desselben auszufüllen. Welchen Zweck der Verfasser dabei gehabt hat, habe ich nicht errathen können; suchen Sie ihn doch zu ergründen. Dagegen wird Ihnen Roxilia, ein Gedicht in Jamben, gar wohl gefallen; es liegt eine gute Lehre zum Grunde, die, recht erwogen, die Schönen nicht oft genug den Männern zurufen können, und das Ganze ist recht komisch erzählt, im Geiste unsers Wielands, dessen Musarion, Urtheil des Paris, Diana und Endymion stets mit immer verjüngten Zaubermienen den Leser anlächeln. Die Reime sind bisweilen unrein, wie beschwören und umzukehren, kräh'n und gesteh'n, Hitze und Mütze, Ungefähr und schwer u. a. m. und wäre der vorige Consturier der Eleganten, der sich gegenwärtig nach Tübingen gewandt hat, aber von dort leider nur selten Beweise seiner hohen Kunst zu Tage fördert, noch so thätig im Einmachen saurer Früchte, wie vor Jahren, wer weiß, ob er nicht hier und da dem Sänger mit seiner Reim- und Leimruthe einen Denkzettel gäbe!

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 12.

15. Januar 1822.

Das Taschenbuch ohne Titel für 1822. *)

Wer weiß nicht, daß es Menschen gibt, denen man nicht leicht etwas übel nimmt oder deutet, mögen sie auch im frischen Muth noch so keck über die Schnur hauen, noch so sehr mit ihren Kreuz- und Querspründen gegen gewöhnliche, althergebrachte, achtbare Sitt' und Formen anstoßen. Genialität heißt die Aegide, welche diese Begünstigten schirmt und Humor der Freipaß ihres Thuns; und in der That — man table die Welt deswegen nicht! — was ist auch wohl mehr geeignet, als eben diese beiden Dinge, für sich zu gewinnen, selbst diejenigen mitunter für sich zu gewinnen, denen der neckende, schalkhafte Geist im leichten Vorüberfluge einen Denkzettel gibt und mit kecker Hand den Schleier lüftet, welchen Eigenliebe, Eigennutz, Vorurtheil und wie die Dämonen all' heißen mögen, welche einmal vom Anbeginn an die Welt regierten und wohl auch bis an's Ende regieren werden, um sich zu ziehen, sich müht. Noch leichter verzeiht man aber, wenn bei diesem Streben der Zweck deutlich hervortritt, nicht sowohl zu verwunden — was schon eine feindlichere Tendenz anzeigt — als anzuregen; eine Sache, die meist immer gut ist, da nur zu gern die Menge, oder Masse, dem erdumgürtenden Elemente gleich, stehend wird, und dadurch wie bekannt, die Förderung im Leben wie im Wissen eben nicht gewinnt.

Tritt nun ein solcher neckender, anregender Geist auf und bedient sich der ihm von Oben verliehenen Gabe mit Kraft und Gewandtheit, zugleich aber auch — was ihm nicht erlassen werden kann — mit jener Rücksicht und Schonung, die man stets Einrichtungen, Verhältnissen und Ansichten schuldig ist, die, wenn auch nicht immer preiswürdig an sich und in ihrem Ursprunge, doch durch Zeit und Umstände eine Art von Sanction erhalten haben, welche ohne Gefahr für Besseres nicht erschüttert werden darf: so kann man ihn getrost willkommen heißen, sich seiner Laune freuen, mit ihm scherzen, sich das was er vorbringt ad notam nehmen und — so's Gott gefällt, auch benutzen, alles so weit, als eigene Ansicht, Ueberzeugung und Nachdenken einem dies erlaubt und als räthlich anräth.

Dies war es ungefähr, was Schreiber dieses dachte, als er das Taschenbuch ohne Titel zur Hand nahm, hie und da darin blätterte und überall, wo er auch aufschlug, auf den buntfarbigen proteusartigen Geist Humor stieß, der sich dies Büchelchen recht zum eigenen Wohnsitz und Sprechsaal auserkohren zu haben scheint, und er gesteht seine erste Ansicht wenig geändert zu haben, als er nach genauerer Durchsicht einen festern Ueberblick gewann.

Schon der vom Frater Spiridion geschriebene Frachtbrief (eine Introduction zu dem, was der Leser im ganzen Werkchen zu erwarten hat) spricht für die scherzende, neckende Laune des Verfs.; noch mehr thut dies das, nach der Vorrede kommende Raisonnement über den (allegorischen) Umschlag und das poetische Indosso, aus welchem wir hier einige Stellen als Probe mittheilen wollen, dabei erinnernd: wie die gesperrt gedruckten Worte die Bilder sind, welche in einer kühnen Pyramide den Rücken des titellosen Taschenbuches zieren.

„Der Mensch ist eine Null, wenn er in's Leben tritt,
Wie hell der Stern des Glücks ob seiner Wiege funkle;
Der Unschuld Lilie, das Einz'ge bringt er mit,
Doch spielt das Blüthenweiß am Stiele schon in's Dunkle:
Der Apfel seines Reichs, trägt andern gleich sein Kreuzchen
Und ruht auf lockrem Kranz, so fest als auf Verein
Die Fürsten-Macht: — es hört sein Leichhuhn (vulgo Käuzchen)
Wie jeder Einzelne, der ganze Staat auch schrei'n.
Sobald das Fatum treibt, so widersteht kein Anker,
Kein Wappenschild hält ab den Dolch der Nemesis!

Doch Muse! deinen Pfeil, wend' um zu Wein und Rose,
Vergiß bei'm Doppelkelch und goldnem Saitenspiel
Der Politik und lies im Todtenkopf die große
Sentenz: „der Mensch ist nichts am Anfang und am Ziel."

Dies zusammen bildet gleichsam den Eingang, die Vorhalle zum eigentlichen Gebäude, welches hier ein launiger, schalkhafter Kopf, immer die Gebrechen, Abirrungen und Seltsamkeiten der Zeit vor Augen habend, wie einen Spiegel errichtet hat, zur beliebigen Hineinschauung für männiglich, meist — wie wir versichern können — dabei die Rücksicht und Sitte beobachtend, von der billig niemand entbunden werden kann. Wo indeß der rasche Flug der Laune — der sich darin gefällt, manchmal nur zu opponiren, eben um des Geistes des Widerspruches willen — sich zu weit verthut und an Dinge anstreift, die außer dem Bereich ihres Spiel-

*) Hat auch einen zweiten Titel: Manuscript aus Odessa. Miscellen der humoristischen Brüderschaft. Erstes Bändchen. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

raums liegen, die werden wir, unparteiischen Gemüths wie wir sind und — wie wir uns schmeicheln — unbefangen dazu, gleichfalls nicht verfehlen, offen unsere unmaßgebliche Meinung zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, die uns im Ganzen so liebe Fraternitas humoristica, der vorliegendes Büchelchen sein Entstehen verdankt, einen Augenblick böse zu machen. Einen Augenblick, denn länger wird es gewiß nicht dauern, wenn die wackeren und munteren Gesellen gutmüthig und geduldig genug sind — woran wir trotz ihrem scharfen Humor nicht zweifeln — uns anzuhören und — zu beherzigen. Daß wir an ihrer Bonhomie aber nicht zweifeln, kömmt daher, weil wir, ungeachtet all' ihrer Seitenhiebe rechts und links, auf dieses und jenes, in ihrem echten Humor nicht jene Bitterkeit fanden, die nur zu häufig als Zeuge eines versauerten egoistischen Gemüths bei Manchen hervorleuchtet, die sich mit dem Titel Humorist gern breit machen, obschon von eigentlichem Humor bei ihnen wenig die Rede seyn kann, sintemal zwischen:

Böswilliger Meerkatze
Und einem Humorist,
Ein' größere Entfernung
Als Erd' und Himmel ist.

Doch zur Sache. No. 1. finden wir gleich in der Vorrede ohne Buch (einer zweiten humoristischen und passenden Introduction zu einem Buch ohne Titel) gewissen Recensenten, Redactoren und Nachdruckern so reichliche Portionen Niesewurz zugetheilt, daß jeder Ehrenmann, den seines Lebens Unglücksterne mit benannten drei liebenswürdigen Menschenclassen etwa einmal in Berührung brachten, der poetischen Gerechtigkeit Dank sagen wird, die hier thut, was die nicht poetische Themis, vermöge der vielen Fesseln, die sie trägt, und der nicht minder zahlreichen Handhaben, welche sie hat, bisher noch nicht hat thun können, und für's Erste vermuthlich auch noch nicht thun wird. Zwar, helfen, d. h. bessern wird das hier Gereichte die oben Genannten nicht, denn, was ist ihnen, vornehmlich den Herren No. 3, den Nachdruckern nämlich, nicht schon alles gesagt worden, ohne daß auch nur eine kleine Aenderung in ihren Beginnen bis dato zu spüren gewesen wär', indeß — hilft es auch nicht, so verdrießt es sie doch sicherlich, und auch dies ist schon ein Gewinn. (So unchristlich dies klingen mag, so wenig ist es dies doch. Das Geschäft des Nachdrucks — wer weiß dies nicht! verhärtet je länger es getrieben wird, je mehr das Gefühl, das moralische nämlich, oder, richtiger gesagt, vernichtet es mit der Wurzel. Beispiele von dergleichen reinen Abstumpfungen ließen sich unschwer mehrere beibringen und ist dies im Grunde ein altes Klagelied, das wir hier nicht von neuem intonirt haben würden — da es doch an der, in diesem Punct hie und da tauben Nemesis Ohren verhallt — wären uns hier nicht — der Himmel weiß durch welche Ideen-Association — die Sammlungen deutscher Classiker eingefallen, welche seit einigen Jahren zu veranstalten Mode geworden, und immer mehr Mode wird, sogar in einzelner Vertrödelung, ohne Rücksicht darauf, daß mancher wackere ursprüngliche Verleger durch diesen nicht deutschen Speculationsgeist zu einer Appellation an den — so Gott will — schlicht rechtlichen Sinn des Publicums gebracht wird, die Berücksichtigung des Publicums und die Beachtung derer verdient, denen das Fortschreiten von einer Stufe der — Speculation zur andern als Zeichen der Zeit, nicht uninteressant erscheint.)

In der folgenden Epistola de Arte humoristica ad Udalricum Germanum, per Erasmum Sincerum (möge sich keine schöne Leserin durch den lateinischen Titel abschrecken lassen: die Epistel ist deutsch) fährt der launige Verf. fort, auch andere als jene drei Menschenarten mit seiner satyrischen Seife zu waschen. Als eine Probe theilen wir aus dieser Epistel folgende längere Stelle mit:

„Der Gott des Weins, der seine Herrscherkraft
Vom Orient zu uns hat übersiedelt
Und Wunder wirkt durch seinen Zaubersaft
Am fürstlichen Büffet und wo der Zecherschaft
Ein Bettelmusicant zu Toasts erbärmlich fiedelt, —
Er hat als Schutzgott des Humors
Sich schon bewährt im Unfug der Mänaden
Und ist's noch jetzt, des Kleeblatts wie des Chors,
Die — dort sub rosa, hier bei offnem Laden —
Die Kehlen flott in Rebenblute baden.

Doch jedem Weine wohnt die Kraft nicht bei
Den trüben Himmel zu erheitern
Und das gewöhnliche Revier der Phantasei
Zur Wildbahn des Humores zu erweitern.
Was nordwärts wächst, das liegt wie Blei
Im Magen und im Kopf und gibt dem Geiste,
So fleißig auch der Tummler kreiste,
Des Trinkers nie den Zügel frei:
Und was im feuervollen Süden
Der Sonnenbrand aus Trauben kocht,
Entflammt der Seelenlampe Docht
Zwar schnell, doch führt bald zum Ermüden;
Und wenn das Blut in allen Adern pocht,
Wird wohl zu sinnlichen Genüssen,
Doch nicht zu sinnigen Ergüssen
Der Laune, die Natur vermocht.

Befüllt ihr auch mit jenen heißen Tropfen
Von Xeres und von Malaga das Herz,
So drängt's auch wohl den süßen Schmerz
Mit Castagnetten auszuklopfen
Doch trübe Lust, nicht heitrer Scherz
Zieht im Fandango und Bolero
Die Glühenden mehr Erd- als Himmelwärts:
Da schwimmt Leander durch den Ocean zur Hero
Und wird im Schwimmen selbst noch stark,
Wie Trimadera's flüß'ge Flamme,
Die, gleich dem Capwein Bein und Mark
Durchdringend, zeigt, daß nah der Linie sie entstamme.

Auch du, Hesperien mit deinem dreimal est
Und Syrakuser und mit Heilands-Zähren!
Magst Sinnengluth, doch nicht Humor gewähren! —
Und jetzt zumal, wo du so feig verschmähst

Der Freiheit Segen, — wie in deiner Luft zu gähren
Vermöchte wohl ein Schoppen Wein,
In welchem luftig, hell und rein
Sich die betrübten Geister klären?

Das — Hellas, hoffentlich gilt nicht von dir!
Wenn deine Söhne ferner ſtandhaft ringen
Und unter doppelt heiligem Panier
Geſchaart des Islams Macht bezwingen,
Wenn frei du wirſt und prangſt in alter Zier,
Wird auch des Weinbergs Reinigung gelingen!
Dann deinen Cyperwein und Malvaſier
Und Chier wird nicht mehr die Gier
In Sclavenketten ſchwelgend ſchlingen —
Nein! Jubel freien Volks und claſſiſcher Humor
Wird dann in Scholien empor
Zu deinem Götterhimmel bringen.
Mehr als Ein Salamis und Marathon
Wird dann in froher Helden Munde leben,
Und wieder vor'm Harmodion
Heimtückiſche Tyrannen beben?
Dann wieder wird Anakreon
Mit heitren Scherzen den Pocal umweben,
Ja dann vielleicht — den Genius
Des Sokrates zu ſühnen, muß
Die Afterweisheit in den Wolken ſchweben.

Ich hatte für den Korb ſchon einen Mann, —
So einen welterwendiſchen Sophiſten,
Und dann von Convertiten ein Geſpann —
Doch halt! — zu ſehr in's Weite ſpann
Ich meinen Traum von griech'ſchen Humoriſten:
Indeß! — ich bleibe doch bei meinem Satz,
So ſonderbar er auch dem Kritiler ſcheine, —
Humor greift ohne Volksthum nicht im Weine,
Und wär' es ſelbſt ein Nektar — Platz: —
Und nie wird da, wo noch Despoten hudeln,
Aus den Pocalen Geiſt und Laune ſprudeln.

Selbſt was ſo überſchwenglich und ſo gut
Die fetten Gaun der Magyaren
Erzeugen, macht kein leichtes Blut
Und wir noch ſchwerer mit den Jahren;
Ja, wie mich dünkt — der ernſte duſtre Muth
Und — etwas von der ſtillen Wuth
Der Nation — iſt in den Wein gefahren.

Am Rhein! am Rhein — da quillt das edle Naß
Und liegt ſich ſtark im Mutterfaß,
Die Tafelfreude zu gebähren
Und das -- in vino veritas! *)
Durch offne Herzen zu erklären:
Da in des Römers grünem Dunkel lauſcht
Der joviale Scherz zu Leberreimen
Und Toaſts gerüſtet ohne Säumen,
Wenn guter Stunde Fittig rauſcht.
Doch wollt ihr zur Extaſe ſie beflügeln,
Des Tafelrundes Harmonie,
Ja die geheimſte Poeſie
Des Herzens im Moment entſiegeln, —
So lüftet — (doch zugleich greift nach den Zügeln
Der Luſt! —) den Vin de Sillery!
Mit Knall und Rauch bricht aus kryſtallnem Kerker
Der junge Spiritus und gibt Signal
Zum ausgelaſſnen Bacchanal
Als guter Laune Feuerwerker!

Den blaſſen Nektar aufgelöſt in Schaum
Schlürft ein der Witz und läßt es Funken regnen,
Und ſchöne Geiſter wiſſen's kaum,
Wie oft ſie ſich brillant begegnen:
Die Frauen ſelbſt, die weder ſonſt das Gold
Des Rheingaus, noch Burgunds Rubinen
Beachten, lächeln mit verſchämten Mienen
Den ſchaumgebornen Perlen hold,
Die der verſchloſſnen Minne gleich den Sold
Der Lippen dann und wann verdienen,

Der ernſte Trinker nur, gemüthlich warm
Für's Vaterland und deſſen Weine,
Bleibt treu der Moſel und dem Rheine!
Und — ob der Geiſterchen erregter Schwarm,
Die um die wohlverpichten Flaſchen
Sich necken jugendlich und haſchen,
Ihn auch ergötzt, — er nennnt zu heftig den Allarm
Und ſpricht: „Haarbeutelchen uns einzuflechten
Verſteht der Franzmann wohl, allein am echten
Humor iſt er gleich ſeinen Weinen arm."
Kein Chambertin wird ihn hiervon bekehren,
Noch Langkork, noch Château-Margaux,
Bei dem Napoleon oft froh
Auf Erden war; — er läßt die Wein' in ihren Ehren
Und meint: „Wenn man vom Platz wie Paris floh,
Kann man bei ihnen ſich ſo ſo
Im Arm der Helena des Grams erwehren."

Zu breit war ſchier die naſſe Lection —
Doch daß der Humoriſtik ſeiner Rebe
Der Deutſche ſich nicht überhebe! —
Den Preis entreißt ihm Albion:

Zwar nicht mit hellen kühlen Traubenſäften,
Mein Freund! — o du verſtehſt mich ſchon! —
Mit den geheimen Wunderkräften
Des trüben warmen Tranks, der herben Spiritus
Mit ſüßem Salz und angenehmer Säure
Zum Nektar eint, und deſſen Vollgenuß
Nicht, daß man ſich zu ſehr beſeure,
Nein, nur erwärme, wirken muß.
Wenn er erſcheint zur trauten Abendſtunde
In genialer Männer Runde,
Die wohl ihr Tagwerk abgethan,
Da fängt der Humoriſt mit ſeinem Pfunde
Am reichlichſten zu wuchern an:
Die Bowle dampft, es ringeln blaue Wölkchen
Sich durch die freie Tabagie,
Und trotz des Nebels ſchwimmt das Völkchen
In heitrer Laune Harmonie:
Die Zeit verrinnt, man weiß nicht wie,
Und was das Beſte vom vollkommnen Punſche,
Wenn er uns um Hochmitternacht
Gemüthlich hat zur Ruh gebracht,
Iſt — man verdaut und ſchläft nach Wunſche.

Wenden wir uns jetzt zum dritten Aufſatz des Taſchenbuchs ohne Titel. Er iſt, wie die Ueberſchrift lehrt, von einer Dame, der Krone und Perle der hier vereinten humoriſtiſchen Brüderſchaft, der Madame Regina Spiridion, geſchrieben und unterſucht auf eine recht ergötzliche Art die Frage: „Welche Verfaſſung die beſte für ein Herzenskönigreich ſey? Dieſe wird dann, wie ſich von der freiſinnigen Dame erwarten läßt, dahin gelöst, daß ein conſtitutionelles Syſtem auch der unumſchränkteſten Toiletten-Despotie vorzuziehen ſey; ein Ausſpruch, den wir Männer — manchmal ein wenig unter dem Pantoffel ſeufzend — gewiß ſämmtlich ſehr zeitgemäß und wünſchenswerth finden werden. Was die wohlwollende Frau am Schluſſe ihrer Unterſuchung auch beſonders als einen

*) „Si latet in vino verum, vt proverbia dicunt,
Invenit verum Teuto vel inveniet."
Owen.

theuren Herzenswunsch ihren Schwestern an's weiche Herz legt, dabei errinnernd, nicht zu vergessen, was sie einst (1813 u. f. J.) für die gute Sache thaten, empfehlen wir der ganz besondern Beachtung aller einflußreichen Männerbeherrscherinnen. Es gibt hier für sie unverwelkliche Kränze des Danks und der Ehre zu pflücken.

In Nr. 4, dem Sendschreiben des D. Eberhardt an alle Aerzte Europas, ereifert sich der Hr. Doctor gewaltig gegen die zunehmende, wunderliche Gelehrsamkeit der Apotheker, wie überhaupt gegen alle chemische und pharmaceutische Umtriebe, an denen besonders die gelehrten Schriften eines Tromsdorff, Hermstädt, Berzelius u. a. Schuld seyn sollen, weshalb es — wie er meint — gut seyn dürfte, sie je eher je lieber zu verbieten. (Ist immer nur eine halbe Maasregel und hat daher auch, wie alle halbe, nur wenig Erfolg. Kalif Omars Mittel mit der Verbrennung ist weit sicherer, würde auch zugleich, bei der täglich zunehmenden Bücher-Menge und dem eben so täglich fühlbarer werdenden Holzmangel, einen hie und da sehr drückenden Bedürfniß abhelfen.) Vorzüglich beschuldigt der launige Arzt in seinem Kreisschreiben die Pharmaceuten, daß sie Veranlassung geben, daß die einträglichen Badekuren immer mehr aus der Mode kommen, und führt aus seiner Praxis ein betrübtes Beispiel an, wie die Bosheit eines solchen Pillenmachers einmal ihn und einer ganzen schon reisefertigen Familie das Concept verrückt und eine hübsche Frau sammt ihren Töchtern gezwungen habe, statt nach dem unterhaltenden . . . . Bade, in ein gleichsam Winkelbad zu gehen, was zwar sehr abscheulich von dem Superklugen und malitiösen Menschen war, jedoch gewiß noch lange nicht so arg, als das neuerdings von einigen Pharmaceuten begonnene Unternehmen, ganze Bäder in loco so täuschend nachzumachen, daß fernerhin vielleicht bald von gar keinen Reisen in's Bad mehr wird die Rede seyn und manches arme Mädchen und Frauchen um die einzige Recreation, die ihnen verrostete Vormünder und Gatten noch zuweilen zugestehen mußten — wenn der Hausarzt nur galant und plein de savoir vivre war — werden gebracht werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beschreibung einer Reise nach Surinam und des Aufenthalts daselbst in den J. 1805, 1806 u. 1807, so wie des Verfassers Rückkehr nach Europa über Nordamerica. Von dem Baron Albert von Sack, königl. Kammerherrn und Ritter des St. Johannis Ordens.

(Beschluß aus No. 9.)

Zweite Abtheilung. Nach einer Einleitung, in welcher der Vf. die Gründe angibt, so ihn bewogen, zum zweiten Male nach den kaum verlassenen Gegenden zurückzukehren, auch der Männer gedenkt, welche die Güte hatten, über den bereits gedruckten ersten Theil ihm ihre Meinungen und Berichtigungen zukommen zu lassen, und ferner selbst Nachträge zu seiner früheren Schilderung von Barbados noch gibt, folgt die Erklärung der dem Werke beiliegenden Kupfer nebst Bemerkung, welchen Personen im Einzelnen einige dieser Blätter in Ehrfurcht und Zuneigung vom Vf. gewidmet worden sind, wobei sich der Chevalier glänzend zeigt, der, wie es einem Ritter ziemt, nicht verfehlt, auch den Damen im allgemeinen sein Compliment zu machen und im Geiste der Courtoisie, ihnen en masse, die Kupfertafel No. 3 ehrfurchtsvoll widmet, welches indeß, zu unserem großen Verdruße (so fern der Vf. nicht unter No. 3 die kleine Charte von Surinam versteht, die den Damen wenig Interesse einflößen dürfte) in dem vor uns liegenden Exemplare fehlt. (Von den übrigen Kupfern und Charten bemerken wir nur, daß sie sehr schön ausgeführt sind.) Nun folgen 1) unter der Ueberschrift: „Bemerkungen über den ersten Band der Reise ꝛc. von Männern welche in der Colonie ansäßig sind," jene oben erwähnten brieflichen Mittheilungen über den ersten Theil, von Hr. Esq. George Cruden und Hr. Dr. Wölfing, desgleichen Anmerkungen, welche ein Hr. Buirma zum ersten Bande machte, und darauf noch Bemerkungen des Vfs. zu all diesen Bemerkungen. 2) Noch Einiges über das Klima von Surinam, dessen mögliche Verbesserung, die Bevölkerung der Colonie und die Inoculation der Kuhpocken daselbst. 3) Eine Darlegung des Finanzsystems und der Schulden dieses Landes. 4) Tabellen über die jährliche Ausfuhr im vergangenen Jahrhundert, zur Vergleichung der Ausfuhr neuerer Zeiten (ein interessanter Abschnitt, dem auch Einiges über die Erzgänge der Colonie angehängt ist). 5) Eine Besprechung des gegenwärtigen Handelszustandes der Colonie in dem Briefe eines gewissen Hrn. Leckie (Vorsteher eines engl. Handlungshauses in Surinam), nach welchem sich der Handel Surinams nicht mehr in dem Flore befinden soll wie ehedem, was natürlich und wohl eher viel andern Dingen zuzuschreiben ist, als wie hier geschieht, zum Theil der Abschaffung des Sclavenhandels, der freilich mancher engen Seele, die nur ihres Beutels Vortheil berechnet, fatal seyn mag. Ein anderer Brief, von dem Hrn. Prediger S. van Esch in Surinam, zeigt, wie es mit der Bekehrung der Neger zum Christenthum in dortigen Gegenden steht. Die Folgenden: „Verordnungen der Polizeibehörden und Criminaljustiz in den Colonien" (datirt vom 13. December 1764), gewähren manchen Aufschluß über die innern Verhältnisse der verschiedenfarbigen Bewohner dieses Landes zu einander, und die 6) gegebene Topographie von Surinam nebst andern dahin einschlagenden, zum Theil von dort ansässigen Bewohnern mitgetheilten Bemerkungen sowohl, wie die beiden hierzu noch gehörigen Briefe eines Hr. Cadbel, über Gegenstände häuslicher Oeconomie, dienen sehr, dem Leser eine genauere Kenntniß vom Leben, dem Seyn und der Beschaffenheit jener Colonie zu geben. 7) Schilderung einer Reise nach dem Maraweinefluße, Nachrichten von jenem Lande, seinen Produkten, von den Buschnegern, den Colonienegern und Indianern. 8, 9 und 10) Verfolg der Geschichte der Neger, handschriftliche Nachrichten über die im Friedenszustande lebenden Buschneger, dem Vf. von Hrn. Holdermann mitgetheilt, der längere Zeit unter jenen Negern zu Anka wohnte, nebst einem Briefe des Dr. Cadbel über denselben Gegenstand (alles sehr interessant, wenn auch nicht immer sehr erfreulich) und die Namen verschiedener indianischen Stämme, welche den Arrawoukas bekannt sind, füllen diese Abschnitte, denen 11) das Tagebuch eines portugiesischen Officiers, der mit Aufträgen von Brasilien aus, an den Gouverneur von Surinam gesendet wurde; 12) Bemerkungen über die giftigen Schlangen und das Vorgeben einiger Personen, sich gegen den Biß derselben schützen zu können, ferner die Art, den electrischen Aal zu fangen und dergleichen und endlich im Abschnitt 13) die Nachrichten von des Vfs. zweiter Rückkehr nach Europa (wieder über Nordamerica) folgen, welches alles wir hier, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur nomenclatorisch erwähnen können.

In dem auch dieser Abtheilung beigefügtem Anhange, findet der Leser zwei Briefe des Dr. Rush in Philadelphia, an den Vf., denen ein interessanter Auszug aus dieses Arztes „Bemerkungen über das gelbe Fieber," beigegeben ist; dann noch einige Raisonnements über die Civilisation der Indianer in Nordamerica (als Beitrag zu dem, was über denselben Gegenstand in Hinsicht der Indianer in Südamerika in Werken selbst gesagt worden ist), und drittens, ein dito über Dampfboote und Schiffahrt, dem noch die genaue Beschreibung eines solchen Fahrzeugs folgt, die durch zwei, zum Werk gehörige Kupfertafeln erläutert wird.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 13.

16. Januar 1822.

Lustgarten der Philosophie und des Styls.

Die Lehre von den göttlichen Eigenschaften. Nebst Kritik der vom Herrn Oberhofprediger Ammon darüber vorhandenen (? = aufgestellten) Theorie.

Unter allen vierhundert Buchhandlungen, welche die Leipziger Jubilatemesse im Jahre 1822 besuchen werden, dürfte wohl keine einen so reichlichen Beitrag zur sogenannten „Krebssuppe" in der Zahlwoche liefern, als die Hahnsche in Altenburg mit dieser Schrift. Denn schwerlich dürfte es zehn Menschen geben, welche im Stande wären, dieses unsäglich breite und barbarisch ausgedrückte Geschwätz wörtlich durchzulesen. Rec. sieht ganz von der polemischen Tendenz der Schrift ab, insofern dieselbe gegen Ammon's Lehre von den göttlichen Eigenschaften in dessen Dogmatik gerichtet ist; denn kaum dürfte ein so geachteter Philosoph und Theolog, wie Ammon, einem Anonymus Gegenrede stehen, der zwar mit einem kecken Froschkopfe auf seiner pfützentrüben Dunkelheit auftaucht, indem er in seinem Dunkel vermeint, und es in der Vorrede wörtlich ausdrückt, daß er mit diesen 220 Seiten allen bisherigen Dogmatiken in Hinsicht der oben genannten Lehre nachgeholfen und sie erst in Ordnung gebracht habe, der aber, nach seinem vorliegenden Specimen zu urtheilen, sich blos zufällig in das Gebiet dee Philosophie verirrt hat, das weit über seine beschränkten geistigen Kräfte geht. Irrt Rec. nicht; so scheint der Vf. ein ehrlicher Landprediger zu seyn, der weiland auf der Universität durch das Collegium eines Kantianers gelaufen ist, auch wohl darin ein tüchtiges Heft nachgeschrieben, und später einige Schriften von Kant selbst gelesen, und aus denselben ein Dutzend Terminologien herausgeklaubt hat, der aber dadurch nur mühselig eine historische Kenntniß des Kriticismus sich aneignen konnte, ohne in dessen Geist einzudringen, die hohe Bedeutung desselben in der Metaphysik zu verstehen, und ohne die darauf folgenden Systeme, namentlich die von Fichte und Schelling, nach ihrer Stellung zu Kant zu begreifen. Wenn wir also dem Vf. wohlmeinend rathen, bei seiner Homiletik, Liturgik und Katechetik, oder auch bei der Berechnung seines Zehntens und seines Pachtgeldes zu bleiben, und die große Angelegenheit der Philosophie denen zu überlassen, die dazu den innern und äußern Beruf haben; so dürfte doch dieser wohlgemeinte Rath für seine eigene Anmaßung noch zu zeitig kommen, bis nicht seine Verleger die Lust verlieren, mit seinen sogenannten philosophischen Schriften die Unzahl der „Krebse" zu vermehren.

Damit aber unsern Lesern dieses Urtheil nicht etwa zu hart scheine, wollen wir dasselbe blos aus den ersten Bogen der vorliegenden Schrift (denn die ausführliche Prüfung derselben gehört nicht für's Conversationsblatt) nach Stoff und Form beweisen. Wir wollen beweisen, daß der Vf. nichts weniger, als kritischer Philosoph ist, sondern nur den abgestorbenen philosophischen Dogmaticismus mit andern Ausdrücken wieder auftischt, und daß er in Hinsicht auf stylistische Form gewiß fast alle gleichzeitige Schriftsteller an Dunkelheit, Gemeinheit des Ausdrucks, an Unbehülflichkeit, Schwerfälligkeit und unausstehlicher Breite übertrifft.

Der philosophische Dogmaticismus beruht darauf, daß er nicht blos das Daseyn Gottes, sondern auch dessen inneres Wesen, wie es an sich ist, und namentlich den ganzen Umfang der göttlichen Eigenschaften zu demonstriren, und diese vermittelst eines (gröbern oder feinern) Anthropomorphismus zu versinnlichen sucht. Dahin rechnet Rec. folgende Stellen (S. 2): „Gott ist des Weltalls Geist und Auge, des Weltalls Halt und Stütze, des Weltalls Urheber und ewiger Grund. Nun erst (scil. wenn er dies annimmt?) kann jeder Einzelne dem unermeßlichen, ihm immer nur nach einem äußerst kleinen Theile bekannten, Ganzen fest und lebendig vertrauen." (Klingt dies nicht wenigstens pantheistisch? obgleich, wie das folgende lehrt, der Vf. nichts weniger als zu den Phanteisten gehört.) — Völlig dogmatisch, wie in der Vorkantischen Philosophie, wo Gottes Wesen und Eigenschaften nach mathematischer Methode demonstrirt wurden, lautet folgende Stelle (S. 2): „Schlechterdings unentbehrlich ist Erkenntniß und Darstellung der göttlichen Eigenschaften in systematischer Ausführung und Einheit, sobald die Theologie zum Range und Werthe einer Wissenschaft, Theologie genannt, erhoben werden soll. Ihr (dieses im Werke durchweg herrschende Ihr hat kein bestimmtes Object; vielleicht hat es der Vf. von seinen Bauern sich so angewöhnt) kennt keine einzige derselben mit voller und klarer Gewißheit, wofern ihr sie nicht alle und in ihrem einzig möglichen wissenschaftlichen Zusammenhange kennt." Abgerechnet, daß das „einzig mögliche" welches in den Jahren 1790 u. s. w. selbst auf den Titeln philosophischer Schriften Mode

war, an die Zeit erinnert, wo der Vf. seine Metaphysik wahrscheinlich hörte; wie kann sich ein Sterblicher anmaßen, alle Eigenschaften Gottes zu erkennen, und diese in dem einzigen möglichen wissenschaftlichen Zusammenhange darzustellen! Unser Vf. hat dieses Selbstvertrauen. Er sagt unverhohlen und fast mit kindischer Naivetät: (S. 4) „Indeß will Vf. es nicht leugnen, daß er die unmaßgebliche Ueberzeugung (was ist denn eine „unmaßgebliche Ueberzeugung?") hege, im Besitze einer systematischen Erkenntniß der göttlichen Eigenschaft zu seyn, welche, wo nicht eines ungetheilten Beifalls (wie bescheiden!), doch einer aufmerksamen Berücksichtigung und Beurtheilung wohl würdig gefunden werden möchte!" Eine Behauptung dieser Art hat Rec. selbst nicht bei einem Propheten des A. T. und bei einem Apostel des N. T. gefunden; nie hat einer derselben sich „des Besitzes einer systematischen Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften" gerühmt!

Nicht undeutlich gibt die Bescheidenheit des Vfs. zu verstehen, daß er dazu bestimmt sey, das zu vollenden, was Kant unvollendet ließ, und daß er in der That, was vor 30 Jahren manche Forscher wähnten, an die Erfindung einer allgemein gültigen Philosophie glaube. Wir übergehen, daß (S. 15) Kant, nur wie im Vorbeigehen, „der bescheidene und vorsichtige Wegzeiger (weiter nichts?) zur wahren Philosophie" genannt wird, und geben blos die Stelle (S. 16) welche jene Hoffnung ausspricht: „Bevor das System der reinen Philosophie, vollführt zu aller sachkundigen und unbefangenen Forscher Beifall, vor Augen dasteht, welches auch Kant nicht gab, sey es aus Unvermögen, oder weil er nicht wollte, an dessen Möglichkeit jedoch keineswegs zu zweifeln ist" u. s. w. Rec., der seit 30 Jahren sich auch etwas mit Philosophie abgegeben hat, wäre begierig, von dem Vf. diese Aufgabe gelöset zu sehen! Es müßte interessant seyn, neben den nicht gelungenen ernsthaften Versuchen der Meister vom Fache (Reinhold's u. A.) auch einmal einen philosophischen „Bajazzo" zu sehen, zu dessen schwerfälligen Kunststücken sich aber schwerlich ein Verleger finden dürfte! Doch Rec. lenkt ein; denn unser Held, welcher durch seine Schrift nicht nur der gesammten Philosophie und Kanten selbst so recht eigentlich auf die Beine geholfen und eine wissenschaftliche Dogmatik (zum erstenmale seit Johannes Damascenus!) möglich gemacht hat, ist auch ein großer Sprachforscher. Man halte dies nicht für Scherz; der Vf. gibt (S. 6) die Etymologie vom „Wesen." Es soll eigentlich Wäsen heißen, mit „was" durch Abstammung, mit „Seyn" durch Bedeutung verwandt. „Dies ist doch wahrlich neu, und noch bis jetzt in keines Philosophen Gehirn gekommen! — Außerdem prägte auch der schöpferische Geist des Verfs. neue Wörter; z. B. S. 5: eine „bedenkenvolle" Frage; S. 2: die „Vollendetheit"; S. 20: die „Achthabung." S. 13: geschichtlicherweise" u. a. m. — Zu den ganz neuen und wirklich genialen Wortstellungen und Wortverbindungen rechnet Rec. folgende: S. 17 ein „ausgemachter Pflichtgedanke" (Müllner dürfte fragen: gibt es auch „eingemachte Pflichtgedanken?); S. 20: „der Begriff herrscht zu oberst." S. 3: „ein Gott, von welchem in keinem Stücke (welcher Ausdruck von Gott!!!) Jemand eine völlig angemessene Vorstellung besitzt." — S. 22 wird vom Staate geredet: „aber ihn selbst als geschehenden (?) lehrt die Vernunft nicht aus sich selbst." S. 21: „die practische Metaphysik" (Gibt es eine solche, im Gegensatze der theoretischen?). S. 22: „ein vollführtes System" und unzählige andere. Dem Vf. eigenthümlich ist es, ein Gedicht (S. 12) „ein Menschengeschöpf" zu nennen. Selbst Bereicherungen der Orthographie finden sich; er schreibt: Merkmahle, wahrscheinlich, weil er das Wort, nach seiner Stärke in der Etymologie, von pingere ableitet.

Doch große Schriftsteller lassen sich auch bisweilen gehen, um ihren Lesern Beispiele von der grata negligentia im Style zu geben. Zu diesen kleinen — nur zu oft wiederkehrenden — stylistischen Neckereien des Publicums durch den Vf. rechnet Rec. folgende Perioden, welche eben so die Verworrenheit der Begriffe des Vfs., wie seine Unbehülflichkeit, Ungelenkigkeit und Schwerfälligkeit im Style bezeugen, und ihm, wenn die ferrea aetas der deutschen Sprache beginnt, den unverkümmerten ersten Platz in derselben anweisen. Rec. würde wenigstens kaum einem Tertianer solche jämmerliche Verrenkungen der Begriffe in einem barbarischen Periodenbaue nachsehen. — S. 1: „Schon der bloße Gedanke von Gott, könnten wir auch, daß Gott sey, nicht zur Gewißheit bringen, müßte, wenn wir überzeugt seyn dürften, denselben richtig, genau und vollständig gefunden zu haben, unsern Geist mit Freude u. s. w. erfüllen." — S. 13: „Es fängt, selbst der Erfahrung gemäß, jeder Mensch, als Kind, von Erfahrungen seine Erkenntniß an, wobei übrigens sein Geist mit dem, was in demselben a priori begründet liegt, immer schon, dem Menschen noch unbewußt (??), thätig ist, und späteres, weiteres Nachdenken des Wahrheitsforschers lernt beides, das a priori und das a posteriori, so gut es ihm möglich ist, von einander scheiden, woraus endlich das klare und reine, der Menge nie werdende, Bewußtseyn des Erstern hervorgehet." — S. 23: „Religion als Gedanke und Erkenntniß eben so, wie als Glaube und Leben, steht über aller Philosophie, und dennoch ihrem reinsten Theile nach auf deren Boden gefußt (!!)." — S. 24: „Wir werden sogleich anzugeben suchen, was unter den göttlichen Eigenschaften auch, im Allgemeinen nämlich, verstanden werden müsse, nachdem wir nur, um die Eigenthümlichkeit des ihnen zum Grunde liegenden Begriffes, wo möglich, noch deutlicher hervorzuheben, drei kurze Bemerkungen noch werden vorausgeschickt haben." — Wer so verworren denkt; wie kann der bestimmt und deutlich schreiben; und wie kann

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 14.

17. Januar 1822.

Geselligkeitsgeist.

(Fragmente.)

Wenn jemand etwa im Jahr 1804 das Schicksal des Epimenides gehabt hätte und eingeschlafen wäre, um 1821 wieder zu erwachen, wie viel Neues würde er hier sehen und hören! Unter dem was man ihm zu hören gäbe, ist bekanntlich viel Großes; und unter dem, was er sehen würde, manches höchst Ueberraschende; das Befremdendste aber vielleicht: — die ungesellige Geselligkeit, die wir heut zu Tage nicht selten gewahr werden. „Nicht selten" wiederhole ich, das heißt: (um auch denen, welche mißverstehen wollen die Möglichkeit eines verständigen Mißverstehenkönnens abzuschneiden) — „oft," aber nicht „immer."

Es ruht auf manchen Gesellschaften der neusten Zeit ein Fluch, gegen dessen Schrecken alle Fatalitäten der neuesten Schicksalstragödien kurzweilige Späße sind, und den wir vielleicht am besten beschwören, wenn wir jene Societäten ein wenig näher betrachten, und mit kurzen Worten zu bezeichnen suchen. Von den eigentlich gemeinen Gesellschaften will ich gar nichts sagen, denn vor ihnen kann sich der sittlich-Vornehme leicht in Acht nehmen; nichts von jenen, wo man sich zusammen setzt, mit der von allen Seiten gegebenen und benutzten Erlaubniß, so ungenirt d. h. so langweilig und seicht zu seyn als einem jeden beliebt; denn an dergleichen Greuel auch nur zu denken, ist schon zu peinlich. Auch nichts von den Kreisen, in denen weniger die Denk- als Eßwerkzeuge vonnöthen sind; auch nichts von denen leider recht zahlreichen, in denen man bald nach der zweiten Tasse Thee sich einander gleichsam hieroglyphisch sagt: „Zu sprechen ist mit euch allen doch nichts, darum setzt euch nur schnell an den Spieltisch, wo eure innere Leere weniger gefährlich wird. Späterhin beim Abendbraten, und etwa nach dem neunten Glase Wein, werdet ihr vielleicht schon eher menschlich genießbar werden."

Hier sey also nur die Rede von den Gesellschaften, in denen Karten und Essen nicht die Hauptrolle spielen, und in denen wirklich gesprochen wird. Hier sind zuvörderst zu nennen: die Schreier, ein überaus zahlreiches Heer von furchtbaren Menschen, die man eintheilen könnte in die physischen und moralischen Schreier, woraus denn die Synthesis der geistig-körperlich-lauten hervorgeht. Es ist etwas köstliches um eine wohltönende Stimme, in deren bloßem Klange wir schon die Seele erkennen, und mit weniger Ausnahme werdet ihr bei allen Gebildeten einen mäßigen, zuweilen leisen, aber deutlichen Ton wahrnehmen. Der Lebenden zu geschweigen, will ich nur eines edlen Todten gedenken, des noch lange nicht genug erkannten Friedrich Heinrich Jacobi, in dessen Stimme, so wie in seinem ganzen Wesen, ruhige Entschiedenheit, zur Gelindigkeit gewordene Kraft und anmuthige Heiterkeit sich aussprach. Dergleichen sieht man jetzt selten, wohl aber das Gegentheil. Hat so ein „haarbuschiger Geselle," etwa vorgestern beim Nachtisch einen Halb- oder Viertelgedanken erhascht, so hören wir ihn heute in Ohr zerreißenden Tönen denselben vortragen. Wehe dem Gebildeten, der etwa mit gelinder Stimme gründliche Einwürfe dagegen macht; der Gesell schreit ihn nieder, unterbricht ihn in der Mitte eines Satzes und wiederholt seinen eigenen auf zwanzigerlei Weise, von denen jede einzelne schon hinreichend wäre, ihn als einen pausbackigen, hohlen Lärmer zu bezeichnen. Was ist nun dabei zu machen? — Erwidert ihm nichts, sondern hebt ihn in Gedanken schnell als nur für die Posse brauchbare Maske auf eine Jahrmarktsbühne. Ich habe dieses Experiment nicht selten mit Genuß durchgeführt; allein es gibt jetzt leider jener Masken zu viele, und meine unsichtbare Privatbühne wird doch fast zu voll, so daß ich jetzt nur noch für die seltensten Exemplare jener Kreischer, Schreier und Brüller Raum habe. Das allertraurigste dabei ist, daß manche von diesen überlauten Leuten ihre Unart für — recht deutsch halten, da sie doch höchstens altthrazisch genannt werden kann.

Ferner ist Klage zu führen über die häufige Geschiedenheit der Frauen von den Männern. Es gibt unter den letzteren manche sonst geistreiche, die das Mißgeschick leiden, mit Frauen kaum reden zu können, und, wenn sie ja müssen, mit seltsamer Aengstlichkeit nach Stoff, irre umher tasten und in wenigen Minuten das neuliche Hagelwetter mit der neuesten deutschen Literatur, Napoleons Tod mit dem neuen Theater abwechseln lassen. Um solches Unglück zu vermeiden, pflegen sie sich auch durch eine überrascht tiefe, kreisende Verbeugung mit dem ganzen Damenzimmer ein für allemal abzufinden, rennen dann in das Nebenzimmer, wo sie gewöhnlich irgend einen sanften, rauchenden Mann mit beiden Händen festhalten, der ihnen stehen muß, bis zur Abendtafel gerufen wird. Wenn nun die verlassenen Frauen, die sich denn doch wahrhaftig sehnen nach Geist und gemüthvoller Unterhaltung,

digte Sollicitanten, die mich wie Mücken umschwärmen! — Eine Familie von Gerichtsherren, die aus sieben Stimmen und Theilhabern an dem Gericht bestehet, wovon jeder sein eignes Interesse hat, welchen insgesammt es der hiesige Beamte nie recht machen kann, wo also der Fehde und des Cujonirens von einer oder der andern Seite nie ein Ende wird! — Verwilderte Unterthanen, etc etc. etc.! Das ist mein Loos, geliebter Freund! das ist mein Loos! Ich weiß nicht, ob ich es lange ertragen kann. — Indessen hat mich doch diese Veränderung etwas aus meinen fatalen Umständen zu Göttingen gerissen. — Mein Großvater ist hier gewesen und hat mir 800 Rthlr. gegeben, wovon ich aber mit 600 Rthlr. der Ußlarischen Familie habe Bürgschaft machen müssen. Mit dem übrigen habe ich wenigstens meine kleinen schreienden Schulden bezahlen können. Bald, mein gutherziger Freund, bald hoffe ich nun auch das Oel erstatten zu können, das Sie, der barmherzige Samariter, einst auf Ihrem Durchzuge in meine Wunden gossen. —

Mein kleines poetisches Talent, wenn daran etwas gelegen ist, verwelkt bei meiner jetzigen Lage fast völlig; denn der „Actum Gellinhausen" ꝛc., der „In Sachen" ꝛc., der „Hiermit wird" ꝛc. sind gar zu viel. Statt: „Ich rühme mir, mein Dörfchen hier" ꝛc. heißt es: „Ihr Ochsen, die ihr alle seyd, euch Flegeln geb' ich den Bescheid" ꝛc. Ich habe, seitdem ich hier bin, nichts, schlechterdings nichts, als neulich in einigen glücklichen Stunden, einen Lobgesang gemacht, den ich hier mit einschließen will. Mein Homer, mein armer Homer, liegt da bestaubt! — Hier kann ich ihn mit keiner Zeile fortsetzen. Meine andern, theils projectirten, theils angefangenen und halbvollendeten Opera, die herrlichen Opera! — sie liegen zertrümmert unter anderm alten Papier in einem großen Kasten, auf dem Boden unter'm Dache. Ich muß mich nun mit der Gloriola, die ich ehedem erhascht habe, begnügen und mich unbekannt und ungenannt, wie hunderttausend meiner Mitgeschöpfe, zu meinen Vätern dereinst versammeln. — In ein Namen-Register von Dichterlingen wird mich allenfalls ein Theorien-Schmidt noch einmal setzen. Das wird aber auch alles seyn. —

Meine Nachtfeier der Venus haben Sie wohl noch nicht gesehen? Mir däucht, ich habe Ihnen einmal den Anfang davon geschrieben. Ich lege sie diesem Briefe mit ein. Dies wird wohl das letzte seyn, mein Liebster, was Sie von mir erhalten; denn ich will nur lieber die Leier ganz zerbrechen, damit sie mir aus den Augen kommt.

Zu Göttingen keimt ein ganz neuer Parnaß und wächst so schnell, als die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzen sprossen dort, wovon zuverläßig vier oder fünf zu Bäumen dereinst werden. Ich erstaune und verzweifle beinahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dörfchen besucht und die Producte dieser Pflanzschule mir vorlegt. Wenn das so fortgeht, so übertreffen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortrefflichkeit in allen Arten. Ich glaube, wir sind noch in vollem Steigen und noch lange nicht an unserm Ruhepunct.

Herr Boie hat mir vor einigen Tagen die traurige, obwohl noch nicht bestätigte Nachricht gebracht, daß der gute Michaelis *) gestorben sey. Wahrhaftig, ich konnte mich der Thränen kaum enthalten, so jammerte mich's. Ich fühle etwas für ihn, welches der Dankbarkeit gegen einen großen Wohlthäter gleicht. Er hat mir so manchen Leckerbissen, recht für meinen Geschmack, in seinem Werkchen aufgetischt und mich so oft durch herzliches Lachen durchaus erschüttert, daß ich wohl dafür dankbare Empfindung haben kann. Schade, wenn die Blüthe, auf die der Ruhm geharrt, so bald weggetilgt wäre! — Ach! da fällt mir mein lieber Klamer *) und sein schönes Gedicht auf Selmars Tod ein. Was macht doch der gute Mann? — Ob er sich meiner wohl noch erinnert? — Er ist mein hallischer Universitätsfreund. — Wenn er's nicht thut, so erneuern Sie doch durch einen freundlichen Gruß von mir mein Andenken bei ihm. —

Für Ihre simpeln schönen „Lieder für's Volk", die Sie Ihrem letzten Briefe beigelegt hatten, danke ich Ihnen recht sehr, mein gütiger Freund. Das Lied des Pflügers, des Gärtners und die Fragmente haben mir vorzüglich gefallen. Ich bin mit ewiger zärtlicher Verehrung und Dankbarkeit

Ihr gehorsamer Diener und Freund,
G. A. Bürger."

*) Joh. Benjamin Michaelis. Er starb zu Halberstadt, in Gleim's Armen, im J. 1772, 26 Jahre alt.

8. Bürger an Gleim.

„Gellnhausen, den 18. Febr. 1774.

In den Armen eines Mädchens, welches mich zum ewigen Gefangenen gemacht hat, beantworte ich, mein verehrungswürdiger Freund, Ihren Brief, welcher mich von neuem Ihrer edeln und thätigen Freundschaft versichert. Der Gedanke, daß mich ein Gleim nicht mehr liebte und deshalb auf verschiedene meiner Briefe nicht geantwortet hätte, hatte mich schon seit langer Zeit ganz niedergeschlagen. Wie angenehm, bester Mann, hat mich Ihr Brief wieder aufgerichtet!

So angenehm es mir wäre, in mein Vaterland zurückzukehren, so muß ich doch diese Aussicht fahren lassen. Und wenn ich auch an des Kaisers Thron, ja in ein Paradies gerufen würde, so hielte mich doch der Arm, der mich jetzt umschlinget, zurück, dem Rufe zu folgen. Die Welt hat für mich, wie für den Liebenden, dessen Geschichte uns Rousseau beschrieben, nur zwei Theile, den, wo Sie ist, und den, wo Sie nicht ist. Jener ist der himmlische Freudensaal und dieser das dunkle Jammerthal. Ich sollte meines süßen Mädchens noch zwei Jahre entbehren? Das wäre ja eine angstvolle Ewigkeit. Immer falle demnach der Vorhang nieder und verschließe meinem Blick die Aussicht auf Glück und Ehre!

Minnesold läßt Amt und Ehren,
Goldnen Sporn und Ritterschlag,
Läßet ohne Neid entbehren,
Was der Kaiser geben mag.
Ehre lacht nicht halb so hold,
Als der Minne Freudensold!

Ich danke Ihnen demohnerachtet recht herzlichst, mein theuerster Gönner, für Ihren edlen Eifer, mich glücklich zu machen. Ist es möglich, so wenden Sie, durch Ihre vollwichtige Empfehlung, die Stelle bei Sr. Excellenz, dem Herrn Geheimen Rath v. Asseburg, einem Bruder derjenigen zu, mit welcher ich mich zu verloben im Begriff bin. Er ist der Sohn des Herrn Amtmann Leonhart zu Niedeck hiesiger Nachbarschaft, ist jetzt 23 Jahre alt und hat seine Studien als Jurist seit kurzem, nach einem vierjährigen Curriculo, geendigt. Ohne partheiisch zu seyn, kann ich versichern, daß er ein liebenswürdiger junger Mann von dem besten Charakter und feiner Lebensart ist. Es mangelt ihm so wenig an juristischen Kenntnissen, als andern Wissenschaften und Sprachen. Wenn Sie, theuerster Gönner, diesen meinen künftigen Bruder statt meiner durch Ihr vielgeltendes Fürwort beförderten, so würde dies so gut seyn, als ob ich selbst es wäre. Die Bedingung, in zwei Jahren noch nicht zu heirathen, kann er besser als ich erfüllen.

Die Zeit mangelt mir jetzt, ein Mehreres hinzuzufügen, als daß ich mit beständiger Verehrung und Dankbarkeit beharre

Dero aufrichtig gehorsamster
Bürger."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Klamer Schmidt, der einzig noch Uebrige aus der guten alt-Gleimschen Zeit in Halberstadt.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 14.

17. Januar 1822.

Geselligkeitsgeist.

(Fragmente.)

Wenn jemand etwa im Jahr 1804 das Schicksal des Epimenides gehabt hätte und eingeschlafen wäre, um 1821 wieder zu erwachen, wie viel Neues würde er hier sehen und hören! Unter dem was man ihm zu hören gäbe, ist bekanntlich viel Großes; und unter dem, was er sehen würde, manches höchst Ueberraschende; das Befremdendste aber vielleicht: — die ungesellige Geselligkeit, die wir heut zu Tage nicht selten gewahr werden. „Nicht selten" wiederhole ich, das heißt: (um auch denen, welche mißverstehen *wollen* die Möglichkeit eines verständigen Mißverstehen*könnens* abzuschneiden) — „oft," aber *nicht* „immer."

Es ruht auf manchen Gesellschaften der neusten Zeit ein Fluch, gegen dessen Schrecken alle Fatalitäten der neuesten Schicksalstragödien kurzweilige Späße sind, und den wir vielleicht am besten beschwören, wenn wir jene Societäten ein wenig näher betrachten, und mit kurzen Worten zu bezeichnen suchen. Von den eigentlich *gemeinen* Gesellschaften will ich gar nichts sagen, denn vor ihnen kann sich der sittlich-Vornehme leicht in Acht nehmen; nichts von jenen, wo man sich zusammen setzt, mit der von allen Seiten gegebenen und benutzten Erlaubniß, so ungenirt d. h. so langweilig und seicht zu seyn als einem jeden beliebt; denn an dergleichen Greuel auch nur zu denken, ist schon zu peinlich. Auch nichts von *den* Kreisen, in denen weniger die Denk- als Eßwerkzeuge vonnöthen sind; auch nichts von denen leider recht zahlreichen, in denen man bald nach der zweiten Tasse Thee sich einander gleichsam hieroglyphisch sagt: „Zu sprechen ist mit euch allen doch nichts, darum setzt euch nur schnell an den Spieltisch, wo eure innere Leere weniger gefährlich wird. Späterhin beim Abendbraten, und etwa nach dem neunten Glase Wein, werdet ihr vielleicht schon eher menschlich genießbar werden."

Hier sey also nur die Rede von den Gesellschaften, in denen Karten und Essen nicht die Hauptrolle spielen, und in denen wirklich gesprochen wird. Hier sind zuvörderst zu nennen: die *Schreier*, ein überaus zahlreiches Heer von furchtbaren Menschen, die man eintheilen könnte in die physischen und moralischen Schreier, woraus denn die Synthesis der geistig-körperlich-lauten hervorgeht. Es ist etwas köstliches um eine wohltönende Stimme, in deren bloßem Klange wir schon die Seele erkennen, und mit weniger Ausnahme werdet ihr bei allen Gebildeten einen mäßigen, zuweilen leisen, aber deutlichen Ton wahrnehmen. Der Lebenden zu geschweigen, will ich nur eines edlen Todten gedenken, des noch lange nicht genug erkannten Friedrich Heinrich Jacobi, in dessen Stimme, so wie in seinem ganzen Wesen, ruhige Entschiedenheit, zur Gelindigkeit gewordene Kraft und anmuthige Heiterkeit sich aussprach. Dergleichen sieht man jetzt selten, wohl aber das Gegentheil. Hat so ein „haarbuschiger Geselle," etwa vorgestern beim Nachtisch einen Halb- oder Viertelgedanken erhascht, so hören wir ihn heute in Ohr zerreißenden Tönen denselben vortragen. Wehe dem Gebildeten, der etwa mit gelinder Stimme gründliche Einwürfe dagegen macht; der Gesell schreit ihn nieder, unterbricht ihn in der Mitte eines Satzes und wiederholt seinen eigenen auf zwanzigerlei Weise, von denen jede einzelne schon hinreichend wäre, ihn als einen pausbackigen, hohlen Lärmer zu bezeichnen. Was ist nun dabei zu machen? — Erwidert ihm nichts, sondern hebt ihn in Gedanken schnell als nur für die Posse brauchbare Maske auf eine Jahrmarktsbühne. Ich habe dieses Experiment nicht selten mit Genuß durchgeführt; allein es gibt jetzt leider jener Masken zu viele, und meine unsichtbare Privatbühne wird doch fast zu voll, so daß ich jetzt nur noch für die seltensten Exemplare jener Kreischer, Schreier und Brüller Raum habe. Das allertraurigste dabei ist, daß manche von diesen überlauten Leuten ihre Unart für — recht deutsch halten, da sie doch höchstens altthrazisch genannt werden kann.

Ferner ist Klage zu führen über die häufige Geschiedenheit der Frauen von den Männern. Es gibt unter den letzteren manche sonst geistreiche, die das Mißgeschick leiden, mit Frauen kaum reden zu können, und, wenn sie ja müssen, mit seltsamer Aengstlichkeit nach *Stoff*, *irre umher tasten* und in wenigen Minuten das neuliche Hagelwetter mit der neuesten deutschen Literatur, Napoleons Tod mit dem neuen Theater abwechseln lassen. Um solches Unglück zu vermeiden, pflegen sie sich auch durch eine überrascht tiefe, kreisende Verbeugung mit dem ganzen Damenzimmer ein für allemal abzufinden, rennen dann in das Nebenzimmer, wo sie gewöhnlich irgend einen sanften, rauchenden Mann mit beiden Händen festhalten, der ihnen stehen muß, bis zur Abendtafel gerufen wird. Wenn nun die verlassenen Frauen, die sich denn doch wahrhaftig sehnen nach Geist und gemüthvoller Unterhaltung,

und die, wenigstens zum Theil, blos deshalb in Gesellschaft gehen, um einen höhern Pulsschlag in ihr Leben zu bringen, dessen sehr nützliche und ehrenwerthe Geschäfte doch mitunter etwas mechanisch Lähmendes haben, wenn, sage ich, diese Frauen während dessen von Putz und Band reden, oder einige von ihnen gar zu piquanten Klätschereien ihre Zuflucht nehmen, werden wir uns wohl sehr wundern dürfen? und wäre es nicht billiger, wenn wir einen Theil der Schuld auf uns nähmen? Wahrlich, wenn sie sich mit einigen Spöttereien über einen bedeutenden Theil der Gesellschaft im Nebenzimmer die Zeit vertreiben, so haben sie nicht sehr Unrecht.

Und was sprechen nun die Männer? — d. h. um es noch einmal zum Ueberflusse zu sagen „ziemlich viele" „nicht alle," denn der herrlichen Ausnahmen gibt es Gottlob! überall — was sprechen jene viele? Ueber Politik mit Heftigkeit und Leidenschaft, oder bitter giftig, je nachdem das letzte Zeitungsblatt, oft ihre einzige Quelle, sie heute gestimmt hat. — Soll ich mit einem Worte sagen, wie ich es meine, so verhehle ich die Ueberzeugung nicht, daß von hundert politischen Gesprächen, welche in Deutschland geführt werden, neunzig nur dazu dienen, Sprecher und Hörer zu verstimmen. Wohl hat die Zeit gar manches Verstimmende, aber um so eifriger sollten wir uns deshalb umsehen nach einer festen, wissenschaftlichen Säule, die nie wankt, und andächtig horchen auf die Orakel der Geschichte. Es soll sich niemand schämen, bei Thucydides und Tacitus in die Schule zu gehn, von ihnen geht ein jeder „beschenkt nach Hause," und auch das, was er längst durch sich selbst gewußt, wird doppelt klar und fest in dem Läuterungsfeuer dieser herrlichen Alten, die unter andern guten Eigenschaften auch die besitzen, keinen Ultra, er sey es auf welcher Seite er wolle, zu dulden. —

Oder ihr sprecht über die Literatur, und hier bedürfte ich eines überweiten Raumes, wenn ich alle die unerquicklichen und unersprießlichen Arten anführen wollte, in denen ihr solche Rede führt; nur weniges will ich andeuten. Einige von euch haben sich gänzlich mit der Gegenwart verfeindet, und schelten, um sich die Zeit zu vertreiben, fast auf alles Neuere, oft ohne es gelesen zu haben. Andere, ernster und tiefer, hassen mit Recht die mannichfaltigen Verzerrungen und Verkehrtheiten in der neuern Literatur, kommen aber dadurch einseitig, unglücklich und ungerecht zu den Gedanken, es sey wohl überhaupt mit der ganzen deutschen Poesie so ziemlich am Ende. Andere, flacher, wissen nur Bescheid um die neuesten Tragödien und Komödien, denn sie lesen kaum mehr, sondern gehen nur noch in's Theater, woher es denn auch wohl kommen mag, daß z. B. über die Ahnfrau mehr gesprochen und geschrieben worden ist, als — es ist entsetzlich zu erzählen, — über Herders Cid. Andere haben sich fest hinein gerannt in zwei oder drei ästhetische Gedanken und in zwei oder drei Lieblinge, oft auch nur in Einen; aus dieser Enge können sie nun nicht heraus, alles andere ist ihnen eine Thorheit, und sie vermögen es nicht zu erkennen. Ich erinnere mich eines sonst wohlgesinnten und verständigen Mannes, der aus leidenschaftlicher Liebe für die Flöte sämmtliche andere musikalische Instrumente gern vernichtet hätte. Wenn wir über einen solchen lachen, sollten wir es weniger dürfen über einen Mann, der etwa außer Klopstock oder außer Schiller, niemanden anerkennen will? Wie wenig kennt er jene vortrefflichen Männer, wenn er sie durch dergleichen thörigte Abgötterei zu ehren glaubt! Denken wir uns nun zwei solche, auf einen Punct fest gerammte und gebannte Männer in einem Zimmer gegen einander kämpfen, so werden wir — Gott danken, daß wir sie uns jetzt nur denken aber nicht hören. Sicher aber ist niemand, daß das Geschick ihn nicht zwinge, solchen Verhandlungen auch gelegentlich mit beizuwohnen, und man thut wohl, sich darauf gefaßt zu machen.

Das viele von euch Göthen sehr rühmen, ist bekannt genug, und ich würde mich noch mehr darüber freuen als ich thue, wenn ihr nur mehr von ihm lernen wolltet, von ihm, der uns allen sehr viel Vortreffliches lehren könnte, und auch einige wirklich gelehrt hat. Aber wie ihr es treibt, ist es oft ein wahres Wunder, daß ihr ihn liebt, ja es ist mir zuweilen, wenn ich einige von euch ihn rühmen höre, als spräche ihr von einem ganz andern als den Dichter des Tasso und Egmont. Dieser wahre Göthe ist ein tiefsinnig klarer, mild heiterer, frei überschauender Mann, der schon als Knabe nach allseitiger Bildung strebte. Zu seinen vielen vortrefflichen Eigenschaften gehört auch die, daß er jedes Talent, selbst das kleine, gern anerkannt, und jeden gelten läßt was er wirklich gilt; ihr habt gewöhnlich nur zwei Worte, mit denen sich eure Kritik befaßt: „Göttlich" und „abscheulich," „erhaben" oder „gemein;" er ist ruhig; ihr seyd erhitzt; er ist deutlich, genau, ausführlich und das Positive gebend, ihr sprudelt höchstens ein paar Fragmente heraus, aus denen nichts weiter hervor geht, als daß ihr mit dem und dem unzufrieden und überhaupt sehr verdrießlich seid, in welcher Verdrießlichkeit allein, um es nur gerade heraus zu sagen, der Tod aller Poesie liegt. Was ihr nun eigentlich Positives wollt, erfährt man nicht, und kann es nicht erfahren, weil ihr es selbst nicht wißt. Er ist bei allem überaus gerechtem Stolze doch immer sehr bescheiden gewesen, und hat jeden Tadel, den er auszusprechen genöthigt war, mit guten Gründen begleitet; ihr macht es euch bequemer, scheltet und tobt, und versetzt eure Abneigung höchstens mit einigen Schlegelschen Bonmots, wobei aber der Name der Schlegel nicht genannt wird, deren große Verdienste um die Kritik jetzt schon beinahe vergessen sind; bei ihm geht die Kritik, wie sie soll, aus einer klaren Idee und einer innigen Liebe hervor, bei einigen von euch ... fragt euch nur selbst einmal in einer guten Stunde, wie es mit der Klarheit eurer Idee und der Dauerhaftigkeit eurer Liebe aussieht.

Andere sprechen nur vom Theater, und zwar nicht

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 15.

18. Januar 1822.

Oestliche Rosen von Friedrich Rückert. Drei Lefen. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1822. 8. 3 Rthlr.

Friedrich Rückert trat zuerst im Jahre 1814, unter dem Namen Freimund Raimar als ein Sänger der Zeit auf, der Zeit, welche die Besten unter uns begeisterte — und betrog. An die kleine Sammlung seiner Deutschen Gedichte schloß sich der Kranz der Zeit, welcher 1817 unter des Dichters wahrem Namen zu Stuttgart bei Cotta erschien, und der Anfang einer Spottkomödie auf einen Mann, der jetzt aus der Zahl der Lebenden hinweggenommen, über Spott und Lob der wankelmüthigen Mitwelt erhaben, an das Urtheil der Nachwelt appellirt — auf Napoleon. Die Fortsetzung und Vollendung dieses aristophanischen Versuches unterblieb, wahrscheinlich, weil der Dichter noch während der Arbeit einsehen lernte, daß die politische Bühne von Europa ihm dankbarere Komödienhelden in Menge darbieten konnte, und er also deßhalb nicht nach einem andern Welttheil zu segeln brauchte, um einen Helden dem Spotte derer Preis zu geben, die vor ihm gekniet hatten. Napoleon auf Helena paßte nicht mehr zum Helden einer Komödie; sein Charakter gehörte nur der Tragödie an. Wir müssen eingestehen, daß die Rückert'sche Spottkomödie uns als ein unwürdiges Product seiner Zeitmuse gleich bei ihrem Erscheinen abgestoßen hat, obschon wir damals eben von dem Kampfe gegen ihn zurückkehrten. Mag männlicher Zorn gegen den Unterdrücker sich in vielen Kriegsliedern jener Zeit eben so scharf und spitz aussprechen — aber der ruhige Zeitungsleser sollte doch, um eine Komödie auf Napoleon zu schreiben, nicht blos die Zeitungen von 1812 bis 1815 berücksichtigen, sondern zurück und vorwärts blicken. *Festina lente!*

Der größte Theil der Rückert'schen Zeitlieder würden Volkslieder geworden seyn, und hätten es, neben den Körner'schen, Schenkendorf'schen und einigen von Arndt, zu werden verdient, wenn die Zeit selbst, die sie besingen, nicht gar zu bald aus dem begeisterten Andenken des Volks ausgetilgt worden wäre. Kräftig, keck und frisch ist ihr Klang; sie jubeln, preisen, schimpfen, spotten, rügen und klagen, je nachdem der Tag, die That und der Held es heischen. Außer diesen eigentlichen Volksliedern finden wir auch kunstreichere und fremdartig gebildete Blumen in dem Kranze der Zeit. Einen besonderen Ruf haben die geharnischten Sonette gewonnen, ein origineller Versuch, die zarte, zierliche südliche Form der Liebespoesie in den Harnisch der nordischen Kriegsmuse einzuzwängen.

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reihe sich stellend, heben ihre Schäfte;
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischter Sonette ein Paar Dutzend.

Ein Zug der Rückert'schen Muse, der sich in der Folge immer bestimmter und wichtiger ausgesprochen hat, und leider nicht zum Vortheil derselben, blickt auch schon in den Zeitgedichten, oft recht störend, durch. Wir meinen ein übermüthiges Modeln und Künsteln in selbst aufgestellten Schwierigkeiten und Neuheiten: das Aufsuchen und eigensinnige Festhalten der seltensten Reime, eine mühselige Sprachklauberei, ein unerhörtes, contrastsüchtiges Bilderwesen und dergleichen mehr, was gewiß manchen Leser von den Rückert'schen Gedichten verscheucht und seinen Gegnern allbereite Waffen in die Hände gibt. Referent kennt selbst eine Menge Beispiele von geschmackvollen Männern und Frauen, die bei Erwähnung Rückert's die Hände zusammenschlugen, und nicht begreifen konnten, wie wir an seinen Gedichten etwas anderes finden möchten, als tolle Belustigung. Sie waren auch gleich mit einem Paar wunderlichen Versen und Reimen bei der Hand — und damit war der Dichter abgethan. Wir freuen uns aber, versichern zu können, daß wir durch Anempfehlung vorurtheilsfreier, durchgängiger Lectüre uns den Dank mancher dieser Spötter erworben haben, die jetzt gewiß mit eben so freudiger Erwartung, wie wir, die östlichen Rosen zur Hand nehmen werden.

Tempus ruit in pejus! Rückert fand sich nicht angezogen, als Sänger der Zeit, Klagelieder Jeremiä zu schreiben, und Juvenalische Satyren sind verpönt. So flüchtete er denn aus seiner Zeit und aus seinem Lande

Nach dem reinen Osten,
Patriarchenluft zu kosten.

Dort wollen wir ihn freundlich willkommen heißen, wie er unter Rosenlauben, auf der Ottomane sitzend trinkt und singt und küßt und heitre Lebensweisheit in bunten Bildern lehrt. Wir sehen also, daß das orientalische Costüm dieser neuen Rückert'schen Gedichte keine modische Willkür ist, es ist in dem Geiste seiner Poesie, ja es ist in dem Charakter seines Lebens und

wozu sind die Gelehrten- und Künstlervereine vom Staate beglaubigt und belohnt, brauchbar, als Nomotheten und Nomophylaken jeder literarischen und künstlerischen Satzung zu seyn?

Allein dazu müßten weit größere Einleitungen und Vorbereitungen bereits getroffen seyn. Wir bescheiden uns gern, daß es mit allen diesen frommen Wünschen zu spät, das herumwandernde Mostrich-Töpfchen beim Desert ist. Nun, dann verdient vielleicht ein anderer Vorschlag noch einige Beherzigung. Macht, würden wir den Herren Unternehmern in München zurufen, gar keinen Revers. Die Legende um jeden Kopf wird zureichen, damit der nennende Buchstabe sein Amt verwalte; oder prägt Parallel-Medaillen, wo beide Seiten ein Portrait enthalten, aber nach historischer Wahlverwandtschaft und Charakterähnlichkeit zusammengestellt. So paare ich — um nur gleich aus der vorliegenden Liste einige Parallele zu nennen — Poniatowsky und Kosciusko, Vauban und Coehorn, Albrecht Dürer und Holbein, Werner und Linné, Winckelmann und Visconti, Händel und Gluck, Rafael und Rubens.

Solche Zusammenstellung würde auch dem dazu auszugebenden kurz erläuternden Text einen Reiz der Neuheit uns verleihen, dem historischen Witz ein neues Feld öffnen können. Denn blos biographische Notizen, die freilich leicht abzuschreiben wären, wird doch hier niemand erwarten.

Ein Hauptverdienst einer solchen Unternehmung ist charakteristische Aehnlichkeit in den Gesichtszügen. Man weiß, wie viel auch hierin oft die eilfertige Nachlässigkeit verschuldet hat. Um auf neuere und allerneueste Unternehmungen der Art hier keinen strafenden Seitenblick zu thun — was wohl ein andresmal geschehen kann — erinnern wir hier nur an die zum Theil unausstehlichen Fratzengesichter in dem gepriesenen (uns noch durch kein besseres Werk ersetzten oder ergänzten) Museum Mazzuchellianum.

Es ist uns vor einiger Zeit die Ankündigung von einem ähnlichen Unternehmen, das von Berlin ausgehen soll, zu Gesicht gekommen, an dessen Spitze der als Archäolog und Münzkenner rühmlichst genannte Professor Levezow sich gestellt und sich mit einigen tüchtigen berliner Graveurs vereinigt hat. Nach einigen bereits ausgeprägten Proben zu schließen, dürfen wir uns von da etwas verständig vorbereitetes, kennerhaft gewähltes und erfundenes, wacker ausgeführtes versprechen. Wir vernehmen mit Theilnahme, daß Levezow als Adjunct und Mitaufseher des königl. Münzcabinets in Berlin verpflichtet worden ist. So gattet sich hier, was so selten der Fall ist, innerer und äußerer Beruf!

50.

Briefe über belletristische Literatur.

(Beschluß aus No. 11.)

Der zweite Theil beginnt mit einem einactigen Lustspiele: Der Mohr, das auch in der That recht belustigend ist, wenn gleich manche komische Situation nicht ganz neu ist. Nur möchte es wohl zu schnell abbrechen und eine Erklärung, die den Schlüssel zu Rosaliens Benehmen enthielte, am Schlusse vermißt werden. Wie konnte Ihre liebenswürdige Schwester Rosalie bei der den Schönen so eigenthümlichen Gabe des Scharfblickes in dem Mohren ihren Theodor zu sehen meinen! Werden Sie dem Dichter wegen dieses Mißgriffs nicht zürnen? Doch können Sie es diesmal ihm vergeben; es endet alles gut und ist ja nur ein — Lustspiel. Auch macht er sein Versehen — Sie werden es doch nicht für mehr halten wollen — auf der andern Seite gut, indem er der Rosalie doch die Nähe der geliebten Person wenigstens ahnen läßt. Und überhaupt ist das ganze Lustspiel eine Lobrede auf die Schönen, die alle der losen Rosalie mehr oder weniger gleichen. Lesen Sie das Stück nur mit ruhiger Aufmerksamkeit und in einer Stunde, in welcher Sie gerade aufgelegt sind, einen Lobredner Ihrer Reize und Tugenden anzuhören. Ja! ja! die Mädchen! die Mädchen! Bei dem Inhalte, der Ihr ganzes Interesse in Anspruch nehmen muß, werden Sie so manche Härte in der Form, die der Vers entschuldigt, nachsichtig übersehen.

Ueber die Erzählung: Das Waldschloß, die wenig Geist hat und manche Unwahrscheinlichkeiten enthält, kann ich Ihnen nichts sagen, als daß der Verfasser den Zufall gut zu nutzen versteht, ohne welchen der Ausgang für die gemüthliche Rosaura nicht so glücklich erfolgt wäre. Der Charakter dieser, alle lauten, rauschenden Freuden der Welt dem stillen, reinen Genusse der Zurückgezogenheit aufopfernden, Rosaura ist sehr schön und für mich um so anziehender, da Sie, mit Ihren jetzt leider! in der großen Welt seltenen Vorzügen der ächten Weiblichkeit dem Zeichner zu dem Bilde der Rosaura gesessen zu haben scheinen.

Am meisten, gestehe ich, hat mich die letzte Erzählung: Wanderung und Heimkehr angezogen, obschon auch sie an manchen Stellen zu weitläufig ist. Dies Rührende und Edle im Charakter Josephs, welcher alles, sogar sein Leben, für das Glück seines nicht weniger edlen Moriz aufopfert, thut dem Herzen wohl, und gewiß werden Ihre Empfindungen am Schlusse der Erzählung mit den meinigen in eine Thräne der Wehmuth sich auflösen. Aber mußte denn der großmüthige Joseph seine freundschaftlichen, uneigennützigen Gefühle für Moriz mit dem Tode besiegeln? Konnte dieser für ihn nicht thun, was er so gern zu thun wünschte, um auch sein Glück zu gründen? Der Verfasser wollte in Joseph ein Ideal von Edelmuth und Aufopferung aufstellen, und mit dieser Absicht läßt sich sein Streben, Joseph Gelegenheit, seine Gesinnungen darzuthun, zu geben, entschuldigen. Aber bloße Thaten beurkunden den Charakter nicht, und welcher aufmerksame Leser dieser Erzählung erkennt nicht sogleich das edle Herz Josephs? So ist der beabsichtigte Ueberfall gegen das Ende, von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet, ganz unnöthig und die Art und Weise, wie Joseph auch hierbei seinen Edelmuth an den Tag legt, entlockt beinahe ein leises Lächeln. Oder hatte der Verfasser die Absicht, der Edelfrau eine gute Gelegenheit darzubieten, auf eine gute Weise Moriz mit der Hand der von ihm zärtlich geliebten Pflegetochter zu beglücken? Aber mit Agnes möchte ich wohl ein bischen grollen; ihr kaltes Benehmen gegen Joseph kann mir nicht gefallen. Wollen Sie sie in Schutz nehmen? Gern lasse ich mich in diesem Puncte von Ihnen zurechtweisen, und im Voraus freue ich mich auf Ihre Belehrung. Und nicht wahr? Sie erfüllen meinen Wunsch?

14.

Cölestin der Priester und der Mensch. Noch ein Bild aus dem innern Leben, vom Verf. von Wahl und Führung. Leipzig 1821.

Ein wahrhaft rührendes und erschütterndes Gemälde eines jungen Priesters der römischen Kirche, der seinem Amte und seiner Pflicht mit inniger Liebe zugethan ist, späterhin aber als seine herrliche Vorstellung von der Würde und Hoheit seines Standes an der Pflichtvergessenheit anderer Priester und dem fruchtlosen, zu seiner Schmach ausgeschlagenen Versuche, sie zu entlarven, scheiterte, mit dem Priesterthum und sich selbst zerfällt. Nun geräth er mit einem gefühlvollen weiblichen Wesen, dessen Umgang er früher, theils um nicht zu falschem Verdacht Anlaß zu geben, theils aus Furcht vor dem eignen Herzen, vermieden hatte, allmählig in nähern Verein, welcher, unter seinen Verhältnissen, zu Beider Unheil gereichen mußte.

Der Vortrag ist höchst einfach und führt in das innerste Leben der Handelnden auf eine sehr anziehende Weise.

17.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 15.

18. Januar 1822.

Oestliche Rosen von Friedrich Rückert. Drei Lefen. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1822. 8. 3 Rthlr.

Friedrich Rückert trat zuerst im Jahre 1814, unter dem Namen Freimund Raimar als ein Sänger der Zeit auf, der Zeit, welche die Besten unter uns begeisterte — und betrog. An die kleine Sammlung seiner Deutschen Gedichte schloß sich der Kranz der Zeit, welcher 1817 unter des Dichters wahrem Namen zu Stuttgart bei Cotta erschien, und der Anfang einer Spottkomödie auf einen Mann, der jetzt aus der Zahl der Lebenden hinweggenommen, über Spott und Lob der wankelmüthigen Mitwelt erhaben, an das Urtheil der Nachwelt appellirt — auf Napoleon. Die Fortsetzung und Vollendung dieses aristophanischen Versuches unterblieb, wahrscheinlich, weil der Dichter noch während der Arbeit einsehen lernte, daß die politische Bühne von Europa ihm dankbarere Komödienhelden in Menge darbieten konnte, und er also deßhalb nicht nach einem andern Welttheil zu segeln brauchte, um einen Helden dem Spotte derer Preis zu geben, die vor ihm gekniet hatten. Napoleon auf Helena paßte nicht mehr zum Helden einer Komödie; sein Charakter gehörte nur der Tragödie an. Wir müssen eingestehen, daß die Rückert'sche Spottkomödie uns als ein unwürdiges Product seiner Zeitmuse gleich bei ihrem Erscheinen abgestoßen hat, obschon wir damals eben von dem Kampfe gegen ihn zurückkehrten. Mag männlicher Zorn gegen den Unterdrücker sich in vielen Kriegsliedern jener Zeit eben so scharf und spitz aussprechen — aber der ruhige Zeitungsleser sollte doch, um eine Komödie auf Napoleon zu schreiben, nicht blos die Zeitungen von 1812 bis 1815 berücksichtigen, sondern zurück und vorwärts blicken. *Festina lente!*

Der größte Theil der Rückert'schen Zeitlieder würden Volkslieder geworden seyn, und hätten es, neben den Körner'schen, Schenkendorf'schen und einigen von Arndt, zu werden verdient, wenn die Zeit selbst, die sie besingen, nicht gar zu bald aus dem begeisterten Andenken des Volks ausgetilgt worden wäre. Kräftig, keck und frisch ist ihr Klang; sie jubeln, preisen, schimpfen, spotten, rügen und klagen, je nachdem der Tag, die That und der Held es heischen. Außer diesen eigentlichen Volksliedern finden wir auch kunstreichere und fremdartig gebildete Blumen in dem Kranze der Zeit. Einen besonderen Ruf haben die geharnischten Sonette gewonnen, ein origineller Versuch, die zarte, zierliche südliche Form der Liebespoesie in den Harnisch der nordischen Kriegsmuse einzuzwängen.

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reihe sich stellend, heben ihre Schäfte;
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischter Sonette ein Paar Dutzend.

Ein Zug der Rückert'schen Muse, der sich in der Folge immer bestimmter und wichtiger ausgesprochen hat, und leider nicht zum Vortheil derselben, blickt auch schon in den Zeitgedichten, oft recht störend, durch. Wir meinen ein übermüthiges Modeln und Künsteln in selbst aufgestellten Schwierigkeiten und Neuheiten: das Aufsuchen und eigensinnige Festhalten der seltensten Reime, eine mühselige Sprachklauberei, ein unerhörtes, contrastsüchtiges Bilderwesen und dergleichen mehr, was gewiß manchen Leser von den Rückert'schen Gedichten verscheucht und seinen Gegnern allbereite Waffen in die Hände gibt. Referent kennt selbst eine Menge Beispiele von geschmackvollen Männern und Frauen, die bei Erwähnung Rückert's die Hände zusammenschlugen, und nicht begreifen konnten, wie wir an seinen Gedichten etwas anderes finden möchten, als tolle Belustigung. Sie waren auch gleich mit einem Paar wunderlichen Versen und Reimen bei der Hand — und damit war der Dichter abgethan. Wir freuen uns aber, versichern zu können, daß wir durch Anempfehlung vorurtheilsfreier, durchgängiger Lectüre uns den Dank mancher dieser Spötter erworben haben, die jetzt gewiß mit eben so freudiger Erwartung, wie wir, die östlichen Rosen zur Hand nehmen werden.

Tempus ruit in pejus! Rückert fand sich nicht angezogen, als Sänger der Zeit, Klagelieder Jeremiä zu schreiben, und Juvenalische Satyren sind verpönt. So flüchtete er denn aus seiner Zeit und aus seinem Lande

Nach dem reinen Osten,
Patriarchenluft zu kosten.

Dort wollen wir ihn freundlich willkommen heißen, wie er unter Rosenlauben, auf der Ottomane sitzend trinkt und singt und küßt und heitre Lebensweisheit in bunten Bildern lehrt. Wir sehen also, daß das orientalische Costüm dieser neuen Rückert'schen Gedichte keine modische Willkür ist, es ist in dem Geiste seiner Poesie, ja es ist in dem Charakter seines Lebens und

Strebens begründet. Ueberdrüssig der Zeit, die ihn einst begeistert hat, erwacht aus einem Rausche, der Uebelbefinden nach sich ließ, eilt er fort auch aus den Umgebungen, die ihn an die Zeit erinnern, deren Begeisterungstrank ihn berauschte. Wohin möchte er da wohl lieber flüchten, als in das patriarchalische Morgenland, die Heimath aller Völker? Es wird nicht unnütz seyn, hier einige Stellen anzuführen, welche die politische Apathie des Dichters am verständlichsten aussprechen, weil eben dadurch der Standpunct mit bestimmt wird, von dem wir die östlichen Rosen zu betrachten haben.

So heißt es S. 24 in einem der schönsten Trinklieder:

Bei unserem souverainen Wirth
Bin erster Günstling ich worden;
Er hat mich geziert, daß es klirrt und flirrt,
Mit sämmtlichen Wein-Hausorden.

O einsichts-, nachsichtsvoller Monarch!
Er läßt uns freie Begierde,
Und wenn wir es treiben recht bunt und arg,
Das rechnet er uns zur Zierde.

Ihr Weisen aus anderen Monarchien,
Wo man euch kappet die Zügel,
Ihr müsset in unseren Freistaat ziehn,
Um frei zu regen die Flügel.

Noch deutlicher S. 36:

Die die Welt verschüttet haben,
Mögen sie entschütten;
Und was sie zerrüttet haben,
Soll uns nicht zerrütten.

Sehet, wie ihr ungehudelt
Bleibet in der Schenke;
Und was draußen wird gepudelt,
Hofft, daß Gott es lenke.

Oder in bescheidenerem Tone S. 71:

Schwach und träum'risch, wie ich bin, wie sollt' ich mischen
Mich in ernste Weltgeschäfte?
Immer trinken und verliebt seyn stets vom frischen,
Dazu reichen meine Kräfte.

Am kräftigsten S. 418:

Mir scheint nichts Besseres zu thun
In diesen schlechten Zeiten,
Als aus der Schenke, wo wir ruhn,
Gar nicht hervor zu schreiten.

Schenkt hier den lautern Wein mir ein
Aus Füllen unsres Kruges,
Und laßt die Welt die Schenke seyn
Des Luges und des Truges.

Mir mundet Wein, der etwas herb;
Wer ist ein süßer Schlecker?
Lass' er sich holen Weinverderb
Vom Nachbar Zuckerbäcker.

Nur zur Bedingung mach' ich mir
Aus redlichem Gemüthe,
Daß sich uns keine Zeitung hier
Einschwärz' als Zuckerdüte.

Du würdest, wie die Fliege, Gift
Mit deinem Zucker lecken;
Mir würde, säh' ich nur die Schrift,
Der Wein wie Galle schmecken.

Dieses Lied bildet einen interessanten Contrast zu dem ersten Gedichte im Kranze der Zeit, worin wir unsern Dichter auf der alten deutschen Burg des alten deutschen Ritters Truchseß von der Bettenburg bei den Zeitungen sitzen sehen.

Auf eurer Burg, Herr Ritter,
Als weithin ohne Rast
Sich zog das Kampfgewitter,
Saß ich als müß'ger Gast,
Und haschte nach Berichten
Von fernen Kriegsgeschichten.

So schnell ändern sich die Zeiten — und wir mit ihnen!

Es walten aber auch noch andre Bewegungsgründe ob, welche die Formen und Bilder der orientalischen Welt für unsern Dichter besonders zusagend machten. In Rückert's Poesien offenbart sich fast durchgehends ein mächtiges Streben nach Originalität, ein Verachten gebräuchlicher Formen, Redensarten und Bilder, ein Ringen, aus dem deutschen Sprachschatz eine neue, ungleich schwierigere poetische Phraseologie hervorzurufen, und sie den alltäglichen, abgesungenen Weisen entgegenzustellen. Dieses Streben ist nur auf einer Seite löblich, auf der andern mißverstanden und unnütz. Nicht zu leugnen ist es freilich, daß man es im Allgemeinen mit der deutschen Poesie jetzt zu leicht nimmt. Durch eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Dichter ist eine bequem und elegant fließende Phraseologie in Umlauf gekommen, deren Handhabung den Nachahmer zu keinem besondern Studium auffordert; ja auch der Kreis der Bilder bewegte sich nicht über die Grenzen, deren Zugang Allen offen steht; und das Reimregister theilt nicht minder den Charakter jener bequemen Leichtigkeit der Poesie. Daher denn auf dem deutschen Parnaß der unaufhörliche Nachklang von Weisen großer Dichter, und der Mangel origineller Tonangeber der Poesie.

Wir sind weit entfernt, dem Dichter der östlichen Rosen den Beruf zu einem solchen Tonangeber streitig zu machen. Wir kennen wenig deutsche Dichter, die ihm an Reichthum der Erfindung, Gewandtheit, Kraft und Lebendigkeit der Darstellung und Gewalt über die Sprache gleich kommen. Aber wir können auch nicht verhehlen, daß der neue Ton, den er angegeben, uns nicht der rechte und echte scheinen will, von dem die deutsche Poesie Heil und Aufschwung zu erwarten habe. Denn wenn einer in leichter Herkömmlichkeit und Bequemlichkeit erschlaffenden Kunst neue Anforderungen und schwerere Aufgaben gemacht werden sollen, so müssen diese dahin zielen, die Kunst der Natur und Wahrheit näher zu bringen, nicht, sie weiter davon zu entfernen. Gleiche Ansichten, wie die, welche Rückert's Muse oft auf den Irrweg der Ziererei und des Zwanges geführt haben, täuschten auch einst die Bestrebungen Lohenstein's und Hofmannswaldau's, die gewißlich aus guten Absichten hervorgingen, und die deutsche Poesie

mußte ihren dicken Bombast mit Gottschedischem Wasser abwaschen. Die irrigen, oft an die genannten Bombastiker erinnernden Bestrebungen Rückert's sind besonders in den Arbeiten sichtbar, die zwischen seinen Zeitgedichten und den Oestlichen Rosen liegen. Was hat er da nicht Alles durchgeprobt! Eine Unzahl von Sonetten, mehrere Hundert auf einen Gegenstand *), Terzinen, Ritornelle und eine nicht geringe Reihe selbst erfundener Reimkunststücke, welche die Versuche der südlichen Völker noch überbieten — und fast Alles auf Schrauben stehend, barock, halsbrechend, stupend — aber nicht schön und wahr. Wahrscheinlich hat der geniale Dichter endlich selbst eingesehen, was freundlicher Rath und feindliche Kritik ihm oft vergebens vorgehalten haben: daß nirgends Heil für die Kunst zu holen sey, als bei der Natur! und da er die deutsche Natur nun einmal zu alltäglich gefunden hat, so wendet er sich nach dem Orient, dessen Natur in ihrer schwellenden Fülle, in ihrer bunten Mannigfaltigkeit, in ihren sonderbaren Formen, in dem Glanz ihrer Bilder ihn mächtig anlockt; und die despotische Etikette des orientalischen Lebens sagt auf der andern Seite dem gern Beschränkten und mit der Beschränkung der Form Ringenden nicht wenig zu. Auf diese Weise kann Rückert neu und doch wahr, ungewöhnlich und doch natürlich sein.

Diese Andeutungen mögen genügen, den Leser in den Standpunkt zu versetzen, von dem er Rückert's Oestliche Rosen zu betrachten hat. Wir verheißen Jedem, der diesen reichen orientalischen Rosengarten betreten wird, einen köstlichen Genuß. Wir möchten aber rathen, nur kurze Gänge in demselben zu machen, dann zurückzukehren, und gelegentlich wieder einmal eine kleine Runde zu versuchen. Denn östliche Rosen und östlicher Wein sind berauschend, und unser Dichter und Schenke ist nicht karg. Aber der Fülle, die er umschließt, ungeachtet, hat der Rückert'sche Rosengarten doch auch Warnungstafeln ausgesteckt, welche das Profanum vulgus abhalten sollen (S. 88).

Wehr' einen Trunk der Labung nicht
Jedem aufrichtigen Zecher:
Doch kömmt ein Heuchler, ein kluger Wicht,
So decke zu den Becher.

Versauern würde sogleich der Wein,
Wenn sauere Blick' ihn träfen;
Und flöss' unlautere Weisheit darein,
So würde der Trank zu Hefen.

Obschon wir nun, als Kritiker, dem Dichter vielleicht schon ein wenig afterklug vorgekommen seyn mögen, so fürchten wir doch nicht, einzutreten in seine vom edelsten Tranke und süßesten Dufte durchflossenen Lauben und Chioske, und will er uns anders nicht einschenken, so sind wir erbötig, seinem Beispiele zu folgen, und unsre Bücher für Wein zu versetzen — diese Recension zuerst.

(Die Fortsetzung folgt.)

England's historischer Bildersaal.

Unlängst ward in England ein Werk vollendet, das ein glänzender Beweis ist, wie weit Privatunternehmungen dort geführt werden können, wenn sie der öffentlichen Unterstützung bedürfen und würdig sind. Es ist eine Sammlung von Bildnissen berühmter Personen in Großbritannien, mit biographischen Nachrichten (Portraits of illustrious persons of Great Britain, biographical and historical memoirs of their lives and actions), die der Herold Edmund Lodge 1814 anfing und 1820 mit dem 20sten Hefte vollendete. Seit Houbraken's ähnlicher Sammlung ist nichts Bedeutendes der Art erschienen und mit Recht konnte man jener eine Ungleichheit in der Ausführung vorwerfen. Hier hingegen sind die Kupfer mit ungemeiner Sorgfalt gearbeitet, im Ganzen trefflich, und nur in wenigen findet man Trockenheit, vielleicht von der zu genauen Nachbildung der Originale, was in einigen Blättern nach Vandyk die Folge einer zu ängstlichen Aufmerksamkeit auf Nebendinge und Beiwerke sein mag. Der Styl der Behandlung ist eine Mischung von Kreide- und Linienmanier, die ganz vorzüglich geeignet ist, den charakterischen Ausdruck der Köpfe wiederzugeben und Kostüme und Gewänder vollkommen darzustellen. Der Plan des Herausgebers war, treue Kopien von den Bildnissen der berühmtesten Personen der brittischen Geschichte, die vor dem Jahre 1700 starben, nach den besten und echtesten vorhandenen Gemälden zu geben. Die Gemälde-Sammlungen der alten Adelsgeschlechter, die man ihm öffnete, lieferten ihm eine große Anzahl von Bildnissen berühmter Männer, z. B die Sammlung des Herzogs von Norfolk einige berühmte Howard, des Herzogs von Bedford die Russel, des Herzogs von Hamilton mehrere gleichnamige treue Anhänger des Königshauses in Schottland, die Sammlung des Grafen von Clarendon das Bildniß des berühmten gleichnamigen Geschichtschreibers. Nicht minder wichtige Ausbeute gaben einige öffentliche Sammlungen, wie das brittische Museum und der bischöfliche Palast zu Lambeth, z. B. die Erzbischöfe Warham, Cranmer und Laud, die trefflichen Stützen des Protestantismus; Oxford lieh die Bildnisse des Kardinals Wolsey und Thomas Bodley's, die in den beiden prächtigen Stiftungen dieser Männer, in Christ-Church-College und in der Bodleyanischen Bibliothek aufbewahrt werden. Die schätzbarsten Sammlungen des Landes wurden zur Bereicherung dieses Bildersaales besucht. Jedes Heft enthält 6 Bildnisse berühmter Männer und Frauen. Zu jedem Bildnisse gehört eine Lebensgeschichte und dieser literarische Bestandtheil ist des artistischen völlig würdig, ja einige dieser Biographien sind ausgezeichnet, und geben neue Nachrichten, z. B. die Biographien von Robert Devereux, Grafen von Essex, von dem Kardinal Wolsey (der, wie Lodge zeigt, nicht der Sohn eines Fleischers zu Ipswich war) und von dem durch seine Sammlungen berühmten Grafen (Henry Fitzalan) von Arundel. Wir finden hier einige neue Nachrichten über das Schicksal dieser unvergleichlichen Sammlungen. Graf Arundel war so wenig besorgt, dieselben bei seinen Nachkommen als unveräußerliches Eigenthum zu erhalten, daß man fast glauben möchte, es sey sein Wunsch gewesen, daß sie zerstreut würden, wie es auch wenige Jahre nach seinem Tode geschah. Er theilte seine Güter unter seinen beiden Söhnen. Der zweite Sohn des ältesten Sohnes, Heinrich, sechster Herzog von Norfolk, schenkte um das Jahr 1668 einen Theil seiner Hälfte der Arundel'schen Sammlung, die berühmte Parische Marmorchronik, der Universität Oxford. Die übrigen Schätze erbten auf seinen Sohn, dessen geschiedene Frau späterhin, man weiß nicht wie, im Besitze des größten Theils derselben blieb. Sie verkaufte die Statuen an den Grafen von Pamfret, dessen Witwe dieselben in der Folge auch der Universität Oxford schenkte. Der Antheil des ältesten Sohnes, der später Viscount Stafford wurde, blieb bei seinem Nachkommen bis 1720, wo derselbe öffentlich verkauft wurde. Einige merkwürdige Ueberreste der Sammlung kamen in die Hände des Ahnherrn des jetzigen Herzogs von Norfolk, Charles Howard, und werden noch jetzt in dem Familienschlosse Greystock-Castle aufbewahrt. — Auch die Biographie des Erzbischofs Cranmer ist beachtungswerth, und wir erfahren hier unter andern den allen bisherigen Biographien entgangenen Umstand, daß

*) Z. B. die Sonette auf eine ländliche Todtenfeier.

Cranmer einen Sohn und eine Tochter von seiner zweiten Frau, der Nichte des protestantischen Geistlichen Osiander in Nürnberg hatte, diese Frau aber nach Deutschland zurückschickte, als im Jahre 1539 die berüchtigten sechs Artikel erschienen, welche die Ehen der Priester bei Todesstrafe verboten. Dies geht aus den Registern des Parlaments hervor, wo Lodge eine, im Jahre 1562 durchgegangene Bill entdeckte, welche die Kinder des Erzbischofs in ihr Erbrecht wieder einsetzte. Auch das hier gelieferte Bildniß des Erzbischofs ist merkwürdig, als Nachbildung des Gemäldes eines gewissen Gerbicus Flicciis, das nicht nur viel Verdienst hat, sondern auch das einzige bekannte Werk eines Künstlers ist, dessen Name sogar allen Schriftstellern entging, die sich mit den Biographien der englischen Maler beschäftigten. Das Original ist im brittischen Museum. Unter den übrigen historisch und artistisch merkwürdigen Bildnissen der Sammlung heben wir nur folgende aus: im 1sten Heft der ritterliche Philipp Sidney, von Antonio More; Lord Paget und die Königin Katharina Par, beide von Holbein: im 2ten Kenelm Digby, von Vandyk, und die Königin Jane Seyncour, von Holbein; im 3ten Georg Clifford, Graf von Cumberland, einer der Befehlshaber gegen Philipps II unüberwindliche Flotte, der vorne an seinem Hute den Handschuh trägt, den die Königin Elisabeth fallen ließ, und womit sie ihn, als er denselben aufhob, beschenkte, auf daß er ihn als Andenken behalten sollte. — Der Handschuh ist hier mit Edelsteinen besetzt, wie ihn der kühne Seemann getragen zu haben scheint; — im 4ten Hefte Thomas Sackville, Graf von Dorset, Verfasser des Schauspiels Ferrex und Porrex (späterhin Gordobuc genannt) des Vorbildes der Tragödie in englischer Sprache; im 5ten der Staatssekretair Walsingham, von Vandyk; im 7ten Erzbischof Warham von Holbein; und das ausgezeichnet schöne Bild des Herzogs von Richmond von Vandyk; im 8ten Henry Wotton, von Holbein, und Kardinal Pole von Titian; im 9ten und 10ten Thomas Wentworth, Graf von Stafford und die Gräfin von Devonshire, beide von Vandyk; im 11ten bis 14ten Kardinal Wolsey und Graf Arundel von Holbein; Graham von Claverhouse, erster Viscount Dundee (dessen Andenken Walter Scott unlängst so glänzend erneuerte) nach Lely trefflich von Agar gestochen; Sir Walter Raleigh von Zuchero; William Russel, erster Herzog von Bedford, von Vandyk; Thomas Howard, Graf von Arundel, von Rubens; Robert Spencer, Graf von Sunderland, von Carlo Maratti.

48.

Geselligkeitsgeist.

(Fragmente.)

(Beschluß aus No. 14.)

Die Zahl der Geselligkeits-geist-losen ist so groß, daß ich, gänzlich resignirend, sie alle aufzuzählen, nur folgende noch anführen will: Die nach Witz haschenden, der ewig vor ihnen flieht, sie gleichen dem Knaben, der auf ungeschickte Weise Schmetterlinge verfolgt, weil er aber den Hut unbeholfen nach ihnen wirft, keinen fängt, und zuletzt schon zufrieden ist, wenn nur viel Staub in die Höhe geht. — Die Zänker, die in einer friedlichen Gesellschaft große Pein leiden, und deshalb wie ein störender Sirocco sie anwehen. — Die flachen, wehmüthig schwächlichen Enthusiasten, die sich an einem Nichts erhitzen können, einen guten Abend mit dem Ton des fünften Acts einer Tragödie aussprechen, und mit halbem Weinen erzählen, daß ihr Bedienter gestern Abend einen halben Rausch gehabt, so wie er überhaupt noch in ethischer und ästhetischer Rücksicht sehr zurück sey; dafür aber könne man nicht ohne Gemüthserhebung und tiefe Rührung lesen, daß der nicht sehr begüterte Beckergesell acht leichte Groschen für die Abgebrannten gegeben habe, mit dem Motto „die Tugend siegt." — Die Charakterlosen, zu denen insonderheit die gehören, welche sich alle Woche einen andern Charakter anschaffen, mit dem sie Montags ziemlich stolziren, der aber Sonnabends schon sehr abgetragen ist. Ueber die Art, wie sie in Gesellschaft erscheinen, entscheidet gewöhnlich das letzte Buch, welches sie gelesen. Es gibt einige Damen, welche im Mai fast wie Gurli reden, und im November wie die Prinzessin im Tasso, wobei indessen noch immer weit mehr angenehmes waltet, als bei den Männern, welche mit Papageno und dem Marquis Posa wechseln. — Die Sentenzensprecher, die ihr trockenes Gehirn anfeuchten mit Seneca und Jean Paul, wogegen nichts zu sagen wäre, wenn sie nur nicht leider oft genug das dort Hergeholte für ihr Eigenthum ausgeben möchten. Schöpfen sie aus sich allein, so wagen sie zu behaupten, daß ein gutes Herz nicht übel sey, wogegen sich freilich nichts Erhebliches beibringen läßt. Frau von Staël erzählt, daß ihr Vater Necker solche Leute ganz besonders gehaßt und einmal versichert habe, ihm sey weit interessanter zu hören, es habe sich jemand seinen Wagen grün anstreichen lassen, als eine mittelmäßige Sentenz. — Die Ueberzarten, in deren Gesellschaft einem zu Muthe wird, als schwimme man in lauem, süßem Wasser. Sie schwimmen wie Fliegen im Honig und gehen in ihm unter; oft ist es sogar — verzeiht das Wort — nur weicher Schlamm, in dem sie waden. Von diesen Letzteren sey gar nicht weiter die Rede; was aber die blos zu Süßen betrifft, so gestehe ich, daß ich oft den Wunsch gehegt, es möchte plötzlich Falstaff mit allen seinen Gesellen, oder der köstliche Narr in „Wie es euch gefällt," oder der nicht minder köstliche in „Ende gut alles gut" in das Zimmer hereinbrechen, um die Gesellschaft ein wenig zu salzen.

Genug von den Mängeln; wenigstens für jetzt genug; aber ich will nicht schließen ohne Trost, oowohl ich gar nicht zweifle, daß die günstigen Leser ihn auch in sich selbst tragen werden. Alle jene gerügten Mängel einzelner Societäten setzen ja eben die vortreffliche Gesellschaft in Deutschland voraus. Ueber jene kann gestritten werden, über diese nicht, denn die gute Gesellschaft existirt wie Staat und Kirche, sollten auch einzelne sichtbare Staaten und Kirchen den Wünschen nicht ganz entsprechen. Die Deutschen brauchen blos recht zu wollen, um die vortrefflichsten Gesellschaften zu haben, denn sie besitzen jedes Talent dazu: das Talent der Liebe (das höchste von allen), der Wissenschaft und des Humors, welcher letztere, beiläufig sey es gesagt, weit geselliger ist als der Witz, der fast immer etwas blitzähnliches hat, und deshalb eine gemischte Gesellschaft nicht recht zur Behaglichkeit kommen läßt. Manche Deutsche haben auch jene herrlichen Talente trefflich cultivirt, und wohl darf man zu behaupten wagen, daß eine deutsche, gute Gesellschaft dem Ideal einer guten Gesellschaft am nächsten kommt. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist selbst so glücklich, einige solcher Gesellschaften zu kennen, an denen Theil zu nehmen, ihm als ein wahres Fest erscheint, und er ist überzeugt, daß die meisten Leser desselben Glückes genießen werden. So wollen wir denn also ja nicht die Sache mit Bitterkeit betrachten, sondern, bei uns selbst anfangend, die Mängel auszurotten, mit inniger Liebe und fröhlichem Muthe streben, daß in unsern Kreisen geändert werde, was der Aenderung bedarf, wobei wir uns aber zuvörderst vor allen Dictatormienen hüten mögen, die nichts Erfreuliches bringen, weder für den, der sie hat, noch für den, der sie anschaut. Mit heiterer Bescheidenheit wird sich die Sache am besten machen lassen.

69.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 16.

19. Januar 1822.

Adamantios Korai über die moralische Wiedergeburt der Neugriechen.

Unter den Neugriechen in Frankreich steht jetzt der edle Adamantios Korai oben an; ein Greis in frischer Jugendkraft, der mit einem durch Nachdenken und Erfahrung gebildeten Geiste gründliche Gelehrsamkeit verbindet. In einem vier und siebzigjährigen Alter ist er noch immer thätig für die geistige Bildung seiner Nation, wie die von ihm herausgegebene hellenische Bibliothek beweist. Er hat die ganze Bahn des sittlich wieder erweckten Lebens seines Volks durchlaufen, und, obgleich seit längerer Zeit französischer Bürger, auf dasselbe vielfach einzuwirken nicht aufgehört. Das schönste Denkmal seiner edlen Gesinnung und seines philosophisch gebildeten Geistes ist die Denkschrift über den neueren Zustand der Civilisation in Griechenland. *) Sie war bisher nur aus Bruchstücken bekannt. Dr. Iken hat in seinem Hellenion (Leipz. 1822) **) zuerst sich das Verdienst erworben, sie ganz zu übersetzen und mit Anmerkungen zu begleiten.

Wir sehen daraus, daß Korai nicht in Smyrna, sondern auf Chios (Scios) geboren ist, auf der Insel, von welcher die neuere Bildung der Hellenen und ihre Literatur seit etwa funfzig Jahren ausgegangen ist. Jonien, das Vaterland des Homers, ist also zum zweiten Male die Wiege der griechischen Cultur geworden. Schon in seiner Jugend übersetzte Korai einen Katechismus aus dem Deutschen in das Neugriechische. Unter seinen spätern Arbeiten zeichnet sich seine französische Uebersetzung von dem Werke des Hippokrates über das Klima, das Wasser und die Ortsbeschaffenheit aus, eine vom französischen Nationalinstitut gekrönte Preisschrift (Paris 1800, 2 Bde.). Die Vorrede dazu enthält eine treffliche Schutzrede für sein Volk. Im Jahr 1802 erschien von ihm in das Neugriechische übersetzt Beccaria's Schrift über Verbrechen und Strafen, mit einer lehrreichen historischen Vorrede, die ganz auf die Bildung seines Volks berechnet war. Da der Verkehr der Griechen mit Frankreich durch den Handel immer lebhafter wurde, so verfaßte er ein neugriechisch-französisches Wörterbuch. Auch übersetzte er Theophrast's Charaktere in's Französische, und gab die Biographien des Plutarch, die Reden des Isokrates, die Geographie des Eratosthenes und Strabo, und die Selbstbetrachtungen des Kaisers Marc Aurel im altgriechischen Texte neu heraus. Korai's hellenische Bibliothek enthält unter andern seine Ausgabe von Aelian's historischen Merkwürdigkeiten, mit einem Prodromus, der die Geschichte der neugriechischen Sprache erzählt; ferner mehrere Abhandlungen über alte Schriftsteller, über die griechischen Aerzte und Uebersetzungen. Im J. 1819 gab dieser geistvolle Gelehrte eine Ode auf Daguesseau nebst Beilagen heraus.

Es muß daher, wie der Herausgeber des Hellenion selbst bemerkt, höchst interessant seyn, einen so sachkundigen Mann als Augenzeugen über den frühern, die jetzige Lage vorbereitenden Zustand der Hellenen ausführlich sprechen zu hören. Er thut dies mit einer so anziehenden Klarheit und Lebendigkeit, daß man die Entwickelung des jetzigen Zustandes seiner Nation aus dem vorhergehenden, in welchem die geistigen und materiellen Kräfte der Griechen zuerst sich wieder bildend äußerten, wie in dem Hintergrunde eines großen historischen Gemäldes erblickt. Da wir überdies keine zuverlässigen Quellen über die Geschichte dieses Volks besitzen, als die in Wien erscheinende neugriechische Zeitschrift; der gelehrte Merkur (Hermes Logios), und etwa die Reisen des Stephanopouli, so ist Korai's Denkschrift ein zur Geschichte Neugriechenlands unentbehrliches Actenstück. „Möchte der Verfasser, wünscht der Herausgeber und wir mit ihm, uns noch mit einer Fortsetzung beschenken, worin er den Faden bis zum Ende des ersten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts fortführte und das Gemälde vollendete, wie der allmählig emporsteigende Aufflug seines Volkes zu dem Fluge eines Adlers, eines schönen weißen Edelfalken, geworden, der nun hoch über seiner Beute schwebt und muthig auf sie herabschießt.

Korai's eigenes hohes Verdienst um die Bildung seiner Stammgenossen ist von diesen selbst anerkannt worden. Außer mehrern Beweisen der Achtung, die einzelne Neugriechen ihm gegeben, haben insbesondere die Einwohner von Chios ihn geehrt, und in dem

*) Mémoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce, lu à la société des observateurs de l'homme le 16 Nivose an XI. (6 Janv. 1803). Par Corai, Docteur en Médecine. 66 S. 8. Als Manuscript nur für Freunde gedruckt.

**) S. die Anzeige dieser interessanten Schrift in Nr. 300 dieser Blätter von 1821. Herr Iken hat das Original von dem Verfasser selbst erhalten.

Bibliothekgebäude ihrer Hochschule sein Standbild in Marmor, von Canova verfertigt, aufgestellt.

Er hat seine Denkschrift zwei griechischen Kaufleuten, den eifrigen Beschützern des Ruhmes ihres Vaterlandes, Michael Zosima und Thomas Spaniolachi, gewidmet. „Sie ist, nach seinen eigenen Worten, eine an das ganze aufgeklärte Europa gerichtete feierliche Ankündigung von den Bestrebungen, die wir anwenden, uns auch aufzuklären." — „Wir haben alle, fährt er fort, das Bedürfniß gefühlt, wieder in den Besitz der Aufklärung unserer Vorfahren zu kommen, von denen eine lange Reihe von Unglücksfällen uns, so zu sagen, enterbt hatte, und wir beginnen alle, dem gemäß zu handeln. Indeß ist es nicht hinreichend, zu beginnen; man muß bis an's Ende beharrlich bleiben. — Aber wehe uns, wenn wir zurückschreiten!" —

Aus der Denkschrift selbst heben wir einige Stellen aus, die zugleich den Geist des achtungswerthen Verfassers und den Gang der neueren hellenischen Bildung bezeichnen.

Die letzte Revolution, welche Griechenland erlitten (der Fall des Reichs im J. 1453), hat es in einen Zustand der Erstarrung gestürzt, derjenigen ähnlich, worin sich ganz Europa vor der Wiederherstellung der Wissenschaften befand. — „Man wird mich nicht fragen, welches die moralischen und religiösen Ideen der Griechen während dieser unglücklichen Zwischenzeit gewesen sind. Die Unwissenheit, die Tochter der Tyrannei, geht nie ohne den Aberglauben einher, und der Aberglaube führt unvermerkt das Verderbniß der Sitten herbei. In einer Gesellschaft, die nicht durch weise und gerechte Gesetze regiert wird, sucht man die Tugend vergebens. Wenn irgend ein tugendhafter Mensch in derselben geboren wird, so muß man, wie Sokrates sagte, ihn eher als ein Geschenk des Himmels, denn als das Werk der Erziehung betrachten."

Er bemerkt, daß es so wenig Rechtsgefühl als Urtheilskraft zeige, wenn man der gegenwärtigen Generation der Griechen die Laster und Irrthümer aller Generationen, welche den Verlust der Freiheit herbeizogen, aufbürden wolle. Die jetzigen Griechen seyen die Schlachtopfer von Verbrechen gewesen, deren Urheber sie nicht sind.

Die Nation blieb in einem beklagenswerthen Zustand der Unwissenheit bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Den ersten Lichtstrahl in diese Nacht warfen zwei Bücher, die in das Neugriechische übersetzt und in Venedig gedruckt wurden: Fenelon's Telemach, romaisch herausgegeben von Demetrios von Gobdelas, und Rollin's alte Geschichte. Uebrigens erhielt die kleine Anzahl von gelehrten Schulen, worin man das Altgriechische lehrte, in der Nation die Kenntniß der Sprache ihrer Vorfahren wie ein heiliges Feuer, welches sie dereinst beleben sollte; und ein stolzes, oft eitles Nationalgefühl, dazu der alte Glaube und die eigenthümliche Sitte, verbunden mit dem Gefühl der eben so unwürdigen als unpolitischen Behandlung, welche die Griechen von ihren Zwingherren erlitten, bewirkten, daß ein sehr großer Theil der Nation sich immer als Kriegsgefangene und nie als Sclaven betrachtete. *)

Das eigentliche literarische Leben der Neugriechen aber begann erst mit dem J. 1766, als zwei griechische Geistliche in Leipzig die erste in altgriechischer Sprache abgefaßte Experimentalphysik mit Kupf. (von dem Griechen Anthimos in Wien verfaßt) und die erste Logik herausgaben. Herr Iken nennt als den Verf. der letztern den nachmals in Petersburg gestorbenen Metropoliten Eugenios de Bulgari, der auch Segner's Mathematik um dieselbe Zeit in das Neugriechische und späterhin 1786 und 1791 Virgil's Georgica und Aeneide in griechische Verse übersetzte. Jene Logik, nach welcher der Verf. selbst eine Zeitlang auf dem Berge Athos Unterricht ertheilte, hat auch zuerst den wissenschaftlichen Geist des jungen Korai erweckt. Der Herausgeber führt noch mehrere Schriften jenes würdigen Geistlichen an, und theilt (Hellenion I, S. 226) interessante Nachrichten über die Familie Bulgari mit, von welcher Graf Marco Bulgari, als russischer Gesandtschaftssecretair in Madrid sich befindet.

Dadurch schon war des unphilosophischen Pauw Behauptung (in dessen Recherches philosophiques sur les Grecs), daß „die Unwissenheit und der Aberglaube bei den Griechen so feste und tiefe Wurzeln geschlagen habe, daß keine Macht und keine menschliche Kraft sie würde ausrotten können," hinlänglich widerlegt.

Mehrere Ursachen wirkten damals zusammen, um die Griechen aus ihrer Barbarei zu reißen. Der Geist konnte seiner Flugkraft folgen, als ihn nicht mehr Mangel und Noth niederdrückten. „Durch eine neue Richtung, welche verschiedene Umstände den Canälen des Handels gegeben hatten, sahen sich in kurzer Zeit mehrere griechische Häuser im Besitz außerordentlicher Reichthümer." Diese dachten darauf, statt europäischer Handlungsdiener, sich griechische aus der Nationaljugend zu bilden oder dazu bilden zu lassen. Nun lernten die jungen Griechen, meistens im Auslande, fremde Sprachen, Arithmetik und die schöne Kunst des Buchhaltens, welche so gut ist wie ein Cursus der Logik, indem sie dem Geiste die Mittel darbietet, die Wahrheit zu entdecken, indem man zur ersten Quelle des Irrthums hinaufsteigt.

Seitdem bemächtigte sich der Wunsch nach Unterricht und Bildung der Seele der Jugend, und es bot sich dazu vielfache Gelegenheit dar, da die Capitalisten neue Handelshäuser in den Stapelplätzen von Italien, in Holland, in verschiedenen Ländern von Deutschland

*) Korai beruft sich hier auf des Engländers Eton Zeugniß, in dessen seit 1798 mehrmals aufgelegten Werk: A survey of the turkish empire.

(auch in Sachsen zu Leipzig, Chemnitz und Zittau) und besonders in Triest gründeten. So verbreitete der Handel unter den Griechen Wohlhabenheit und entriß eine Menge junger Leute dem Müssiggange; zugleich veranlaßte er die Gründung neuer gelehrten Schulen, und zeigte endlich den Wißbegierigen und Talentvollen den Weg auf die Hochschulen Deutschlands, Italiens und Frankreichs.

Was aber den Glauben der Griechen an die Möglichkeit ihrer Befreiung zuerst erweckte, waren die Siege der Russen in dem Kriege mit der Pforte im J. 1769 fgg. Sie vernichteten zuerst das Blendwerk von der Unüberwindlichkeit der hohen Pforte und enthüllten die Ohnmacht des osmanischen Reichs. „Rußland beschäftigte einen Theil der Griechen in diesem Kriege und machte sie durch Ehrenbezeigungen und Belohnungen sich zu Freunden." Viele Griechen betrachteten seitdem die Russen als eine Nation, die bestimmt sey, Griechenland zur Freiheit vorzubereiten, und traten in russische Dienste. — Sie sahen die Muthlosigkeit der Türken, und den Ungehorsam der Paschen als Vorboten des Falls der türkischen Macht an. Alles dies erhob den Muth und den Stolz der von den in der Levante eine Art von Dictatur ausübenden russischen Consuln in Schutz genommenen oder begünstigten Griechen. Zugleich ermunterte die neue Richtung des Handels die Griechen des Archipelagus, größere Kauffahrteischiffe nach Art der Europäer zu bauen und zu bewaffnen. So entstand eine griechische Marine von vortrefflichen Seeleuten, schon unter Selim's Regierung, und mit ihr wichtigere Handelsreisen und größerer Reichthum. Hydra wurde der Hauptsitz dieser neuen Argonauten, die bis nach America schifften. — Was Korai über die Bildung der Hydrioten durch die ihnen eigenthümlichen Marine-Verordnungen zu kühnen und geschickten Seefahrern sagt, muß in der Denkschrift selbst nachgelesen werden. Damit stand wiederum die Erweiterung des Unterrichts in enger Verbindung. Die Reichen, u. a. die Gebrüder Zosima, ließen Bücher drucken, die aus dem Italienischen, Französischen, Deutschen und Englischen übersetzt wurden, z. B. Locke, Condillac, Fourcroy, Montesquieu, die Reise des jungen Anacharsis u. a. m.; sie schifften auf ihre Kosten junge lehrbegierige Leute nach Europa und stifteten neue Schulen. Diese geistige Wiedergeburt ging, wie im alten Griechenland, wieder von Jonien aus, und die Stiftung einer Art von Universität auf der Insel Chios (ehemals das steinichte, jetzt der Garten des Archipelagus genannt) macht in der neuesten Geschichte Griechenlands Epoche*). Der Vf. sagt hierüber viel Interessantes und zeigt, wie einfach und sinnreich die griechischen Insulaner das Problem zu lösen wußten, unter einer willkürlichen Regierung so wenig als möglich unterdrückt zu leben. (Diese Insulaner lernte freilich Dr. Müller in dem Hauptquartiere zu Kalamata nicht kennen.) „Ein großer Theil der griechischen Geistlichkeit sogar — versichert Korai, indem er mehrere Beispiele angeführt, — ist nicht nur weit entfernt, den Unterricht der Nation zu hindern, sondern strebt auch selbst darnach, sich zu unterrichten." Die gelehrten Griechen sind heutzutage zahlreicher und weit unterrichteter, als es die Griechen des 15ten Jahrhunderts waren. Ein Umlaufschreiben des Patriarchen und der Synode, die Gründung einer Hochschule auf dem Berge Athos betreffend, beginnt mit den Worten: „Jedes Wesen ist mit Eigenschaften begabt, die ihm eigenthümlich sind; die des Menschen ist die Vernunft; aber diese Vernunft hat das Bedürfniß, cultivirt zu werden." ꝛc. Endlich weckte die französische Revolution auch unter den Griechen den Wunsch auf, wieder eine Nation zu werden. Hier folgen interessante Züge von dem Muth der Sulioten, die ihr Vaterland (4 Dörfer mit etwa 1500 streitbaren Männern) nicht blos zu vertheidigen, sondern es auch durch gute Gesetze zu erhalten wissen.

So stellt Korai die Bestrebungen seiner Nation dar, wie er sie im J. 1803 kannte. Der Herausgeber gibt in den Anmerkungen mehrere Zusätze und ähnliche Zeugnisse von andern Schriftstellern, wie Eton, Lord Byron, D. Holland u. A. Und diese Nation, in welcher ein so verständiger Gemeingeist sich erhebt, soll, weil sie dem Vernichtungsplane des türkischen Fanatismus sich mit kühner Entschlossenheit zu entreißen sucht, in die Classe von Empörern verstoßen werden? — Nimmermehr!

26.

*) Bei den gegenwärtigen Unruhen, die auch die Insel Chios betroffen haben, sind der (in unsern Blättern schon erwähnte) Professor Bambas (der Thenard's chemische Werke aus dem Französischen ins Griechische übersetzt hat) und die meisten andern dasigen Professoren und Zöglinge auf die Insel Psara gegangen, wohin auch die Buchdruckerei von Chios gebracht worden ist.

Das Taschenbuch ohne Titel für 1822.

(Beschluß aus No. 12.)

Besser als in Nr. 4 haben wir uns in Nr. 5, der Abhandlung des Exprofessors Hippolytus a Lapide, über die Erbfolge der Prinzessinnen in den deutschen Bundes Staaten, zu recht gefunden. Der gründliche Beweis, daß durch Aufhebung des ungalanten Salischen Gesetzes, manchem jüngern Ritterssprößling eine Carriere mehr sich öffnen dürfte, ist nur ein hier zu erwähnender Zug aus diesem Aufsatz, dessen Nachfolger (Nr. 6.) „Ueber den Humor der Moral, von F. Lampadius," den bedrängten Rationalisten zu Hülfe kommt, die dermalen bekanntlich durch ihre Gegner, die Supernaturalisten, ein wenig in die Enge getrieben und Mühe haben werden sich durch den Nebel durchzuhauen, den ihre nebelreichen Widersacher rund umher verbreiten.

Ueber Nr. 7. überlassen wir jedem Leser selbst ein Urtheil und eilen zu Nr. 8., der „Reise in's Land der Philister" (Auctore, frater Simplicius), in welcher der heiterste und unterhaltendste Humor sich wieder auf die ungetrübteste Art ausspricht und gewiß Alle — die Getroffenen selbst — das Zwergfell erschüttert fühlen werden, die den ehrlichen Simplicius durch seine drei, nur zu kurzen, Gesänge auf seiner Wanderung erst durch die deutschen Lande, dann durch die Kunst-Vergnügens- und Restaurations-Orte einer freundlichen allbekannten Stadt folgen, in welcher letzteren, trotz dem, daß die Musen der Kunst und Poesie sich dort seit Jahren gleichsam eingebürgert haben, der arge Schalk Simplicius, wie allenthalben, doch eine, übrigens ganz gemüthliche Philisterei wahrnehmen will, was ihm nicht allein die besagten Musen, sondern noch mehr, im Schweiß langweilig saurer Arbeiten ihr Brot gewinnenden Kanzleien- und Registraturen-Menschen, sammt den schönen Kindern jenes Ortes — die der Spötter gleichfalls nicht ungeneckt läßt — verzeihen mögen. Das nun folgende hat uns weniger angesprochen, so geistreich zum Theil auch der hier auftretende Sprecher raisonirt. Frater Simplicius hat den Glanzpunct des Ganzen geliefert und die in Nr. 9. gegebenen Philippike das Bruder Acerbus gegen den Saamen Abrahams ist zu bitter (und zu gemein), als daß sie ergötzen könnte. Daß sich die Nachkommen des alten Patriarchen mitunter sehr überlästig machen, besonders wenn sie ästhetisch deliriren, wer weiß das nicht! aber, lieber Acerbus, leben und leben lassen, ist ein altes, wohlmeinendes Sprüchwort!!

Erwähnen wollen wir nur noch, daß die Nachrede Nr. 10. erfreuliche Rechenschaft über das Treiben der munteren Brüderschaft gibt, deren Wirken ein Taschenbuch sein Entstehen verdankt, das zwar titel- aber nicht geistig mittellos auftritt, und das sonder Zweifel viel Freunde finden

wird, da in demselben, wie erwähnt und gezeigt, meist ein anmuthiger, mehr anregender als verwundender Humor herrscht, was eigentlich immer der Fall bei humoristischen Expectorationen seyn sollte, wie bekannt jedoch, leider nicht immer ist. Nr. 11 der Raisonirende Katalog zur Rückseite des Umschlags (die die fraternitas humoristica — Dame Regina Spiribius als Königin billig in der Mitte — en silhouette zeigt, so wie des Umschlags Vorderseite des Epitheton Taschenbuch ohne Titel, allegorisch und versteckt ausspricht) und Nr. 12. das Schluß-Sonett der sämmtlichen Verfasser dieses Büchelchens, sind noch hübsche Zugaben zu dem Ganzen und schildern launig die einzelnen Eigenschaften der abconterfeiten Herren, wie ihren Gesammtwunsch, mit welchem sie ihre diesmalige Gabe schließen, deren Fortsetzung — wenn sie im Ganzen in gleichem Geist gegeben wird — mit Vergnügen zu erwarten ist. 40.

Der Faustkampf.

(Aus einem Tagebuche.)

Schon lange hatte ich den Wunsch gehegt, einmal eine tüchtige Leistung im Faustkampfe zu sehen, als sich in Fives Court, in der St. Martinsstraße, eine gute Gelegenheit darbot, meine Neugier zu befriedigen. Es war ein großes Gedränge in der Straße, ehe das Thor geöffnet wurde. In der Mitte des Hofes war eine Erhöhung für die Kämpfer. Die Unterhaltung begann mit einer plumpen Balgerei zwischen einigen jungen Anfängern. Es war wenig Geschicklichkeit und Kenntniß in dem ersten Kampfe dieser Helden, und das Bischen das sie hatten, ging verloren in der Hitze, wozu der erste Gang sie reizte; und es war nichts, als ein Wettstreit in roher Klopffechterei, dem die Zuschauer durch den Ruf: Genug! Genug! bald ein Ende machten. Nun regnete es Silber- und Kupfermünzen, um welche sich die Kämpfer lustig zankten. Endlich gaben uns Spring und Harmer, Belcher und Calis eine prächtige Darstellung der ganzen Kunst des Angriffes und der Vertheidigung. Man kann nicht ohne Bewunderung die bis auf die Hüften entblößten Kämpfer sehen, deren kräftiges Muskelspiel oft einem bildenden Künstler zum Muster dienen könnte. Wir sehen, wie sie Auge auf Auge heften; wir sehen gleichsam den Gedanken eines beabsichtigten Schlages aus der Seele, ehe die Hand Zeit gehabt hat, ihn zu versetzen; wir beobachten die furchtbare Vorbereitung; wir sehen, wie man sich zur Gegenwehr in Stellung setzt, wie man herausfordert, sehen die anziehende Mannigfaltigkeit von Bewegungen und Stellungen, die aus dem raschen Aufeinanderfolgen von Ausholen, Zurückhalten, Vorrücken und Rückzug entsteht.

Die Liebhaber der Boxkunst, die Fancy, wie man sie nennt, bilden eine eigene Abtheilung unter den zahllosen Secten und Parteien, worin England getheilt ist. Sie gehören keineswegs blos zur geringern Volksclasse, sondern im Gegentheil zählt man viele durch Rang und Geist ausgezeichnete Männer unter ihnen. Die Theorie, wo nicht die Praxis des Borens zu kennen, gehört in England zu den Vorzügen eines feinen Mannes. Der große Lehrer der Faustkampfkunst, Jackson, hat eine geräumige Schule in einer der schönsten Straßen Londons, wo man ein Bild der englischen Jugend sehen kann, welches auf den ersten Blick Burke's Behauptung rechtfertigt, daß — die Ritterzeit vorüber ist. Lanzenbrechen und Turniere haben ihre Zeit gehabt; noch immer aber hat etwas vom Geiste der Ritterschaft ihren Fall überdauert und lebt in den Gesetzen der Faustkampfbahn. Ein Händedruck eröffnet immer den Kampf, gleichsam ein Unterpfand für redlichen Streit, und einen Gegner zu Boden zu schlagen, würde auch bei Borern für schimpflich gelten. Wie großmüthig benahm sich der berühmte Chiken in seinem Kampfe mit Jakob Belcher! Er hatte seinem Gegner einen Gesichtsstoß gegeben, daß Belcher rücklings auf das Seil fiel, welches die Schranken der Kampfbahn umkreiset, und statt seinen Schlag zu wiederholen, bemeisterte er seine Hitze, und, die Faust über dem gefallenen Gegner schüttelnd, rief er aus: „Daß Du verdammt wärest, Jakob, weh thun wollt' ich Dir nicht!" Die Sprache der Borer ist ganz eigen, und eben so sind es ihre Flüche, die zum Theil recht auffallend bezeichnen. „Daß meine Hosen brennten!" rief der Eine, und im höheren Geistesfluge ein Andrer: „Donnre mich todt!" Ein Dritter gab folgende Beschreibung, wie er seinen Gegnern mitspielte: „Wenn sie um mich herum gehen, da breche ich durch ihre Paraden, und gebe ihnen einen Gesichtschlag, gerade wie die Sonne den Planeten um sich tanzen läßt, und einen Kometen unter sie schickt."

Jackson, dessen Schule so viel Lust am Faustkampfe verbreitet hat, ist wohl das schönste Muster herkulischer Proportionen, das man sehen kann. Er ist fünf Fuß elf Zoll hoch und wiegt in seinen Kleidern 300 Pfund. Vor einiger Zeit hob er ein Gewicht von 84 Pfund am kleinen Finger auf und schrieb dabei seinen Namen an die Wand. Bei einer andern Gelegenheit hob er zwei Centner mit den Zähnen, und 10 Centner mit beiden Händen. Ein schöner Kupferstich, der einen Auftritt zeigt, wo der Dolch nach italienischer Art gebraucht wird, hängt in seiner Schule an der Wand, und soll vermuthlich andeuten, daß es besser sey, die Leute im Gebrauche ihrer Fäuste zu unterrichten, als ihrer Bosheit den Gebrauch verderblicherer Waffen zu überlassen. 48.

Die Eroberung von Meriko. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, von van der Velde. 1821. 3 Theile.

Bei der bekannten Darstellungsweise dieses Erzählers, reicht es wohl hin, zu sagen, daß in vorliegendem, nur zum Theil in der Abendzeitung abgedruckt gewesenen Werke, dieselbe Frische und Lebendigkeit vorherrschen, welche seinen frühern Erzählungen eine so günstige Aufnahme bereiteten. Wenn übrigens der Dichter, sobald es irgend sich thun läßt, seinen Hauptheld (wofür doch wohl Cortez mehr, als Juan Velasquez zu achten ist) wegen der unendlichen Reihe von Gräueln und Verbrechen, welche seine Gesellen in Meriko verübten, mit seiner Unwissenheit daran, oder sonst zu entschuldigen, oder wenigstens als einen darüber hinterher sehr Betretenen und Reuigen erscheinen läßt, so muß der Leser selbst ihm solches Dank wissen, weil das stattliche Heldenbild außerdem durch die empörendsten Charakterflecken an Interesse zu viel verloren haben würde.

Für das Vorlesen geben die heillosen indianischen Namen mitunter einigen Anstoß. So wird wohl so leicht kein Vorleser, der (was doch gewöhnlich der Fall seyn muß), sich an die Buchstaben hält, lesen können: „Bringt den Gefangenen zum Hueiteoquirqui" ohne bei seinen Zuhörern ein den beabsichtigten Eindruck zerstörendes Lachen zu erregen. Zuweilen sind diese Namen offenbar ohne Noth sehr gehäuft, wie unter andern bei der Beschreibung der Menagerie des Montezuma. Gewiß nur die wenigsten Leser werden wissen, zu welcher Gattung von Vögeln „der Akolchichi mit dem rothen Rücken, der grüne Tozneuetl" und viele dergleichen mehr zu rechnen seyn möchten. —

Obschon die diesem historischen Romane eingewebte Liebe im Strudel der geschichtlichen Vorfälle fast untergehen muß, so dient solche doch, wo sie hier und da aus den blutigen Wogen auftaucht, als ein gar freundlicher Leitstern durch die düstern Schauer des Ganzen. 17.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 17.

21. Januar 1822.

Briefe eines Frauenzimmers über einige neue Erscheinungen der Literatur.

III.

Ueber Wilhelm Meisters Tagebuch vom Verfasser der Wanderjahre.

Was mich heute die Feder zu nehmen veranlaßt, ist vielleicht weniger dies Tagebuch selbst, als die Recension desselben in No. 270 v. 1821 Ihres Blatts. Der Kunstrichter bereitet darin das Publicum auf ein vorlautes, ja unsinniges Gewäsch vor. Die gefällige Entwickelung der Ansichten eines frei und eigenthümlich denkenden Geistes, wie die phantastischen Ausbrüche eines Halbverrückten, eines mit einer fixen Idee Behafteten behandeln zu sehn; einige schwächere Bemerkungen, oder ein Paar Gedankenbruchstücke eines Werks, als dessen Charakteristik darstellen zu hören — kann unmöglich die Zufriedenheit Billigurtheilender erregen. Sie wissen aus meinem vorigen Briefe, wie wenig ich mit der Kunsttheorie des Verfassers einverstanden bin, und wie mißfällig mir die Anwendung ihrer Grundsätze auf die Productionen Göthe's gewesen, die, oft ziemlich willkürlich, zu einem Verdammungsurtheil führte. Auch unter den Aussprüchen dieses geistreichen Tagebuchs erscheint mir mancher als unwahr, mancher als schief, wieder andere als unbedeutend. Aber in ihnen allen finde ich einen wahrhaft geistigen Zusammenhang und die Consequenz eines trefflichen, oft bis zum Eigensinn selbstständigen Denkers. Es kann unmöglich zur Verehrung Göthe's gehören, die Entwicklung entgegengesetzter, wenn auch noch so unrichtiger, doch immer würdiger Kunstansichten nicht gestatten zu wollen. Mit Vergnügen berufe ich mich auf die schönen Worte Uhland's:

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!

Die Idee des Verfassers dieses Tagebuchs, Wilhelm Meister als eine wirklich existirende Person und Göthen als dessen ursprünglichen Biographen anzusehen, sich selbst aber als den Fortsetzer dieser Lebensbeschreibung darzustellen, und jene echten Wanderjahre für ein unechtes Geisteskind und demnach für ein untergeschobnes Werk zu erklären, spricht sich in der Vorrede aus, mit mehr Witz als Wahrheit durchgeführt. Der Verfasser scheint mir nicht wohl zu thun, mit solcher Sicherheit sich auf die Entscheidung des Publicums zu berufen. Die Stimmen möchten sehr getheilt seyn, und es kann ihn unmöglich freu'n, eine Schaar Unmündiger sich dem geistreichern Theile seiner Partei beigesellen zu sehn. Das vorliegende Tagebuch steht aber in so losem Zusammenhange mit den Wanderjahren, daß es fast nur einem neuen Recensenten dieser zuständig scheint, diese Vorrede zu beurtheilen, da sie sich fast allein auf sie bezieht. Was darin Scharfsinniges über die Verwandtschaft zwischen dem erfindenden Dichter und dem Biographen gesagt ist, was ferner über die gerechten Anfoderungen an den letztern, daß er nämlich kein bloßer Berichterstatter seyn dürfe, daß er der Idee nachforschen müsse, die die schaffende Natur haben mochte „als sie den Biographirten in das Leben rief, mit Kräften ausrüstete, ihm durch Anlagen seine Bahn, durch die ersten Erfolge sein Ziel wies." Daß es diese Idee sey, die er, „wenn auch die Natur selbst sie verfehlte, oder sie dem Widerstreben des Geschöpfes aufopfern mußte" kopiren, und die höhere Bedeutung des Charakters, die er darstellen müsse — diese Ansichten, sage ich, können auch ohne die Anwendung, die der Verfasser davon macht, als schön und würdig erscheinen. In der That hätte kein Anfang geschickter gewählt seyn können, den Leser im Voraus auf das Günstigste für jenen zu stimmen, als dieses klare Aussprechen der alleredelsten und erhabensten Ansicht von dem schaffenden Wirken des Künstlers, des Verfassers Versicherung nach, aus dem nachfolgenden Tagebuch entlehnt.

Was zuvörderst die Idee anbelangt, 198 Seiten voll Bemerkungen, Gedanken und Andeutungen zu schreiben, zwar alle durch die Behandlung eines Gegenstandes, den der Kunst, zusammenhängend, aber doch nicht allein ohne alle historische Verknüpfung sondern auch oft ziemlich aphoristisch hingeworfen, wie es einem Tagebuch gemäß ist, und nicht selten durch sehr willkürliche Uebergänge verbunden; so möchte auch wohl ein geübter Denker sich dadurch ermüdet finden. Indessen kömmt es bei theoretischen Werken wohl mehr darauf an, *was* als *wie* wir es empfangen, und die Richtigkeit der dargelegten Ansichten erfordert also zunächst eine Prüfung. Der Verfasser sagt zwar in der Vorrede, daß er selbst nicht Alles in diesem Tagebuch für ganz ausgedacht oder für richtig erkenne; daß aber ein Jedes, als zur Charakteristik Wilhelm Meisters dienend, seinen Werth habe: er möchte jedoch bisweilen dies weniger rechtfertigen können als die Ansichten selbst. Denn in wiefern sollten z. B. Aussprüche, wie folgende, für Wilhelm, wie wir ihn kennen, charakteristisch seyn?

„Ein Epos, wie es jetzt noch geschrieben werden kann, ist ein Versuch, sich mit Innigkeit in die schöne Auffassung einer vergangenen Zeit zu versetzen.“ Oder:

„Das Lächerliche ist die von wahrer oder scheinbarer Einfalt uns als Vernunft vorgestellte Unvernunft.“

Und eben so wenig wird man behaupten können, daß sie sich durch Richtigkeit des Gedankens, oder durch geistreiche Bizarrerie auszeichneten. Von Aristoteles an bis auf unsre neusten Aesthetiker hat noch Keiner den Begriff des Lächerlichen genügend erklärt. Etwas allgemein Gültiges darüber zu sagen, wird und muß immer ein vergeblicher Versuch seyn. Kein Eindruck ist so individuell wie der des Lächerlichen. Dem Hofmann wie dem Bauer, dem Greise wie dem Jünglinge, dem Reinen wie dem Verderbten, wenn nur in ihnen das natürliche Gefühl nicht ganz erstickt ist, wird ein und derselbe Gegenstand erhaben, oder erschütternd erscheinen, wenn auch der Grad seiner Wirkung nicht der nämliche ist. Lächerlich aber wird ein Jeder ein Andres finden. Ich wüßte daher kaum einen einzelnen Zug, der mehr zur Charakteristik eines Individuums dienlich sey, als der, was es lächerlich findet, und es ist befremdend, daß der Verfasser, da es ihm darum zu thun war, diesen Umstand unbenutzt ließ.

Die Unbedeutenheit einiger Sätze fällt so in die Augen, daß man kaum begreift, wie sie sich in diese geistreiche Gesellschaft verirrt haben. Z. B.:

„Den Stoff zu Liedern findet keine andere Gemüthslage leichter, als die Wehmuth.“ Oder:

„Wie man häufig das Lächerliche mit dem Komischen verwechselte, so hat man oft das Traurige und Erhabne in Trauerspielen verwechselt.“

Von der Wahrheit der ersten Bemerkung liefern unsre Almanachs, die so viel der lyrischen Ergüsse unverstandner Sehnsucht, des Dranges nach einem unbekannten Etwas, der Frühlingsempfindungen enthalten, alljährlich so sprechende Beweise, und über die Verwechslung des Traurigen und Erhabnen ist bei Gelegenheit unsrer bürgerlichen Dramen so viel gesprochen und geschrieben, daß man hier nur gedruckt liest, wovon Jeder sich schon längst überzeugt hat.

Solcher Alltäglichkeiten finden sich indessen nur sehr wenige; Mehreres hingegen was nothwendig Widerspruch erwecken muß. Wenn z. B. der Verfasser dem jungen angehenden Dichter als Bildungsmittel empfiehlt, täglich einige schöne Gedichte auswendig zu lernen, so scheint dieser Rath bei weitem nicht genug überdacht zu seyn, und über den geringen Vortheilen, welche eine ausgebildete Gedächtnißfertigkeit gewährt, die bedeutenden Nachtheile, zu denen sie führt, vergessen zu seyn. Der Satz ferner: „einen Dichter von allen seinen Seiten fassen, würde mir eben so viel seyn oder gelten, als alle seine Werke geschrieben zu haben“ — spricht sich zwar nur als eine persönliche Meinung aus, setzt aber das productive Vermögen zu sehr zum Vortheil des kritischen herab, als daß man es für mehr als eine Parodoxe halten könnte, die gründlich zu verfechten, dem Verfasser unmöglich seyn würde.

Weiter unten (59) finden wir „gemüthliche Bemerkungen über eine Person, und Schilderung ihrer Handlungen in gleicher Weise“ — als das wirksamste Mittel zur Charakteristik angegeben, mit dem Schluße: der Dichter gebe darum viele Vortheile auf, wenn er seinen Helden selbst erzählen lasse.

Das leichteste Mittel möchte es allerdings wohl seyn, schwerlich aber das wirksamste. Wäre dem in der That so, so wäre der dramatische Dichter übel daran. Er muß seine Charakteristik immer so einrichten, daß dem Leser oder Zuhörer selbst die Bemerkungen sich aufdrängen, die er nicht machen kann, und weil er eben so wenig die Handlungen seiner Helden schildern, weil er sie nur darstellen darf, so muß er dafür sorgen, daß die Handlungen selbst die Grundzüge der Charakteristik bilden. Und doch wird niemand behaupten, daß z. B. Shakspeare's Gestalten minder deutlich vor unsern geistigen Augen stünden, als z. B. die Jean Pauls, oder eines andern geschickten Psychologen.

Seite 65 stoßen wir auf die Bemerkungen: „In der richtigen Darstellung eines Charakters nach seinem innern Zusammenhange liegt jederzeit eine gewisse Rechtfertigung desselben. Das Benehmen auch des größten Bösewichts wird dem Lesenden oder Zuschauenden gleichsam von innen heraus begreiflich, und was wir im Gebiet der Seele begreifen, das verstehen wir nicht mehr unbedingt zu verdammen ..... Moralischer benehmen sich die Dichter, welche das Böse als unheimlich und unbegreiflich in einer gewissen Ferne halten und — mich dünkt auch ästhetisch klüger.“

O weh! wie übel sähe es mit dem psychologischen Theile unsrer Aesthetik aus, wenn das die wahre ästhetische Klugheit wäre! und handelt derjenige, der sich bemüht, durch eine Erklärung alle der entschuldigenden Umstände, die das Böse erweckten, und durch Schilderung der angebornen Leidenschaften, die es nährten und sich als That aussprechen ließen, ein unbedingtes Verdammungsurtheil abzuwenden, nicht moralischer, als der Rigorist, der vor Abscheu nicht zur Verzeihung kommen kann?

Es würde mich über die Grenzen eines Briefes hinausführen, wollte ich noch mehrere der hier aufgestellten Sätze zu widerlegen suchen. Sehr gern gehe ich zu dem Vortrefflichen, Neuen und Schönen über, das einen so überwiegenden Theil dieses Buchs ausmacht. Ohne lange zu wählen, führe ich Ihnen davon einige wenige Beispiele an:

„Es gibt Gefühle, welche nicht die Moralität angehn, Erinnerung, Freude, Wehmuth, Hoffnung: die sind gerade das rechte Eigenthum der Kunst.“

„Es ist schwer, dasjenige für poetisch zu halten, was man selbst besitzt und genießt, was durch Besitz und Genuß uns zu nahe gerückt und zu gewöhnlich

geworben ist. Der Landmann wird nie die Natur besingen, und man irrt weit ab, wenn man durch die Landschulen Lieder verbreiten will, die in der Seele des Landmanns den Sonnenauf- und Niedergang, den Frühling und andre ihm zu nahe liegende Gegenstände, preisen sollen; zur Poesie gehört Sehweite, wie zu jeder Spiegelung, denn die Poesie ist ja das Spiegelbild des Lebens. Dem Städter gebührt darum die Poesie des Landlebens und seiner Stände aufzufassen; der Landbewohner hingegen muß dabei bleiben, das Stadtleben im Verklärungsglanze zu sehn, wenn er nicht alle Poesie verlieren soll. Die Einfachen ergötzen sich an Schillers bilderreichem Kraftstyl; die Gelehrten erquicken sich an der Einfachheit. Die Gegenwart malt sich das Mittelalter, und dieses wieder, nicht etwa sich selber, sondern eine frühere Vorzeit. Und in dieser Ordnung muß man nicht ändern wollen: sie begründet die Achtung, welche Zeiten und Stände gegen einander haben müssen, welche ein starkes Band der großen Gesellschaft ist und seyn muß. Wenn jede Zeit und jeder Stand sich selber poetisch beäugeln soll, so verlieren sie über dem unnatürlichen Versuche zunächst den poetischen Geist; darnach aber wird, was Achtung und Bewunderung geworden seyn würde, ein gemeiner Neid oder eine noch gemeinre Süffisance, worin die pariserische Poesie untergegangen."

„Die trübe und traurige Stimmung ist sehr geneigt, sich das Recht der Dichtkunst anzumaßen; es ist ihr aber keineswegs zuzugestehn. Wer nicht anders zu dichten sich geneigt fühlt, als wenn er die Gemüthsfreiheit entbehrt, der verschwöre es nur ohne Bedenken, je eine Zeile zu schreiben. Die Poesie ist viel zu erhaben, als daß sie Nothhelfer in jedem kleinen irdischen Jammer werden sollte. Der Dichter führt auf ihren Adlerflügeln über Nebel und Sümpfe empor; der Dichterling will in ihren Adlerkrallen herausgetragen werden, wie ein Schaf." —

Und hiermit sey es genug. Aehnlicher Wahrheiten wird man genug finden, um auf die vom Verfasser versprochne andre Hälfte begierig zu seyn. An Ausfällen gegen Göthe fehlt es übrigens auch hier nicht. Ein unbefangener Leser traut seinen Ohren kaum, wenn er von „Göthe's Formenpoesie" hört, die die vom Irrthum verlockten jungen Leute in eine Meistersängerschule hinüber gezogen. Bisweilen indessen muß ihm der Verfasser wie umgewandelt erscheinen, wenn man z. B. Seite 30 liest:

„Ein ruhiges Gemüth ist gewiß das vollkommenste, und ohne Zweifel ist nur der ein unübertrefflicher Dichter, welcher dasselbe gewonnen. Und doch muß der Künstler alles Leid und allen Schmerz, alle Wehmuth und alle Sehnsucht, alle Hoffnung und alles Uebermaß leidenschaftlicher Gefühle des beweglichen Menschenherzens verstehen und verschönt darstellen — und wie wäre das möglich, wenn er es nicht innerlich erfahren hätte? Das also ist die rechte Schule des Dichters, aus der Unruhe sich in die heitre Ruhe, mit sich zugleich aber das treue Andenken an alle früheren Erfahrungen hinüber zu retten. Wenn es irgend einer Naturanlage bedarf, so ist es das so seltne Gefühls-Gedächtniß." —

Sollte man nicht darauf schwören, er müsse diese schönen Worte im Bezug auf den großen Meister geschrieben haben, auf den sie anzuwenden so natürlich ist? Aehnlicher Beispiele könnte ich Ihnen noch einige anführen, aber jeder Unbefangene und Aufmerksame muß sie selbst finden.

Was endlich der Verfasser S. 126 und an andern Orten über die Aesthetik des Christenthums sagt, Ideen, die dem Recensenten, dessen ich früher erwähnte, so anstößig gewesen sind, dürfte, obwohl es in der Hauptsache nicht gerade neu genannt werden kann, bei unsern dichterischen jungen Köpfen eine sehr günstige Aufnahme finden; wir müssen erwarten, diese Ideen bald über die Gebühr ausgesponnen und verarbeitet zu sehn, und sie in tausend Liedern widerklingen zu hören.

56.

Oestliche Rosen von Friedrich Rückert. Drei Lefen. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1822. 8. 3 Rthlr.

(Fortsetzung aus No. 15.)

Eine Weihe an Göthe, den west-östlichen Divansdichter, empfängt uns am Eingange, und wir stimmen ihr aus vollem Herzen bei:

Wollt ihr kosten
Reinen Osten,
Müßt ihr gehn von hier zum selben Manne,
Der vom Westen
Auch den besten
Wein von jeher schenkt' aus voller Kanne.

Und nun wenden wir uns zuerst zu den lauten, muntern Schenken, aus denen Becherklang uns entgegen tönt, und wo unser deutscher Hafis, mit östlichen Rosen bekränzt, heitre Lebensweisheit in sinnreichen Sprüchen lehrt. Da sitzt er: (Seite 9)

Von einer Seite die Laute
Und von der andern die Flöte.
Was doch mir die vertraute?
Was doch mir die entböte?

Die Laute ruft zum Weine,
Die Flöte ruft zur Liebe.
Nimmst du, o Herz, das Eine,
So nehmen das Andre Diebe.

Die Laute ruft: o eile?
Der Sonne Glanz ist hier.
Die Flöte ruft: o weile!
Des Frühlings Kranz ist hier.

Mein Herz schwebt in der Mitte,
Und wird so keiner froh.
Geh', Ostwind hin, und bitte
Die beiden Trauten so:

Sie sollen sich verfügen
Hieher, allbeide zusammen,
Die Eine mit ihren Krügen,
Die Andre mit ihren Flammen.

Und wenn du mir in's Gehege,
Mein Bote, sie hast bestellt,
So gehe du deiner Wege
Und nimm mit dir die Welt.

Ihr närrischen Geschwister,
Nun ist ja kein Hinderniß.
Vereint hier euer Gflüster,
Hier liebt und trinkt Hafis.

Glück zu, wackerer und weiser Zecher! du machst den Becher zu einem Borne der ächten Wissenschaft des Lebens und der Liebe, und die Schenke zu einem Schauplatze deiner Ehre. Drum geschehe dir dereinst, wie du wünschest: (S. 70)

Auf dem Felde meiner Ehren,
Wann ich werde sein gesunken,
Sollet ihr, wo ich getrunken,
Mir zu ruhn auch nicht verwehren:
Still hier in der Schenke Hafen
Laßt mich meinen Rausch verschlafen.

Nicht hier oben, da wo munter
Ihr noch euren Unfug habet,
Außer'm Lärmen mich begrabet
In den Keller tief hinunter,
Daß die leisen Weines-Düfte
Wehen über meine Grüfte

Wann zur Zeit der blühnden Reben
Stehen auf des Weines Geister,
Soll sich als ihr alter Meister
Aus dem Grab mein Geist erheben,
Wie im Leben ohne Härmen
Mitten unter'm Schwarme schwärmen.

Oder, wie ein anderes Testament es bestimmt:

Hänget in meine Gruft hinein
Mir die Liebe als Lampe fein,
Und als Schirmdach über die Gruft
Setzt den Becher mir! In dem Schein
Meiner Lampe und unter'm Duft
Meines Daches ich schlummern will,
Bis man mich zum Gerichtstag ruft.

Wir kommen in Versuchung, die Hälfte des Buches in unsrer Recension abzuschreiben — die Hälfte, aber auch nicht mehr, und von dieser Hälfte würde mehr als die Hälfte aus Weinliedern und Weinsprüchen bestehen, in denen sich ein kerngesundes, lebensreiches, tiefschauendes Gemüth frei und natürlich in der Bilderpracht und dem Blumenglanze des Orients ausspricht. In gleichem Tone mit diesen sind die meisten leichten und scherzhaften Liebesgedichte. Wie kostbar sind nicht die Perlen und Edelsteine der kleinen epigrammatischen Vierzeilen am Schlusse der zweiten und dritten Lese! z. B.

Die Qualen fürcht' ich nicht fürwahr,
Die Schmerzen, die von Liebe stammen.
In Flammen stirbt die Kerze zwar,
Doch lebt die Kerz' auch nur in Flammen.

Einförmig ist der Liebe Gram,
Ein Lied eintöniger Weise,
Doch immer noch, wo ich's vernahm,
Mit summen mußt' ich leise.

Ich bin der Liebsten Guitarre,
Leid trag' ich und Freude verschlossen im Herzen,
Und mit Schwelgen ich harre,
Was ihr Finger wird wecken mit Scherzen.

Meine Liebste liebt das Neue,
Ich vom Alten lasse nie.
Für uns Beide bricht sie Treue,
Für uns Beide halt' ich sie.

Aber nun wollen wir den hohen Ton unsres Lobes allmählig herabstimmen, und wenn wir aus den Schenken zu den einsamen Rosenlauben der Liebe übergehen, so werden wir viele Lieder, die wir in ihnen belauschen, als verfehlt tadeln müssen. Unter den Trinkliedern und Trinksprüchen unterliegen nur wenige dem Vorwurfe der Verkünstelung und Verschraubung, von deren Motiven wir oben im Allgemeinen gesprochen haben. Einige davon wollen wir als orientalische Studien hingehn lassen, namentlich die Ghafelen mit ihrem einen durch das ganze Gedicht laufenden Reim. Solche Studien sind freilich keine östliche Rosen, es sind künstlich nachgebildete Rosen von Papier oder Muscheln. Außerdem finden wir aber auch manches mühselige Kunststück, das wir nicht einmal als Studium verdienstlich nennen dürfen. So zum Beispiel das Lied S. 169:

Immer noch in Mitte Wein- und
Liebeswellenbades
Schwimmt mein Herz und nirgend zeigt sich
Aussicht des Gestades ꝛc.

Unter den folgenden Strophen findet sich manche gelungene, aber im Ganzen ist der Zwang des durchgehenden Reimes auf ades gar zu unangenehm fühlbar, und der Dichter hat, um ein langes Gedicht zu Stande zu bringen, eine Quantität orientalischer Eigennamen zu Hülfe nehmen müssen.

Wie philosophisch-pretiös klingt in einem Liede folgende Stelle (S. 56.)

Ruf den Blitz auf deines Ichs
Dunkles Wohngebäude,
Und verklärt erweitert sich's
Zum Palast der Freude.

Zittre nicht Verzicht zu thun,
Herz, auf deine Deinheit,
Wenn du aufgenommen ruhn
Willst in meiner Meinheit.

Wie paßt zu solcher Unnatur der Spruch des Dichters im ersten Liede?

— Wie soll dir Rosenblüthe
Wirklich blühen in's Gemüthe,
Willst du noch nach Schimmer gaffen,
Den nicht die Natur erschaffen!

(Der Beschluß folgt.)

— Hätte eine philosophische Akademie der Wissenschaften einen Preis darauf gesetzt, wer über die beliebtesten Gegenstände unsrer Zeit, Staat und Recht am schwerfälligsten und ermüdendsten schreiben könne? — so würde Hrn. Hegel's Naturrecht diesen Preis verdienen. Es sind Wahrheiten darin, die, obschon von andern vorgetragen, wahrscheinlich durch die schwerfällige Bemühung ein neues Gewicht erhalten. Z. B. das Rechtsgebot laute: „sey eine Person und respective die andern als Personen," und es habe einen ursprünglich negativen Charakter. Hr. H. beschwert sich deshalb über die Seichtigkeit seiner Vorgänger, selbst wenn er ganz dasselbe wiederbringt; es ward nämlich nicht in seiner Methode gesagt. Neu könnte der Gedanke heißen: „a priori sey keinem Volke eine wenn auch ihrem Inhalte nach mehr oder weniger vernünftige Verfassung zu geben; jedes Volk habe deswegen die Verfassung, die ihm angemessen sey, und für dasselbe gehöre," (§ 274) — wenn nicht wirklich dieser Grundsatz schon seither mit den triftigsten Gründen gegen wunderliche Novatoren vertheidigt worden. Gleichfalls, daß Geburt und Erbrecht den Grund der Legitimität als Grund nicht eines blos positiven Rechts, sonderu zugleich in der Idee ausmache (§ 281), ist längst von Vielen anerkannt. Aber es bleibt immer heilsam, dergleichen nicht blos hell und faßlich aus einander zu setzen, sondern auch dunkel und schwer dem Nachsinnen einzuprägen. Sonderbar muß manchem Leser der Streit dünken, welchen dieses Compendium mit Hrn. Hugo führt. Letzterem wird die Consequenz als wesentliche Eigenschaft der Rechtswissenschaft eingeräumt, aber „mit der Befriedigung der Foderungen der Vernunft und mit der philosophischen Wissenschaft hat diese Verstandes-Consequenz noch nichts zu thun" (§ 3). Demungeachtet sagt das Compendium von sich: das Ganze, wie die Ausbildung seiner Glieder beruhe auf dem logischen Geiste (Vorr. S. 5). Da nun der logische Geist Verstandes-Consequenz ist, so hat die letztere mit der philosophischen Wissenschaft allerdings zu thun, im Fall anders diese vom Compendium aufgestellt worden, grade wie mit Hrn. Hugo's Rechtswissenschaft auch, und beide consequente logische Geister sind eben — logische Geister.

25.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 18.

22. Januar 1822.

Ueber die neueste baierische Landtags-Literatur.

Erster Brief.

M. den 14. December 1821.

Sie verlangen, mein verehrter Freund, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit Nachricht geben soll über die denkwürdigsten Erscheinungen, durch welche sich die baierische Ständeversammlung, deren zweite Einberufung nahe bevorsteht, neuerdings im Reich der Literatur bemerkbar macht.

Seit dem letzten Landtag ist mir noch wenig Interessantes über diesen Gegenstand zu Gesichte gekommen. Man hätte denken sollen, die Theilnahme des Publicums, die sich anfangs so lebhaft aussprach, würde ungeschwächt fortdauern und mehreren constitutionellen Schriften, insbesondere auch einer Verfassungszeitung das Daseyn geben; allein außer den ersten zwei Blättern der Zeitung: der Verfassungsfreund, welche sogleich confiscirt wurden, und der unter gleichem Namen von eben demselben Journalisten (dem Herausgeber der Landtagszeitung) redigirten Zeitschrift (4 Hefte in 8.), welche ebenfalls unterdrückt ist, ward in Baiern selbst über das Verfassungswesen bis zur bekannten Schrift des Grafen Soden nichts gedruckt.

In obiger Zeitung kamen freilich Stellen vor, die, anstatt einige bekümmerte Gemüther zu beruhigen, ihre Besorgnisse noch zu vermehren drohten. Die Verfassung wurde als Baierns Glück, jeder Rückschritt als Baierns Unglück dargestellt — ganz gegen den geheimen Sinn einiger Mächtigen. Ein Briefwechsel wurde angekündigt von Abgeordneten über die öffentlichen Angelegenheiten, Nachrichten wurden versprochen über Verletzungen der Verfassung und über Gebrechen der Verwaltung. Dabei ward von dem Recht Erwähnung gethan, welches dem Volk zustehe, über seine Interessen auch nach dem Landtag sich zu besprechen. Jedes Verbot (setzte der Herausgeber hinzu) würde eben so vergeblich als verfassungswidrig seyn, indem es dahin zielen würde, den Geist der Verfassung zu tödten.

„Die orientalischen Staaten, wo es keine Zeitschriften gibt, haben dafür andere Mittel, die Ministerien anzugreifen, Aufstände und Brandlegungen; nur durch offenes herzliches Benehmen zwischen Regierung und Volk kann das verderbliche Mißtrauen gehoben werden." „Die Mündig-Erklärung des Volks läßt sich nicht mehr zurücknehmen; wer einen Rückschritt für möglich hält, kennt unsere Zeit nicht, mag aber leicht in den Fall kommen, sie kennen zu lernen."

Wir werden sehen, in wieferne die unterdrückte Zeitung durch das neue von drei Ministerialräthen redigirte „baierische Wochenblatt" ersetzt werden wird.

Die in vier Hefte abgetheilte Zeitschrift: der Verfassungsfreund, welcher gleichfalls der Weg in's Publicum versperrt wurde, enthielt unter andern folgende Aufsätze: Wichtigkeit der baierischen Verfassung für Deutschland, Betrachtungen über den neuen baierischen Staatskalender (vom Jahre 1819), vor allem ein festes Lager in Baiern (als Stütze eines constitutionellen Staatenbundes), Rüge einer Verletzung der Verfassung, Berechnung der von den Ständen dem Volke für die nächsten sechs Jahre bewirkten Erleichterungen (offenbar zu hoch auf 20,959,000 Fl. angegeben), Versuch einer kritischen Geschichte der Sitzung vom Jahre 1819 (unvollendet), glaubwürdige Urkunden zur Geschichte des hohen Ordens vom Löschhorn ꝛc.

Die von einem eifrigen Freunde des Guten und Rechten verfaßte Kritik der baierischen Ladtagsverhandlungen im Hermes (im V. VI. VII. und VIII. Bande) machte in Baiern großes Aufsehen und regte zuerst wieder den constitutionellen Geist auf. Die bald darauf erschienene Schrift des Grafen Soden: der baierische Landtag vom Jahre 1819, so verdienstlich sie auch in vielen Beziehungen ist, enthielt ein zu allgemeines Lob der Ministerien, als daß man dasselbe durchaus treffend hätte finden können; inzwischen stellt sie die zerstreut gewesenen Gegenstände gut zusammen und wird bei der nächsten Sitzung zur Uebersicht der Gegenstände nicht weniger nützlich seyn, als der zu gleicher Zeit erschienene Registerband über die baierischen Ständeverhandlungen.

Im August dieses Jahres eröffnete der Abgeordnete von Hornthal die Reihe der diesmaligen Landtags-Flugschriften mit einer Broschüre unter dem Titel:

Wird die Einberufung der Landstände Baierns nach Inhalt der Verfassungs-Urkunde Statt finden? beantwortet von ꝛc. Erlangen bei Palm und Enke.

Der hinlänglich bekannte Herr Verfasser gibt sich viele Mühe, zu beweisen, daß die Einberufung Statt finden müsse, weil der von der Verfassungsurkunde bestimmte Zeitpunct herannahe.

Es ist überflüßig, hierüber etwas zu sagen, da die Einberufung der Stände bereits auf unzweifelhafte Art bekannt gemacht ist. Die (halbamtliche) Münchnerzei-

tung tadelte den Hrn. v. Hornthal sehr bitter und warf ihm vor, er habe sich nur das Verdienst geben wollen, als unerschrockner Gegner der Regierung, und wohl gar als ein Volkswohlthäter zu glänzen, indem, wie er sich einbilde, ohne seine Aufforderung die Stände gar nicht einberufen worden wären. Es werde aber hiermit öffentlich versichert, daß man nie anders gemeint war, als den Landtag zur gesetzlichen Zeit unnachsichtlich zu eröffnen.

Hr. von Hornthal berührt in seiner Schrift einige Gegenstände, die in der nächsten Ständeversammlung zur Erledigung kommen sollen, nämlich: die Oeffentlichkeit der Rechtspflege, die Hypothekenordnung (auffallend ist es, daß Hr. von Hornthal, selbst ein Mitglied der ungerecht angegriffenen Ständeversammlung, dem bereits hinlänglich als unhaltbar erwiesenen Vorwurf des Landtagsabschieds Beifall gibt und von Hindernissen spricht, die man der Einführung der Pfandbücher entgegenstemmte), das Erziehungs- und Bildungswesen des Volks, die Einführung der Landräthe, die Abschaffung der verderblichen Zahlenlotterie, die Entfernung der durch das Mauthwesen erzeugten Uebel, die Wiederemporhebung des gestörten, erdrückten Handels, die Modificationen der Uebernahme der Staatsschulden. Der nächste Landtag wird zeigen, daß einige der wichtigsten Angelegenheiten, die ihn beschäftigen werden, hier gar nicht erwähnt wurden, ob mit Vorsatz oder nicht, darüber konnte ich selbst in dem neuesten Aufsatz des Hrn. v. Hornthal in der heutigen Neckarzeitung keinen Aufschluß finden.

Im September ward eine kleine aber gehaltreiche Schrift ausgegeben, unter dem Titel:

Ueber den constitutionellen Geist, für constitutionelle Bürger Deutschlands. Bamberg bei Göbhardt.

Der Verfasser, der sich bereits in einem andern Fache der Literatur vortheilhaft ausgezeichnet hat, stellt seine Betrachtungen unter folgenden Aufschriften zusammen: Rückblicke, Entwicklung constitutioneller Verfassungen (wir können diesen tautologischen Ausdruck nicht gut heißen, obwohl wir ihn schon bei bewährten Schriftstellern gefunden haben), Geist des constitutionellen Lebens, Ermahnung, Ermunterung.

Mit überzeugenden und tief eindringenden Worten fordert der Verf. die Völker auf, sich vor allen durch bürgerliche Tugenden der Repräsentativ-Verfassung würdig zu bilden, aber auch die Regierungen werden belehrt, wie sie die Zeit und ihren Geist richtig auffassen und der schädlichen Selbstsucht keinen Spielraum gewähren sollen. Dieser kleinen Schrift gereicht auch ihr mäßiger Ton zur Empfehlung. Ich habe zuvor von einer „baierischen Wochenschrift" gesprochen, die seit dem October vorigen Jahres hier erscheint. Sie wird von den drei Ministerialräthen und Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften, Roth, Barth und Rudhardt herausgegeben und führt als Motto den bekannten stolpernden Hexameter von Horaz: Quid verum atque decens curo et rogo et omnis in hoc sum. Es erregte kein günstiges Vorurtheil, daß nur Ministerialräthe, und nur Finanz-Ministerialräthe sich als die Herausgeber ankündigten. In meinem nächsten Brief erhalten Sie genauere Nachricht über diese Wochenschrift. 76.

Oestliche Rosen von Friedrich Rückert. Drei Lefen. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1822. 8. 3 Thlr.

(Beschluß aus No. 17.)

In den Liebes-Liedern haben wir den Scharfsinn, die Zierlichkeit, die erfinderische Galanterie mehr bewundert, als uns von der Innigkeit und Wahrheit der Empfindungen angesprochen gefühlt. Daher geben wir den scherzhaften und epigrammatischen Liebesliedern, die sich zunächst an die Trinkgedichte anschließen oder ganz mit ihnen zusammenfließen, den Preis vor den leidenschaftlichen, sehnsuchtsvollen und klagenden, die uns, mit wenigen Ausnahmen, kalt gelassen haben. *) Unter denen im leichten Tone nennen wir als eins der gelungensten das Lied S. 108.

Ich bin auf ihrem Wege der Staub,
Sie hütet den Saum des Kleides vor mir,
Sie gibt ihr Gewand dem Winde zum Raub,
Nur daß ich nicht mög' hasten an ihr.

Und wär' ich über den Fluß der Steg,
So bliebe sie lieber am Ufer stehn,
Und wär' ich der Paradiesesweg,
So würde sie lieber zur Hölle gehn.

Sie zeigt ihr lächelndes Angesicht,
Wie eine Rose, dem ganzen Reich;
Und sag' ich: warum verhüllst du dich nicht?
So verhüllt sie vor mir sich gleich.

Was ich ihr thu', ist ihr nicht recht;
Und was sie mir thut, das ist nicht fein.
Ich bin der unterthänige Knecht,
Sie will nicht gnädige Herrin sein.

Was ich ihr auch zu Gefallen thu',
Nichts zu Gefallen thut sie mir.
Und wäre sie nicht so schön dazu,
So wär' es nicht auszuhalten bei ihr.

Als Probe von Witz und Scharfsinn der Liebe möchten wir das Lied S. 131 anführen, wenn der Raum uns nicht beschränkte. Wir geben daher lieber einige kleinere Gedichte dieser Art, die um so ansprechender sind, da Witz und Scharfsinn selbst die Kürze lieben, und in die Länge ausgesponnen, das zu sein aufhören, was sie heißen.

S. 67. Die Liebe fiel ins Grübchen am Kinn,
Und war unendlich erschrocken.
Sie langte mit entschlossenem Sinn
Nach einer der flatternden Locken,
Und zog sich mit Geschicke
Heraus am artigen Stricke,
Sonst läge sie, glaub' ich, noch darin.

S. 127. Betrogen hat mich mein Lehrer,
Der mir brachte die Lehre bei,
Daß der Anfang das Schwere sey;
Liebeskunst wird immer schwerer.
Wie ein Taucher das Meer, je weiter vom Land,
Je tiefer es fand.

Hierher gehören auch größtentheils die schon angeführten Vierzeilen. Sehr selten treffen wir auf diesem Felde eine Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit, und das Unbedeutende

*) Sie machen den kleinsten Theil der Sammlung aus. Zu den Ausnahmen rechnen wir z. B. die Lieder S. 116, 117, 125, 186, in denen der Hauch freier Begeisterung weht und orientalische Düfte mit sich führt.

zeichnet sich wenigstens durch eine zierliche Form aus. So z. B. S. 106.

Ist der Frühling da?
Sind sie grün, die Fluren?
Meine Blicke fuhren
Suchend fern und nah.

Aber keiner sah,
Liebste, deine Spuren.
Grün sind nicht die Fluren,
Frühling ist nicht da.

Dahin rechnen wir noch die kleinen Gedichte S. 113 und S. 135, (das erste) um doch auch Beispiele von Seltenheiten anzuführen. Häufiger finden wir, daß der Witz und Scharfsinn so sehr gespitzt und geschärft sind, daß sie — brechen. Nur eine Probe: (S. 143)

Lieder hast du gesungen,
Perlenschnüre geschlungen,
Hafis, o wirf sie empor!
Der Himmel wird sich entladen
Des Ohrgehänges der Plejaden,
Und deine Lieder nehmen in's Ohr.

Auch manche Wortspielerei wird überspannt, mancher Scherz durch Dehnung entkräftet, mancher gute Einfall schwerfällig gemacht durch fortdauerndes Weiterbauen auf dem ersten lose hingeworfenen Spaß. So z. B. die Lieder S. 64, S. 72, S. 176. Das letzte Lied beginnt wie folgt:

Liebste! So im Herzen dein gedenk' ich:
Deines Angedenkens
Duft ist Speis' ihm, und mit Thau es tränk' ich
Deines Angedenkens.

Jede Thrän' aus meines Auges Becher
An die durst'gen Kinder
Des Gefilds im Namen nur verschenk' ich
Deines Angedenkens.

Wie die Pflanze still im Boden wurzelt,
So die Sehnsuchtfasern
Des Gemüths tief in den Boden senk' ich
Deines Angedenkens.

Wenn dies die Sprache der Leidenschaft sein soll, so fragen wir: welcher Leidenschaft? und der Psychologe mag entscheiden, ob sie der Liebe oder dem Wahnsinn näher verwandt ist. Besonders seltsam hat uns diese Sprache in den Gedichten getönt, welche den Tod der Geliebten beklagen. Ein solches Klagelied beginnt: (S. 284)

Mitternachts
Weckten mich vom Schlummer Träume
Schwer' und dumpfe;
Lastend lag
Das Gefühl des Nichts der Welt
Auf meinem Rumpfe.

Die schönen Reime auf umpfe werden in diesem Stücke durch 10 Strophen durchgezerrt. Da heißt es denn weiter:

Himmelsbild
Meiner Seele! meines Herzen
Frühlingsrose!
Deren Duft
Wehret, daß nicht in sich selb
Der Geist verdumpfe.

Und gegen Ende:

Fürchte nicht!
(Hört' ich sprechen) was du siehst,
Ist Stern des Himmels,
Nicht Phantom,
Sumpfgeboren, das versinken
Wird im Sumpfe.

Der Dichter spricht hier von einer Erscheinung seiner verklärten Geliebten! Ueberhaupt können wir von diesen Klageliedern nur eins als gelungen bezeichnen. Es ist eine der herrlichsten Ghaselen S. 289:

Wo jagt ihr nun, scherzende Morgenwinde,
Meine Gasele?
Wo gehst du nun weiden im Abendwinde,
Meine Gasele?

Ein Non plus altra von Schwulst und Ziererei ist das Gedicht S. 303, mit dem Reime auf ülete.

Rosenbrand!
Wangengluth:
Wär' ich Ost, daß ich euch fächelnd kühlete!
Wintereis!
Busenschnee!
Wär' ich Sommerbrand, daß ich euch schwülete!

Der Schluß heißt:

Wenn mein Lied
Leid dir klagt,
Dir behagt es, wie ein Mährchen, das nicht rührt.
Wie dein Dorn
Andre sticht,
Weißt du selbst nicht, Rose, weichgepfühlete!

Man wird uns vielleicht vorwerfen, daß wir aus einem Buche, das des Trefflichsten so viel enthält, die wenigen mit untergelaufenen makelhaften Stücke herausheben, statt auf das Beste aufmerksam zu machen. Das Letztere haben wir nun auch nicht ganz unterlassen; aber, indem wir, als Kritiker, das Urtheil des flüchtigeren Lesers zu leiten gedenken, so müssen wir auf das aufmerksam machen, was dessen Aufmerksamkeit entschlüpfen könnte, und das sind nicht die Trefflichkeiten des Dichters, sondern dessen Fehler, Verwöhnungen, Irrthümer und Mißgriffe. Man wird nicht drei Seiten lesen können, ohne Rückerts geniale Dichternatur zu erkennen, wohl aber dreißig, ohne sich an deren Auswüchsen und Mißgeburten zu stoßen.

Und nun wollen wir scheidend an den Dichter noch die Bitte wagen, er möge in den folgenden Lesen, denen wir freudig entgegensehen, etwas strenger auslesen — denn er ist ja so reich. Dagegen mag er das mühsame Auslesen von seltenen, kostbarlichen Reimen und gedrechselten Worten und Redensarten unterlassen. Dann erspart er auch uns das Auslesen von Stellen die uns zum Tadel auffordern; und wir können dann vielleicht die ganze Beurtheilung seiner östlichen Rosen mit einem einzigen vorgesetzten K abmachen.

31.

Kunstansichten.

4.

Verloosung geschnittner Steine.*)

Auf einem Titelkupfer zu Joa. Gronors Thesaurus antiquitatum Graecarum schüttet die Glücksgöttin ihr überströmendes Füllhorn über eine Menge Musen-Erolen oder Gemme mit dem Attribute der Muse aus. Unter den Anticopien, die da hervorpurzeln, sind auch Münzen und geschnittene Steine. Die von Wilde, Gorläus, Gabbema, und wie die damaligen hochmögenden Gemmensammler in den Niederlanden sonst noch geheißen haben mögen, hatten zuerst bei solchem Anblick keine geringe Freude. Nicht jedem schüttet die launenhafte Göttin solche Herrlichkeiten in die Hand.

Aber uns soll so ein Glückswurf wirklich begegnen. Ein speculativer Urenkel Abrahams, Herr Aschersон aus Magdeburg, jetzt in Berlin, ertheilte seit dem September vorigen

*) Durch ein Uebersehen in der Druckerei ist dieser Artikel bis jetzt liegen geblieben und er wäre daher, da er sich auf eine bereits am 7. Dec begonnene Lotterie-Ziehung bezieht, als überflüssig zu betrachten gewesen, wenn nicht die dadurch veranlaßten Bemerkungen des kundigen Verf. zu jeder Zeit beachtet zu werden verdienten. D. R.

Jahres einen Prospectus, worin für eine Sammlung von 402 Stück antiker geschnittener Steine der Weg der Verloosung durch die am 7ten December angefangene Ziehung der 38. königl. kleinen Lotterie so eingeschlagen war, daß die Nummern, auf welche die 21 größern Gewinn von 12,000, 2000, 1000 und 500 Thlr. die in 23 Ausspielungs-Gewinnen vertheilten und in der Ankündigung einzelner specificirten 402 geschnittene Steine enthalten. Da die Lotterie selbst aus 50,000 Loosen besteht, so sind diese hier auf 10,000 Loose (jedes zu 5 Loosen in aufeinander folgender Reihe) vertheilt. Das Loos wird mit 3 Thlr. Courant erkauft. Die Verloosung geschieht unter obrigkeitlicher Autorität, und die General-Lotterie-Direction hat sowohl die Bekanntmachung der Gewinste, als ihre Ablieferung an die 23 glücklichen Gewinnnumern, da ihr die Steine selbst zur Aufbewahrung übergeben sind. Es ist also alle mögliche Gewährleistung und Sicherheit dabei.

Aber eine ganz andere Frage ist: sind auch die Steine wirklich Antiken, oder, wenn sie auch dies nicht wären, doch von guten Steinschneidern neuer Zeit, und verlohnt sich's also der Mühe, hier durch den Einsatz sein Glück zu versuchen? Zwar läßt sich's kaum denken, daß eine königliche Behörde, die hier die Sicherheit verbürgt, ein Unternehmen begünstigen sollte, das auf Sand und Tand begründet wäre. Indeß ist, wie jeder Anfänger in der technischen Alterthumskunde weiß, in keinem Zweige derselben Täuschung so häufig und so schwer zu entdecken, als in der Glyptik oder in der Kunde geschnittener Steine. Hr. Ascherson hätte vor allen Dingen einige Alterthumskenner in Berlin — wir nennen hier nur den Hofrath Hirt und den Staatsrath Uhden — seine dem Glücksrad zu unterwerfende Dactyliothek vorlegen und sich in seiner Ankündigung auf das Urtheil solcher Kenner berufen sollen. Wäre es beifällig ausgefallen, so würde das seine Speculation ungemein gefördert und die hier so gerechte Zweifelsucht wenigstens zum Theil beschwichtigt haben. Dagegen ist es allerdings schon befremdend, daß, da Niemand diese in dem Cassengewölbe des königl. Ministeriums des Cultus unter Schloß und Siegel verwahrten Cameen und Intaglien jetzt beaugenscheinigen kann, man durchaus nur glauben, oder — nach dem gemeinen Sprichwort — die Katze in dem Sacke kaufen soll. Mancher Umstand in der kurzen Angabe der Lotteriegewinnste erregte gerechtes Mißtrauen. Daß ist gleich mit dem Hauptgewinnst Nr. 1 der Fall. Der vorgeblich in Paris auf 48,000 Franken geschätzte Onyx-camee von orientalischer Farbenpracht hat alle Merkmale eines Cinquecentisten, wie schon aus andern Nachrichten bekannt ist. Man bedenke doch nur, daß einer der größten Kenner unter den jetzt lebenden Archäologen, der Staatsrath v. Köhler in St. Petersburg, selbst mehrere der gepriesensten Cameen und Intaglien in der Kaiserl. Sammlung in Wien in einer eignen Schrift (in der gelehrten Abhandlung über zwei Gemmen in der Kaiserl. Sammlung in Wien St. Petersb. 1810) verdächtig gemacht und noch neuerlich in Böttiger's Amalthea die Täuschungen aufgedeckt, wodurch der berühmte Visconti andern Steinen das Siegel des Alterthums aufdrückte.

Dem Vernehmen nach soll diese Sammlung einem Kunst- und Gemäldehändler, Palmer, gehört haben, dessen Name in den öffentlichen Blättern eben nicht im günstigsten Lichte geglänzt hat. Es wäre wohl sehr gut gewesen, wenn der Unternehmer dieser Verloosung einige Winke über den frühern Eigenthümer mitzutheilen gesucht hätte. Eine Sammlung von 402 echten geschnittnen Steinen ist zu wichtig und selten, und sollte wohl durch ihren Stammbaum bezeichnet werden.

50.

Ein zweiter unedirter Brief Grimm's an Professor Gottsched in Leipzig.

(Aus dem Originale)

Je dois paraître bien coupable à Vos yeux, Monsieur, ayant differé je ne sais combien de siècles à Vous écrire. Mais si Vous connaissiez les distractions qu'entraine le séjour de Paris et l'enchainement d'événemens fachenx que j'ai essuyés depuis mon retour de Saxe, j'obtiendrai de Vôtre justiec le pardon que je ne puis me promettre maintenant que de Vôtre indulgence. Tout en arrivant à Paris je me suis trouvé alteré de chagrins d'autant plus sensibles qu'ils tenaient de près au coeur. Six mois après j'ai eu le malheur de perdre Madame Holbach; ce qui m'a occasionné un voyage de deux ou trois mois, où j'ai fait plus de six cents lieues. Peu de tems après mon retour j'ai eu le malheur de perdre le Comte de Frise, ce qui a achevé de me mettre au desespoir et dans un dérangement dont je ne suis pas encore tout à fait sorti. Voyez, Monsieur, si tous ces malheurs joints aux embarras ordinaires et aux distractions perpétuelles de Paris, peuvent mériter quelque indulgence. Cependant je n'ai pas absolument negligé Vos commissions. J'en ai chargé Mr. Wacchtler qui est fort ami de Mr. Wille, et qui m'a dit plusieurs fois que cet artiste aurait l'honneur de Vous écrire. Si cela n'est pas fait, je le saurai incessament et j'y mettrai ordre. Vous savez, Monsieur, que j'ai quitté le journal étranger tout en arrivant ici après avoir donné la préface. Cet ouvrage a passé depuis successivement entre les mains de Mr. Toussaint, de Mr. l'abbé Prévost et actuellement c'est Fréron qui y préside. Je n'y ai jamais eu aucune part. En quittant je leur ai proposé Mr. Waechtler pour la partie allemande. Il y travaille toujours, et il se fera un plaisir, je crois, d'y mettre tout ce qui viendra de Vôtre part. Je l'y engagerai de toutes mes forces, il vient me voir de tems en tems. Mettez moi donc à l'épreuve, mon cher Monsieur, et soyez sûr, que mes sentimens pour Vous ne changeront jamais. Voulez-Vous savoir ma situation actuelle? La voici. Mon travail pour les princes frères du roi de Prusse continue toujours. Mr. le Duc d'Orléans, premier prince du Sang, a eu la bonté de m'accorder le titre de son secrétaire ordinaire surnuméraire avec mille livres de pension. Cette charge donne tous les droits de noblesse et des commensaux du roi, et est sans fonction. Elle s'accorde ordinairement à des gens de lettres, il y en a huit, et Mr. de Fontenelle, Mr. de Mairan, Mr. de Mirabeau, Mr. l'abbé Salier, Mr. de la Condamine sont de ce nombre. Je pourrai bien succéder à Mr. de Fontenelle, qui depuis quelque tems baisse considérablement. Mr. l'abbé Couché ne m'a remis Vôtre lettre du mois de Septembre qu'avanthier. Je me piquerai désormais de la plus grande exactitude avec Vous; à moins que je ne sois encore accablé de nouveaux malheurs, qui me mettent l'ame hors de son assiette.

Je dois, je crois, un rémerciment a Vôtre société. J'ai perdu tout cela de vue, il faut que Vous me rappelliez mes devoirs. J'ai toujours sur le coeur que cette pancarte ne se trouve pas signée de Vous qui êtes le Doyen et le président de la société. Mille respects très humbles à Madame Gottsched. Mr. de Mairan me chargea l'autre jour de Vous dire à tous les deux mille choses de sa part. Je Vous prie d'être persuadé, que mon attachement et mes sentimens pour Vous ne finiront qu'avec ma vie. J'ai l'honneur d'être avec toute la considération imaginable

Monsieur

à Paris, ce 22. Jan. 1756.

Vôtre très-humble et très-obéissant serviteur

Grimm.

Il faut mettre sur mes lettres: *à Mr. Grimm, rue neuve de Luxembourg, porte saint Honoré, à Paris*, sans faire mention de ma charge dans le maison d'Orléans.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 19.

23. Januar 1822.

Bibliothèque universelle des Sciences, Belles-Lettres et Arts. Génève 1821. Juin, Juillet, Août, Septembre, Octobre.

(Vgl. No. 289 v. 1821.)

Auch diesmal geben wir blos eine aus diesen fünf Monatsstücken zusammengefaßte Collectivübersicht des Wissenswürdigsten in den drei Hauptrubriken Littérature — Sciences et Arts — Agriculture und übergehen gänzlich die unwichtigern Artikel, oder die aus deutschen Werken ihren Stoff nahmen.

A. *Littérature.*

a. *Histoire.*

1) Fortsetzung der Kritik von Réynier économie publique et rurale des Arabes et des Juifs, die Juden betreffend. Der Verf. nimmt an, daß das jüdische Volk ursprünglich aus Aethiopien stamme, wo sich auch noch nach Bruce und Ludolf einzelne jüdische Stämme finden, deren heil. Sagen in der sogenannten Gheezsprache jedoch nicht alttestamentarisch sind. Aus Aethiopien wanderten nach des Verf. Theorie, Juden nach Yemen in Arabien, daher im Innern Arabiens sich auch und vielleicht noch jetzt, jüdische Stämme finden, so viele derselben auch Mohamed und die Kalifen vernichtet oder bekehrt haben mögen. Aus Yemen wanderten jüdische Stämme nach dem Euphrat. Die Aethiopier (eine Art jüdischer Christen), sind noch gewohnt, manche mit den Juden in Palästina gemeinschaftlichen Gebräuche zu beobachten, und wegen des äthiopischen Ursprungs der Juden, wo man noch jetzt rohes Fleisch von lebendigen Thieren als einen Leckerbissen verzehrt, unterfagte das alte Testament den Juden so dringend, dieser Nahrung sich nicht mehr zu bedienen. Auch die Beschneidungsgewohnheit ist afrikanischen Ursprungs und nur Afrikaner verpflanzten solche nach Asien. Eben daher hatte Moses, wie auch seine Nachfolger, so große Mühe, die jüdische Nation von allem alten vormaligen Volksgebrauch ans dem Urvaterlande abzubringen. Die Aethiopier hatten eine heilige Bundeslade, gleich den Juden. Erst nach der babylonischen Gefangenschaft gaben die nach Palästina zurückkehrenden Juden, die Verehrung der Bundeslade in ihrem neuen Tempel auf. Bruce entdeckte auch in den Opfern der Aethiopier und der Palästina-Juden, Aehnlichkeit. Man hat viele solche Anführungen von Bruce lange bezweifelt, bis zufällig ein gelehrter Abyssinier die Richtigkeit seiner Wahrnehmung vor der antiquarischen Gesellschaft zu Calcutta bestätigt hat. — Als die Juden zwischen dem Euphrat und Palästina hausten, waren sie ein Hirtenvolk in zwölf Stämmen, ohne Central-Regierung. Sie erhielten letztere erst in der Theokratie in Palästina. Damals hatte aber noch das Priesterthum keine Verwaltung und kein andres staatsrechtliches Vorrecht als die Kundmachung des göttlichen Willens. Ein kluger Hoherpriester fand ein gehorsames, ein weniger kluger, stets ein insurrectionelles Volk. Dies drückte die Nation selbst, und daher wollte sie von einem Könige regiert seyn. Daher sieht man aber auch so oft die Priester Judas in Opposition wider die Könige, welcher Kabale, nach dem Verf., auch die Trennung der zehn Stämme mehrentheils zuzuschreiben ist. Der schwächere Theil der Nation suchte Hülfe im Auslande. Dies veranlaßte die Nationalunterjochung, und als sie sich wieder frei machte, fiel sie abermals unter das Joch ihrer Priester, bis Vespasian den Judenstaat gänzlich auflöste. — Die jüdischen Sagen, von der babylonischen Gefangenschaft sind weit nationaler, als die jüngeren nach der Gefangenschaft, welche dem autocratisch-orientalischen Princip weit mehr huldigen; auch bemerkt man in dieser späteren Periode, viele Einwirkung des Glaubens der Chaldäer und das Schisma der Rabbinen unter sich, welches am Ende das Ansehen des Priesterthums stürzte. Sobald die Nachkommen Arons nicht mehr ausschließend das Hoheprieſterthum verwalteten, sank im Auge des Volks der Schild der Legitimität, der bis dahin diese Würde so hoch gestellt hatte.

2) Mills Geschichte der Kreuzzüge, die in London in engl. Sprache erschien, ist kein Werk, das jenem unsers Prof. Wilkens verglichen werden kann. Folgendergestalt erklärt Mills die Entstehung der heil. Wuth der Occidentalen, Palästina dem Scepter der Saracenen wieder zu entreißen. Die christlichen Fanatiker fanden lange vor Entstehung der Kreuzzüge einen Stolz, und große Verbrecher eine Sühne ihrer Sünden, in einer mühseligen Wallfahrt nach Palästina, wobei sich nebenher die Stapelkaufleute orientalischer Waaren zu Amalfi im Neapolitanischen so wohl befanden, daß sie für die Pilger Caravanen von der Küste nach Jerusalem und dem Jordan baueten. Die ersten Kalifen waren so gescheit, gegen die Abgabe von zwei Goldstücken pr. Kopf dem Christen die Reise nach Palästina und die Büßungen am heil. Grabe gerne zu gestatten. Dort zankten sich schon damals die Geistlichen des lateinischen und griechischen Cultus um Vorrang bei der Andacht ꝛc. Als die Türken die Kalifen verdrängten, mishandelten diese neugläubigen Horden des Islams, weil sie fanatischer und uncivilisirter waren als die alten Muselmänner, die occidentalischen Christen. Diese ergriffen den Fehdehandschuh kraft päpstlicher Ermahnung und die Flotte der Pisaner verheerte die Küste von Syrien. Der griechische Kaiser Michael Ducas im Jahr 1073, gab dem Papst Gregor VII. Hoffnung zu einer Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche. Nun predigte der Papst laut das Verdienst der Gläubigen, welche das Schwert wider die Muselmänner führen würden. Es gab damals kein Volksrecht in Europa, sondern nur ein Lehnscorporationsrecht unter Monarchen, welche in der That nur titulaire Fürstenmacht ausübten. Gewalt brach nämlich jede noch so vernünftige versuchte Verbesserung des Gesellschaftszustandes. Selbst der höchste Diener des Altars mußte, um sich zu behaupten, das Schwert führen lernen. Mit Mühe brachte die Geistlichkeit die wilden Ritter dahin, wenigstens ein paar Tage in der Woche, nicht mit Blute zu beflecken. Unter solchen Umständen, war unter Vornehmen und Geringen eine große Zahl sich großer Sünden wider das Christenthum bewußt, und schwor der Fahne des Kreuzes zu folgen. Zwei hundert Jahre lang strömten nach dem heil. Grabe in Massen fromme und sündige Christen. Erst die wohlfeileren Ablaßbullen, machten der Sucht, das Kreuz zu nehmen, völlig ein Ende. Die zwei Jahrhunderte der Kreuzzüge hielten in Europa das Fortschreiten der Civilisation sehr zurück.

3) Die im August- und Septemberheft angefangene Kritik der Memoirs of the Life of Anne Boleyn von Miß

Benger, schreitet nur bis zum consistorialen Ehescheidungsproceß der Königin Katharina. Die Memoiren bereichern durch manche Familienpapiere, die romanhaft erscheinenden Schicksale der in der Folge ebenfalls durch einen Ehescheidungsproceß von ihrem königl. Gemahl getrennten Anna Boleyn, und geben Winke, wie die Anhänger der römischen und lutherischen Kirche bei der Liebe des Königs Heinrich VIII. zur schönen Anna Boleyn und später bei der Ehetrennung ihren Einfluß übten. Besser als früher geschehen, wird die Ursache des Unwillens der Anna Boleyn wider den Kardinal Wolsey aufgeklärt.

b. *Education.*

1) Höchst interessant ist folgende Schrift, betitelt: Des instituts d'Hoffwyl considérés plus particulièrement sous les rapports qui doivent occuper la pensée des hommes d'état. Par le comte L. de V. Ueber das landwirthschaftliche Verfahren zu Hofwyl, über die dortige Fabrik von Ackergeräthen, über Fellenberg's höheres und niederes Unterrichts- und Erziehungsinstitut für sehr reiche und ganz arme Jünglinge, weiß die literarische Welt genug; aber der Verf. wählte ein höheres Ziel, das Publicum mit der dem Verf. beiwohnenden tiefen Menschen- und Administrationskenntniß und speciell des ganzen Umfangs des Instituts, rein aufzuklären, wohin eigentlich der menschenfreundliche Gründer strebt. Es hat uns froh gemacht, daß ungeachtet mancher weniger vortheilhaften Gerüchte, welche entlassene unzufriedne Lehrer veranlaßt hatten, die nach ihren Ideen, die unterrichtsbedürfige Jugend des Instituts belehren und inspiciren wollten, die Anstalt zu Hofwyl zu blühen fortfährt, und sogar durch eine weibliche Erziehungs- und Bildungsanstalt einer Zahl ganz armer weiblicher Jugend, erweitert werden wird. Gibt das Institut für die arme männliche Jugend (30 Zöglinge von 5 zu 21 Jahren) ein Beispiel für die Bildung guter, fleißiger und moralischer Ackerknechte, das sich durch seinen gemeinschaftlichen Arbeitsverdienst erhalten kann; so darf man hoffen, daß dem klugen Fellenberg für die neue Fundation der Mädchenanstalt, das nämliche gelingen wird. — Folgendergestalt raisonnirt der Verf. über die Hofwyler vornehme Bildungsanstalt. „Der Unterschied der Stände in jetziger gesellschaftlicher Ordnung muß bleiben, und die gewaltsamen Revolutionen müssen aufhören. Letztere entstanden großentheils in Folge der verwahrlosten Erziehung der vornehmen Stände, kraft deren diese nur zu häufig das Wichtige wenig achten und das Erbärmliche im Leben hoch stellen; festen Charakter haben wenig Vornehme. Die Vornehmen können ihren jetzigen Rang nur durch ein moralisches gemeinnütziges Uebergewicht über die niederen Stände noch länger behaupten. Sie müssen befördern, daß die niedern Stände ihr Vaterland mehr lieben lernen, indem sie sich darin glücklicher als bisher befinden; denn in der öffentlichen Meinung und zugleich im Vermögen, sind die durch Geburt Vornehmen gesunken und diese müssen vor allem arbeitsamer werden. Arbeitsamkeit ist in jedem Stande ein Leiter zur Sittlichkeit.

Allem geht in Hofwyl, der allgemeine Religions- und der specielle Unterricht für jeden Cultus, nämlich den evangelischen, den katholischen und den griechischen, voraus. Man duldet dort weder Fanatismus, noch Unglauben. — Alle Zöglinge des höheren Instituts haben gymnastische Uebung; jeder lernt dort zugleich irgend eine mechanische Arbeit. — Auf die gute Erziehung der Hofwyler Zöglinge, ist dort alles berechnet, der gute Unterricht soll blos die Erziehung vollenden. Die 100 vornehmen Zöglinge haben etwa 30 Lehrer.

Das Schullehrerseminar ist vorläufig nach zweijähriger Function eingegangen, in Folge des Befehls der Berner Regierung, und wird hergestellt werden, wenn das Verbot aufgehoben werden wird.

Die Landwirthschaft Fellenberg's wird dann erst im höchsten Glanz dastehen, wenn alle seine Gehülfen und Gehülfinnen, von ihm selbst in seinem Institute zu ihrem thätigen Leben gebildet seyn werden. Jeder seiner Ackerbauzöglinge niedrer Classe erlernt zugleich ein der Landwirthschaft verwandtes Handwerk. — Die höheren Zöglinge, welche die beständige Thätigkeit der niedern um sich herum wahrnehmen, lernen es nebenher, ohne daß Jemand die Wahrheit ausspricht, daß man die Arbeit stets belohnen, und niemals den Müßiggang füttern muß.

Den Stand der Unterrichtenden stellt mit Recht Fellenberg hoch. Er selbst ein alter Patricier, ehrte diesen Stand und gab den Standesgenossen ein Beispiel, sich selbst an die Spitze der ferner nicht mehr zurückzuhaltenden Civilisation zu stellen. Diejenigen, welche falsche Mittel wählen, um die Revolutionen zurückzuhalten, sind gefährlicher als diejenigen, welche solche begünstigen. Fellenberg ahndet, daß es für die künftige Civilisation Europa's von Wichtigkeit sey, daß in der neutralen Schweiz, sich eine große Erziehungsanstalt für die vornehme Jugend aller Nationen Europa's immer weiter ausdehne, daß die künftigen Staatsverwalter dort jugendliche Freundschaft mit einander stiften und so zur Ruhe der Welt einen Instinct mehr finden. Daß dies Institut in einer kleinen Republik existirt, ist um so trefflicher, da sich den beobachtenden Jünglingen der Augenschein gleich darlegt, daß für große Staaten, diese Regierungsform in Europa unangemessen ist. Nicht der republicanische, sondern der Revolutionsgeist, steckt jetzt alles an, was sich für das Neue ohne Verbesserung electrisirt. Es ist für Europa's Civilisation höchst wichtig, daß die Civilisation in allen Staaten der Civilisirten gleichen Schritt hält und dies gleiche Schritthalten, wird befördert durch das centrale Erziehungsinstitut vornehmer Jugend, darum muß aber nicht der Nationaltypus derselben, der sich auf ältere historische Entwickelung, Sitten, Clima u. s. w. stützt, umgeworfen werden; denn kein Volkserzieher, der Vernunft hatte, wollte jemals die Menschheit selbst umgestalten, sondern nur ihre Gebrechen heilen. In solchem Geiste der Erhaltung des Nationaltypus, gründete Kaiser Alexander zu Bremgarten 1 Stunde von Hofwyl, ein Institut zugleich für den griechischen Cultus, für die russische Sprache, Literatur und Geschichte. Fellenberg ist voll Hoffnung, daß auch andre Monarchen, für ihre vornehmen Jünglinge, die ausländischer Erziehung bedürfen, in der Nähe Hofwyls, ein ähnliches Nationalbildungsinstitut gründen werden. Etwas mystisch schließt der Graf seine Bemerkungen über die Fellenbergische Bildungsanstalt, indem er vor der jetzt zu weit getriebnen mathematischen Lehrmethode warnet, desto mehr aber, nach Bacos Manier, der Analytik des menschlichen Verstandes Aufmerksamkeit zu widmen anräth. Wegen Mangels gesunder Logik, entscheiden jetzt die Autoritäten à tâtons, indeß die Weltweisen über das factisch Entschiedene fortdisputirten. — Eine menschenfreundliche Wahrheit verkündet der Graf in folgendem Satze, daß, wenn die Schweiz ein Viertheil des Ackers, der Kartoffeln tragen kann, künftig, wie im Genfer Gebiet schon geschieht, mit dieser Frucht zur Ernährung von Menschen oder Thieren bestellt, die Schweiz niemals Hungersnoth besorgen darf, und daß folgende Hypothese Fellenbergs wahr sey, que l'intelligence de l'homme unie à une volonté forte et à beaucoup de persévérance, peut augmenter la fécondité du sol, améliorer successivement et graduellement le terrain et le pousser à une fécondité, à laquelle on ne peut assigner un terme. (Damit stimmt Rec. völlig überein, und weil jetzt unsre Ackerwissenschaft sich im ganzen sehr verbessert hat, so ist allenthalben das Getreide wohlfeiler, als der Erbauer desselben es vor 6 Jahren ahndete.) Man vermehrt jährlich in Hofwyl die Masse Humus und vertieft zugleich die Bauerde, die Ernten werden immer reicher. Herrn Fellenberg's Nutzungsberechnung des Gnts Hofwyl ergibt, daß dieses in 22 Jahren seiner Cultur den reinen Geldertrag vervierfacht und den rohen Ertrag versechsfacht hat.

Der Verf. versichert, Fellenberg's Armenschule strebe dahin, der dort unterrichteten armen Jugend, den Kopf für ihre Familien- und Staatsverhältnisse und die reinste Sittlichkeit aufzuklären, zugleich aber Ehrfurcht für ihre Pflichten einzuflößen. Daher wird Mineralogie, Botanik, Geschichte in Beziehung auf Gott und Religion und Naturgeschichte in Fellenberg's Armenschule gelehrt, weil letztere die Kenntniß von Thatsachen fortpflanzt, aber rein von allem Wust der Hypothesen und blos in Beziehung auf Feld- und Gartenbau. — Ueberall ist der Unterricht zu Hofwyl frei von der umstürzenden und wenigstens vieles verbessern wollenden Politik. Hierin treten seine Zöglinge ganz unschuldig aus seinem Institut in die Welt. Sie lernen nur Liebe und Ehrfurcht für ihre Regierung und Vorgesetzte. Ein einziger Lehrer in Hofwyl lehrt die Theile des Unterrichts, die nicht zugleich Erziehung sind. Auch darf keiner, der dort unterrichtet, kraft eines bestimmten Contrakts, etwas anderes lehren, als das, was Fellenberg gebilligt oder aufgetragen hat, besonders in der Geschichte. Nur für die Vaterlandsliebe und dessen bestehende Verfassung, wird die Jugend durch Darlegung ihrer Trefflichkeit bestimmt und der Lehrer entfernt (wie bisher geschehen), der hierin nicht instructionsmäßig verfährt.

Kein Unterricht im Wissenswürdigsten und in der Arbeit in der Armenschule, die die Erwachsenen einst mechanisch ernähren soll, ist etwas anders, als ein Zweig der Erziehung. Letztere bedarf in keinem Falle Auffassung von Begriffen, die für diesen Stand überflüssig sind, desto mehr gereinigte Begriffe über Religion. Ueberflüssig ist für diesen Stand, alles Abstracte und alles Speculative; weil er 1) hierin nur oberflächliche und daher dem Halbwisser schädliche Kenntnisse erhalten könnte; 2) weil blos ideale Begriffe, die Seele vom wahrpractisch gemeinnützigen, mit Ausnahme ganz außerordentlicher Menschen abwenden, 3) weil das Nachhängen rein speculativer Ideen in nicht sehr erleuchteten Köpfen, die Religionsbegriffe der Menschen mystisch oder zum Glauben unfähig zu machen pflegt.

Der Graf macht auf Schottlands Erfahrung aufmerksam, daß dort bis zur parlamentarischen Vereinigung mit England kein Volk unruhiger war, als das schottische, und jetzt keins ruhiger ist, als dieses, weil das zum letztenmal versammelte schottische Parlament seiner Nation als Andenken ein treffliches Gesetz über allgemeine Volkserziehung hinterließ, und da, wo dieses noch jetzt beobachtet wird, ist der untere Stand in Schottland gebildet und ruhig zugleich. Wenn dort in den fast neu entstandnen Manufakturstädten dennoch jetzt die Arbeiter unruhig sind, so rührt dies daher, daß daselbst die vorgeschriebene Schulerziehung nicht eingeführt wurde, welches auch durch den Geiz der schottischen Clans in Hochschottland und durch das dortige sporadische Familienleben unterblieb. In beiderlei Districten ist das Volk mit seiner Regierung und seinen Arbeitsherren gleich unzufrieden.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die neueste Baiersche Landtags-Literatur.

Zweiter Brief.

M. 21. Dec. 1821.

Das erste Stück des vorzüglich auf den nächsten Landtag berechneten „baierischen Wochenblatts" ist als Ankündigung wichtig. Die Herausgeber sagen unter anderm Folgendes.

„Die Menge der Zeitschriften, die in Deutschland erscheinen, scheint von den Unternehmern jeder neuen eine Rechtfertigung ihres Anspruches auf die öffentliche Aufmerksamkeit zu fordern. Wir beginnen daher mit der Angabe der Absichten ꝛc. Die größte unter den Wirkungen einer landständischen Verfassung, daß der Staat als Gemeinwesen angesehen und erkannt wird, hat in Baiern angefangen, hervorzutreten. Dieser Theilnahme an dem Allgemeinen wohl gewählten Stoff, gesunde Nahrung darzubieten, ist unser Zweck."

„Jede Theilnahme setzt Bekanntschaft voraus und ist verbunden mit einem Verlangen, dieselbe zu erweitern, vertrauter und inniger zu machen; denn je reifer und vollständiger die Kenntniß von Thatsachen ist, desto mehr ist die Theilnahme gegen Irrthum gesichert. Demnach wird unser Augenmerk vornehmlich dahin gerichtet seyn, daß wir Thatsachen, woraus eine gründliche Kenntniß des Zustandes des gemeinen Wesens zu schöpfen ist, getreu mittheilen. Dabei werden wir uns nicht auf die Gegenwart einschränken, sondern, weil diese großentheils von der Vergangenheit abhängt, durch sie beleuchtet und erklärt wird, auch von den frühern Zuständen das Merkwürdigste in Erinnerung bringen. — Ist gleich unsere Wochenschrift zunächst Baiern gewidmet, so wird sie dennoch ausländische Staatskunde nicht ganz unbeachtet lassen, berücksichtigend, daß die Genußmittel aus fernen Ländern zu fast allgemeinem Bedürfnisse geworden sind; sie wird sich auf das berufen, was anderwärts geschieht, besteht, emporkommt, oder vergeht. Hiernächst gedenken wir uns mit Erörterung der gangbarsten allgemeinen Begriffe der Staatslehre zu beschäftigen, die heut zu Tage selbst Ungelehrten nicht mehr fremd sind. Daher wird überall hauptsächlich Auseinandersetzung, Entwicklung, Nachweisung bezweckt; Verknüpfung, Folgerung, Anwendung aber dem Leser heimgestellt und vorzüglich getrachtet werden, aus der Schulsprache, was darin Vortreffliches ist, in die gemeinverständliche zu übertragen. Alles wird anschaulicher, wenn es gewissermaßen Persönlichkeit angenommen hat; wir werden uns daher meist an die Meinungen halten, wie sie sich hierüber am entschiedensten und vernehmlichsten äußern. — So genau die Bestimmungen der Verfassungsurkunde sind, so ist es doch unmöglich, daß nicht über den Sinn dieser und jener Stellen die Meinungen sich theilen. Bis darüber der Gesetzgeber entschieden hat, sind Versuche der Auslegung erlaubt und selbst wünschenswerth; nie aber gestatten wir Vorschlägen zu Abänderungen die Aufnahme, vielmehr werden wir uns bestreben, die Ueberzeugung zu verbreiten und zu stärken, daß das hierüber bestehende Gesetz zu den heilsamsten gehöre und daß die Ehrfurcht, welche wir alle der Verfassungsurkunde schuldig sind, jede Aeusserung verbieten müsse, die ihrem heiligen Ansehen zu nahe träte. Ungleich weiter, und so zu sagen frei gegeben, ist das Feld für Erörterungen über die Staatsverwaltung. Sowohl Verfassung als Verwaltung stehen zur Sitte, die jetzt gemeiniglich der Zeitgeist genannt wird, weil sie aus den zur Zeit vorherrschenden Neigungen und Abneigungen sich bildete, im Verhältniß der Abhängigkeit. Nicht blos der Mannichfaltigkeit wegen nehmen wir auch die Literatur in unsern Plan auf, sondern weil ihr heut zu Tage die Wichtigkeit für das gemeine Wesen zukommt, die bei den alten Griechen der Musik beigelegt wurde. Wir werden aber blos Unterhaltendes sorgfältig entfernt halten. Soviel über Inhalt und Form unsrer Wochenschrift. Den Geist, den wir ihr zu geben wünschen, ist ein Geist der Eintracht und Erhaltung. Ohne Reibung, ohne Stoß und Widerstand ist kein Streben, keine Thätigkeit und mithin kein Leben. Minderung der Trennung, Mehrung der Uebereinstimmung durch Verständigung über das Wesentliche und Größte darf allein beabsichtigt und bei redlicher Absicht auch gehofft werden. Da die Natur in Erzeugnissen und Gestalten voll Wechsel und Wandel ist, so wird man für die Erhaltung des Bestehenden durch Aufklärung über den Grund des Alten und die Bedingungen des Neuen mit Erfolg arbeiten."

So ungelenk, weitschweifig, ermüdend, vag und gehaltlos wie diese Ankündigung, sind alle bisher erschienenen Stücke des Wochenblatts, und man wundert sich hier um so mehr darüber, als man von den Herausgebern, zwar nicht als Mitgliedern der Akademie, aber als angehenden Geschäfts-

männern allgemein etwas Besseres erwartet hätte. Nicht ohne Beifall wurde deshalb folgende Parodie der Ankündigung aufgenommen, welche wenige Tage nach dem Erscheinen der letztern in gleichem Format gedruckt, im Museum und in der Harmonie (den beiden vorzüglichsten hiesigen Leseinstituten) zu finden gewesen. Da sie nichts Persönliches enthält, und die Satyre gegen die Alles in Anspruch nehmende Finanzmacht nichts weniger als lokal, sondern leider ziemlich universal ist, so werden Sie einige Belustigung dabei finden, und daher theile ich Ihnen das selten gewordene Aktenstück mit.

„Baierisches Finanz-Extrablatt für 1821 s. v. 1822 herausgegeben von N. Fuchs, B. Schweif, J. Ruhleicht, königlichen Stuhlschreibern und dirigenden Mitgliedern der Gerstensaft-Akademie im Frankenstübchen. Bamberg und Würzburg gedruckt für Scholastikus Arrogans.

Motto: quid fiscale atque franc. curo et rogo et omnis in hoc sum.

„Die vielen Zeitschriften, die in Deutschland, besonders in Baiern erscheinen, haben nicht den rechten Ton, den unsre Fiskalität erfordert. Wir wollen daher unser Extrablatt damit beginnen, daß wir die Absichten, die uns bei diesem Unternehmen leiten, aufrichtig angeben.

„Die größte unter den Wirkungen einer landständischen Verfassung ist diese, daß die Steuern leichter eingehen und die Finanzkassa ihre immer sich erweiternden Ansprüche leichter geltend machen kann. Diese Theilnahme des Fiskus an dem Allgemeinen zu vermehren, ihr fortwährend wohl gewählten Stoff, gesunde Nahrung zu verschaffen, ist unser Zweck:

„Jede Theilnahme setzt Bekanntschaft voraus, und ist verbunden mit einem Verlangen, dieselbe zu erweitern, vertrauter und inniger zu machen. Demnach wird unser Augenmerk vornehmlich dahin gerichtet seyn, mit den Beuteln der Staatsbürger die innigste vertrauteste Bekanntschaft einzuleiten; denn je reicher und vollständiger die Kenntniß von Thatsachen ist, desto weniger wird die Theilnahme dem Irrthum, und der zu geringen Schätzung ausgesetzt seyn. Dabei werden wir uns nicht auf die Gegenwart einschränken, sondern weil diese großentheils von der Vergangenheit abhängt, durch sie beleuchtet und erklärt wird, die fiskalischen Untersuchungen auch auf frühere Zustände ausdehnen, über das aber dieselben nicht minder auf die Zukunft erstrecken, weil auch diese mit der Gegenwart unzertrennlich verbunden ist, und weil es ein ganz besonderes Vergnügen gewährt, auch in das Künftige mit Sachkenntniß und Nachdruck einzugreifen.

„Ist gleich unser Extrablatt zunächst Baiern gewidmet, so wird es dennoch ausländische Hülfsquellen nicht ganz unbeachtet lassen, indem die Genußmittel aus andern Ländern zu fast allgemeinen Bedürfnisse geworden sind. Wir werden uns daher oft auf das berufen, was anderwärts wächst, besteht, vergeht und zuletzt in der Staatskasse verschwindet.

„Hiernächst gedenken wir die gangbarsten allgemeinen Begriffe der Finanzlehre zu erläutern, die heut zu Tage selbst Ungelehrten deutlich geworden sind. Daher wird überall hauptsächlich Auseinandersetzung der Schuldigkeit, Entwicklung der zugewickelten Beutel, Nachweisung des Inhalts derselben bezweckt, Verknüpfung der häuslichen Umstände, Folgerung, daß der Beutel leer ist, Anwendung, daß man neue Schulden machen muß, aber dem Zahler anheim gestellt, auch wird vorzüglich getrachtet, was in der Schulsprache Vortreffliches ist z. B. Steuern, Anticipationen, Familienschutzgeld, Aufschlag, Zuschlag, Beischlag, und was dergleichen abstrakte Begriffe sind, wegen ihrer Vortrefflichkeit aus der Schulsprache in die gemeinverständliche zu übertragen. Alles wird anschaulicher, wenn es gewissermaßen Handgreiflichkeit gewonnen hat, und so gleichsam von und zum Daumen geht. Darüber werden wir uns also auch am entschiedensten und vernehmlichsten äußern.

„Was die Verfassungsurkunde betrifft, so ist sie bekanntlich nicht in allen Puncten hell und klar. Wir werden daher Versuche der Auslegung vornehmen, die uns erlaubt und selbst wünschenswerth scheinen, nie aber Vorschläge zur Abänderung des Finanzgesetzes, vielmehr werden wir uns bestreben, die Ueberzeugung zu verbreiten und zu stärken, daß dieses Gesetz zu den heilsamsten und heiligsten gehöre, und daß die Ehrfurcht jede Aeußerung hierüber verbieten müsse.

„Ungleich weiter und so zu sagen frei gegeben, ist das Feld der Staats-Verwaltung. Hier kann jeder von uns vorschlagen, was ihm gefällt, und experimentiren, wie, wo und wie lange er nur immer will.

„Auf diesen beiden Grundsäulen, Verfassung und Verwaltung, und ihrer gehörigen Benutzung beruht die Fiskalität, die jetzt gemeiniglich der Zeitgeist genannt wird, weil sie aus den zur Zeit vorherrschenden Neigungen und Abneigungen sich bildet.

„Der Abwechslung wegen nehmen wir auch die Literatur in unsern Plan auf, da die Gelehrten jetzt ungefähr das sind, was ehemals die Musikanten waren. Doch werden wir alles Unterhaltende sorgfältig entfernt halten, und je schulmäßiger, je mehr zum Einschlafen einladend ein Aufsatz sein wird, desto harmonischer wird er unserm ganzen Wesen und Wirken sich anschließen.

„So viel über Inhalt und Form unserer Wochenschrift.

„Der Geist, den wir ihr zu geben wünschen, ist ein Geist der Einträglichkeit und der Erhaltung. Wir befinden uns gegenwärtig so wohl, sehen uns so billig behandelt, daß uns nichts ersprießlicher seyn kann, als wenn alles in statu quo verbleibt. Durch dieses Erhaltungsprincip allein kann man, wie ein hoher Staatsmann schon vor uns sehr richtig bemerkt hat, in den Stand gesetzt werden, höhere Zwecke zu erreichen. Nur indem wir ganz feststehen, können wir ohne Gefahr auf Andere stoßen und treten; denn ohne Reibung und Stoß ist kein Streben, keine Thätigkeit, mithin kein Leben. Dahin wollen wir trachten und streben, mit aller Rührigkeit und Salbung, die uns von oben verliehen ist; damit aber das Zeitliche dabei nicht vergessen werde, ist auch für gute Honorarien gesorgt worden, und hier kann über das Wesentlichste und Größte leicht Verständigung gehofft werden, da wir wahrscheinlich eine Unterstützung ex officio erhalten.

„Endlich war eine der Hauptabsichten bei unserm Unternehmen, die Verhandlungen des nächsten Landtags in einem faßlichen fiskalischen Vortrag in das große Publikum zu bringen. Es wird Niemand gereuen, den Landtag auch in unserm Colorit beleuchtet zu sehn. Denn es ist der Natur gemäß, daß die Erzeugnisse und Gestalten voll Wechsel und Wandel sind. Nur eins bleibt unwandelbar, nämlich die Aufklärung der Beutel, und nur wenn man hier den Grund der alten — und die Bedingungen der neuen hinlänglich durchforscht hat, wird man so sichtbarlich mit Erfolg arbeiten, wie wir die ergebenst Unterzeichneten Fuchs-Schweif-Ruhleicht."

Seit einigen Tagen circuliren hier unter den Deputirten handschriftlich: Gerechte Bitten und Anträge der baierischen Stände auf dem zweiten Landtag;" sie sollen sich theils auf die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, theils auf die Versprechen und Vorwürfe des Abschieds vom Jahr 1819 beziehen, übrigens auch die Klage enthalten, daß die Verfassungsurkunde in ihrem ganzen Umfang nicht vollzogen und genau beobachtet werde. Wenn dies wirklich der Inhalt ist, und die Schrift aus ächter Quelle kommt, so wird es dem Landtag an frischem Leben nicht fehlen. Es ist nur zu wünschen, daß die Stände nie die Grenzen der weisen Mäßigung übertreten mögen, ohne welches für die gute Sache kein bleibender Sieg zu erringen ist. 76.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 20.

24. Januar 1822.

Rochlitz's Schriften.

(Schreiben an den Herausgeber.)

Sie fordern mich auf, Ihnen mein Urtheil über die drei ersten Theile der ersten Ausgabe von Friedrich Rochlitzens Schriften (Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz Schriften. Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben. 6 Bände. Züllichau, bei Darnmann) zu sagen, und ich weigere mich nicht, es zu thun, indem ja Friedrich Rochlitz recht eigentlich ein Dichter für uns Frauen ist, und daher uns ein Urtheil über ihn wohl ansteht. Männer vermissen vielleicht in seinen Werken erhabene Begeisterung, Freiheit in den Ideen und eine reichhaltige Ader von Erfindung; eine genügsame weibliche Seele wird jedoch mit seiner schönen Innigkeit, seinem warmen Naturgefühl, der trauten liebevollen Gemüthlichkeit, strengen Sittlichkeit und reinen Gesinnung, die uns überall in seinen Schriften begegnen, sich herzlich befreunden und den Mann, der sie niederschrieb, recht lieb gewinnen. Er kennt mein Geschlecht mit allen seinen kleinen Schwächen, aber auch in seinen edelsten und besten Trieben und Eigenschaften genau, und weiß gerade diese hervor zu heben und recht eindringlich zu machen, wie öfters gerade das Schönste in uns zum Fallstrick werde, wenn es falsch geleitet wird, und wir zu wenig der Stimme der Vernunft, des Gewissens gehorchen. Wenn der Verf. in seinen Schriften uns rührt, so brauchen wir hinterdrein uns dessen nicht zu schämen, wie es einem zuweilen wohl begegnet, wo mit der Rührung Prunk getrieben, und mit dem, was in jeder menschlichen Brust sich regt, ein unedler gewaltsamer Gebrauch gemacht wird. Von dieser unechten Rührungsfähigkeit ist meines Erachtens Rochlitz völlig frei; wenn er unserm Auge Thränen entlockt, so treibt er kein eitles Spiel mit den heiligsten Empfindungen der Menschen.

Man zählt es unter die anmuthigen Schwärmereien der Jugend, an einem Lieblingsschriftsteller alles vortrefflich zu finden, und auch kein schwarzes Fleckchen an ihm anerkennen zu wollen; auch Frauen, selbst in höherm Alter, gibt es, die sich diesen jugendlichen, ja kindlichen Sinn bewahrten, und für die das Gute keine Nachtseite hat. Sie würden also nur Lobsprüche von mir hören, wenn ich nicht halb ärgerlich das Urtheil von Freunden vernommen hätte, die manches an dem, was mich so sehr anzog, auszusetzen fanden und mit Gründen stritten, die ich gern widerlegen mochte, aber es nicht immer konnte; manche Ideen in meinem Urtheile sind daher die Gedanken anderer, was sich denn wohl, auch wenn ich's nicht sagte, herausfinden ließ.

Der Inhalt des ersten Bandes besteht aus Khosru, Schach von Persien, Parisade und Brahman, Faustina Hasse, die Pfänder, Blätter eines Hypochondristen, und Skizzen. In Khosru, und Parisade und Brahman, die Fortsetzung von jenem, ein dramatisirtes Mährchen aus der tausend und einen Nacht, will man das orientalische Costüm vermissen. Mag es immerhin mangeln; welcher reiche Ersatz von Zartheit und Herzlichkeit ist ihm dafür geworden! Wie jungfräulich edel und hold erscheint Parisade, wie zart und innig ist die Liebe zu ihrem Bruder dargestellt. Nicht kindische Begierde, etwas Seltsames zu besitzen, das zugleich ihrer Eitelkeit fröhnt, sendet ihn hinaus, das lebensgefährliche Abenteuer zu bestehen; das unschuldige Verlangen, ihren wasserarmen Garten erfrischen zu können, heißt ihr den Wunsch, den Springquell hieher zu versetzen, aussprechen. Auch bleibt's bei diesem einen Unternehmen, auf das in der Bearbeitung nicht tanzende noch verschönernde Wasser, folgt nicht der singende Baum und der redende Vogel. Brahman's jugendlicher Uebermuth, der die Warnungen des ermahnenden Derwisches theils überhört, theils gering achtet, ist im Junglingscharakter, so wie die klügere Vorsicht der Jungfrau. Daß die Alte, welche Parisaden auf den nie versiegenden Quell aufmerksam macht, keine boshafte Abgesandtin ist, hat mir gar wohl gefallen, und noch mehr, in Khosru keinen so erbärmlichen, dummen und grausamen Wicht geschildert zu sehen, wie man's so oft an den Mährchen-Sultanen gewohnt ist.

Faustina Hasse portraitirt eine anziehende Eigenthümlichkeit so scharf, und faßt sie so geistvoll auf, daß man meint, die seltne Künstlerin, die interessante Frau leibhaftig vor sich zu sehen, und dabei von einem ihrer genauesten Freunde zu hören, wie und wodurch sie so wurde.

Die Pfänder sind recht betrüblich, und manche dürften die Flatterhaftigkeit des Mädchens doch zu hart bestraft glauben; aber das deucht mir nicht so, denn Treue ist eine unerläßliche weibliche Tugend.

Blätter eines Hypochondristen machen uns diesen so werth, daß man mit dem Verf. ein we-

nig schwollen möchte, ihn in allen seinen Liebes-Hoffnungen so arg getäuscht zu haben.

Unter den Skizzen, Elwina an ihre Mutter, Morgenbetrachtung der Frau Anna Barbara Methfässel, Leben und leben lassen, das Erbgut, Lidli's Lebensgeschichte, Abraham Blechschmidt, und das kleinste Reiseabenteuer ist keine vernachlässigt, keine ohne Interesse. In der letztern beweist der geehrte Verf., daß er recht gut zu tändeln verstehe, obgleich im Allgemeinen das Scherzhafte weniger ihm angemessen, als das Gemüthliche, Reflectirende und Sentimentale, im guten Sinn des Worts. Leben und leben lassen, dafür sollten wir Frauen uns besonders bedanken, es ist so hübsch, daß er die Frau Wills ihrer kleinen Lust sich schämen, und den Mann sie durchschauen läßt. Viele Schriftsteller beeifern sich, den Frauen recht anzuempfehlen, ihre Männer zu überlisten, gleich als wenn eine edle Frau sich der unedlen Waffen nicht schämen sollte, und die Männer es gern haben müßten, lieber, wenn auch nicht plump angeführt, als durch sanfte vernünftige Vorstellungen anderes Sinnes zu werden. Mag in der wirklichen Welt dergleichen auch geschehen, ein solches Sittengesetz sollte doch nie in der idealen herrschen.

Im zweiten Band soll die Antigone zu modern seyn; gewiß nicht in dem Maß, daß sie einen Anstoß gäbe. Eine wörtliche Uebersetzung einer antiken Tragödie kann in der Darstellung auf der Bühne doch nur eigentliche Philologen befriedigen; um ungelehrten Männern und uns Frauen aber verständlich zu werden, bedarf es durchaus einer Bearbeitung, und da möchte denn doch diese eine gelungene heißen.

Joachim von Sandrart spricht in seiner treuherzigen Schreibart, die der Zeit, in welcher der merkwürdige Mann lebte, gewöhnlich war, und die in der Nachbildung weder gezwungen, noch manierirt ist, ungemein an. Da wollen nun aber die Kunstkenner wissen, er sey als ausübender Künstler nicht solch ein Meister ersten Ranges gewesen, wie in dieser Biographie angedeutet wird, auch sey in dem Urtheil über die Maler nicht die gehörige Abstufung beobachtet. Das will sogar mir so bedünken, denn es scheint fast, als hielte Sandrart den Pietro von Cortona eben so hoch als den Raphael. Der Sandrart wird uns aber daraus recht lieb; und ist ihm als Maler vielleicht auch zu viel Lob erwiesen worden, doch sicherlich nicht seinen sittlichen Tugenden, und dem Verdienst, den er sich durch seine Lebensbeschreibungen der Maler mit den vielen dazu gehörigen Kupfern erworben.

Reinhold, Graf zu Dohna. Ein echtes Volksmährchen, wobei es einem tüchtig graust, das alle Fibern spannt, und indem man es hört, gewiß lauter Gläubige findet. In den meisten Mährchen der Art wird der Teufel ganz umsonst bemüht; menschliche Kräfte reichten vollkommen aus, auch benimmt sich der gehörnte Unhold in der Regel entsetzlich läppisch und albern. Hier aber ist dem nicht so; in der Lage, worin sich die Gräfin befand, ist es zu begreifen, wie sie den Versprechungen des bösen Feindes Gehör gab, und dieser ist auch ein ordentlicher Teufel. Zu Gunsten nervenschwacher Frauen hätte die Hölle mit mattern Farben mehr angedeutet als wirklich ausgemalt seyn können, und vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Reinhold's Besuch des höllischen Abgrunds mehr als Vision, wie als wirkliches Herabsteigen wäre behandelt worden. Recht gut ist die Bekehrung des reuigen Sünders, nur dürfte eine anhaltende strenge, den Nebenmenschen ersprießliche Buße, vielleicht ein dem Himmel wohlgefälligeres Mittel dafür seyn, als das Oeffnen der Adern.

Das Jawort ist, was man, mitunter mit einem vornehm abfertigenden Achselzucken, ein Familiengemälde nennt. Gewiß wäre man billiger gegen sie, glichen sie alle diesen, wären sie so frei von langweiligen Gemeinplätzen und unterhielten so gut.

Skizzen, aus den Papieren eines alten Müßiggängers; als: der Müßiggänger, der Herbsttag, Mieze, die Kindswärterin, die Studentenwirthschaft, die Wanderer, das Testament, die Nothtaufe. Sie gewähren reiche Beiträge zur Seelenkunde und eröffnen helle Aussichten in die Gemüthswelt. Die Kindswärterin wird sicherlich kein weibliches Auge ohne tiefe Rührung lesen, und die Studentenwirthschaft spricht wohl einen Jeden an.

Die Neuvermählten, ist ein niedliches Lustspiel, vielleicht für die Aufführung zu fein.

Das Blumenmädchen, ist ein recht artiges Singspiel, im Geschmack älterer deutschen Operetten, wozu Hiller die Musik setzte. Versteht sich, daß es von allen Plattheiten frei ist, recht hübsche Verse aufzuweisen hat, und keine faden Redensarten, noch gedankenleerer Wortschwall darin vorkommen.

Victor's Reise, welche den dritten Band eröffnet, verletzt das Gemüth des Lesers, indem man die Versöhnung erst jenseits zu suchen hat. Victor und Therese kämpfen so ritterlich im Besiegen ihrer Liebe; Recht und Unrecht in der einzigen zweideutigen Handlung ihres Lebens, dem tyrannischen nichtswürdigen Gemahl zu entfliehen, und von dem bewährten Freund, der allein ihr übrig blieb, zu einer entfernten Verwandtin sich geleiten zu lassen, liegt sich so nahe, daß Tausende, die mehr das Herz als den kalten Verstand zum Leitstern ihrer Handlungen machen, an jener Stelle gewiß das Gleiche gethan hätten, und so wünscht man denn auch, daß die Geschichte einen andern Ausgang hätte, als Theresens Tod in einem öden Kloster und Victors stillem Wahnsinn.

Vermischte Gedichte. Anmuthig, und ansprechend, und auch in der Form, so viel eine Laiin in der edlen Dichtkunst davon urtheilen kann, wohl gelungen. Als großartige ideenvolle Poesien will sie der bescheidene Verf. zuverlässig nicht betrachtet wissen. Die Haustafel, das erste der neun Gedichte soll viel Aehnlichkeit mit einer altdeutschen Auslegung des ABC haben, diese aber, den Gedanken nach, tiefer seyn.

Cölestina hat in der Bearbeitung sehr gewonnen. Das Süßliche, Flache, was einem unfranzösirten Geschmack bei Florian so anwidert, ist glücklich herausgebracht, und so eine recht unterhaltende interessirende Novelle entstanden.

Das Schicksal und die weichgeschaffenen Seelen. Ein etwas nach Europa versetztes arabisches Mährchen; die Travestirung schadet aber gar nichts, da es überhaupt damit auf einen fröhlichen Scherz abgesehen ist.

Desto ernster ist die erste von den Skizzen, der Amtsbericht des Pfarrers von Eichengrün, eine furchtbare Criminalgeschichte, wo von gerechten, aber freilich nicht allwissenden Richtern, eine Unschuldige zum Blutgerüst verdammt wurde, weil alle Umstände wider sie sprachen, und die Folter ihr ein unwahres Geständniß abpreßte. Das Lotterieloos, und H. C. sind voll der heitern Gemüthlichkeit, die den Deutschen so wohl ansteht.

Der Deserteur ist nicht so gräßlich wie jene Criminalgeschichte, aber doch auch traurig genug, da man des Deserteurs Tod unter den Hieben seiner Kameraden, und den darauf folgenden Wahnsinn seiner Braut, als Menschenwerk zu betrachten hat, entstanden aus Mangel an Einsicht, aus Leichtsinn, Tücke und Beschränktheit.

Musikalische Reise schließt sanft und fröhlich den Band, ob sie gleich zuletzt auf eine Selbstmystification hinausläuft.

70.

Auswahl aus Klopstock's nachgelassenem Briefwechsel und übrigen Papieren. Ein Denkmal für seine Verehrer. Zweiter Theil. 2 Thlr.

(Ueber den ersten Theil s. No. 204 v. 1821.)

So wie der Herausgeber (Prof. Clodius in Leipzig) den ersten Band dieses, den Verehrern Klopstock's gewiß so willkommenen Werkes, mit einer Einleitung begann, deren ausgezeichnete Trefflichkeit Schreiber dieses in seiner oben angegebenen Beurtheilung, gebührend anerkannte; so schließt er diesen zweiten mit einem Nachworte (über die Klopstockschen, in diesem Bande fragmentarisch mitgetheilten, Uebersetzungen im Einzelnen, und über Dichterübersetzungen überhaupt, im Allgemeinen), das sich der Gediegenheit der darin enthaltenen Ansichten wegen, würdig an jenes Vorwort anschließt und ein Unternehmen, das den Dank aller Literatur-Freunde verdient, ebenso geistreich beendet, als es angefangen ist. Wir erwähnen hier aber in unserer Besprechung des Inhalts vom zweiten Bande dieses Nach- oder Schlußworts — der Reihenfolge entsagend — zuerst, da es recht füglich auch als ein Vorwort zu diesem Theile betrachtet werden kann, indem dadurch der Leser, der nicht seit lange schon mit Klopstock's Schriften ganz vertraut ist (eine Sache, die gewiß bei manchem der Fall), erst zum rechten und wahren Verständniß des hier Gegebenen kommt, und mancher leitende Wink ihm hier werden wird. Zum Beweise nur einige Stellen. Gleich zu Anfang sagt Herr C.: Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Zusammenstellung dessen, was Klopstock aus den Alten, in dem Versmaße ihrer Dichter, mit dem Streben nach möglichster Bündigkeit und Deutschheit, übersetzt hat, die hauptsächlichste und vollständigste Gabe gegenwärtiger Sammlung sey.....denn, diese fragmentarischen Uebersetzungen aus den Classikern, von denen ein Theil schon, gleichsam als die Blüthe jener Sprachuntersuchungen, dem ersten Theile eingewebt war, machen mit dem weit bedeutendern, noch ungedruckten, ein Ganzes für sich aus und müssen dem Philologen, wie jedem deutschen Leser um so merkwürdiger seyn, weil sie, wie sich bei Klopstock's genialen Schönheitsgefühl auch von selbst voraussetzen ließ, eine wahre Blumenlese der herrlichsten Stellen aus den Alten bilden, und es nur zu bedauern ist, daß Klopstock Pindar, oder die andern, seinem Styl so verwandten Lyriker, sammt den Tragikern, vorbeiging, um sich mehr an die Epiker, Horaz und die Historiker zu halten" ..... „Daß übrigens Klopstock nirgends an vollkommene Uebersetzung in aller Form gedacht habe, leuchtet von selbst (und aus allen vorliegenden Proben) ein. Er würde wahrhaftig nicht mitten im Verse einzelner Odenstrophen aufgehört (wie dies einigemale sich findet) oder am Schlusse einer Ode oft vor vollendeter großer Hälfte der Schlußstrophe (wie auch einigemale) abgebrochen haben, wenn er nicht weit andere Ansichten gehabt hätte, als irgendwo eine in der Form vollendete Uebersetzung zu liefern." Allerdings; nicht um den Preis einer künstlich in jeder Beziehung vollendeten Uebersetzung war es Klopstock bei seinen Verdeutschungen alter Dichterstellen zu thun; sondern, wie oben bereits erwähnt, um möglichste Bündigkeit und Deutschheit und um den Beweis, daß unsere bildsame, reiche Sprache, nicht allein im Stande sey, Alles das, was die Alten in ihren classisch vollendeten Idiomen gegeben, rein und vollständig, sondern sogar, in einer noch größeren, energischen Kürze, wiederzugeben vermöge; und Klopstock's Streben nach dieser Beweisführung des einmal von ihm aufgestellten, und durch die That auch fest gestellten Satzes, ging so weit, daß er die innigste Freude empfand, wenn es ihm gelang, hier oder da in einer übertragenen Ode oder dergleichen: dem Römer oder Griechen ein paar Worte oder Sylben abzugewinnen, wenn auch dadurch das Maß eines einzelnen Verses verletzt ward. Daß diese Freiheit, welche er sich in Hinsicht des Metrums nahm (versteht sich, immer nur höchstens bei einem einzelnen Verse), vor ihm nicht auch auf die Art der Wiedergebung des Geistes und Sinnes der Dichtung ausgedehnt wurde, bedarf wohl keiner Erinnerung. Niemand fühlte mehr wie er die Größe, Schönheit und Erhabenheit, die in den von ihm übertragenen Dichterstellen ruhten und er würde gewiß nicht minder wie jeder Andere, den Gewinn, ein paar Sylben zu ersparen, billig für zu theuer erkauft gehalten haben, wenn dadurch auch nur das kleinste Theilchen der vollsten Deutlichkeit, oder gar des ganzen Ausdrucks der Gedanken, verloren gegangen wäre. Daß man übrigens zu seiner Zeit, und auch noch jetzt mitunter, befangen genug gewesen, dem großen Dichter den völlig ungründeten Vorwurf zu machen, als kenne und fühle er nicht selbst gehörig die Schönheit, welche in der Rundung und metrischen Vollendung eines reingebauten Verses liegt, ist bekannt; dieser ungerechte Vorwurf aber um so haltloser, wenn man bedenkt, welchen Wohlklang Klopstock größtentheils in seine Hexameter zu legen wußte, welche echte Sprachmusik in seinen Oden herrscht und wie überhaupt nichts von ihm versäumt wurde, was auch, wir möchten sagen, zu der äußern Größe und Schönheit eines Gedichtes gehört. Trefflich setzt dies hier Erwähnte der Herausgeber durch manches erläuternde Beispiel in's Licht und wir wollen nur von denen in dem Nachwort gegebenen, Eines anführen, als Beweis, wie Klopstock wohl wußte, da wo er nach Kürze rang, diese zu erreichen und wieder da, wo es ihm darum zu thun war, die Schönheit eines alten Dichters auch im bloßen Wortausdruck wiederzugeben, auch dieses auszuführen. In der Uebersetzung des Virgil (Aeneid. VI. 850. u. f.) finden sich bei Klopstock zwei Lesarten von ihm, eine handschriftliche spätere, wo es ihm gelungen ist, um drei Sylben, die einen Bachius füllen würden, kürzer zu seyn, als das Original, und eine frühere, in den grammatischen Gesprächen abgedruckte (S. 253.) die mit dem Original metrisch von gleicher Länge ist. Die spätere kürzere, heißt:

„Dein sey: Römer, daß du die Völker beherrschest (der Künstler
Sey du hier!) des Friedens Gesetz gebietest, und den schonst,
Welcher gehorcht, mit dem Stolzen es siegend endest — — —

Die frühere, kräftigere, schönere, bei der aber nichts an Sylben erspart worden war:

„Dein sey, Römer, daß du die Nationen beherrschest,
(Hier sey du der Künstler!) des Friedens Sitte gebietest,
Dessen schonst, der gehorcht, mit dem Stolzen siegend es endest."

Jedermann — sagt hierbei mit Recht der Herausgeber — wird dies Stolze, beim Virgil in einem Hexameter zusammengedrägte

„parcere subiectio et debellare superbos,"

in der zuletzt angeführten aber früheren, überhaupt durchaus leichteren Uebersetzungsweise, am vollkommensten ausgedrückt finden, und Klopstock hat gewiß dies ebenso gefühlt. Es war ihm also in der Aenderung, oder vielmehr Variation, nur um Kürze zu thun, nur um die Beweise der deutschen Bündigkeit zu vermehren, die in den grammatischen Gesprächen geführt werden.

Dieser Eine Beweis wird hier genügen und wir wollen nur noch das erwähnen, was der Herausgeber über Dichterübersetzen überhaupt mit Bezug auf Klopstock, aufstellt. Jeder Verdeutscher — heißt es S. 332 des Schlußwortes — soll weder die Eigenthümlichkeit der deutschen Dichtersprache, noch seine eigene dichterische Eigenthümlichkeit, ganz verleugnen (Wie viele Uebersetzer haben aber leider gar keine dichterische Eigenthümlichkeit, und wie Viele verrenken die Sprache, um einem Schattenbilde nachzujagen, auf's ungebührlichste!); denn nur hierdurch wird eine Uebersetzung zum wahren, eigenen Kunstwerk. Freilich aber muß auch der Uebersetzer seine Individualität bei alledem auch immer wieder so viel verleugnen (oder beherrschen) können, daß er nicht dadurch Dissonanzen in das Original bringe, oder dasselbe in wässrige, eben an der Tagesordnung vielleicht sich findende, Paraphrasen, moderne Floskeln, Ansichten und Empfindungen, herabzieht. Er folge bei Arbeiten dieser Art, nur seinem Genius so, wie Klopstock ihm folgte, und dann wird das Hauptproblem sich schon lösen, welches doch wohl nur das ist: den fremden oder alten Dichter so wiederzugeben, wie er sich selbst gegeben haben würde, hätte er sein Werk in unserer Sprache geschrieben. ‚Daß unsere Sprache aber hierzu vor allen andern lebenden, ganz besonders geschickt ist, bedarf wohl keiner neuen Auseinandersetzung, und wir würden, Zweifels ohne, ein ganz Theil weiter im Uebersetzen seyn (d. h. im allgemeinen), und gewiß eben so sicher, eine weit größere Menge guter Uebersetzungen besitzen, als der Fall ist, wenn nicht bei uns Deutschen, wie fast in allen Dingen, auch hier der Umstand einträte, daß wir gar zu gern über der Theorie die Ausführung vernachläßigten. „Wir haben uns — sagt der Herausgeber S. 334 sehr richtig — über dem Speculiren nach dem einzig möglichen Systeme, alle Lust zur Philosophie, über die einzig großen Dichter und einzig richtige Dichtart, welche unsere moderne, süßliche, vornehme Aesthetik verehrt, alle Liebe zur Poesie verdorben, und jetzt sind wir drauf und dran, uns mit der abgeschmackten Frage: welche Verdeutschung eines ausländischen großen Dichters, ist die einzig beste? uns auch alles Uebersetzungswesen auf immer zu verleiden." Nichts verschweigen von dem, wovon das Original redet, d. h. nach Klopstock, nichts von dem dichterischen Inhalte verschweigen, in wie fern selbiger dargestellt werden kann, dies ist die Aufgabe welche dem Uebersetzer gegeben ist; womit jedoch nicht gesagt ist: der Uebersetzer solle just so reden wie das Original, denn das kann er nicht oder er foltert den Genius seiner Sprache. Jede Sprache hat aber ihren eigenen Geist, der nicht ungerochen sich in das Prokrustes-Bett einer ihm fremden Form und Wortfügung zwängen läßt. Zwar wird zuweilen — wie der Herausgeber seinerseits auch bemerkt — es wohl angehen, daß der Uebersetzer genau so in Form, Wortfügung u. dgl. sprechen kann, wie sein Original, besonders bei einer so biegsamen, Wendungen reicher Sprache, wie die unsere; aber — man misbrauche nur die Biegsamkeit der Sprache nicht und mache, von einem richtigen Gefühl geleitet, einen Unterschied zwischen anschmiegen und gewaltsamen, ängstlichen anpressen.

Nach obigem, bleibt uns nur noch wenig über, das Bedeutendste in diesem Theile gegebene, zu sagen, da aus dem Besprochenen sich am besten der große Werth desselben wird erkennen lassen; wir begnügen uns daher den Inhalt des ganzen Buches hier nur noch anzugeben, in Betreff eines einzelnen Theiles desselben uns hintennach noch eine kleine Bemerkung erlaubend. Zuerst findet der Leser von S. 1—36 zwölf Gedichte an Klopstock, von F. L. Graf von Stolberg, Gramberg, Unzer, Caroline Rudolphi und Schönborn u. a. die fast durchgehends von bedeutendem poetischen Werthe und den Verehrern des Messiassängers gewiß doppelt willkommen seyn werden, da sie redenden Beweis geben, wie hoch geehrt bei'm Leben und nach dem Tode der große Dichter von den Ausgezeichnetsten seiner Zeit war, und wie freudig verwandte Gemüther seinen Werth anerkannten. Diesen folgen: Einige Bruchstücke aus Klopstock's nachgelassenen prosaischen Aufsätzen, die zwar meist nur kurz, nichtsdestoweniger aber in mehrfacher Hinsicht sehr interessant sind (des Einen davon werden wir noch besonders gedenken), und diesen wieder die von S. 75 bis zum Nachwort des Herausgebers (S. 313) fortlaufenden Uebersetzungen von Klopstock, 1) aus den alten römischen Dichtern (Horaz, Virgil und Ovid) mit Parallelstellen des Originals und anderer Uebersetzer, als Ramler, Schiller, Wieland, Delille u. A. 2) aus den griechischen Classikern (Homer, Thucydides und Xenophon) mit Parallelstellen aus dem Homerischen Originaltext und der Stolbergischen Uebersetzung: die, wie früher und oben bereits erwähnt, den Haupt- und Gewichtpunct der ganzen diesmaligen Gaben bilden, der das Nachwort des Herausgebers, als leitender und erklärender Zusatz, zum würdigen Schlußsteine dient.

Was wir noch zu besprechen gedachten, ist die Ortographie in den kleinen, nur 2 Octavseiten langen, Aufsatz Klopstock's, „über Deklamation" (v. S. 60.), den der Herausgeber genau mit derselben, etwas seltsamen Rechtschreibart abdrucken ließ, die Klopstock einmal vorschlug, sich selbst bediente und eingeführt zu sehen wünschte. Uns ist dieser Versuch des großen Dichters die Schreibart zu modeln, zwar immer, so wie er ihn unternahm, als verfehlt erschienen; doch wollen wir auch offen gestehen, lange nicht so arg und durchaus, wie die späteren Versuche mancher Andern, die sich zum Theil nicht allein mit einer neuen Ortographie begnügten, sondern die Sprache selbst in ihrer Zusammensetzung, ihren Endigungen und Beugungen über einen selbst gezimmerten Leisten schlugen, oder vielmehr zu schlagen sich mühten; der, hätte man ihrem Willen gefolgt, das gute, ehrliche Deutsch für uns Deutsche bald zum vollkommensten Undeutsch würde gemacht haben. Mit Klopstock's Vorschlag war es ein Anderes. Er wollte nichts als die Rechtschreibung erleichtern, ihre Regeln vereinfachen und manchen unnützen Buchstabenschwall verbannen; dies war sein löbliches Beginnen und zum Theil auch kein überflüssiges, nur freilich ging er — wie dies oft bei solchen Reformationswerken zu geschehen pflegt — zu weit wie eben die hier S. 60 gegebene Probe „Von der Deklamazion" überschrieben, demjenigen beweisen wird, der die von ihm aufgestellte Rechtschreibart noch nicht kennen sollte; indeß leugnen wir doch nicht, daß manches in dieser Rechtschreibart uns so zweckmäßig und durch die Aussprache begründet erscheint, daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, es möchte zum Besten der Deutlichkeit der Schriftsprache, nicht alles ganz vergessen und verworfen werden, was Klopstock in dieser Hinsicht aufstellte.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 21.

25. Januar 1822.

Neapel.

Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le Royaume de Naples, par Mr. le Comte *Grégoire Orlow*, Senateur de l'Empire de Russie. Par Amaury Duval T. III, IV et V. Paris 1821.

II.

(No. I siehe in No. 3.)

So schien das Land einer glücklichern Zukunft entgegen zu gehen, und diese Hoffnungen wurden auch nicht unterbrochen, als Karl III. es 1759 verließ, um den spanischen Thron zu besteigen. Er ließ seinen zweiten Sohn, Ferdinand IV., damals ein Kind von acht Jahren, als König beider Sicilien zurück, zugleich aber auch seinen treuen Tanucci, durch welchen er, ungeachtet er noch vor der Abreise als Reichsgrundgesetz bekannt gemacht hatte, daß die Kronen von Spanien und Neapel nie vereinigt werden sollten, dieses von Madrid aus zu regieren fortfuhr. Tanucci war 1698 in einem Dorfe von Toscana geboren, und war, während der kurzen Regierung des Königs in Toscana, Professor der Rechte zu Pisa, als ein Vorfall, wo die weltliche und die geistliche Macht mit einander in Conflict gerathen waren, die Aufmerksamkeit des Monarchen auf ihn lenkte. Ein Verbrecher hatte sich in ein Kloster geflüchtet, und ob man gleich denselben nicht mit unmittelbarer Gewalt herausholte, so wurde doch das Kloster scharf bewacht, und, da man keine Lebensmittel hineinließ, die ehrwürdigen Väter endlich durch Hunger gezwungen, ihren unwürdigen Schützling herauszugeben. Darüber schrieen sie, als über eine Verletzung ihrer Rechte und die ganze Geistlichkeit stimmte mit ein. Tanucci zeigte in einer Abhandlung über die Asylrechte der Klöster den Ungrund ihrer Beschwerden und erwarb sich dadurch das Vertrauen des damaligen Großherzogs von Toscana so, daß derselbe ihn mit nach Neapel nahm, und ihn bald an die Spitze der Geschäfte stellte. Er blieb während der Minderjährigkeit Ferdinands IV. dirigirender Minister und verlor seinen Einfluß, auch nachdem dieser (da er nach einer Verordnung Karl's III. mit dem zurückgelegten sechszehnten Jahre volljährig geworden war) am 12ten Januar 1767 die Regierung selbst übernommen hätte, erst durch den Antheil, welchen die Königin Marie Karoline an der Staatsverwaltung bekam. Er trat 1777 als ein Greis von 80 Jahren aus dem Ministerium, welches er über 40 Jahre geführt hatte.

Tanucci war, ungeachtet er manche Reformen unternahm und mehrere, wie man glaubt, beabsichtigte, doch mehr ein sorgsamer Verwalter, welcher eine mangelhafte Staatsmaschine in erträglichem Gange hielt, als ein Staatsmann in höherm Style, welcher die Zeichen der Zeit verstehend, die Entwickelungen derselben, befördert, ihre Gebrechen gründlich heilt, nicht durch zurücktreibende Mittel gefährlicher macht und die im Volke sich regenden Kräfte harmonisch entfaltet. Sein Hauptverdienst war die Vertheidigung des monarchischen Princips, nicht gegen das Volk, denn damals wußte man noch nichts von einem Anwogen desselben gegen den Thron, sondern gegen die Anmaßungen des römischen Stuhles. Dabei milderte er einige harte Strafgesetze, suchte die Rechtspflege zu verbessern, ohne doch das Uebel in der Wurzel anzugreifen; setzte einige Abgaben herab, war aber nicht genug praktischer Finanzmann, um die verworrene Verwaltung auf eine einfache und feste Ordnung zurückführen zu können. Er begünstigte die Wissenschaften, besonders staatswissenschaftliche Untersuchungen, wie Palmieri's und Filangieri's gelehrte Arbeiten, stiftete Schulen und gelehrte Gesellschaften, hielt Ordnung, wo er konnte, und störte eben so wenig den alten Bestand der Dinge als die Entwickelung des Neuen. Dadurch allein ist ihm jedoch der Ruhm eines weisen und guten Ministers schon gesichert. Denn die Gerechtigkeit handhaben, in den öffentlichen Ausgaben Maß halten, die Volkserziehung befördern, überall bauen, nichts zerstören, weder das was wirklich noch steht, noch das was im Werden ist; das ist es, was mit reinem Willen ein Jeder leisten kann, und was ihn unfehlbar zum Wohlthäter seines Volkes macht. Von allen die mehr wollen, sey es als Staatsverwalter oder als Sprecher des Volkes, wird kaum Einer aus Tausenden seinen Namen mit Ruhm auf die Nachwelt bringen.

Was man Tanucci mit dem meisten Schein vorgeworfen hat, ist die vernachlässigte Erziehung seines künftigen Gebieters, des Königs Ferdinand. Auch er machte dieselbe falsche Rechnung, welche die Geschichte von so vielen Ministern berichtet, daß er glaubte, desto mehr wirken zu können, je weniger der König nach eigner Einsicht zu handeln im Stande sey. Auch ihn trafen aber die gewöhnlichen Folgen dieses sträflichen Irrthums, daß er selbst bei dem Könige alsdann

keinen Beistand fand, als er ihn von einem durch eigne Ueberzeugung begründeten Vertrauen sicher erhalten hätte. Als der König sich (1768) mit der Erzherzogin Marie Karoline vermählte, wurde in den Ehepacten bedungen, daß die Königin, sobald sie einen Prinzen geboren haben würde, Sitz und Stimme im Staatsrathe haben solle. Als der Fall eingetreten war, und die Königin mit Nachdruck auf diesem Rechte bestand, merkte Tanucci wohl, welchen Fehler er gemacht habe, aber nun waren seine Bemühungen, die junge, nach Wirksamkeit begierige Fürstin von den Staatsgeschäften entfernt zu halten, nicht nur vergeblich, sondern machten ihn selbst der Königin verhaßt. Er mußte abtreten, und die Königin wurde die eigentliche Seele der Staatsverwaltung, in welche sie einen Geist unruhiger Neuerung mitbrachte. Doch erstreckte sich dieser vornämlich nur auf den Hof, die Armee und Marine, erregte aber in der Nation eine um so größere Unzufriedenheit, als diejenigen, welche bei den Reformen gebraucht und angestellt wurden, meist Fremde waren (der Minister Acton, General Salis) und besonders Acton in jeder Beziehung sich seines Postens als Premierminister unwerth bewies.

Ehe der Verf. weiter geht, gibt er (Cap. IX) einen kurzen, aber geschickt entworfenen Umriß von der neapolitanischen Staats- und Regierungsverfassung. Von der ersten ist wenig zu sagen, das Lehnwesen machte die Grundlage davon aus, ohne jedoch der königlichen Macht diejenigen Schranken zu setzen, welche in andern Ländern eine Folge desselben gewesen sind. Der König vereinigte alle Zweige der obersten Gewalt, die Gesetzgebung hing von ihm allein ab, und selbst die Rechtspflege wurde in höchster Instanz von einer Abtheilung des königlichen Staatsraths ausgeübt. Von dem eigentlichen obersten Gerichtshofe, der Vicaria, konnte man an den König appelliren, welcher in ältern Zeiten nur nach Gutdünken irgend einen Rechtsgelehrten zu Rathe zog. König Alphons ordnete ein stehendes Collegium an (das sacro consiglio), dessen Präsident zuletzt Vicegroß-Protonotarius hieß. Die untern Stände des Volks befanden sich in einer traurigen Lage; ungemessene Frohnden und der Zehnten, welchen sie doppelt, dem Gutsherrn und der Kirche zu entrichten hatten, vernichteten allen Wohlstand und machten dem Landmanne selbst alles Streben darnach unmöglich. Der gutsherrliche Zehnte bestand an vielen Orten sogar im fünften Theil der Aernte. Zu den rechtmäßigen Abgaben gesellten sich noch Bedrückungen aller Art, gegen welche die mangelhafte Justizverfassung keinen Schutz gewährte. Daß aber die Trägheit und Stumpfheit, in welche der gemeine Neapolitaner versunken war, nicht im Charakter des Volkes liegt, sondern äußern zufälligen Umständen zuzuschreiben ist, zeigte sich in der Vergleichung der unmittelbar königlichen und der adlichen Städte. In den letzten war nichts als Elend und Niederträchtigkeit, in jenen hingegen Fleiß und Wohlhabenheit, und selbst rings um sie verbreitete sich ein besserer Anbau des Landes. Alle Lehn waren untheilbar und erbten nur auf den ältesten Sohn, oder die älteste Tochter, wenn keine Söhne vorhanden waren. Die Gerichtsbarkeit übten alle Grundherrn auf ihren Gütern, viele besaßen das Recht, Gerichte der zweiten Instanz zu bestellen, und einige hatten sogar eine dritte Instanz. Von den gutsherrlichen Gerichten ging die Appellation an die königlichen Landgerichte (Provinzial Audienzen), von diesen an das Appellationsgericht (La gran corte della vicaria), welche in vier Senate (Ruote) eingetheilt war. Der Präsident hieß Regent. Todesurtheile mußten dem Sacro Consiglio zur Bestätigung vorgelegt werden, wohin auch Civilsachen noch in letzter Instanz gelangen konnten. Fast alle Gerichtsbehörden hatten zugleich administrative Geschäfte; die Vicaria war Polizeibehörde der Hauptstadt. Der Proceßgang war, ungeachtet der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, höchst langsam, und der verworrene Zustand der Gesetzgebung gab dem Advocatenstande eine große Wichtigkeit. Es gab Advocaten in Neapel, welche jährlich 15,000 Ducati (18,000 Rthlr.) verdienten. Die Zahl der sämmtlichen Justizbeamten (Richter, Advocaten und Subalternen der Gerichte) berechnete man im Königreiche (ohne Sicilien) auf 26,000, also wenigstens 1 auf 200 Menschen, welches beinahe so viel war als das Militair-Contingent der Rheinbundsstaaten. Der Adel machte den eigentlichen Kern der Nation aus; die Zahl der adlichen Familien wurde auf 6000 angenommen. Im Ganzen war derselbe wenig gebildet (und ungeachtet der großen Rechte über seine Gutsunterthanen, oder vielmehr eben wegen derselben) im Durchschnitt nicht reich, desto reicher war die Geistlichkeit (21 Erzbischöfe, 110 Bischöfe, 212 Stifter, 3600 Pfarrkirchen, eine Unzahl von Klöstern, zusammen gegen 100,000 Personen), deren Einkünfte zusammen auf 9 Mill. Ducati (10½ Mill. Rthlr.) angegeben wurden. Die Finanz- und Kriegsverfassung übergehen wir. Auch sie war auf veraltete und schwerfällige Formen gebaut.

Dieser Zustand der Staatsverwaltung wurde allgemein als schlecht anerkannt, und das Gefühl seiner Gebrechen hatte sich schon lange in allen Classen des Volkes verbreitet. Man sprach immer von Reformen, wußte aber nicht, sie geschickt einzuleiten. Der Adel selbst war nicht abgeneigt, seine lehnherrlichen Rechte aufzugeben, da er wohl sah, daß ihm bei mäßigen Grundgefällen ein von jenen Fesseln befreiter Ackerbau mehr wahren Reichthum gewähren müsse. Daher fand auch die ephemere parthenopeische Republik, welche Championnet im J. 1799 stiftete, selbst bei den untern Classen des Volkes großen Anhang. Mehrere Städte und Provinzen leisteten gegen die Wiederherstellung der königlichen Regierung einen bedeutenden Widerstand, und derselbe würde noch viel allgemeiner gewesen seyn, wenn nicht die Neigung des Volkes zu kirchlichen Feierlichkeiten und sein religiöser Sinn theils durch die französischen Befehlshaber, welche die Gelegenheiten zu großen Volksversammlungen vermeiden

wollten, theils durch die Beschlüsse der gesetzgebenden Räthe, welche der Geistlichkeit ihre Reichthümer zu entziehen suchten, damit aber auch den äußern Prunk des Gottesdienstes unmöglich machten und endlich den ganzen geistlichen Stand für überflüssig erklärten, auf das tiefste verletzt worden wäre. Die republicanischen Decrete wegen Abschaffung der lehnherrlichen Rechte und der Fideicommisse fanden einen allgemeinen Beifall; allein sie kamen, da die ganze Republik nur wenige Monate dauerte (25. Jan. — 13. Jun. 1799) nicht zur Ausführung, außer wo das Volk selbst zugegriffen und sich in Besitz gesetzt hatte. Man weiß mit welchen unnöthigen Grausamkeiten die Rückkehr des Königs, besonders durch den Einfluß eines schändlichen Weibes, der berüchtigten Lady Hamilton befleckt war. Neapel verlor in wenigen Tagen fast alles, was sich durch Gelehrsamkeit, Geist und Charakter ausgezeichnet hatte. Dies Loos traf nicht blos Leute aus den untern Ständen und Gelehrte, welche an der republicanischen Regierung Theil genommen haben, sondern die edelsten Familien Italiens, die Carafa, Riari, Colonna, Serra, Torella, Pignatelli u. a. sahen ihre Angehörigen auf dem Blutgerüste, und mehr als zwanzig adliche Familien Neapels wurden beinahe ganz ausgerottet. Es versteht sich, daß alle Verordnungen und Handlungen der republicanischen Regierung ganz vernichtet und alles auf den alten Fuß gesetzt wurde. Dennoch blieb das Andenken an manches, was sie unternommen hatte, im Volke lebendig, und wurde durch die Proscriptionen nur noch tiefer eingeprägt. Als die Dynastie der Bourbons zum zweitenmal aus Neapel vertrieben wurde, und Napoleon 1806 seinen Bruder Joseph als König dahin sandte, zeigte sich dies unverkennbar. Der neue König, wie verhaßt auch die fremde Herrschaft seyn mochte, fand den Boden für die Verbesserungen, welche seinen Thron in einer neuen Gestaltung des Staats befestigen konnten, wohl vorbereitet, und wenn nicht die Regierung ihr eignes Wirken von mancherlei Seiten wieder vernichtet hätte, so hätte sie wohl den Sinn des Volkes in einem hohen Grade für sich gewinnen können.

Joseph (dessen mannichfaltige Neuerungen im X. Cap. auseinander gesetzt werden), hatte den großen Vortheil, daß er nicht erst zerstören mußte, wo er bauen wollte. Durch die bisherigen Erschütterungen waren schon alle inneren Verhältnisse aus den alten Fugen gewichen, und die allgemeine Meinung bezeichnete das, was geschehen müsse, in vollkommener Uebereinstimmung mit den Mustern, welche man in den Einrichtungen Frankreichs vor Augen hatte. Die Lehnsverfassung wurde endlich ganz aufgehoben, alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleich, und der Unterschied zwischen den königlichen und adlichen Städten abgeschafft. Die Fideicommisse, wodurch alles Grundeigenthum unwiderruflich in die Hände einer geringen Anzahl von Familien gebracht worden war, wurden aufgelöst; es wurde ein gleiches Erbrecht der Kinder und Theilbarkeit der Güter eingeführt. Die Justiz wurde von der Verwaltung getrennt; Friedensrichter traten an die Stelle der gutsherrlichen Beamten; in jeder Provinz wurde ein Tribunal erster Instanz, es wurden im Lande vier Appellationsgerichte und ein Cassationsgericht zu Neapel für das ganze Reich errichtet. Ein Justizminister stand an der Spitze der gerichtlichen Institutionen. Für die innere Verwaltung wurde jede Provinz in Districte und diese in Kreise eingetheilt; den Provinzen war ein Intendant, den Districten ein Unterintendant vorgesetzt, wie in Frankreich; in jeder Gemeinde war ein Gemeinderath (Decurional), ein Syndicus und zwei Zugeordnete (Eletti), welche alle vom Könige ernannt wurden. Doch wurden der Syndicus und die Zugeordneten von den Decurionen vorgeschlagen. In jeder Provinz war für die Repartition der Steuern und für gemeinschaftliche Angelegenheiten der Provinz, ein von den Bürgern gewählter Provinzialrath, und in jedem Districte ein Districtsrath angeordnet, welche die ersten Grundlagen einer künftigen Nationalrepräsentation seyn sollten. In dem Finanzwesen wurden die alten ungleichen und drückenden Abgaben aufgehoben. Die meisten waren den Staatsgläubigern verpfändet und diesen sogar die eigene Beitreibung überlassen, woraus eine Menge von Misbräuchen entstanden. Den Gläubigern wurde die eigene Erhebung genommen, und sie theils mit Staatsgütern abgefunden, theils ihnen neue Staatsschuldscheine ausgestellt. Ein neues einfaches und allgemeines Steuersystem wurde an die Stelle der alten Abgaben gesetzt, die meisten Mönchsorden und Klöster, mit Ausnahme der durch ihre literarischen und diplomatischen Schätze berühmten Stifte von Monte-Cassino, Trinita und Monte-Vergine aufgehoben und ihre Besitzungen für den Staat eingezogen. Ein großer Theil wurde zu Schulanstalten verwendet. Jede Gemeinde bekam ihre Schule für Knaben und Mädchen, in Neapel wurden achtzehn Bürgerschulen für jedes Stadtviertel und zwölf andere in besondern Erziehungshäusern angelegt, deren Lehrer vom Staate besoldet waren. Jede Provinz bekam ein Gymnasium und eine Erziehungsanstalt für Mädchen, für die Töchter edler Häuser wurde eine Erziehungshaus zu Aversa nach dem Muster des St. Katharinen-Stifts zu Petersburg errichtet. Die Universität zu Neapel wurde erweitert und ein National-Institut gestiftet.

Aber alle diese heilsamen Einrichtungen verloren doch einen großen Theil ihres Zweckes durch die Art und Weise, wie sie gehandhabt wurden. Die Lasten des Volkes wurden durch eine fremde Armee bis zum Unerträglichen gesteigert; das Rechnungswesen war complicirt, mit einer Menge Controlen und Formen überladen; der Haufen fremder Beamten, welche man für die neuen Einrichtungen freilich nicht entbehren konnte, bestand der größern Zahl nach aus einem so gewissenlosen, feilen und räuberischen Gesindel, daß in ihren unsaubern Händen der Staatsdienst alle Würde und das Vertrauen des Volks verlor; die Regierung griff verletzend in eine Menge einzelner Rechte ein, und neben den trefflichsten Anstalten für die Rechtspflege bestanden Kriegsgerichte und außerordentliche Commissionen, von welchen eine große Zahl Menschen auf blosen Verdacht, ohne Beobachtung der rechtlichen Formen und ohne Apellation an die höhern Gerichte zum Tode verurtheilt wurden. Bei Aufhebung der Klöster blickte die Begierde nach ihren Gütern allzudeutlich hervor, man hob nur die reichen auf, und ließ gerade die unnützesten und schädlichsten stehen, die Franciscanerklöster, in welchen sich ein Haufe fauler und unwissender Menschen, die nur der Hang zum Müssiggehen dort versammelt hatte, vom Aberglauben des Volks ernährte.

Joachim Mürat (Cap. XI), erscheint in der Darstellung des Grafen Orlow als ein Regent, dessen Fehler von seinen vorzüglichen Eigenschaften weit aufgewogen werden. Was Joseph begonnen, aber nicht vollendet hatte, setzte er mit Festigkeit und Eifer durch. Die Finanzen wurden durch den Minister Agar, welcher schon im Großherzogthum Berg Mürat's Finanzminister gewesen war, in musterhafte Ordnung gebracht und mit strenger Redlichkeit verwaltet. Ungeachtet der unverhältnißmäßig großen Summen, welche auf das Kriegswesen verwendet werden mußten, wurden während Mürats Regierung nicht allein keine neuen Schulden gemacht, sondern ein Theil der alten abgetragen. Die neue Rechtsverfassung wurde durch Einführung der französischen Gesetzbücher und durch rasche Durchführung der Gesetze über Abschaffung des Lehnswesens vollendet, wobei freilich in Hinsicht auf die letztern oft zu rasch durchgegriffen worden ist. Die außerordentlichen Commissionen in Criminalsachen wurden aufgehoben, und wenn dem Könige Joachim hier ein Vorwurf gemacht werden konnte, so war es nur der einer zu großen Neigung zum Begnadigen, worunter das Ansehen der Gesetze litt. Eine Einrichtung in der Gerichtsverfassung, welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, war die Anstellung junger Männer, um unter Aufsicht der Kronanwälde sich zu

künftigen Richtern und Sachwaltern auszubilden. Durch die weitere Ausführung der Kreis- und Gemeindeverfassung wurde der Gemeinsinn belebt und die innere Verwaltung ungemein verbessert. In der That ist es auch sicher diese Kreisverfassung (diese Provinzial-Landräthe, Departement-Collegien, in England die vierteljährlichen Versammlungen der Friedensrichter und die Grand Jury bei der Session), welche die heilsamste Verbindung zwischen Regierung und Volk zu stiften vermag, indem sie jener die wahren Bedürfnisse des Volkes aufdeckt und in diesem das Gefühl weckt, daß es im Staate nicht blos für fremde Zwecke lebe. Auch wurde unter Joachim für Straßen- und Brückenbau sehr viel geleistet. Bis in's Jahr 1806 hatte es an einem allgemeinen Plane für diesen wichtigen Zweig der Verwaltung, wodurch so außerordentlich viel an menschlichen Kräften gespart wird, ganz gefehlt; was geschehen war, geschah durch einzelne unmittelbar vom Könige ernannte Commissionen, welche, mit keiner andern Staatsbehörde in Verbindung, unter sich völlig unabhängig, nur eine einzelne Aufgabe zu lösen hatten, und oft Leuten anvertraut waren, welche von dem Technischen keinen Begriff hatten. (Man vergl. was Tschoken in seinem Leben darüber sagt) Joachim setzte für diese Arbeiten jährlich 240,000 Duc. aus; es wurde ein besonderes Ingenieurcorps errichtet; in jeder Provinz war ein Oberingenieur mit mehreren Ingenieurs, ein Generalingenieur leitete das Ganze und machte mit den Oberingenieurs die Generaldirection aus, welches zusammen aus acht und sechzig Männern, alle vom Fach bestand. Das Ingenieurcorps hatte eine eigene Schule und eine vortreffliche Modellkammer. Für die öffentliche Sicherheit, welche durch die besondern Verhältnisse des Landes und die Nähe der päpstlichen Staaten sehr in Verfall war, wurde durch eine Polizeilandwehr gesorgt, woran die angesehensten Männer Theil nahmen, und welche besonders der Hauptstadt bei den letzten Veränderungen die nützlichsten Dienste geleistet hat. Nehmen wir nun dazu, was für den öffentlichen Unterricht geschah, die wirkliche Anlegung der Dorfschulen, die Errichtung und Verbesserung vieler Secondärschulen, der gelehrten Schulen zu Monteleone, Carovaggio und Neapel, der Lyceen zu Reggio und Salerno, wovon das letzte eine der schönsten Anstalten Italiens ist, die Wiederherstellung der italienisch-griechischen Schule zu St. Andre und Arpino (das Tullianum), die Anlegung eines botanischen Gartens, einer medicinisch-chirurgischen Lehranstalt, eines Observatoriums, eines physikalischen und chemischen Cabinets, die Errichtung einer Generaldirection des öffentlichen Unterrichts, deren Vorsteher der Ritter Gualdi wurde: so möchte die Lichtseite von Mürat's Regierung, was die innere Verwaltung betrifft, erschöpft seyn.

Die Schattenseite ist, nach den Angaben des Grafen Orlow, außer dem, was oben schon vorgekommen ist, und einem Hange des Königs zur willkührlichen Gewalt hauptsächlich in seiner Vorliebe fur die Kriegsanstalten zu suchen. Er vermehrte das Heer bis auf 73,000 Mann, also auf 1 Mann von 70 der Bevölkerung, welches den Napoleonischen Maaßstab von 1: 150 und selbst den stärkern des deutschen Bundes bei weitem übersteigt. Dies Heer war vortrefflich gerüstet und geübt, und wenn die Umstände ein solches Ueberschreiten der angemessenen Stärke rechtfertigen konnten, so vermögen sie doch nicht die Nachsicht zu entschuldigen, mit welcher Murat die Disciplin handhabte oder vielmehr nicht handhabte. Die Armee wurde mit Auszeichnungen und Geschenken überhäuft; Klagen gegen Gewaltthätigkeiten und Anmaßungen des Militairs fanden kein Gehör; in den Provinzen betrugen sich die Commandanten wie türkische Pascha's und die Garde in der Hauptstadt wie Janitscharen. Die Armee blieb ihm auch treu und schlug sich tapfer in des Königs letztem Kampfe gegen die Alliirten; allein sie konnte das Geschick nicht aufhalten, welches ihn durch falsche Politik und Treulosigkeit in den allgemeinen Fall seiner Familie hinabriß.

Die Verbannten, ein Drama in vier Acten, nebst einem Nachspiele von Joseph Freiherrn v. Auffenberg. 1821.

Je mehr es unserer Literatur an gelungenen Dramen höherer Gattung abgeht, um so erfreulicher ist es, seit dem langen Stillstande nach Schillers, leider viel zu frühem, Ableben, mehrere Dichter mit entschiedenem Beruf in diesem so schwierigen Fache auftreten zu sehen. An die Namen: Oehlenschläger, Houwald, Raupach u. s. w. strebt auch der Verfasser dieses und mehrerer andern Dramen sich würdig anzuschließen. Besonders zeichnet sich Herr v. A. durch Fülle, Erhabenheit und Kraft seiner Gedanken aus, und wenn auch bisweilen Reminiscenzen aus andern Dichtern, namentlich aus Schiller *), sich nachweisen ließen, so kann man doch wohl bei einem Dichter von so poetischem Reichthum für gewiß annehmen, daß sein Gedächtniß ihm einen Dienst geleistet hat, den er gewiß abgelehnt haben würde, wenn er ihn nicht irrigerweise der eigenen Phantasie zugeschrieben hätte.

Das Stück nähert sich zwar den Schicksalsdramen, ist aber doch kein eigentliches dieser Art zu nennen.

Bei einer noch kräftigern Individualisirung und Abrundung der Charaktere, vielleicht auch einiger Begränzung des Ausdrucks, der jedoch selten oder nie in eigentliche Prolixität sich verliert, würde Herr v. A. gewiß vor Vielen zu einer sehr wünschenswerthen Unterstützung der deutschen Bühne fortdauernd beitragen können.

Die voranstehende Dedikation ist nicht geeignet, so viel von dem Verfasser zu erwarten, als man in seinem Drama findet. Es scheint, als habe sein Geist in die sinnreichen Wendungen, welche dergleichen Zuschriften oft ebenfalls zu Kunstwerken erheben, sich nicht genug zu fügen vermocht.

17.

— Im Heidenthum war mehr Charakter und Ehrgefühl, und im Christenthum ist mehr Duldung und Pflichtgefühl!

— Wer auf die Verläumdungen der Narren antwortet, drischt leeres Stroh, und muß nicht wissen, was man Besseres mit der Zeit anfangen kann!

— Von einem bekannten Journalisten und Kritikaster, welcher krank darnieder lag, sagte Jemand: zu seinem Glücke hat er keinen edeln Theil, auf welchen sich das Uebel werfen kann! —

— Die alte Welt ward durch den Geist, und die jetzige wird durch das Phlegma regiert!

— Sonsten sagte man junge H***, alte Betschwestern! Anständiger drückt sich nun aber die elegante Welt über diese Wahrheit aus, und jetzo heißt: junge Betschwestern, alte Betschwestern, oder auch: diejenigen Damen, welche sich früherhin mehr vor den Herrn hätten hüten sollen, werden nun Herrnhuterinnen! —

— Beschränkte Richter und Advocaten widersetzen sich der Oeffentlichkeit unserer Rechtspflege und vertheidigen die geheime Anwendung der Gesetze, wie schiefe Frauen die Partei der Schnürbrüste, und Kahlköpfe die der Perücken nehmen! Es gibt aber kein öffentliches Leben, wo die Rechtspflege auf der todten Feder ruht. Nur an dieser Oeffentlichkeit können wir wiederum erstarken von der Verkrüppelung, in die uns Schreiberei und Stubengelehrsamkeit versetzt haben, welche alle geistige Kraft der Menschen austrocknen, und nur den hohlen Dünkel nähren, dem jede Reibung, jeder Widerspruch ein Gräuel ist. Das Rechtsgefühl der Menschen muß im freien Felde fortgepflanzt werden und verträgt, wie viele herrliche Gewächse der Natur, keine Stubenluft! —

W. u. Z.

---

*) S. 4 sagt Dolgorucki von Menzikoff:

Er nennet sich den ersten nach dem Mann,
In dessen Reich die Sonne nie verschwindet,

welches letztere beinahe wörtlich dem Don Carlos entlehnt ist.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 22.

26. Januar 1822.

État actuél de l'Industrie françoise ou Coup d'oeil sur l'Exposition de ses produits dans les Salles du Louvre en 1819. Par *E. Jouy*. Paris. 1821.

Daß die Industrie in Frankreich seit dem Anfange der Revolution und insbesondere in den letzten Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht habe, darüber ist nur eine Stimme sowohl fremder als einheimischer Beobachter. Die hauptsächlichsten Ursachen daran liegen 1) in der Theilung des großen Grundeigenthums. Hierdurch sind eine große Menge wohlhabender, mittlerer Landleute entstanden, durch sie hat sich die Nachfrage nach den Bequemlichkeiten des Lebens sehr vermehrt, und dadurch sind die Handwerker, Manufacturisten und Künstler angetrieben worden, ihre Producte zu vermehren und ihre Geschicklichkeit zu vervollkommnen. 2) In der durch die Revolution eingeführten Gewerbefreiheit. Hierdurch ist die Industrie alles einengenden Zwanges entledigt worden, und es haben sich der Erfindungsgeist, die Talente und der Fleiß frei entwickeln können. Zwar hat es auch in Frankreich nicht an Leuten gefehlt, die großes Unglück aus beiden haben prophezeihen wollen, und die allerlei Schlüsse und Nebenbetrachtungen angewandt haben, um dem alten Zunftsystem einen Schein von Vortrefflichkeit zu verschaffen und welche die Wiedereinführung des ehemaligen Schlendrians angerathen haben. Aber die französische Regierung hat sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern noch in dem Jahre 1819, wo einige theils aus Privatinteresse, theils aus alten Vorurtheilen, die adoptirten Grundsätze umwerfen wollten, den Grundsatz der Freiheit der Gewerbe von neuem laut und nachdrücklich ausgesprochen. Es wurde eine aus den angesehensten und vorurtheilfreiesten Gewerbsgenossen zusammengesetzten Committee beauftragt, die Gründe der Bittsteller, die auf Wiederherstellung der Zunft angetragen hatten, zu prüfen. Diese Committee bewies in ihrem Berichte, daß die von den Bittstellern angeführten Motive theils ganz falsche Thatsachen angeführt hatten, theils auf falschen Schlüssen beruhten, und mehr in dem Eigennutze einiger nach Monopolen strebenden Gewerbsleute, als in dem allgemeinen Interesse ihren Grund haben; daß vielmehr die Vortrefflichkeit der Gewerbfreiheit sich durch die segenreichsten Folgen allenthalben bestätiget haben, wogegen die geringen daraus fließenden Inconvenienzen nichts bedeuten. Durch diesen Bericht fühlte sich das Generalconseil des Handels, das gleichfalls aus den unterrichtetsten Gewerbsherren und den einsichtsvollsten Staatsmännern zusammengesetzt ist, bewogen, die Bittschriften zurückzuweisen und das System der Freiheit als das einzige wahre für immer beizubehaltende System zu erklären. Da dieser Ausspruch nicht etwa blos durch speculative Gründe, sondern durch Thatsachen, die jedermann vor Augen liegen, gerechtfertiget wird; so ist es auch für deutsche Staatsmänner interessant, mit den Offenbarungen in Frankreich sich näher bekannt zu machen. Man wird daraus überzeugt werden, wie grundlos das Geschrei ist, welches auch bei uns in den Ländern, wo das Glück der Gewerbfreiheit herrschend geworden, den alten Plunder von Zunftwesen wieder herbeigeschafft wissen will.

Man findet in der obigen Schrift:

1. Eine Nachricht von der Ausstellung der Industriewerke im Louvre für das Jahr 1819, die Namen der sich auszeichnenden Künstler, Fabricanten und Handwerker, so wie die Beschreibung der vorzüglichsten Producte. Diese Ausstellung hat, insbesondere für ein Volk wie das französische, dem die Celebrität so viel werth ist, gewiß viele nützliche Folgen. Indessen fehlt noch viel daran, wenn sie zu einer so fruchtbaren Belehrung dienen soll, als sie der Staatsmann wünschen muß. Denn a) scheint es, daß viele Producte hier blos ausgestellt werden, um ein technologisches Cabinet zu bilden, nicht um zu beweisen, was für die Consumtion des Publicums in Frankreich gemacht wird. Es waren z. E. bei dieser Ausstellung zwölf Modelle von Pflügen aufgestellt, von dem römischen Pflug an bis auf die Pflüge mit doppelter Pflugschaar der neuesten Zeit (S. 7). Diese gehören in ein technologisches Cabinet, sind aber als Gegenstand der Volksindustrie ohne alle Bedeutung. Denn wie viele mögen in einem Jahre von den seltenen Pflugarten verfertigt werden! — Und so scheinen viele unter den aufgestellten Objecten zu seyn, die blos Liebhaberei, Eitelkeit, Kunstsinn hervorgebracht hat, um sich zu zeigen, die aber keine verkäuflichen Waaren sind und deshalb als National-Industrie-Producte auch nur eine geringe Aufmerksamkeit verdienen. b) Sollte die Ausstellung eine wahre Belehrung über den Zustand der National-Industrie geben, so müßte bei jedem Producte bemerkt seyn, wie viel davon in einem Jahre oder einer sonst bestimmten Zeit abgesetzt und zu welchem Preise dieselben verkauft worden, wie viel im Inlande und wie viel im Auslande

debitiret worden. Die Belehrung würde noch größer werden, wenn die Regierung die ähnlichen ausländischen Producte daneben stellen und deren Preise an ihrem Erzeugungsorte gleichfalls notiren ließ, um zu sehen, wie weit die französische Industrie vor oder noch zurück wäre; und hierbei müßte die Wahl nicht von der Schmeichelei, sondern von reiner Wahrheitsliebe geleitet werden. *) — So wie die Ausstellung jetzt ist, gewährt sie nur denen Belehrung, die mit dem ehemaligen Zustande der Industrie und der Industrie anderer Nationen vertraut sind. Für andere ist sie ein bloßes Schauspiel, das durch die vielen angehäuften, schönen und nützlichen Dinge amüsirt, aber sonst keinen großen Nutzen hat. — Wenn die Vollkommenheit, welche wir verlangen, noch nicht durch die Ausstellung selbst erreicht ist, so hätte wenigstens der Beschreiber derselben ihr nachstreben sollen. Aber Herr Jouy ist in seiner Beschreibung weit davon entfernt geblieben. Für Fremde hat diese fast gar keinen Werth. Denn was hilft es diesen zu wissen, daß Ackerinstrumente von diesem oder jenem Namen, Destillations-Apparate, Dampfmaschinen, chemische Präparate, Wollmanufacturwaaren, Uhren ꝛc. zu sehen sind. Sollte die Beschreibung belehrend werden, so mußte Herr Jouy angeben, wie jedes einzelne Ding beschaffen war, wie es sich von den bisher in Frankreich verfertigten unterschied, wie es sich gegen die ausländischen Dinge derselben Art verhielt, wie sich der Debit jedes einzelnen vermehrt u. s. w. Von allen diesem findet man wenig oder nichts. Hr. Jouy drückt blos seine Gefühle aus, die der Anblick so vieler schönen Sachen in ihm hervorbringt! Declamationen über die Vortrefflichkeit der angeschauten Sachen, leidenschaftliche Ausbrüche gegen die Engländer und Fremde, daß nun bald seine Landsleute sie auch an Industrie merkbar übertreffen werden, nachdem sie schon lange an Moralität und andern schönen Eigenschaften unendlich weit über sie erhaben sind! Das ist es was man häufig hier findet. Nach deutlichen Beweisen, auch nur von der ersten Behauptung, sieht man sich ganz vergebens um. Um diese zu liefern, hätte Hr. J. die englischen Industriewerke ähnlicher Art mit den ausgestellten französischen genau vergleichen, die Preise derselben genau kennen, die Fabricationsart derselben neben einander stellen müssen. Da alles dieses nicht, oder nur höchst unvollkommen und im allgemeinen geschehen, so ist derjenige Theil der Jouy'schen Schrift, welcher die Beschreibung der Ausstellung enthält, wenig lehrreich. Mehr Interesse gewähren 2. die allgemeinen Betrachtungen, welche Hr. Jouy in dem Discours préliminaire angestellt hat (S. I — LXI) und die Mittheilungen des Berichts der Gewerbscommittee, so wie des auf diesen Bericht gefaßten Beschlusses des allgemeinen Gewerbsraths, wodurch die Gewerbsfreiheit neue Bestätigung erhält (S. 145 — 165).

Sehr vortrefflich werden im Discours préliminaire S. I — XXXV die Vortheile der Industrie und der unvollkommene Zustand der Völker, wo sie fehlt oder noch im unvollkommnen Zustande ist, entwickelt. Sodann werden die Folgen beschrieben, welche die Einrichtungen des Zunftwesens und die einschränkende Gewerbspolizei für die National-Industrie in Frankreich gehabt, welche letztere wohl nirgends so ungereimt und zweckwidrig gewesen ist, als in diesem Lande. Aber auch die Zunftgesetze selbst enthielten unzählige, der freien Entfaltung der Industrie entgegen wirkende Hindernisse. „Ein Friede zwischen den Türken und Griechen, sagt der Verf. (S. XLVI), läßt sich heut zu Tage viel leichter schließen, als damals ein Waffenstillstand zwischen den Tröblern und Schneidern. Denn woran ließ sich erkennen, ob ein Kleid neu, oder schon getragen war? — Solche Fragen waren es aber, welche damals zu tausenden aufgeworfen wurden und die langwierigsten und kostspieligsten Processe verursachten. Huf-, Nagel-, Säge-, Waffenschmiede, Feilenhauer, Schlosser, Glockengießer u. s. w. lagen einander continuirlich in den Haaren und processirten über die Grenzen ihrer Gewerbe. Man hat berechnet, daß den Zünften in Paris allein ihre Processe jährlich 150,000 Thaler kosteten." Turgot machte zwar einen Versuch den Zunftzwang durch das Edict vom 25sten Februar 1776 aufzuheben, aber die Intrigue, welche ihn stürzte, stellte auch sogleich das Zunftwesen wieder her. Erst die Nationalversammlung hat Frankreich gänzlich davon befreiet. Dieser Aufhebung allein schreibt der Verf. es zu, daß die Schreckniße der Revolution die Industrie nicht gänzlich vernichtet haben. „Einmal von den Fesseln befreit, erhielt die Industrie eine Riesenstärke und nun konnte sie nichts mehr in ihrem Laufe aufhalten. Die innern Spaltungen und die auswärtigen Kriege haben in Frankreich die größten Verwüstungen angerichtet, aber die Künste der Industrie blüheten mitten auf der Lava des Vulcans und auf der Asche des Revolutions-Brandes. Unsre Werkstätten waren leer, die Arbeiter wurden Soldaten, das Maximum drückte den Handel, unmäßige Auflagen lasteten auf den rohen Producten; die Manufacturen waren jeden Augenblick in Gefahr, eine Beute der Volkswuth zu werden; die Denunciation eines besoffenen Arbeiters konnte den achtbarsten Unternehmer ins Verderben stürzen; das Schrecken der Guillotine

*) Die französische Regierung hat diesen Gedanken bei der Ausstellung von 1819 wirklich ausführen wollen, ihn aber bald als unausführbar verworfen. Es würde dazu ein Aufwand von vielen Millionen nöthig gewesen seyn. War auch schon der unermeßliche Raum der 28 großen Säle des Louvres für die Ausstellung der franz. Industrie viel zu beengt, da zugleich vom ersten bis zum letzten Tage gewiß nie weniger als 5 — 6000 Menschen in denselben auf- und abwogten, wo hätte sich der Raum finden wollen, wenn man neben den französischen Fabricaten zugleich englische und andere ausstellen wollen? Man muß diese Ausstellung übrigens selbst gesehen haben, um sich von den erstaunenswürdigen Fortschritten der franz. Industrie einen Begriff machen zu können. — Hätte der Verf. dieser kleinen höchst interessanten Schrift allen Anforderungen unsers verehrten Beurtheilers nachkommen wollen, so würde er freilich ein paar Folianten haben schreiben müssen. D. R.

lähmte alle Gemüther und fesselte alle Arme. Und mitten in diesem Chaos erwuchsen dennoch die Wunder der französischen Industrie." Und diese Wunder hielt man in Frankreich fast allgemein für das Werk der Entfesselung der Gewerbe von den Ketten der Zünfte. Dennoch sind selbst während der Zeit, wo der Verfasser dieses Werk über die Industrie ausarbeitete, mehrere Angriffe auf die Gewerbsfreiheit gemacht worden. Der merkwürdigste darunter ist der, welcher in der Deputirtenkammer laut wurde und insbesondere sich auf den Handel von Lyon bezog. Man scheuete sich nicht zu behaupten, daß die Aufhebung der Zünfte den Ruin aller Industrie in Lyon zur unmittelbaren Folge gehabt hätte. Eine solche Behauptung aus dem Munde eines Fabricanten (Herrn Pavy) dieser Stadt, mußte allerdings stutzig machen, und man mußte in die Versuchung gerathen, die Beschwerde für gegründet zu halten. Deshalb war es wichtig, genaue Untersuchungen an Ort und Stelle über dieses Vorgeben anzustellen. Diese aber haben durch Thatsachen aufs klarste bewiesen, daß die Behauptung aus der Luft gegriffen und vollkommen grundlos ist. Hier sind die Facta, welche das Gegentheil beweisen.

Im Jahr 1789 befanden sich in Lyon nicht mehr als 14,500 Stühle, im Jahre 1820 zählte man deren 24,000. In den Jahren 1787, 88 und 89 erntete man im Durchschnitt im Lande ohngefähr für 18 Millionen rohe Seide, und zog vom Auslande für etwa 24 Millionen achtmalhunderttausend Franken. Die Totalitur aller Manufacturen in Frankreich verbrauchte also etwa für 42 Millionen an in- und ausländischer Seide. — Im Jahr 1820 haben die Manufacturen von Lyon allein für 23 Millionen inländische und für 22 Millionen ausländische Seide verarbeitet, in allem also für 45 Millionen Franken; also ist in Lyon allein für 3 Millionen mehr verarbeitet worden, als in dem Jahre 1787 in ganz Frankreich.

Sieht man auf die Production der 24,000 Stühle, die in dem Augenblick, wo diese Abhandlung geschrieben ist, in Lyon existirten, so ist zu bemerken, daß diese Stühle wegen ihrer vollkommneren Construction, die ihnen Hr. Jacquard gegeben, wenigstens das Doppelte von dem hervorbringen, was die Stühle bis zum Jahre 1789 bewirkten.

Verlangt man einen noch stärkeren Beweis von den unermeßlichen Fortschritten dieser Art von Manufacturen, so vergleiche man die Ausfuhr unsrer Seidenwaaren vor und nach der Revolution. Nach Turgot's und Necker's Comptes rendus belief sich der Werth der Ausfuhr Lyoner Seidenwaaren vor der Revolution auf 18—24 Millionen Franken, im Jahre 1820 war dieselbe Ausfuhr bis zu dem Werthe von 75 Millionen gestiegen; ein Umstand, der um so mehr Bewunderung erwecken muß, da England, das sonst seinen Bedarf in Seidenwaaren aus Lyon zog, jetzt sie selbst fabricirt.

Nicht blos seine alten Fabriken hat Lyon vervollkommnet, es hat sich auch neue Arten zugeeiguet. So wurde im Jahre 1789 der sogenannte Krepp ausschließlich in Bologna gemacht, jetzt macht man ihn in Lyon so schön und so wohlfeil, daß Bologna diesen Zweig der Industrie hat gänzlich aufgeben müssen, weil es die Concurrenz mit Lyon nicht aushalten kann.

Hieraus wird man also sehen, was in dem Klaggeschrei Wahres ist, das Hr. Pavy gegen die Gewerbefreiheit erhob, und worin er den Untergang der bewunderungswürdigen Corporationen bedauerte, denen Lyon seinen blühenden Zustand zu verdanken haben soll. Noch ein Factum kann die Bestätigung der Wahrheit vollenden, daß Freiheit das erste Bedürfniß des Handels und der Gewerbe ist.

Es gibt in Lyon nur noch einen einzigen Gewerbszweig, der noch dem gerühmten Zwange unterworfen ist. Dieser ist die Golddrahtzieherei, welche die Regierung sich als ein Privilegium vorbehalten hat, vermittelst dessen sie vom Drahte von bestimmter Feine eine Abgabe unter dem Namen *droit de l'argue* zieht. Dieses Privilegium hat die Wirkung, daß ein Erwerbszweig, der Frankreich ursprünglich gehörte, und dem sonst ganz Europa und Asien zollten, sich gänzlich in fremde Länder gezogen hat, und daß gegenwärtig Lyon, wo dieser Erwerbzweig seinen Ursprung erhalten hat, genöthigt ist, den Golddraht, den es in seinen Fabriken braucht, vom Auslande zu ziehen. (Die Forts. folgt.)

Bemerkungen über Verskunst.

(Fortsetzung aus No. 10.)

VII.

Auch durch die Stellung einfacher Wörter von Einer Sylbe lassen sich oft Spondäen bilden.

Das deutsche Sylbenmaß wird nicht, wie das griechische und römische, durch die Natur der Buchstaben, sondern durch die Rangordnung der Nachbarwörter bestimmt.

Je nachdem also ein deutsches Wort, nicht zum ersten Range gehörend (denn falls ihm der erste Rang gebürt, ist es immer lang) dieses oder jenes andre Wort zum Nachbar erhält, kann es lang oder kurz werden. Nur Hauptwörter (Substantive) sind jederzeit vornehm, folglich stets lang, denn ihnen geht niemals ein anderes Wort im Range vor. Ebenso wird ein Bei- oder Eigenschaftswort (Adjektiv) nicht oft anders, als lang, gebraucht werden können; wiewohl sich Beispiele denken lassen.

Ein solches wäre dieser jambische Vers:

O Prinz! — Gut, Herr — in hohem Grade scheinst Du's.

Solche Kürzen, wie „Gut," sind jedoch nicht gut. Man handelt vorsichtig, wenn man sie verhütet.

Aber schon Zeitwörter (Verba) können zuweilen als kurze Sylben gebraucht werden z. B. in dem trochäischen Verse:

— ⏑ — ⏑ — ⏑
Max war Kaiser Karol's Ahnherr

denn hier steht das Zeitwort „war" zwischen den Hauptwörtern „Max" und „Kaiser," welche beide höhern Rang haben, ungeachtet dieses „war" hier als eigentliches Zeitwort, nicht etwa als Hülfszeitwort erscheint.

Aber man merke wohl: Es ist nicht die Meinung, als müsse man ein Zeitwort, welches auf die gedachte Art gestellt ist, als kurz gebrauchen; man darf es nur, wenn dadurch die Versart begünstigt wird. Bei einer andern Versart läßt es allerdings auch sich als lang anwenden. Ist deshalb die Versart, z. B. die des Sechsfüßers, durch frühere Verse bereits, als die stattfindende hinlänglich angedeutet; so läßt sich ein Zeitwort zwischen zwei Hauptwörter allerdings auch als lang hinstellen z. B.

— — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
Gott liebt Alle gewiß, die sein heiliges Wollen erfüllen.

Gleichwohl dürfte auch folgender Sechsfüßer nicht zu tadeln seyn, in welchem ein Zeitwort als kurz erscheint:

— — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
Gott! Herr! Ewiges Heil! Unendlich ist, Vater, Dein Segen

oder

— — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
Gott! Herr! Ewiges Heil! Unendlich bleibt, Vater, Dein Segen

Auch hier nämlich muß dem Dichter seine Freiheit nicht geschmälert werden. Besser aber mag gleichwohl der thun, welcher dergleichen wichtigern Wörtern, also auch dem Ausrufe und dem Nebenworte (interjectio, adverbium) die lange Stelle anweist.

Ebenso handelt derjenige vorsichtig, welcher in den deutschen leichteren Versmaßen der erlaubten Kürzen in zusammengesetzten Wörtern sich, nach Möglichkeit, nicht bedient, sondern sie auf lange Stellen zu bringen sucht. Z. B. ist zwar der sechsfüßige Jambe erlaubt:

Des Unglücks Bogen kann unendlich weithin treffen

denn man darf sowohl „Unglück" als „unendlich" und „weithin" sagen; aber man thut wohl, wenn man „Unglück unendlich" und „weithin" hören läßt. Folglich ist der jambische Vers besser, wenn er so lautet:

„Unendlich weithin kann des Unglücks Bogen treffen"

Dadurch haben wenigstens die Wörter „unendlich" und „weithin" in Ansehung ihrer zweiten Sylben die Verkürzung verloren. Es ist dies durch das Vorrecht des sechsfüßigen Jamben bewirkt worden, der in seinem ersten, dritten und fünften Takte Spondäen haben darf. Das „Unglück" ist am Ende noch kurz geblieben, wobei man sich allenfalls beruhigen könnte. Aber auch das läßt im Nothfalle sich wegschaffen durch folgenden Vers:

„Unendlich weithin kann der Pfeil des Unglücks treffen"

Nunmehr nämlich ist auch der fünfte Takt ein Spondäe geworden. Erwähntermaßen durfte er es werden, so gut als der erste und dritte. So kann demnach lediglich durch die Wörterstellung sehr oft nachgeholfen werden. Doch dies gehört an einen andern Ort. Hier ward es einzig berührt, um die Anwendbarkeit solcher Bemerkungen gleich durch ein Beispiel darzuthun.

Jetzt handeln wir von dem Range der deutschen Wörter. Ihnen weist Moriz (und ich glaube: mit Recht) folgende Rangordnung an:

1) Hauptwort (substantivum)
2) Beilegwort (adjectivum)
3) Zeitwort (verbum)
4) Ausrufwort (interjectio)
5) Nebenwort (adverbium)
6) Hülfzeitwort (verbum auxiliare)
7) Verbindewort (conjunctio)
8) Fürwort (pronomen)
9) Vorwort (praepositio)
10) Andeuter (articulus)

Diesemnach, wenn sich vor 1 (vor dem Hauptworte) jedes Wort, als kurz, beugen muß, begehren doch Gleiches alle Wörter, unter 2—9 einschließlich erwähnt, von einer jeden späteren Ziffer; denn einzig der Andeuter (10) ist ewig der Kurze *), selbst falls er neben dem unbedeutenden Vorworte (9) steht, z. B.:

Der vor den Thron Gestellte.

Aber dieses „vor," eben hier lang gebraucht, wird alsbald kurz, wenn es zwischen zwei Wörter höheren Ranges zu stehen kommt, z. B.:

Er ist vor Gott getreten.

Doch auch das eben erwähnte „ist," welches hier lang war, erscheint als kurz, wofern ihm die Nachbarschaft auf jeder Seite zu mächtig wird, z. B.:

Der Hain ist Rosentempel.

u. s. w. Bei unserm Sylbenmaße geht es gerade wie bei Hofe. Der Kammerjunker brüstet sich vor einem reisenden Gelehrten ganz gewaltig, und dieser wird durch Verbeugungen ganz kurz. Auf einmal aber erscheint ein Kammerherr. Jetzt wird der Kammerjunker ebenfalls kurz. So mag er einstweilen stehen bleiben, denn hier öffnet sich unverkennbar eine Quelle, aus welcher mittelst kurzer Sylben, lange zu schöpfen sind. Nämlich es lassen einsylbige Wörter, seyn sie auch unbedeutende, sich so aneinander stellen, daß Längen herauskommen, folglich Spondäen (— —) gebildet werden können. Dies läßt sich vielleicht ganze Verse hindurch anwenden; so daß Molossen (— — —, wenigstens Hofmarschälle) ja Doppelspondäen (— — — —, zuverlässig Oberkammerherrn) ja sogar Molossspondäen (— — — — —, durchaus Prinzen) aufgestellt werden können. Man braucht immer nur das höher berangte Wort dem tiefer berangten unmittelbar entweder

A) folgen oder
B) vorausgehen zu lassen.

Ein Beispiel zu A

sey diese Zeile:

„Um Euch jetzt — ach! hüpft Lust"

Hier wird lang

1) das Fürwort „Euch", weil es neben dem Vorwort „um",
2) das Nebenwort „jetzt", = = = = Fürwort „Euch",
3) das Ausrufewort „ach", = = = = Nebenwort „jetzt",
4) das Zeitwort „hüpft", = = = = Ausrufewort „ach!",

welches geringeren Ranges ist, sich findet, und das Hauptwort „Lust" stets lang bleibt. In den Wörtern jener Zeile erblicken wir also folgende, immer vornehmern Rangzahlen:

9 8 5 4 3 1
„Um Euch jetzt — ach! hüpft Lust"

Hier ist nur das erste Wort, als das geringste von allen, kurz, und fünf lange Sylben folgen sich.

Beispiel zu B.

Bei ihm ist nur das letzte Wort, als das geringste von allen, kurz (und alle anderen sind lang). Sie stehen, mit dem Beispiele zu A verglichen, in umgekehrter Ordnung, so daß immer weniger berangte Wörter erscheinen, wo das letzte (der Andeuter „der"), weil es kein noch geringeres neben sich hat, kurz bleiben muß:

1 3 4 5 8 9 10
„Lust hüpft — ach! jetzt Euch in der
so freudenvollen Stunde."

Nämlich

1) „hüpft" würde, als neben dem höheren Worte „Lust" stehend,
2) „ach!" = = = = = = „hüpft" =
3) „jetzt" = = = = = = „ach!" =
4) „Euch" = = = = = = „jetzt" =
5) „in" = = = = = = „Euch" =

freilich kurz seyn; aber jedes dieser Wörter wird darum lang, weil hinter ihm ein noch geringeres folgt, denn jedes Wort muß, erwähntermaßen, mit seinen beiden Nachbarn verglichen werden, um seinen Rang, sein Maß zu bestimmen.

Ihnen, meine Umsichtigen, braucht kaum angedeutet zu werden, welche Macht durch die Stellung der Wörter nach dem Range, Sie über das Sylbenmaß bekommen, wenn Sie anders die Versmacherei nicht wie ein unedles Hand- sondern wie ein sehr edles Kopfwerk zu betrachten belieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) M. s. doch VIII!

— Im ersten Stück des mindener Sontagsblatts von diesem Jahre, herausgegeben vom dortigen Dr. Meyer, findet sich S. 8. unter der Rubrick Correspondenznachrichten aus Rom, daß diese sogenannte Correspondenz, ohne Meldung der Quelle, aus der in meinem Verlage 1821 in den Zeitgenossen der neuen Reihe No. II erschienenen Biographie des Oberregierungsraths Schöll, S. 73 u. 75, 76, wörtlich abgeschrieben worden ist. Da in der Beil. des nämlichen Stücks diese Schöll'sche Lebensbeschreibung belobt und ausgezogen worden ist, so wird der Herausgeber, Dr. Meyer, von einem seiner Correspondenten mit diesem Plagio (einer angeblichen Fundgrube aus Rom) bedient werden seyn und da nach der Schlußanzeige der Einsender noch Fortsetzungen verspricht, so möchten wir dem gewiß hintergangenen Herausgeber freundlich rathen, künftig von seinem römischen Correspondenten, der sich das Sammeln seiner Notizen so bequem macht, briefliche Mittheilungen mit mehr Vorsicht zu benutzen. B.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 23.

28. Januar 1822.

Neapel.

Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le Royaume de Naples, par Mr. le Comte *Grégoire Orlow*, Sénateur de l'Empire de Russie. Par Amaury Duval. T. III, IV et V. Paris 1821.

III.

(No. II siehe in No. 21.)

Die zweite Rückkehr des Königs Ferdinand in seine Staaten diesseits der Meerenge (Einzug des Prinzen Leopolds, zweiten Sohnes des Königs, an der Spitze der österreichischen Armee 22. Mai 1815), war nicht von den blutigen Auftritten begleitet, welche die erste entstellten. Der König versprach vielmehr nicht nur gänzliche Vergessenheit und Verzeihung des Vergangenen (Proclamation aus Palermo 1. Mai T. II, S. 455 der Mém.), sondern auch Aufrechthaltung aller der Grundlagen, auf welche unter Joseph und Joachim die neue Ordnung des Staats gebaut worden war. (Proclamation v. Neapel 4. Jun. T. II. S. 457.) Der Verkauf der Staatsgüter, und die Staatsschuld wurden anerkannt, alle von den beiden bonapartischen Königen ertheilte Würden, Adelsbriefe und Pensionen ferner zugesichert, und jeder Neapolitaner zu allen Staatsämtern und Würden fähig erklärt. Nur der Staatsrath wurde aufgelöst, und ein Theil seiner Geschäfte dem Oberrechnungshofe und ein anderer dem Rathe der vereinten Minister zugewiesen. Die Eintheilung des Reichs in Provinzen, Districte und Gemeinden wurde beibehalten, und die Municipal-Verfassung, selbst im Geiste des neuen Systems, sehr verbessert. Die Organisation der Gerichte blieb ebenfalls im Ganzen, so wie sie unter Joachim eingerichtet worden war, und nur die Namen einiger Stellen wurden verändert, die Friedensrichter heißen königliche Bezirksrichter und werden immer nur auf drei Jahre vom Könige ernannt; sie richten über Civilsachen bis zu dem Betrage von 300 Duc., und von ihnen wird an die Civilgerichte (Kreisgerichte) appellirt. (Sachen von 20 Duc. sind inappellabel.) Diese letztern bestehen aus einem Präsidenten, drei Räthen, einem Staatsanwald und einem Gerichtsschreiber (Kanzler genannt). In jeder Provinz ist ein Criminalgericht, aus einem Präsidenten und sechs Räthen bestehend. Von den Civilgerichten geht die Appellation an die vier Loergerichte (zu Neapel, Trani, Aquila, und Catanzaro). Der oberste Gerichtshof zu Neapel besteht aus einem Präsidenten, zwei Vicepräsidenten, 16 Räthen, drei Kron-Anwälden und hat ganz die Bestimmung des französischen Cassationsgerichts. Die Verhandlungen sind in allen Gerichten öffentlich. In der Gesetzgebung ist das kanonische Verbot der Ehescheidung wieder hergestellt worden; die seitdem wirklich erschienenen neuen Gesetzbücher sind Umarbeitungen der französischen, welche von neapolitanischen Rechtsgelehrten besorgt wurden. Die Aenderungen sind wahrscheinlich nicht erheblich, und die Grundlagen, allgemeine Freiheit und Theilbarkeit des Eigenthums, Abschaffung der Lehnsverhältnisse, der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit und der Fideicommisse sind durchaus beibehalten worden. Ein für die Strafrechtspflege und die öffentliche Sicherheit höchst nachtheiliger Mißgriff war das Gesetz, daß ohne Antrag des Beschädigten keine Untersuchung verhängt werden solle; die schädlichen Folgen desselben zeigten sich aber so schnell, daß es wieder aufgehoben werden sollte.

Die Finanzen waren durch die französische Herrschaft in eine musterhafte Ordnung gebracht, und in dem Systeme der Abgaben, so wie der Verwaltung, wurde nichts geändert. Dagegen fand sich die Regierung allerdings in einer schwierigen Lage. An Oesterreich war eine Contribution von 25 Mill. Duc. (31 Mill. Thlr.), an den Prinzen Eugen 5 Mill. Duc. zu bezahlen, die österreichische Armee im Lande mußte unterhalten werden, die Unterhandlungen über die Restauration hatten sehr große Summen gekostet, und zu allem diesen kam eine höchst traurige Lage des Landes. Ein gänzlicher Mißwachs verursachte eine furchtbare Theurung; schlechte Nahrungsmittel und Hunger erzeugten epidemische Krankheiten, woran in der Provinz Teramo von 177,000 Einwohnern in wenig Monaten 13,000 starben, die Provinzen Avezzano und Chieto aber beinahe die Hälfte ihrer Bevölkerung verloren. Andere natürliche Unglücksfälle, wie die Ueberschwemmung des Sees von Fucino, vermehrten das allgemeine Elend. Endlich brach sogar die wirkliche Pest in Noja aus. Alle diese Umstände zogen eine Vermehrung der Staatsbedürfnisse nach sich, weshalb die öffentlichen Abgaben von 16 Millionen Ducati, wie sie im letzten Jahre Murat's gewesen waren, auf 18, und im J. 1817 auf 20 Millionen getrieben werden mußten, und doch noch Deficit von drei Millionen blieb. Dabei beging man den unverzeihlichen Mißgriff, die Hütten der ärmsten Classe nach dem Flächen-

gehalt, so hoch als das beste Feld zu besteuern, was eine Menge Menschen zur Verzweiflung trieb.

Wenn hierdurch ein Keim der Unzufriedenheit unter die zahlreiche Classe der kleinen Grundeigenthümer (welche bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens sehr zahlreich ist) geworfen wurde, so wurde durch die Umgestaltung der Armee ein anderer ausgesteckt, welcher nicht minder üppig fortgewuchert zu haben scheint. Es bestanden im Augenblick der Restauration eigentlich zwei ganz verschiedene Armeen, die neapolitanische, von Murat gebildet, und die, welche aus Sicilien mit dem Könige herüber kam. Beide betrachteten sich mit gegenseitiger Eifersucht, der Hof setzte sein ganzes Vertrauen auf die sicilianischen Truppen und zeigte den neapolitanischen ein entschiedenes Mißtrauen. Zwar wurde ein Ober-Kriegsrath aus Generalen beider Armeen niedergesetzt, welcher die Armee, deren Stärke, mit Einschluß der Garde, auf 60,000 Mann festgestellt wurde, ganz neu einrichten und besonders die Rangverhältnisse der Officiers aus beiden Armeen bestimmen sollte. Allein dieser Ober-Kriegsrath konnte mit seinen Verbesserungen nicht durchdringen und wurde aufgehoben. Dagegen trat der österreichische General Nugent als General-Capitain und oberster Befehlshaber der Landmacht in neapolitanische Dienste über, und von ihm gingen eine Menge Reformen aus, welche den Unwillen der Armee, abermals einen Ausländer an ihrer Spitze zu sehen, noch vermehrt zu haben scheinen. Besonders aber mußten die neapolitanischen Officiers, bei weitem die größere Zahl, durch die ganz übertriebenen Vorzüge gekränkt werden, welche man den aus Sicilien zurückgekommenen vor ihnen einräumte. Nicht nur, daß sie ganz allein in die Garde genommen werden durften, sondern es wurde ihnen überhaupt ein doppelter Grad bewilligt, und ihre Patente noch dazu zurückdatirt, so daß die neapolitanischen Officiers alle Aussicht auf Beförderung verloren, und ein mit Narben und Ehre bedeckter neapolitanischer Major unter einen unbärtigen sicilianischen Lieutenant zu stehen kam, weil dieser, der neuen Anordnung zu Folge, älter im Dienst war. Aber man ging noch weiter. Bei dem Gesetz über die Pensionen, deren Fonds durch einen Abzug von 5 Procent von dem Solde der ganzen Armee gebildet war, sollte den Neapolitanern nur der Feldzug vom J. 1814 angerechnet werden, den Sicilianern hingegen jedes in Sicilien zugebrachte Jahr für zwei Dienstjahre, welche zu den Dienstjahren, wofür die Feldzüge angenommen wurden, noch hinzugerechnet werden sollten. Für einen Feldzug aber sollte eine jede von Sicilien aus gemachte Expedition gelten, wenn es auch gar nicht zu einem Gefechte gekommen war.

Nach diesen Vorgängen wird man sich wenigstens nicht wundern, daß sich alle im Heere befindliche Neapolitaner auf das höchste gekränkt und in wesentlichen Rechten verletzt fanden. Denn diese Maßregeln trafen den Gemeinen so gut als den Officier. Den gelehrten Stand aber und alle, welche auf die Unterrichtsanstalten einen Werth legten, mußte die Geringschätzung und Unbilligkeit mißvergnügt machen, mit welchem dieselben behandelt wurden. Alle eigne Fonds, Grundstücke und Capitalien, womit die wissenschaftlichen Anstalten unter den vorigen Regierungen zum Theil sehr reichlich ausgestattet worden waren, selbst diejenigen, welche von Privatvermächtnissen und Stiftungen herrührten, wurden ihnen durch ein königliches Decret entzogen und in Staats-Schuldscheine verwandelt (Inscriptionen im Staats-Hauptbuche); so daß das Bestehen jener Anstalten jetzt ganz von der Pünktlichkeit, womit die Staatsrenten bezahlt werden, und also blos vom guten Willen der Minister abhängt (dasselbe Schicksal haben die milden Stiftungen gehabt). Den Professoren an der Universität zu Neapel wurde ein Theil ihres Gehalts entzogen, den Lehrern an den Lyceen einerlei Lehrbücher vorgeschrieben, und sie überhaupt einem strengen Reglement unterworfen. Die Universität hat nur fünf Lehrstellen: für Theologie, Physik und Mathematik, Jurisprudenz, Philosophie und Literatur und Arzneiwissenschaft. Sie hat treffliche Lehrer, aber fast keine Studenten, weil man den freiern Unterricht auf den Lyceen vorzieht. Deren gibt es vier, zu Catanzaro, Salerno, Bari und Aquila; sie geben denselben Unterricht wie die Universität, haben in vier Facultäten (schöne Wissenschaften, Philosophie, Mathematik und Jurisprudenz) 16 — 18 Professoren, und ertheilen die beiden ersten akademischen Grade, das Baccalaureat, (hier Approbation genannt) und die Licenz. Beide vergibt auch, nach strengen Prüfungen, die Universität, und der dritte, das Laureat (Doctorwürde), ist ihr allein vorbehalten. Dadurch ist sie ein höchst wichtiges Institut. Denn alle, welche sich dem gelehrten Stande widmen, die Geistlichen, vom Dorfpfarrer bis zum Erzbischof, alle Richter, Advocaten, Notarien, alle Aerzte, Chirurgen, Apotheker, alle Lehrer an den gelehrten Schulen, selbst in Privatschulen, müssen schlechterdings in ihrem Fache die Doctorwürde von der Facultät erlangt haben. Die Preßfreiheit ist ganz verschwunden. Eine höchst strenge Censur wacht sowohl über die einheimischen Druckereien als über die Einführung ausländischer Schriften. (Neuerlich ist den Professoren gar der freie Vortrag verboten; sie müssen von Heften lesen, welche censirt werden, und dürfen kein Wort hinzusetzen. Indessen scheint dies doch kaum mehr, als der satyrische Einfall eines Zeitungsschreibers zu seyn. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Dagegen hat der römische Hof endlich auch hier erreicht, was er in Jahrhunderten nicht durchsetzen konnte, was Karl III. besonders verweigerte, ein neues, sehr vortheilhaftes Concordat. Nicht nur sind die Jesuiten wieder aufgenommen worden, welche Karl III. 1767 schon vor ihrer Aufhebung aus dem Lande schaffen ließ, sondern es sind auch 52 Klöster wiederher-

gestellt worden, zehn in der Hauptstadt selbst; die Orden dürfen wieder Novizen annehmen, auch die Frauenklöster; und alle ehemalige kirchliche Feierlichkeiten, welche in Neapel beinahe mehr einem heidnischen Götzentempel als der einfachen und heiligen Lehre Christi anzugehören schienen, sind, nachdem sich das Volk ihrer beinahe entwöhnt hatte, wieder hervorgesucht worden. (Es scheint aber nicht, als wenn sie noch jetzt bei einem größern Theile der Nation noch den alten Eindruck machen könnten.)

Nimmt man nun alle diese Züge, für deren Richtigkeit Hr. Graf Orlow Bürge seyn mag, zusammen, so ist leicht einzusehen, daß eine allgemeine und große Unzufriedenheit, ja Erbitterung sich aller Theile des Volkes bemächtigen mußte. Die, welche sich in alter, von den französischen Herrschern zerstörter Verfassung wohl befunden hatten, und dahin gehörte vorzüglich die höhere Geistlichkeit, waren mißvergnügt, daß so wenig an der neuen Ordnung der Dinge geändert wurde. (Der Adel war im höchsten Grade gereizt durch eine Verordnung, welche allen Unterschied zwischen altem und neuem Adel verwischte.) Wie der größte Theil des Heeres gestimmt seyn mußte; welche Empfindungen die um die Hälfte gesteigerten Steuern im Volke erregten; welche Gefühle den gelehrten Stand ergreifen mußten, ist aus dem oben Gesagten hinlänglich abzunehmen. Es fehlte auch nicht an zweckmäßigen und nützlichen Verordnungen, der Verf. erzählt vieles rühmliche davon; aber wenn ist je ein Volk im Stande, eine einmal angeregte leidenschaftliche Stimmung durch solche Betrachtungen zu beherrschen? Verständigen Lesern brauchen wir nicht zu sagen, daß wir damit kein gewaltsames und eigenmächtiges Umstürzen der bestehenden Ordnung zu rechtfertigen gemeint sind; aber zur Erklärung, wohin es bei einem leicht entzündlichen, zu raschen Handlungen geneigten, an bürgerlichen Ordnung nicht sehr gewöhnten Volke unter solchen Umständen kommen muß, sind diese Thatsachen, wie uns dünkt, vollkommen hinreichend.

Aber freilich, ohne die berüchtigte Carbonaria wäre es vielleicht nicht sobald dazu gekommen, vielleicht hätte der Ausbruch eine andere Wendung genommen. Daß diese Menschen dabei vorzüglich thätig gewesen sind, obgleich noch viele andere Ursachen mitgewirkt haben mögen, wer wollte das leugnen? Ihre drei Farben, Roth, Blau und Schwarz, waren ja die Fahne des Aufruhrs! Allein eben so gewiß ist es, daß die mißvergnügte Stimmung des Volkes, ohne welche eine Empörung nicht denkbar ist, nicht ein Werk der Kunst, sondern der natürlichen Empfindungen desselben ist. Und die Verbindung der Carbonari selbst deutet auf etwas bei weitem tieferes, auf eine viel gewaltigere Bewegung im Innern der italischen Völker hin, als die Einführung einer Staatsverfassung gewesen wäre, von welcher noch sehr zweifelhaft war, ob sie gerade denen, welche sie erkämpfen wollten oder sollten, irgend einige Vortheile leisten werde. Es scheint uns daher wohl der Mühe werth, die Angaben, welche Graf Orlow von der Entstehung und weitern Geschichte dieser weit verbreiteten Verbindung mittheilt, verbunden mit einem kleinen, aber höchst wichtigen Zusatze des Herausgebers Dûval, hier in einem gedrängten Auszuge beizufügen.

Wenn diese Angaben richtig sind, so ist die Carbonaria auch wieder ein Beweis, welch ein großer politischer Fehler es ist, Werkzeuge zu erschaffen, die man nicht sicher ist, in seiner Gewalt zu behalten. Die Verbindung der Carbonari soll im Jahr 1812 von den geheimen Agenten der Königin Marie Karoline gestiftet worden seyn. Der Zweck war die Vertreibung der damaligen fremden Herrschaft. Sie breitete sich schnell in Calabrien und Abruzzo und von da im ganzen Königreiche unter allen Volksclassen aus, blieb aber, als die Königin, in Folge der Revolution, welche Lord Bentink in Sicilien bewirkt hatte, das Land verlassen hatte, sich selbst überlassen und ohne Vereinigungspunct. Man hatte dabei die maurerische Formen gewählt, alle Symbole aber von einer Beschäftigung der Gebirgsbewohner, den Kohlenbrennern, hergenommen, die Versammlungen wurden mit dem letzten Theile des Gewerbs, dem Verkauf, bezeichnet und Kohlenmärkte (Vendite) genannt. Die Köhler vereinigen sich, um das Land von Wölfen zu reinigen, worunter man die französischen Beherrscher verstehen sollte. Es gibt Grade unter ihnen, in deren sämmtlichen Symbolen immer das Kreuz vorherrscht. Das Erkennungszeichen ist ein Kreuz, welches, indem man sich die Hand gibt, mit dem Daumen in die Hand gezogen wird. Bald wich die Gesellschaft von ihrem ursprünglichen speciellen Zwecke ab und nahm einen religiös-politischen Charakter an. Ihre Versammlungen wurden von allen Ständen des Volkes besucht, von Lazzaronis, Landleuten, Pfarrern und Mönchen; keiner verließ sie, ohne sich erbaut zu fühlen, und alle drängten sich zur Einweihung in einen Bund, welcher nun nicht sowohl ein politischer, als kirchlicher Verein, eine wahre Secte wurde. Christus ward ihnen das Vorbild eines Opfers der Tyrannei; unter den Wölfen verstehen sie nunmehr jede ungerechte Gewalt, und in ihren Versammlungen führt alles auf demokratische Grundsätze und Einrichtungen hin. Damit verbinden sie ein Streben nach der ursprünglichen Reinheit der christlichen Lehre und bilden demnach eine Secte, deren Grundcharakter in der That evangelisch-protestantisch ist. Sie sind von einer schwärmerischen Begeisterung ergriffen, erzählen von wunderbaren Bekehrungen, durch die bloße Aufnahme in ihren Bund bewirkt, von rohen Lazzaronis, von Räubern in Calabrien und den Abruzzen, welche durch die Weihe zu guten und rechtlichen Menschen gemacht wurden.

Diese religiös-protestantische Tendenz der Secte ist der Aufschluß, welchen Dûval von einem Gelehrten, der selbst Mitglied des Bundes ist, erhalten hat. Er ist so natürlich, daß er jene Bewegung theils vollkommen erklärt, theils aber auch berechtigt, sie für eine viel tiefere, aus dem erwachenden Geiste der italischen Völker hervorgehende, und eine viel weiter strebende und weiter reichende anzunehmen, für eine solche, in welcher politische Veränderungen nur ein fremdartiges und zufälliges Zwischenspiel sind. „Mögen die Regierungen, setzt Hr. Dûval hinzu, urtheilen, was sie von den Carbonaris zu erwarten oder zu fürchten haben! Aber soviel ist gewiß, daß von allen Mitteln, diese Secte in der Volksmeinung zu stürzen oder auszurotten, keines so unwirksam seyn wird als Verfolgung.“

Doch wir kehren zurück zu ihrer äußern Geschichte, wie sie Graf Orlow gibt. Als der Bund der Carbonari sich mit reißender Schnelligkeit erweiterte, und besonders jene rohen Banden unter sich aufnahm, von welchen die Gräuel des Jahrs 1799 verübt worden waren, fürchteten die rechtlichen Leute eine Erneuerung derselben, traten, um dieses zu verhüten, selbst in den Bund und wurden bald die Leiter desselben, als Capi de Vendite. Die entgegengesetztesten Meinungen fanden sich nun darin, vereinigten Anhänger der Bourbons, wie Mürats, und dies führte bald eine Trennung desselben herbei. Zuerst sing die Königin Karoline Mürat als Regentin im Jahr 1813 an, den Bund zu verfolgen, Mürat selbst setzte diese Maßregeln nach der Schlacht bei Leipzig fort und hat dadurch vielleicht am meisten zu seinem Falle beigetragen. Um diese Zeit ging aber die innere Veränderung im Bunde vor; die Häupter desselben, welche die Leitung einer so heterogenen Masse unmöglich fanden, nahmen eine Epuration vor, wodurch eine Menge Mitglieder ausgeschieden wurden. Auch diese stifteten aber sofort eine neue Verbindung, und, während jene den alten Namen behielten, nannten sich diese Calderari (Kesselschmiede), und zwischen beiden Secten entstand die heftigste Feindschaft, welche oft in öffentliche Schlägereien ausbrach. Vergebens suchte nun Mürat die Calderari, als die stärksten, an sich zu ziehen, von ihnen verachtet, von den Gegnern gehaßt, verlor er die öffentliche Meinung ganz. Nach der Restauration hoben die Cal-

berari das Haupt um so mehr hervor, als sie mehr in den Grenzen des ursprünglichen politischen Zweckes stehen geblieben waren; die Carbonari hingegen schlossen sich nur desto enger und fester aneinander. So lange der Ritter Medici die Polizei verwaltete, kümmerte er sich wenig um beide Verbindungen; als aber der Fürst Canosa Polizeiminister wurde, griff er auf eine sehr ungeschickte und gefährliche Weise (von welcher Graf Orlow schon im Jahr 1818 sagte, T. II. p. 288, daß sie nur mit dem Umsturz der bürgerlichen Ordnung habe gelingen können) in diese Verhältnisse ein. Er zog die Räuberbanden, welche im Jahr 1799 gebraucht worden waren, wieder an sich, stiftete mit ihnen einen neuen Bund, dessen Oberhaupt er selbst war, und welchen er die Calderari del contropeso nannte. Mit ihnen vereinigte er die meisten alten Calderari und nahm allen einen Eid ab, dessen Hauptpuncte blinder Gehorsam und Vertilgung der Carbonari und Freimaurer waren. Sie waren in Curien eingetheilt, die in jeder Provinz eine Centralcurie hatten. Er theilte 20,000 Flinten unter sie aus, und die Sache war zum Ausbruche reif, als der König erfuhr, welche gefährliche Unternehmung der Minister ohne sein Vorwissen gewagt hatte, und ihn entließ.

Von der Revolution selbst sagen wir nichts. Graf Orlow gibt selbst davon nur ein kurzes Tagebuch als Anhang zum III. Bande. Das wichtigste ist das Zeugniß, daß diese Revolution keine blos von der Armee angestiftete Bewegung war, sondern daß das Volk, wenigstens ein großer Theil desselben, daran Theil nahm, am eifrigsten die Carbonari. Hinlänglich erklärt möchte aus dem Gesagten sowohl das Entstehen, als auch das schnelle Unterdrücken der Revolution seyn; die Geschichte wird einst nur noch einige Thatsachen über die Art hinzufügen, wie und von wem die im Volke herrschende Gährung gefördert und benutzt wurde. Daß die Carbonari noch fortwirken werden, läßt sich nach obiger Schilderung ihres eigentlichen Charakters nicht bezweifeln; sie müssen auf eine oder die andere Weise besiegt, ihr Princip aufgehoben oder neutralisirt und „gouvernable" gemacht werden, wenn die Ordnung des Staats gesichert seyn soll. Ob aber dazu die Verfolgung, welche der Fürst Canosa, als Rathgeber des Königs, jetzt von neuem gegen sie ergehen läßt, dazu das rechte Mittel ist, muß man dahin gestellt seyn lassen. Thaten lassen sich verbieten und mit Gewalt unterdrücken, nicht aber Meinungen.

Die letzten Bände der Memoiren enthalten eine Literargeschichte von Neapel, von welcher wir vielleicht ein andermal sprechen werden.

49.

Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive.

(Fortsetzung aus No. 13.)

IV.

Gleim und Bürger.

9. Bürger an Gleim.

„Wöllmershausen, den 5. Juli 1775.

Läge mein Gärtchen nicht in einer dürren Sandwüste, unbekannt und ungedünget, weder von Thau noch Regen befeuchtet, so könnte mir nichts willkommener seyn, als die angebotene Ehre, zu den Blumen der lieblichsten Dichter auch die meinigen binden zu dürfen. Aber seit einigen Frühlingen ist kaum eine oder die andere hervorgesprossen, die ich bereits Herrn Göcking oder Voß geschenkt habe. Ich glaube nicht, daß ich selbige zu jener vaterländischen Blumenlese noch einmal geben darf. Einige derselben, in denen ich mir wegen der himmlischen Melodien, die der Doctor Weiß in Göttingen da componirt hat, noch einmal so gut als sonst gefalle, möchte ich wohl hineinwünschen. Doch vielleicht lockt irgend ein warmer Sonnenblick noch zu rechter Zeit was Gedeihliches hervor. Wie lange bleibt der Knoten noch offen? — Rechtschaffen würde ich mich ärgern, wenn ich nichts dazu geben könnte. —

Mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenig Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude. Im übrigen kann Ihr armer Freund wohl nirgends fataler und unzufriedener leben als eben hier. Verdruß über Verdruß! Chicane über Chicane! Hudelei über Hudelei! Und doch seit zwei Jahren kein Gehalt! Vor kurzem um 700 Thaler auf eine infame Art betrogen! u. s. w.

Aus diesen Ursachen schämt und grämt sich auch der unvermögende Schuldner, vor seinen edlen Gläubiger zu treten. —

Gottes Segen mit Ihnen, mein Theuerster!

Bürger."

10. Bürger an Gleim.

„Wollmershausen, den 2. Jan. 1776.

Daß ich Ihnen, mein Bester, vor kurzem so nahe gewesen bin und Sie doch nicht besucht habe, ist wohl mit nichts, als der höchst nothgedrungenen Eilfertigkeit meiner Reise und damit zu entschuldigen, daß ich zukünftigen Monac Februar noch einmal meine Vaterstadt Aschersleben besuchen muß und sodann ganz gewiß meinen Weg über Halberstadt nehmen werde. Wie freue ich mich zum voraus auf die Umarmung des besten Mannes unter der Sonne! — Das Absterben meiner Mutter und einige Anordnungen meiner Familien-Angelegenheiten macht diese künftige Reise mir unumgänglich. — —

Der Herr Doctor Weiß in Göttingen, den Sie aus seinen schönen Lieder-Compositionen längst kennen werden, ist gesonnen, eine neue Sammlung der lieblichsten Melodien bekannt zu machen und hat mich gebeten, ihm auf dem beliebten Wege der Pränumeration bei meinen Freunden und Bekannten behülflich zu seyn. Wie kann ich einem Manne von seinen musikalischen Verdiensten, einem Manne, welchen ich, wenn ich Alexander wäre, einzig und allein, mit Ausschließung aller Andern, autorisiren würde, meine Lieder zu setzen, seine Bitte versagen? Und wer sollte mir zu Beförderung seines Interesse wohl eher einfallen, als mein Gleim, der Freund alles Schönen?

Der Doctor Weiß ziehet in der Composition gern die ungedruckten Lieder den bereits gedruckten aus verschiedenen Ursachen vor. Noch könnte für eine oder zwei Compositionen in seiner Sammlung Platz gemacht werden. Er wünschte daher recht sehr, zwei oder mehrere recht süße, sangbare und ungedruckte Texte von meinem Gleim, und zwar bald zu erhalten. Ohnstreitig haben Sie dergleichen vorräthig, und ich vereinige daher seine Bitte mit meinem Wunsche. Ich darf fast mit Zuversicht versichern, daß Sie sich selbst in der zukünftigen reizenden Melodie noch einmal so wohl gefallen werden; denn noch ist mir kein Componist bekannt, der die ursprüngliche Seelenmelodie des Dichters, bei Verfertigung des Stücks, ohne alles Zuthun desselben, so glücklich zu treffen wüßte. So vortreffliche Melodien auch die erste Sammlung dieses Tonkünstlers enthält, so wird doch diese neue Sammlung die erste noch weit übertreffen. Es werden an die zehn Melodien zu meinen Liedern darin mit erscheinen, und ich kann sagen, daß ich mich darüber eben so sehr freue, als wenn ich zehn neue vortreffliche Lieder gemacht hätte.

Voll Sehnsucht nach baldiger Umarmung, zähle ich bis zum künftigen Monat Tage und Stunden.

G. A. Bürger."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 24.

29. Januar 1822.

Ueber Jouy's neustes Trauerspiel: „Sylla."

Paris, im December 1821.

In diesen Tagen fand im ersten Théâtre françois, rue Richelieu, die erste Aufführung von Jouy's Tragödie „Sylla" Statt, und ich eile, da das Werk einen entschiedenen Erfolg hatte und reich an großen Schönheiten ist, Ihnen meine Ansicht und Urtheil darüber — in so weit ein einmaliges Sehen dies möglich macht — mitzutheilen.

Bereits eine geraume Zeit vorher war das Publicum sehr gespannt auf ein Stück, das, wie der Parteigeist sich Hoffnung machte, schon vermöge seines Sujets, nicht ohne alle Anspielungen auf durchlebte Ereignisse seyn konnte, und dessen Autor, sowohl vermöge seines anerkannten Talentes, als seiner gleichfalls bekannten Gesinnungen, im voraus versprach, etwas Ausgezeichnetes und dem Geiste des bessern Theils des Volks Entsprechendes, zu geben. Dies, verbunden mit dem Umstande, daß die erste Aufführung zum Benefiz eines beliebten Schauspielers des Theaters Français (Saint-Phal) war, füllte denn das Haus ungemein, das bald bei einzelnen Stellen von den lautesten Beifallsbezeugungen des lebhaften Publicums widerhallte, bei dem selten oder nie eine Schönheit des Dichters, ein treffender Gedanke, ein schön gegründeter Vers u. s. f. verloren geht, wie wohl anderwärts, wo weniger Empfänglichkeit herrscht, zu geschehen pflegt.

In der That hat Jouy aber auch seinen Stoff so genommen, wie meinem Dafürhalten nach allein er genommen werden muß, einfach, groß, ernst, ohne Einmischung einer hier nur jeden Falls störenden Liebesintrigue; und der Held des Ganzen, jener furchtbar entsetzliche und dennoch wieder große Sieger des Marius, den bisher noch kein dramatischer Dichter als Hauptperson auf die Bühne zu bringen unternahm, obschon mehreren seiner Zeitgenossen und Nebenbuhler längst diese Ehre widerfuhr, und daher in verschiedenen bekannter Tragödien genugsam von ihm gesprochen wird; erscheint hier durchaus, so wie ihn die Geschichte und spätere Schriftsteller im Bilde uns zeigen als:

Zwar blutbedeckt und Freiheit niedertretend,
Dennoch der Freiheit riesengroßer Sohn.

Stehend auf dem Gipfel der Macht, zu welchem er über blutgetränkte Gefilde schritt, Herr des Erdkreises, der zitternd zu seinen Füßen liegt, und der in Masse entarteten Römer, die er, Republicaner im Herzen, verachtet, da sie zu schlecht sind, die Freiheit ihrer großen Vorfahren zu bewahren, und nur zwischen kriechender Unterwürfigkeit und wildem Empörersinn hin und her schwanken: so zeichnete, geschichtlich treu, Jouy seinen Helden gleich im ersten Act, indem er ihn zugleich mit den verächtlichen Dienern der Despotie, Roms entartetem Senate, jenen Catilinas und ähnlichen Menschen umgibt, die das feile Fahrzeug ihres Lebens an das große Glücksschiff des Siegers anhängen, um unter dessen Aegide ihrem kleinen Haß, ihrem Eigennutz und all jenen schmutzigen Götzen zu dienen, denen sie einmal verfallen sind. Die tiefe Verachtung, welche Sylla für diese Knechte seines Willens fühlt, ist vom Vf. treffend in der Scene geschildert, in welcher der Dictator dem Senate eine neue Proscriptionsliste vorlegt, die — die letzte seyn soll, gleich als wenn auf solcher einmal beschrittenen Bahn ein Stillstand möglich wäre! Aber der Senat, in dessen Mitte sich Catilina findet, nimmt dies Versprechen, das ihn höhnt, nicht allein gläubig an; sondern Catilina, der fügsame Diener, vermehrt auch noch die Zahl der Unglücklichen welche des Dictators Zorn unterliegen sollen, mit Einem (Claudius, dem Sohne des Sulpicius, des alten Volkstribun) auf dem längst schon der Verdacht des Sylla ruht und den er (Catilina) haßt, weil jener ihm Valerien, die Schwester des Grachen nahm. — Hier tritt nun die Verwickelung des Stückes ein. Claudius ist der Busenfreund des Faustus, des Sohnes von Sylla, eines edlen Jünglings, der, Roms Unglück beweinend, mit allen Kräften darnach ringt, die Liebe zum Vaterland mit der Ehrfurcht zu versöhnen, die er für den Vater zu hegen schuldig ist, welcher die Freiheit Roms und der Welt mit Füßen tritt. Sein Schmerz und seine Verzweiflung erreichen ihren Gipfel, als er jetzt vernehmen muß, wie auch sein Freund den blutigen Maßregeln einer willkürlichen Macht unterliegen soll, und wie Catilinas Bosheit diesen herbsten aller Streiche auf sein Herz und zugleich auf das Haupt des Freundes lenkte. Im Begriff, das Aeußerste noch für des Bedrängten Rettung zu versuchen, tritt Claudius, noch in glücklicher Unwissenheit befangen, bei ihm ein, und Faustus nur in Sorge für das Leben seines Freundes dringt so lange in ihn, bis jener sich den schützenden Göttern des Hauses vertraut und in Syllas Palast die Freistatt für Syllas Zorn sucht.

Kaum hat Claudius den Bitten des Jünglings nachgegeben, so erscheint Sylla, der gefürchtete Unterdrücker, umgeben von einem Haufen dienstbarer Könige,

Gesandter, Proconsuln und Senatoren, mit großmüthiger Wegwerfung Reiche und Provinzen unter diesem dienenden Schwarm vertheilend, während er zugleich die bekannten furchtbaren, sein unzugängliches Herz charakterisirenden Worte als Antwort auf die Frage: Was der Lärm vor dem Palast bedeute? ausspricht: „Es ist nichts, ich lasse nur einige Sclaven züchtigen."

Umsonst sucht nun Faustus um Gnade für seinen Freund bei Sylla nach. Alles was der Sohn zu erhalten vermag, ist, was der Dictator früher schon an seinen Freund Roscius, den berühmten Schauspieler, auf dessen Gesuch versprach, daß nämlich Claudius sich von Rom entfernen dürfe und in seinem Exil keiner weitern Verfolgung unterliegen solle. Zu mehrerem wird Sylla durch nichts bewogen, und Valeriens (der Gattin des Claudius) Klagen, wie das Geschrei und Murren eines Volkes, das er verachtet, verhallen spurlos an seinem eisenfesten Sinn. Bemerken will ich hier noch, daß der Dichter den Charakter des Roscius mit großer geschichtlicher Treue und überhaupt auf eine Art gehalten hat, die dieser auf der französischen Bühne noch nie dagewesenen Gestalt den ungetheiltesten Beifall erwarb.

Mit Recht erkennt Faustus in dieser unbeugsamen Härte seines Vaters Catilinas unheilbringenden Einfluß, und seinen ganzen Zorn auf diesen Elenden werfend, spricht er die schönen Verse:

Ah! si de grands travaux, des exploits inouis
Peuvent donner le droit d'asservir son pays;
Si la liberté meurt dans l'excès de la gloire,
Sylla doit remporter cette triste victoire;
Mais toi, honte de Rome, à quel titre viens-tu
Te mêler aux vainqueurs sans avoir combattu?

die alle Zuhörer aufs lebhafteste ergriffen.

Unterdeß haben die Freunde des Claudius, von gleichem Hasse wie er selbst gegen den Unterdrücker des Vaterlandes belebt, den Plan entworfen und ihn auch an Claudius mitgetheilt, den Dictator den nächsten Morgen zu ermorden, wenn er sich in den Tempel der Fortuna begeben würde. So vorsichtig jedoch auch das ganze Gewebe angelegt ist, so entgeht es dennoch nicht den Späherblicken der Diener der Tyrannei. Catilina, mit Freuden die willkommene Gelegenheit ergreifend, bietet alles auf, den noch verborgenen Zufluchtsort des Claudius zu erforschen, und jenes Gesetz, das seitdem so oft von der frechen Willkür zur Unterdrückung der Freiheit gegeben wurde, jenes Gesetz, dem zu Folge derjenige, welcher einem Proscribirten Schutz und Obdach verleiht, mit ihm in gleiche Strafe verfallen soll, wird publicirt und dadurch jedes heilige Band zerrissen, das Liebe und Freundschaft in's Leben wand. Jetzt will Claudius selbst das Asyl verlassen, das ihm sein Freund eröffnete; aber Faustus kömmt ihm zuvor und entdeckt, getrieben von höchster Noth, dem Vater alles, noch einmal für seinen Freund um Leben und Freiheit bittend. Ein Augenblick der Rührung erfaßt das Herz des Dictators; er läßt hoffen, den Wünschen des Sohnes nachzugeben und verlangt nur, daß Claudius selbst vor ihm erscheine. Aber bald schwindet dieser schwache Strahl einer beglückenden Aussicht. Der unbeugsame Republicanersinn des Proscribirten empört in der nun Statt findenden herrlichen Scene zwischen Claudius und dem Dictator, den Letztern auf's neue, und das Urtheil über Claudius wird bestätigt.

Von außerordentlicher Wirkung war hierbei in diesem Auftritt die Stelle, wo Sylla dem Claudius vorwirft, ihm nach dem Leben getrachtet zu haben. „Eh bien" sagt er zu ihm:

Eh bien! que tardes-tu? l'instant sert ton audace;
Frappe, nous sommes seuls..... Tu la voudrais envain;
La prudence, sans doute, a desarmé ta main.
Prends ce fer....

worauf dem Claudius, das ihm vom Gegner dargereichte Schwert ausschlagend, erwidert:

Sylla, j'admire ton courage;
Mais si je ne veux pas en tirer avantage,
Si j'accorde à mes voeux un funeste retard,

und ihm jetzt einen Dolch zeigend, den er verborgen gehalten

Ce n'est pas, tu le vois, à défaut d'un poignard;
Ton fils, qui me connait, près de moi plus tranquille,
A différé ta mort en m'offrant un asile.

Schon der nächste Tag ist zur Vollstreckung des Ausspruchs über Claudius festgesetzt, und Sylla, durchschauert von einem ihm fremden Grauen und verloren in ernste Betrachtungen, befiehlt, nachdem der Gefangene abgeführt, die Wachen im Palast zu verdoppeln, worauf er sich dann, erschöpft von den Anstrengungen des Tages, auf ein Ruhebette wirft, wo möglich eines kurzen Schlummers zu genießen. Aber umsonst! dem, der einer Welt den Frieden und die Freiheit nahm, flieht die Erquickung der Natur, und in einem halbwachen Traume — von Talma, der den Dictator gab, unübertrefflich dargestellt — erscheinen ihm in aufgeregter Phantasie jene Schlacht- und Leichenfelder, die ihm zur Staffel seiner Größe dienten, jene zahllosen Schlachtopfer seines Ehrgeizes, deren Blut um Rache schreit, jene Opfer seines Hasses, die er einst, menschliches Gefühl verhöhnend, in den Staub trat. Ein Schrei des Entsetzens entfährt den Lippen des Mannes, der nie bebte, und Faustus, ihn vernehmend, stürzt herbei.

Jetzt hat der Beherrscher der Römer seine Fassung wieder; der große Plan, mit welchem er die Welt mit sich versöhnen und in Erstaunen setzen will, ist bei ihm zur Reife gediehen; er befiehlt, daß mit dem Grauen des Tages Volk und Senat auf dem Forum sich versammeln soll, zu vernehmen, was keiner ahnt.

Der folgende Act zeigt das imposante Schauspiel der großen Versammlung, die bebend in Furcht vor dem Gefürchteten, neue Bluturtheile erwartet. Claudius und Faustus erscheinen umgeben von Lictoren. Auch Sylla kommt; in den Augenblick aber, wo er sich diesen beiden nahen will, stürzt Valerie, einen Dolch in der Hand, aus der Mitte des Volks auf ihn zu, ihn zu durchbohren. Roscius, stets zur Seite des Dictators,

wendet den Streich ab, und Sylla begnügt sich ruhig seinem Gefolge zu befehlen, die Unglückliche zu entfernen.

„Eloignez — spricht er — cette femme.
Je viens rendre justice aux Romains, à l'état;
Elle aurait empêché qu'un autre m'imitât."

Und die Tribune besteigend fährt er in einer herrlichen Rede fort:

J'ai vécu, j'ai régné; las de régner, de vivre,
Je rejette la coupe où le pouvoir s'enivre.
Le dictateur n'est plus, je remets au sénat
Avec l'autorité les rènes de l'état;
Que l'éclat de ma voix remplisse cette enceinte,
J'ai gouverné sans peur et j'abdique sans crainte.

worauf das Volk in den Ausruf:

Ó courage, ô grandeur au-dessus des humains.

ausbricht, und jener weiter spricht:

Je vous rends vos consuls, choisissez-les, Romains;
Mon asile, a-t-on dit, est dans la dictature;
Eh bien! dès ce moment devant vous je l'abjure,
Je me dépouille ici des suprêmes honneurs;
Je dépose la pourpre.... Eloignez-vous, licteurs,
Me voilà désarmé!.... Je vous livre ma vie.
Aux complots, aux poignards, j'oppose mon génie,
La vertu de Brutus, l'âme de Scipion;
Cheronnée, Orchomène et l'effroi de mon nom.
Le sénat a pour lui ma fortune et ma gloire,
Que Sylla soit toujours présent à sa mémoire:
Vainqueur de Marius je l'avais surpassé,
Et j'ai conquis le rang où je me suis placé.
Romains, je romps les nocuds de votre obéissance,
Et cet acte inoui de ma toute-puissance
Me laisse la grandeur où mon coeur aspira.
Privé de mes licteurs, je suis toujours Sylla.

Dieser wahrhaft große und einzige Entschluß, entwaffnet auf einmal alle, auch die erbittersten Gegner. Claudius und Faustus werden durch einstimmigen Ruf zu Consuln ernannt, und Sylla, treu auch in diesem Augenblicke seinen stets gehegten Gesinnungen und seinem Hasse gegen wilde Pöbelherrschaft, schließt mit den Worten:

J'ai rétabli les lois et vengé la patrie;
J'ai conquis un grand nom; ma carrière est remplie;
Ne m'accusez jamais dans la postérité,
Romains, de vous avoir rendu la liberté.

ein Stück, dessen durchgängige Schönheit einen entschiedenen Erfolg erhalten haben würde, wäre die Aufführung auch minder ausgezeichnet gewesen, wie sie in der That war.

Die Vorstellung selbst anlangend, kann ich Ihnen nur berichten, daß Talma als Sylla, Dem. Ducheśnois als Valerie, Michelot als Claudius, Firmin als Faustus und Damas als Roscius, den rauschendsten Beifall erhielten, und daß unter andern die folgenden, von Letzterem gesprochenen Worte des Roscius, worin er den Eindruck schildert, den seine Kunstleistungen stets auf Roms Jugend machten, das Parterre ganz besonders anregten.

Vois cette foule ardente appelée à nos jeux;
Quand je montre aux Romains, sous une toge antique,
Ces grands hommes, l'honneur de notre république,
Ces fières enfans de Mars, des lois nobles soutiens,
Héros dans les combats et partout citoyens;
Curtius recherchant une gloire inconnue;
Cincinnatus vainqueur conduisant la charrue;
Camille sauvant Rome et chassant les Gaulois;
La mort de Décius couronnant ses exploits;
Brutus sous les dehors d'une vie insensée,
Du plus hardi dessein murissant la pensée,
Et du fer que Lucrèce a plongé dans son sein
Armant la liberté pour frapper les Tarquins:
Régulus triomphant au sein de l'esclavage;
Ton aïeul Scipion le vengeant dans Carthage;
Par ces nobles récits tous les coeurs exaltés,
Dans les siècles de gloire avec moi transportés,
S'y pénètrent des feux d'une nouvelle vie,
Et renaissent au sein de la vieille patrie.

Daß Mademoiselle Ducheśnois gleich nach der Vorstellung von einem ziemlich heftigen Blutsturz befallen wurde, ist ein Unglück, das uns vielleicht auf längere Zeit des Vergnügens beraubt, diese ausgezeichnete Künstlerin zu bewundern.

Noch bemerke, daß, wie ich eben höre, Jouy sein Stück an den Buchhändler Ponthieu für 10,000 Franks verkauft hat, und daß demnach, da der Druck sogleich beginnen wird, auch das Ausland bald mit einer Dichtung bekannt werden wird, die die rühmlichste Anerkennung verdient.

77.

Bibliothèque universelle des Sciences, Belles-Lettres et Arts. Génève 1821. Juin, Juillet, Août, Septembre, Octobre.

(Fortsetzung aus No. 19.)

c. *Économie politique.*

1) William Godwin in seinem inquiry on population (wider Hr. Malthus) hat Recht, wenn er Malthus menschenfeindliche Sätze von der Gefahr einer Uebervölkerung widerlegt und Unrecht, wenn er Malthus Schuld gibt, er behaupte, daß Laster und Elend der Einwohner, durch Verminderung der Menschen, Wohlthäter der künftigen Generation werden könnten. Nur darin liegt das Nachtheilige, daß Schriftsteller von bedeutendem Einfluß auf ihre Regierungen, in Belobung der Malthusschen falschen Hypothesen nun folgern und einladen, daß man eine Zahl Einrichtungen gesetzlich treffen müsse, um Uebervölkerung zu verhindern, daß man die Aufklärung blos an gewisse Classen knüpfen und das eigentliche Staatsvermögen, besonders aber das Grundeigenthum, in wenige Hände concentriren müsse. Es ist sonderbar genug, daß die Gelehrten, z. B. im küstenreichen und volksarmen Dänemark, eine solche Gefahr als dringend wittern wollen. Gewiß waren vormals viele Theile der Erde weit volkreicher als jetzt. Den ganzen Streit betreffend verweisen wir auf den Artikel „Bevölkerung" in dem neuen 11ten Bde. des Conv. Lexicons, wo wir unsre, sowohl von Godwin als Malthus abweichende Meinung über Bevölkerung aufgestellt haben.

2) Menschenfreundlichere Vereine liefert der harrenden Menschheit der dritte Auszug aus des Drosten, Barons Keverbergs Bemerkungen über die Armencolonie zu Fredericksoord in der Landschaft Drenthe auf Moorland. Der Verf. ist uns Deutschen, als napoleonischer Präfekt im Departement der Oberems, so lange es mit Frankreich amalgamirt war, bekannt. Auch sieht man sehr wohl, daß dem Drosten, der zu Napoleons Zeit im großen sein Büreau inspicirte, die arithmethische Demonstration gänzlich abgeht, indem wir wenigstens den idealischen Berechnungen der B. U. durchaus nicht zu folgen vermögen. Was wir ferner an der Mittheilung des Barons tadeln möchten, ist ein zu frühzeitiges Einladen zur allgemeinen Verbreitung der Armenversorgungsmanier in Fredericksoord, ehe der menschenfreundliche Plan dieser Armencolonie vollendet dasteht. Nur die Thatsache aus des Barons ostflandrischer Verwaltungsperiode möchten wir herausheben, da sie auch für andre Gegenden belehrend seyn mag, wie sich die 6 Classen dortiger Armen in der Zahl zu einander verhalten. Da Ostflandern Marsch und ein Kü-

stenland ist, so ist dort viel Reichthum und eben daher viel Armuth. Die dortigen 68,424 Armen hatten 6 Classen.

Greise	2,881
Schwachheitshalber Unfähige zur steten Arbeit	7,802
Wir möchten hinzufügen, daß diese wegen übermäßiger Anstrengung mancher Arbeiter in der Jugend und im männlichen Alter, besonders bei schweren Arbeiten im Verding, wie in Holland und in den Marschen überall Sitte ist, sich hier gemeiniglich zahlreicher, als in den Ständen finden, welche gemächlicher zu leben gewohnt sind.	
Arme durch Privatunglück	4,842
Arme wegen Versorgung vieler Kinder	33,962
— — Arbeitsmangel	15,837
— — schlechten Betragens	3,100
	68,424

Erfreulich ist, daß man in Fredericksoord eine Fellenbergische Armenschule im v. J. angelegt hat, von welcher man sich viel Gutes versprechen darf.

3) In Gasparin's Schrift, des petites propriétés considérées dans leurs rapports avec le sort des ouvriers, la prospérité de l'agriculture et la destinée des états. Aus voller Seele stimmen wir diesem edeln für Menschenwohl wirkenden Staatsmann und Schriftsteller bei. Die größte Vertheilung des Grund und Bodens unter einem Volke und in einem Clima, welche die Spatencultur und Absonderung kleiner Landstellen ums Wohnhaus von Staats wegen, bei freiwilligen Entäußerungen der jetzigen großen Landbesitzer zu befördern beflissen ist, ist ein wahres Socialbedürfniß und ist wohlthätiger als alles Constitutionswesen, ja das sicherste Heilmittel wider den Erfolg aller Revolutionssucht unkluger Demagogen oder ehrgeiziger Großen auf die Menge. Revolutionen im Innern, *sind bisher nirgends aus dem Volke entstanden*, als in den Staaten, wo das meiste Grundeigenthum in wenigen Händen sich befindet. Das war der Fall in Frankreich *vor* der Revolution, in Spanien, Portugal, in Italien und in Irland. Am Rheinstrom, in Belgien und in der Schweiz, wurde die Revolution durch fremde Gewalt herbeigeführt. Leichtigkeit, ein kleines Eigenthum sich erwerben zu können, führt zur Sparsamkeit. Gleichen Schritt gehen die Sparcassen, welche ein kleines Eigenthum allmählig zu sammeln erlauben. Dahin muß es kommen, daß die Vernunft den jungen Leuten untern Standes lehrt, daß, ehe sie heirathen, sie streben müssen, sey es auch nur ein freilich kleines Vermögen zu erwerben und dann erst auf eheliche Verbindung mit der wahrscheinlichen Last der Versorgung mehrerer Kinder zu denken. Weil in den Berggegenden das Grundeigenthum sehr vertheilt zu seyn pflegt, sind sie gemeiniglich gut bevölkert und noch besser cultivirt. Wer das entbehrende Leben der Tagelöhnerfamilien kennt, muß von der schönen Ausführung des denkenden Verf. ergriffen werden.

d. *Voyages.*

1) Fragmens du voyage en Ecosse et aux Isles hébrides, par Mr. L. A. Necker de Saussure. 3 Vol. etc. Von Alters her hauset in Hochschottlands Bergen ein Volk, Gaelen genannt, celtischen Ursprungs, in Niederschottland dagegen ein Völkergemisch von Britten, Sachsen, Norwegern und Dänen. Selbst der Hochländer Musik ist altgaelisch. Sie haben, gleich den Chinesen, 5 Hauptnoten. — Auch in Schottland verschwinden die alten Ritterssitze. Ihr Gemäuer dient zu neuen Schloß- oder Straßenbauten. — Nicht der Vereinigung mit England, sondern der Trefflichkeit der 4 Landesuniversitäten und der Kirchspielsschulen, gepflegt von den Aeltesten der Presbyterianer und ihrer höchst aufgeklärten, vorzüglich mit der Jugend beschäftigten, obgleich nur armen Geistlichkeit, verdankt Niederschottland seine bis an Hochschottland vorgedrungne Civilisation. Die Verbindung Englands und Schottlands zu Einem Reiche wirkt für Schottlands Civilisation nur in soweit günstig, daß keine bürgerliche und politische Unruhen, seit der Schlacht bei Culloden dort mehr Statt fanden. In keinem andern Lande, außer hier, in Holland und in der protestantischen Schweiz, findet man eine schöne Aufgeklärtheit selbst in den untersten Classen und daher gleich frei von Unsittlichkeit, von Mystik und Unglauben. In England straft die Justiz jährlich unter 1988, in Irrland unter 1762, in Schottland unter 20,239 Menschen, *einen Verbrecher*. (Mögen dies die Le Maistre und Andere beherzigen, die *außer* ihrer Kirche keine sittliche Menschen finden wollen.) Eine andere menschenfreundliche Erfahrung bietet Schottlands Civilisation an, daß nämlich *die wachsende Aufklärung der untern Classen, unter den lange sehr rohen Privilegirten, eine Nacheiferung veranlaßte*. Die engl. Universitäten lehren ihren Zöglingen viel Redekunst und classische Gelehrsamkeit, die schottischen dagegen mehr Kenntnisse für's nützliche im Weltleben, für Philosophie, die nicht blos ideologisch schwärmt, sondern den Verstand für Menschenwohl ergreift. Daher hat der Schotte für alles wahrhaft Gemeinnützige allgemein einen so schönen Sinn. Im brittischen Parlament, sind es gemeiniglich Schotten, welche die Theorie der Gesetzgebung der Staatsverwaltung und Staatsöconomie erforschen und am gründlichsten und dabei einfach reden. — Die einst mit wilden Kriegern unter ihren Clans, die sich häufig befehdeten, besetzte Militairgrenze der sogenannte Borderers, sowohl an schottischer als englischer Seite, ist jetzt fast ohne Burgruine und Wartthürme. Selbst die reichen Abteien existiren nicht mehr. Bis vor 100 Jahren dauerte troz aller Energie der Könige von England und Schottland, Blutrache und Befehdung ihrer Unterthanen dort fort. Mosstroupers (Moraſtkrieger) nannte man die aufgebotenen Vasallenhorden, die ganz das Bild des Lehnsadels im Mittelalter mit seinen aufgebotenen Hörigen wieder aufstellten. Einfach lebte die zahlreiche Bevölkerung dieser kriegerischen Nation, außer wenn es bei Gelagen der Sieger, Raub zu verzehren gab. Desto geputzter waren die Weiber. Der ruhige Landmann verließ sich mehr auf die Treue seiner Bluthunde, deren jedes Dorf wenigstens einen hatte, als auf seine kleine, ebenfalls etwas befestigte Wohnung; desto geräumiger war jene seines Clans, wohin im Nothfall alles flüchtete. Die Vertilgung aller Waldung in diesen Grenzdistricten, gebot die Polizei, aber eben daher verschwanden auch so gänzlich in den ruhigeren Zeiten die Wälder, welche erst seit 50 Jahren in Schottland, die Holztheurung und Bodenwohlfeilheit wieder zu besaamen oder zu bepflanzen ermunterte.

(Die Fortsetzung folgt.)

— In einer Haushaltung, wo die Frau die Hosen an hat, und in einem Lande, wo die Regierung treiben kann, was sie will, steht es um die Wohlfahrt des Ganzen gewöhnlich schlecht!

— Das Gute hat gleichsam bleierne Füße, und kommt in der Welt nur sehr langsam und meistens hinkend zum Ziele, aber das Schlechte, kaum gebohren, läuft flüchtig, wie ein Hase, über die Felder der menschlichen Gesellschaft!

— Die ganze Logik der Hunde und feigen Memmen heißt: couche dich! —

— Der Verstand eines Mannes ohne Humanität, Rechts-Gefühl und Wohlwollen hat in der Welt eben so selten wahren Nutzen als der Phosphor! —

W. u. Z.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 25.

30. Januar 1822.

Ueber Feuerbach's neuestes Werk über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege.

Der umsichtige Herr Herausgeber des Conversations-Blattes hat in seiner Anmerkung zu der Beurtheilung dieses Werkes in No. 238 v. 1821 sein Bedenken gegen das absprechende Urtheil eines ungenannten Recensenten über einen in ganz Deutschland mit Ehre genannten Namen nicht undeutlich an den Tag gelegt; und mit Recht, denn es dürften in dieser trefflichen Zeitschrift wohl nur wenig Recensionen dieser Art zu finden seyn, wo statt gründlicher Widerlegung der Ansichten des Verfassers nur (?) Persönlichkeiten von demselben erzählt werden, die der Ununterrichtete um so eher zu glauben veranlaßt werden könnte, je kecker der sonst sehr seichte Herr Beurtheiler auftritt. Man würde sich kaum die Dreistigkeit eines solchen Recensenten erklären können, wenn nicht auch hierbei die Gewalt der Mode im Spiel wäre. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens vor Gericht sind nämlich seit einiger Zeit die Modeworte einer gewissen Classe von Schriftstellern geworden, die Feuerbach sehr richtig so bezeichnet:

daß sie davon gewöhnlich (?) nicht mehr wissen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe.

Nun ist zwar Feuerbach auch gerade für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens; allein das genügt der Mode nicht; sie will durchaus (?) die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des weiland kaiserlich Napoleonischen Gesetzbuches. Da nun Feuerbach darin nicht gerade alles Heil für Deutschland finden kann, so hat er jenen Herren natürlich nicht gefallen können, die vor einigen Jahren mit großem Triumph ausbreiteten: „auch der berühmte Feuerbach habe sich für ihre Meinung erklärt." Jetzt, da sie sehen, daß er meint, ein Deutscher müsse selbst im Stande seyn, etwas Zeitgemäßes zu schaffen, ohne den wälschen Nachbaren nachzubeten; nun ist's mit Feuerbachs Verehrung aus. Diese Recension scheint ganz im Geiste des vormaligen niederrheinischen Archivs für Rechtswissenschaft verfaßt und mag auch vielleicht von einem der Mitarbeiter desselben herrühren. Denn auch darin ward gegen anders Denkende nicht mit Gründen, sondern mit Erdichtung ärmlicher Persönlichkeiten zu Felde gezogen. Als aber Grävell in einem gründlichen Werke das französische Wesen zu beleuchten sich die Zeit nahm, da ward keine Notiz davon genommen. Denn solche Scribenten (? gehören die Vf. des Berichts der Immediat-Commission auch etwa zu diesen Scribenten?) hatten in sich keinen Beruf, ein zwei Bände starkes mit philosophischem Scharfsinn geschriebenes und mit historischen Kenntnissen ausgerüstetes Buch durchzulesen, oder sich gar auf Gründe einzulassen.

Einsender hat nur auf solchen Recensenten-Unfug aufmerksam machen wollen, indem Feuerbach gewiß einen seiner würdigeren Recensenten finden wird. Er wird aber dennoch einen schweren Stand haben, weil er außerdem auch eine Modetheorie gegen sich hat: Er redet nämlich dem Advocatenstande nicht unbedingt das Wort; sondern stellt es den Parteien nur frei, sich solcher zu bedienen, wogegen die französischen Gesetze ausdrücklich verbieten, seine eigne Sache zu führen, weshalb auch mancher seine gerechte Sache liegen lassen muß, weil er dort keinen Advocaten bezahlen kann.

Dennoch nennt die Mode die Advocaten die natürlichen Stellvertreter der Staatsbürger. In der Theorie und im Ideal eines Advocaten mag es wohl der Fall seyn; aber man wende dies auf Advocaten an, bei welchen folgendes Verfahren gewöhnlich ist. A. wird bei dem Obergericht zu N. N. verklagt, er nimmt dort einen Advocaten, den Justiz-Commissair B., an, und empfiehlt ihm die Sache dringend. Dieser erscheint im ersten Termin und bittet um Aufstand, indem er noch keine Information habe. Nach langer Zeit schreibt er an A.: er möchte durch einen Advocaten seines Wohnortes die Klage-Beantwortung anfertigen lassen, er werde dann schon für das Weitere sorgen. Diese unterschreibt B. und übergibt sie im zweiten Termin. Der Anwald des Klägers liest sie nicht erst durch, sondern bittet sich einen neuen Termin aus, schickt die erhaltene Klage-Beantwortung an seine Partei zur Widerlegung. Diese läßt eine Replik anfertigen, welche der klägerische Advocat C. im dritten Termin mitbringt. Der Deputirte des Gerichts frägt ihn: Was haben Sie auf die Klage-Beantwortung, namentlich auf den — den — den — Umstand zu erklären. C. antwortet: Ich habe eine weitläuftige Information erhalten, habe sie aber noch nicht gelesen; hier ist sie. Nun setzt sich Deputator hin und zieht — wenn er Verstand und Geschäfts-Kenntniß hat — kurz die factischen Momente aus und schreibt sie zu Protokoll. Versteht er aber nicht, sich kurz zu fassen, so schreibt er den ganzen langen Sinn oder Unsinn ab und legt ihn dem Anwald B. vor. Dieser bemerkt, daß es Zeit zum Essen ist,

und bittet um einen neuen Termin, schickt wieder, ohne ein Wort zu erwähnen, oder zu sagen, worauf es ankommt, das Protokoll, das er gar nicht erst gelesen hat, an seine Partei. Diese läßt wieder nach Möglichkeit darauf antworten, und dies stellt im vierten Termin B. dem Deputirten wieder zu. Hier spielt C. wieder dieselbe Rolle, und so umgekehrt B. im fünften, und so fort im 6ten, 7ten, 8ten, 9ten, 10ten Termin, bis endlich alle Puncte glücklicher Weise beantwortet sind. Nun macht Deputator den status causae und legt ihn dem B. und C. vor. Allein sie kennen die ganze Sache nicht, bitten daher um Abschrift, senden ihn ihren Parteien zu, und nun hat die dies, die jenes noch zuzusetzen; dies gibt wieder mehrere Termine, bis es am Ende zur Beweis-Aufnahme kommt. Bei diesem Proceßgange gehen leicht zwei — drei — fünf Jahre über der Information hin; während die hin und her gehenden Informationen und Protokoll-Abschriften den Parteien sehr hohe Porto-Ausgaben verursachen. Der Deputirte ärgerlich, daß er nicht nach der Gerichtsordnung verfahren kann, welche voraussetzt, daß die Gegenpartei streng auf den Abschluß der Instruction besteht; — findet, daß er die aller traurigste Rolle von der Welt spielt und doch nichts ändern kann, da einmal der Zuschnitt des Ganzen so ist, — sucht von einer solchen geistlosen Arbeit loszukommen und überläßt sie einem Protokollführer, der das Abschreiben gewiß besser als das Schreiben — worauf es wenig ankommt — versteht, und setzt seinen Namen unter das Protokoll, weil es einmal hergebracht ist. Kommt's nun aber zum Anfertigen der Kostenrechnung, dann sehen die Anwälde die Acten genau nach, und dabei thun sie gewiß eher zu viel als zu wenig.

Was ist aber von solchen Stellvertretern zu erwarten? und entspricht dies dem hohen Ideal des Advocatenstandes??

72.

État actuel de l'Industrie françoise ou Coup d'oeil sur l'Exposition de ses produits dans les Salles du Louvre en 1819. Par *E. Jouy*. Paris. 1821.

(Fortsetzung und Beschluß aus No. 22.)

Daß der Grund, als ob die Corporationen das einzige sichere Mittel gegen Tumulte und Aufstände wären, ganz nichtig sey, lehrt die Geschichte aufs deutlichste. Denn seit dem Jahre 1744, wo die Corporationen ihre Statuten erhielten, zählt man wenigstens 15—20 Aufstände, in deren einem der Chef der Polizei sogar getödtet wurde. Seit Aufhebung der Zunftverfassung aber kennt man nicht eine einzige Bewegung dieser Art in Lyon. So wie in Lyon, so hat sich in Frankreich die Industrie allenthalben seit Aufhebung der Zünfte vermehrt. Die Bandfabriken in Saint-Chamons und St. Etiennes im Loire Departement, haben mit den Seidenmanufacturen in Lyon ganz analoge Fortschritte gemacht. Wo sonst Domherren und Mönche im Müssiggange schwelgten, da hört man jetzt das Geräusch von Spinnmaschinen und der nützlichsten Arbeit, wie z. B. in der kleinen Stadt Guebviller in den Vogesen, wo eine herrliche Dampfmaschine mit der Kraft von 50 Pferden eine unermeßliche Manufactur-Anstalt in Bewegung setzt, welche unter dem Zunftsystem nie hätte entstehen können. Schon zählt man dort zwölf Fabriken verschiedener Art. Man darf nur Hrn. Schlumberger's neue große Etablissements der Baumwollen-Manufacturen ansehen, um das Wohlthätige jener Veränderung in dem Regierungssysteme zu empfinden. Auch die neue Fabrik chemischer Producte liefert die herrlichsten Resultate; kurz die Industrie bringt, seitdem sie volle Freiheit genießt, in allen Theilen Frankreichs die schönsten Früchte hervor, und eine weise Regierung wird daher nie zugeben, daß ein so herrliches Institut wieder zu Grunde geht.

Dieselben Resultate gibt der Bericht der Committee, von welcher der allgemeine Gewerbsrath ein Gutachten bei Gelegenheit des Antrags in der Deputirtenkammer auf Herstellung des Zunftsystems gefordert hatte. Da in Frankreich in öffentlichen Schriften und in der Deputirtenkammer dieselben Gründe für die Nützlichkeit der Wiederherstellung der Zunftverfassung vorgebracht wurden, die man auch in Deutschland nicht selten vernimmt; so wird es interessant seyn, die Hauptgedanken zu lesen, durch welche die Committee diese Gründe entkräftet.

Sie hält es ihrer nicht würdig, diejenigen zu widerlegen, welche sagen, „daß die Gewerbe durch die Aufhebung der Zünfte der schändlichsten Licenz überlassen wären, daß sie weder Zaum noch Gesetz, noch Polizei mehr kennten, daß blos die Unredlichkeit in den Gewerben noch etwas gewinnen könne, daß endlich in den letzten 25 Jahren mehr Bankrotte vorgefallen und mehr Gewerbsleute zu Grunde gegangen wären, als in den verflossenen zwei Jahrhunderten." Dergleichen offenbare Lügen verdienen keine Widerlegung. „Aber, sagt man, blos die großen Manufacturen können Wohlstand in einem Lande erzeugen. Diese können aber nicht aufkommen, wo Gewerbefreiheit herrscht. Denn die Concurrenz der Menge der kleinen Gewerbsleute drückt den Preis der Waaren zu tief herunter und bringt einen solchen Ueberfluß von Dingen aller Art hervor, daß sie die Consumtion nicht verzehren kann." Offenbar ist diese Behauptung ohne alle Wahrheit. Jeder der Frankreich in seinem jetzigen Zustande kennt, weiß, daß es mit einer Menge der schönsten und größten Industrie-Etablissements versehen ist, die sich, seit dem die Gewerbefreiheit existirt, in einem fort vervollkommnet haben; daß eine große Menge von Mannfacturwaaren mit Gewinn verkauft werden und ihre Unternehmer bereichern, und daß sie für die stets steigende Consumtion und für die jährlich sich vermehrende Exportation nicht hinreichen. Die Zollämter würden Auskunft darüber geben können, wie viel das Ausland an Frankreich für nöthige und überflüssige Bedürfnisse zahlt. Der allgemeine Gewerbsrath weiß, daß unsre Gewerbsleute allenthalben beschäftigt sind, daß ihnen ihre Arbeit ihr Auskommen sichert, daß sie ihre Bürgerpflichten erfüllen, ihre Kinder gut erziehen, und daß nirgends Waaren in solchem Ueberflusse vorhanden sind, daß ihr Preis dadurch herabgewürdiget würde. Laßt uns also nicht bange seyn, daß sich die Zahl der Producenten über die Gebühr vermehren möchte. So viel ihrer auch entstehen mögen, sie sind stets nützlich und nie gefährlich für den Staat. Die Concurrenz erweckt die Nacheiferung, belebt das Genie und führt zu neuen Entdeckungen. Sie schützt gegen alle Monopole und vermehrt die Consumenten gegen übertriebene Gewinnste der Producenten. Freilich kann bei solcher Freiheit auch manches Unternehmen mißlingen. Aber ein solches Unglück dient auch zur Vorsicht und zur besseren Belehrung. Was Gewerbsfreiheit vermag zeigt ja uns Englands Beispiel deutlich genug. Hier wurden die alten Gewohnheiten und Gewerbsvorurtheile zuerst abgestreift. Es lernte zuerst viel mit Sparsamkeit produciren,

und bante sein Monopol auf den schlaffen und durch Zwang eingeengten Gang der Gewerbe bei andern Nationen, die nicht begriffen, daß Freiheit die Hauptbedingung zum Aufblühen der Industrie ist. Frankreich hat endlich, nachdem es lange genug Fremden zinsbar gewesen und die Hindernisse theuer bezahlt hat, die seine Gesetze der Industrie in den Weg legten, die Fesseln zerbrochen, die seinen Fleiß hemmten: es hat endeckt, daß das Vorurtheil, als ob Englands Producte allein den Vorzug verdienten, verschwand, sobald man im Lande eben so gute Waaren machte, als auf jener Insel."

„Die unschätzbaren Vortheile dieser unerwarteten Veränderung verdanken wir allein der eingeführten, unbeschränkten Handels- und Gewerbefreiheit. Sie allein hat das Wunder bewirkt, daß unser Volk jährlich 800 Millionen Franken Abgaben zusammen bringt, ohne sich dadurch geschwächt oder beschwert zu fühlen."

„Was Freiheit wirkt, haben wir ja lange an dem Ackerbau gesehen, der nie den Ketten des Zunftwesens unterworfen war, und wo man die besseren Methoden zu säen und zu ernten fand, ohne sie aus Reglements zu lernen."

„Was für Städte, was für Dörfer sind seit der Einführung der Gewerbsfreiheit mit fleißigen Arbeitern angefüllt worden! Hamblières war durch nichts, als durch eine Abtei merkwürdig. Industrie war daselbst wenig zu finden. Einige grobe Tuchmachereien mit sehr armen Arbeiterfamilien war alles, was man daselbst sah Und was ist es jetzt geworden! — Eine Baumwollenspinnerei, Fabriken von Cachemir-Schawls, seidener Gaze, Musselin, Linon und viele andere Fabriken sind daselbst entstanden, die unser Land, unsre und die spanischen Colonien u. s. w. versorgen, eine Menge Familien wohlhabend machen und die Arbeiter reichlich ernähren. Der Landbau blühet ringsumher, und die Armen sind verschwunden. Und wie viele Städte, Flecken, Dörfer, Landhäuser gleichen diesem Hamblières. Wer kann Elsaß, die Picardie, Flandern, die Normandie ꝛc. bereisen, ohne Verwunderung über das, was aus diesen Provinzen gegen sonst geworden ist, zu empfinden! — Alles ist hier in Bewegung und Leben übergegangen. Die Landleute wenden die Zeit, welche sie sonst im Winter oder bei schlechter Jahreszeit im Müssiggange, im Mangel oder Laster zubrachten, auf Manufacturarbeit, und erwerben sich durch ihren Fleiß Wohlstand." —

„Wenn man sich wegen der Nützlichkeit der Corporationen auf England beruft, so verkennt man die englische Verfassung gänzlich. In England ist das Zunftwesen etwas Einzelnes und Locales; oft bedeuten die Corporationen ganz etwas anders, als was man bei uns Innungen und Zünfte nennt, es sind Gesellschaften, die mit gewissen politischen Rechten versehen sind, und nur den Namen gewisser Gewerbe führen, die Mitglieder mögen übrigens treiben, was sie wollen, und wo der alte Zunftzwang herrscht, da verscheucht er die vollkommneren Gewerbe eben so, wie er es allenthalben thut. Die Industrie blühet in England am meisten in solchen Städten und Flecken, die von jeder Art des Zunftzwanges frei sind. Die Gewerbsleute ziehen von London weg, weil da noch der alte Zunftzwang herrscht, und zogen sich an Oerter, wo man dergleichen nicht kennt. Will man die Blüthe der Industrie von England sehen, so muß man nach Birmingham, Manchester, Sheffield und andere Städte gehen, wo kein Zunftwesen existirt. Wo dieses alte Rüstzeug geblieben ist, wie in York, Canterbury, Bristol u. s. w. da findet man keine blühenden Gewerbe solcher Art."

„Die ersten Versuche der Maschinenspinnerei wurden von einem gemeinen Arbeiter gemacht, der mehrere Faden Baumwollengarn auf einmal spann. Arkwright, der ein Peruckenmacher war, bemerkte dieses, und wendete nun seine ganze Zeit auf die Vervollkommnung dieser Entdeckung. Erst im Jahre 1780 glückte es ihm, eine Maschine zu Stande zu bringen, die seine Wünsche in etwas erfüllte, und die Mittel, welche ihm diese verschaffte, setzten ihn in den Stand, die Erfindung immer weiter zu verfolgen und endlich die herrlichen Maschinen zu verfertigen, die ihm die Welt verdankt. Wenn Arkwright in einer andern Stadt, als in Manchester, Peruckenmacher gewesen wäre, in einer Stadt, wo das Zunftwesen herrschte, er hätte Zeitlebens Peruckenmacher bleiben müssen, hätte sich nie das große Vermögen erwerben und seinem Vaterlande und der Welt nie die Vortheile verschaffen können, die seine schöne Erfindung bei der Gewerbfreiheit hervorgebracht hat. „Die Ursachen der berühmten Industrie in Großbritannien, sagt Adam Smith, bestehen in der Gewerbfreiheit, welche, der Einschränkungen die auch hier existiren ungeachtet, doch vielleicht in keinem Lande größer ist als hier." Diese Einschränkungen und Reglements, auf welche Smith zielt, sind ein Hinderniß der englischen Industrie. Das Ministerium unter Georg II. wollte sie wegschaffen, war aber nicht stark genug, um durchzudringen. Die alten Gewohnheiten und die falschen Systeme haben allenthalben so tiefe Wurzeln geschlagen, daß die weisesten und bestausgedachten Mittel nicht hinreichen, sie auszurotten."

„In Ansehung der Einschränkungen, die man wieder einführen will, kommt alles auf den ersten Schritt an. Das Princip der Gewerbefreiheit wäre dadurch umgestürzt, der Corporationsgeist würde dann bald das übrige durchsetzen. Man weiß ja wohl, wie dergleichen Anträge aus der Bahn gebracht worden. Ein Mensch, der weder Kaufmann, noch Fabricant ist, macht ein Project zur Wiederherstellung der Zünfte; er setzt eine Bittschrift auf und legt sie den Kaufleuten, Fabricanten und Handwerkern zur Unterzeichnung vor. „Zweitausend Gewerbsleute von Paris," sagt er, „verstehen besser, was den Gewerben zuträglich oder schädlich ist, als ein Theoretiker der Staatswissenschaft!" Aber es ist nicht schwer einzusehen, wodurch diese Bereitwilligkeit, zu unterzeichnen, bestimmt wird. Jeder will herzlich gern allein handeln und fabriciren; jeder möchte gern zu einer Corporation gehören, welche die Concurrenz meidet, jeder gern schlechte Waare theurer verkaufen. Alles dies verspricht er sich von einer freien Corporation. Das sind die Materien, welche den gemeinen Troß von Kaufleuten, Fabricanten und Künstlern zu Patronen des Zunftwesens machen."

„Diesem Haufen von unbekannten und eigennützigen Unterzeichnern setzen wir aber die viel wichtigeren Autoritäten entgegen, Autoritäten, die volles Vertrauen verdienen, die Einsicht und Unparteilichkeit genug haben, die Wahrheit auszusprechen. Diese Autoritäten sind die vorzüglichsten Chefs unsrer größten Manufacturen. Sie würden bei dem Zunftwesen auch Vortheil haben. Denn ihnen würden unstreitig die Syndicatsstellen zufallen. Um so wahrer und unparteiischer wird ihr Urtheil seyn. Ihr Nutzen fordert Corporationen, aber ihre Liebe zum Gemeinwohl heißt ihnen, sie zu verwerfen."

„Die Fortschritte unsrer Industrie sind so einleuchtend, daß sie jedem in die Augen fallen müssen. Die Fremden, welche Frankreich durchreisen, geben täglich ihre Bewunderung und ihr Erstaunen darüber zu erkennen. Allein sollte ein Franzose selbst dieses verleugnen? Was kann die Sache klärer beweisen, als was allein über Lyon angeführt ist! In Avignon, in Tarare zeigen sich dieselben Resultate. Letztere Stadt zählte in den Jahren 1800 und 1801 kaum 8000 Einwohner und 600 Werkstühle; jetzt sind daselbst 7000 Stühle, die über 40,000 Arbeiter in den Departements der Rhone, Loire, Ain, Allier, Saone und Leire und Puy de Dome beschäftigen. Ihre Industrie wetteifert jetzt mit der englischen und indischen."

„Der größte Theil der Manufacturen, die sich in den letzten dreißig Jahren erhoben haben, würden bei der Zunftverfassung durchaus nicht haben aufkommen können, da so vielerlei Werkzeuge und Maschinen in einer und derselben An-

statt von einem und denselben Leuten, oder unter Einem Dache verfertiget und alle Arbeiter von einem Chef regiert werden müssen, wenn etwas aus den Anstalten werden soll. Man weiß ja, was für Processe entstanden, wenn einer etwas machen wollte, was zu der Profession des andern gehörte. Was für Schwierigkeiten hatte der erste Fabricant der bunten Papiere, die seitdem einen so großen Debit im In- und Auslande erhalten haben, um seine Künste vor Abschaffung der Zünfte in Ausübung zu bringen! Man wußte ihm endlich auf keine andere Art zu helfen, als daß man ihm das Privilegium einer königlichen Fabrik ertheilte. Man höre ihn nun selbst: „An die Tracasserie der Eifersucht und des Despotismus der Communitäten hatte ich bei meiner Unternehmung nicht gedacht. Aber nur zu bald erfuhr ich ihren Grimm. Eine Menge Zünfte nach einander gaben vor, daß ich in ihre Rechte eingriffe, und es gab kaum einen Zweig in meiner Manufactur, den sie nicht für eine Usurpation ihrer Gewerbe ausgaben. Kein Werkzeug, das ich erfand oder anwendete, war mein, sondern gehörte schon irgend einem Handwerke an; wollte ich irgend eine Idee ausführen, so hieß das ein Raub, den ich bald an den Druckern, bald an den Formenschneidern, bald an den Tapezierern u. s. w. beging. Man bewirkte Verordnungen, die meine ganze Manufactur ruinirten. Als ich endlich mit Mühe erreichte, daß die Obrigkeit meine Arbeit besah und prüfte, hob sie zwar jene Verordnungen wieder auf — aber bald gingen die Angriffe von neuem los, bis ich zuletzt Schutz unter dem Titel einer königlichen Manufactur erhielt."

„Das waren also die Mittel gegen die Vexationen, die Leute erfuhren, die neue oder fremde Künste in Frankreich einführen wollten. Bedarf es etwas mehr als dieses mémoire vom Herrn Reveillon, um die Schändlichkeit des Zunftwesens darzuthun? Würden wohl die Goldschmiede je die plattirten Arbeiten haben aufkommen lassen, die jetzt einen so ansehnlichen Manufacturzweig bilden? — Was würde aus den Manufacturen, aus den darin steckenden Kapitalien werden, wenn man auf einmal wieder die Handwerkscasten herstellen wollte, die sich in die mannichfaltigen Arbeiten theilen, die jetzt alle von einem einzigen Unternehmer aus in einer einzigen Manufacturanstalt betrieben werden? — Was hat die Gesellschaft für Nachtheil davon, wenn ein guter Maschinenmacher sein eigner Schlosser, Schreiner u. s. w. ist? Dient nicht alles dieses blos dazu, den Consumenten die Waaren besser und wohlfeiler zu liefern? Jedermann behalte also die Freiheit, in so kurzer Zeit und mit so wenig Kosten, als möglich, zu produciren."

„Alle die kostbaren Gewerbe, welche durch die neue Chemie erfunden und begründet sind, und die uns so viele neue nützliche Producte liefern, so wie die, zu deren Gebrauch und Vervollkommnung sie dienen, als die Fabrication der künstlichen Soda, des Alauns, der Mennige, des Berlinerblau, der mannichfaltigen Säuren, u. s. w. wäre uns auf immer verborgen geblieben, wären die Erfinder oder Fabricanten genöthigt gewesen, erst eine Zunft zu bilden, bevor es ihnen erlaubt worden wäre, die kostbaren und mannichfaltigen Versuche, die dahin führten, anzustellen. — Eben so würden alle die neuen Entdeckungen der Mechanik und anderer Wissenschaften gar nicht gemacht, oder wenigstens nicht auf die Gewerbe angewandt worden seyn, wären diese Operationen dem Innungezwang unterworfen gewesen, wie die Maschinen beim Spinnen, Weben, die Künste des Bleichens, der Construction neuer Werkzeuge und Maschinen, die Bearbeitung des Leders aus dem Felle, die Fabrication der Spiegel, der Krystalle der Glasflüsse, unechter Edelsteine, Perlen u. s. w. Denn das Interesse der Zunft wird immer fordern, daß jeder Meister seine Lehrlinge oder Gesellen von seiner Kunst möglichst entfernt hält, daß er jeden Arbeiter, der Genie zeigt, entweder unterdrückt, damit er ihn nicht durch seine Concurrenz nöthige, von seinem gewohnten Schlendrian abzugehen, oder daß er von seinen Talenten den größten Vortheil zieht, daß er seine Erfindungen benutzt, ohne daß er ihn an den Vortheilen Theil nehmen läßt. Alle Nachtheile, welche man von der Freiheit der Gewerbe anführt, lassen sich theils leicht durch Gesetze wegschaffen, theils sind sie gegen die Vortheile, die durch die Freiheit entstehen, so gering, daß sie dadurch tausendfach vergütet werden. Man sorge also nur für gute und bestimmte Lehrcontracte, für die Ausstellung richtiger Zeugnisse der Arbeiter, man strafe die Verbindungen gegen die Meister streng, die zum Zwecke haben, den Lohn auf illegale Weise zu erhöhen oder zu erniedrigen; man halte auf richtige Etiquetten und Bezeichnungen der Waaren und bestrafe nachgemachte Zeichen und Formen als Betrug, und man wird in unsern vorhandenen Gesetzen Mittel genug finden, den Mißbräuchen der Gewerbefreiheit zu steuern."

„Wenn die öffentliche Sicherheit eine Art von Aufsicht auf einige Gewerbe erfordert, so sind Mittel genug vorhanden, diesen Zweck zu erreichen, ohne daß man deshalb zu dem Zunftwesen seine Zuflucht nimmt, u. s. w."

Der allgemeine Gewerbe-Rath beschloß auf diesen Bericht, die Bitte um Wiederherstellung der Zünfte als unstatthaft und dem Gemeinwohl widersprechend zurückzuweisen. Dasselbe ist auch in Preußen geschehen. Denn der Staatsrath hat alle die Gründe, welche von verschiedenen Seiten für die Wiederherstellung der Zünfte vorgebracht wurden, nach genauer Prüfung derselben, als unzureichend verworfen.

29.

— Göthe erfährt das eigne Schicksal, neben seinem aus den Lehrjahren entlassenen Wilhelm Meister — einen zweiten unechten herumwandern zu sehen, und obendrein meinen die Leute, der unechte sey besser als der echte. Wie doch die Dinge sich ändern! Vor zwanzig Jahren ward der ächte Wilhelm als eine der großen Zeittendenzen angesehen, und darin der französischen Revolution gleichgestellt; jetzt nimmt sich der unächte Wilhelm heraus, dem Vater Göthe allerlei Bemerkungen über seine gesammte Poesie zu sagen, welche zwar fein klingen, aber des Tadels genug enthalten. Die Summa desselben geht dahin, daß der Dichter zu viel bloße Aeußerlichkeit — Objectivität — besitze, und zu wenig Innerlichkeit — Subjectivität —, woraus man ehedem sein größtes Verdienst gemacht, und weswegen man ihn bis in die Wolken gehoben. Was soll nun ein Dichter thun? Er soll daraus, wie jeder Schriftsteller, die Lehre ziehen: wer nach zwanzig Jahren gepriesen seyn will, schreibe und dichte gegen den herrschenden Geschmack des Augenblicks, lasse alle Kritiker auf sich losfahren, und betrachte seine Erniedrigung als ein Zeichen der künftigen Erhöhung. Hierin besteht der große Nutzen aller Literaturzeitungen und kritischen Anstalten in Deutschland!

— Das beste Argument gegen die Wunder des Fürsten von Hohenlohe steht irgendwo gedruckt: „der Christengott sey ein liberaler Gott, und werde nicht gegen seine eigne Sache wirken," nämlich nicht für römische Hierarchie, Pfaffenthum, und was sonst noch. Das beste Argument aber für die Curen blieb noch unerwähnt. Laut sicherer Nachrichten, waren die Schulfortschritte des Mannes gering, sein Aeußeres aber war schön und einnehmend, seine Lebensweise galant. Unwissend, schön, und Fürst — das muß Wunder thun, zumal bei Weibern.

25.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 1. Januar 6.

Uebersicht der neuern Schwedischen Literatur.

December 1821.

Wie billig fangen wir mit den Zeitschriften, diesen Vortruppen der Literatur, an. — Das älteste, gelesenste Zeitungsblatt in Schweden ist die Post- und Einheimische Zeituug (Post-och Inrikes Tidning); dessen Lebensdauer schon fast hundertjährig ist. Es wird von dem Secretair der schwedischen Akademie herausgegeben; die dadurch einlaufenden Gelder machen einen Haupttheil der Einkünfte dieser Gesellschaft aus; dieses Blatt stellt die schwedische Hofzeituug vor; es werden darin ausländische Neuigkeiten, officielle Nachrichten, den Hof und das Reich betreffend, Ernennungen zu Aemtern, Ordensvertheilungen, ämtliche Berichte u. s. w. aufgenommen. — Nächst diesem war ehemals die Stockholmer Post (Stockholms Posten) am meisten beliebt. Diese Zeitung wurde im Jahre 1778 von Kellgren, einem der größten Dichter unsers Vaterlandes († 1793), begründet. Die Tendenz dieses Blattes war für die damalige Zeit in Schweden etwa die nämliche, wie für Deutschland anjetzt die des Lit. Conv. Blattes, nur in kleinerer Skala und nur in der Hinsicht davon verschieden, daß es fast regelmäßig die wichtigern ausländischen Ereignisse mit aufnahm. Der Geist aber entwich nach dem Absterben des Stifters; nur die beliebte Dichterin, Frau Lenegren, vermochte es noch dann und wann durch ihre Lieder, die bald von der ganzen Nation gesungen wurden, einiges Leben der absterbenden Masse einzuflößen. Auch sie starb vor einigen Jahren; die Zeitung erhielt eine andere Redaction und seit diesem Zeitpuncte sank das Blatt immer tiefer; sein Lebensanspruch ruht auf jenen edlen Ahnen; es wird von wenigen gelesen. Dieses zehrende Fieber der genannten Zeitung gab im Jahre 1809 dem Kanzleirath Wallmark die Veranlassung, ein Tageblatt unter dem Titel eines Journals für Literatur und Theater herauszugeben, welche Benennung jedoch in die des Allgemeinen Journals (Allmänna Journalen) verwandelt wurde, als man jenes frühere Blatt, um eines Norwegen betreffenden Artikels willen, eingezogen hatte. Unter dem letztern Titel wird dies Tageblatt noch fortgesetzt, und ist unter allen nichtofficiellen Zeitungen Schwedens die gelesenste. Dem Geiste nach ist sie mit der „Stockholmer Post" verwandt. In literarischer Beziehung ist der Herausgeber als Gegenfüßler der sogenannten neuen Schule bekannt, d. h. derjenigen Partei, welche seit 1810 gestrebt hat, die der Nation durch die Schwedische Akademie aufgedrungenen französischen Fesseln abzuwerfen. Herr Wallmark hat sich als ein Anführer der Vertheidiger des sogenannten correcten Geschmacks ausgezeichnet; alle literarischen Artikel in seiner Zeitung haben nur Ein Ziel, nämlich Widerlegung der Schriften und Aufsätze, welche von der Gegenpartei herausgegeben werden, gegen welche er mit Kühnheit und mancherlei Waffen gestritten; auch findet man dort kleinere polemische Ausfälle gegen dasjenige, welches er als Verirrungen des Zeitalters betrachtet, wie z. B. Nationalität in der Dichtung, Romantik, Magnetismus u. s. w. Er bemüht sich darneben, das größere Publicum durch politische Aufsätze zu gewinnen, die meistentheils aus liberalen französischen Blättern gezogen sind, wie denn ferner durch statistische Angaben, zerstreute Notizen, verschiedene vaterländische Angelegenheiten betreffend u. s. w. — Gleich nach dem Jahre 1809, da die schwedische Druckfreiheit begründet wurde und ein freierer Geist in der Nation sich zu regen anfing, sind in Stockholm unzählige periodische Blätter hervorgetreten, und — verschwunden. Die Mehrzahl starb den Hungertod; andere scheiterten an den Klippen der Politik. Namentlich wollen wir blos des Polpfem's erwähnen, 1810 angefangen, 1812 beendigt; dies letztere jedoch aus keiner der beiden angeführten Ursachen, sondern weil die selbstgewählte Periode zurückgelegt worden. Dies Blatt eröffnete zuerst den Kampf wider die französische Schule im ästhetischen Fache. Man benutzte hierbei auch die Waffen des Komischen und dies mit einem entschiedenen Siege, der selbst von Andersdenkenden zum Theil anerkannt wurde. Wohl mag nicht verschwiegen werden, daß hier mancher Muthwille mit unter lief, inzwischen ist dieses noch vielgelesene Blatt in jedem Falle eine Vorrathskammer sehr heiterer und treffender Parodien und fantastischer Satyre, wie vielleicht die Literatur mancher Nation sie nicht vorweisen kann. Der Redacteur heißt Afzelius. — Später, und einer ganz verschiedenen Gattung angehörig, trat der sogenannte Anmerker (Anmärkaren) hervor, der im nächstverflossenen Monate, wegen einer satyrischen Allegorie über das Begräbniß des bekannten Feldzeugmeisters, Generals Cardell's, verboten wurde. Der Herausgeber heißt Cederborgh, Verfasser mehrerer Romane. Sein Blatt hing eigentlich der Opposition an, suchte die Fehler und Mißgriffe der Minister, der Richter und anderer höherer und geringerer Beamten zu enthüllen, oder ein Korrectiv für die Administration, Justiz u. s. w. vorzustellen. Der herrschende Ton war jedoch gar zu grob; es wurde fast alles ohne Unterscheidung getadelt, selbst das wirklich Gute, dergestalt, daß dies Blatt in Kurzem eine Pöbellectüre wurde, ohne inzwischen aufzuhören, auf Schützen, Distrikttögte, Bürgermeister, Untergerichte, ja selbst auf Landhauptleute u. s. w. Einfluß zu behaupten und ihr Popanz in manchem Falle zu seyn. Einmal im vorigen Jahre war es schon inhibirt gewesen, und zwar durch den Hofkanzler; es erhielt aber durch die Gnade des Königs damals eine Existenz wieder, die auch hernach nicht aufhörte bellender Natur zu seyn. — Diese Roheit des Anmerkers, und andererseits der parteiische Geist, welcher in dem Wallmarkschen ministeriellen Blatte herrscht, wo alle Schritte der Autoritäten hoch gepriesen werden, und überhaupt alles, was mit höhern Titeln und dergleichen Auszeichnungen bekleidet dasteht, unfehlbar in das strahlendste Licht gestellt wird, ließ die Idee noch eines dritten, 1820 zuerst hervorgetretenen, Blattes zu. Die Herausgeber sind: Johannson und Scheutz, welcher vormals Mitredacteur des „Anmerkers" gewesen. Das Blatt, Argus benannt, füllte wirklich eine Lücke aus, indem es eine Menge, sowohl in der Reichszeitung, als dem ministeriellen Blatte, vermißter einheimischer Nachrichten mittheilte, und man hier auch Auszüge in Betreff der merkwürdigsten Rechtshändel — unter deren Zahl jener „Anmerker" immer gewohnt war, nur diejenigen zu berücksichtigen, welche auf die Beamten einen Schatten warfen, — vorfand, so wie schließlich ebenfalls viele kleinere, picante Notizen über die öffentlichen Lustbarkeiten der Hauptstadt, und was sonst daselbst sich zutrug. Alles dieses war recht löblich; auch erhielt der Plan einen so großen Beifall, daß die in Schweden bedeutende Anzahl von 1100 Pränumeranten *) die Unternehmung begünstigte. Die Herausgeber wünschten aber zugleich, als Lehrer der Nation in der wissenschaftlichen Staatslehre aufzutreten, worüber auch anfangs eine sehr gute Abhandlung erschien. Die Herausgeber standen nämlich, in dem Zeitpunkte, noch in literarischem Verhältnisse zu dem geistreichen Grafen Schwerin (Probst zu Sala; bekannt als Anführer der gemäßigten Opposition und edler Redner an Reichstagen); nachdem hingegen seine Leitung ihnen

*) Die Reichszeitung hat ungefähr 2500 Pränumeranten; das Wallmarksche Blatt etwa 2000; der „Anmerker" hatte eine Zeitlang 1500; die „Stockholmer Post" zwischen 6 und 800; alle übrigen zwischen 3 und 500.

mangelte und die Herausgeber ihre eigene Straße wandeln sollten, entstand der abentheuerlichste Mischmasch. Die Herausgeber fingen mit der Erklärung an, daß sie weder zur Classe der Ultras noch der Liberalen gehörten, sondern einen unendlich höhern Standpunct als jene beiden Parteien inne hätten; so wie sie sich, was Literatur beträfe, weder zu der französisch-schwedischen noch zu der romantischen Schule bekennen möchten, als welche beide sie unaussprechlich verachteten; sie fänden es aber nicht dienlich, das, was sie selbst aufzustellen gedächten, zu offenbaren. Dies wurde denn auch mit jedem Tage dunkler. Nur soviel vernahm man, daß alles Wissenschaftliche, das nicht in einem Zeitungsblatte mitgetheilt werden kann, pedantisch sey, nur für den Zunftgelehrten anwendbar u. s. w. In dem Maße, als die Herrn ferner viele Worte machten, wurde inzwischen wenig gesagt; und nachdem man wider die allgemein geschätzte Akademie der Wissenschaften, die mit dem größten Beifall aufgenommene Zeitschrift Suevia, endlich wider die Universitäten des Reichs höhnische Ausfälle sich erlaubt hatte, verlor dies Blatt die Achtung aller Gebildeten. — Noch ist einiges von später erschienenen periodischen Blättern und Schriften zu sagen. Die Schwedische Literatur-Zeitung fing im Jahr 1813 an, fährt noch fort und hat zur Redction viele in Upsala, wo das Blatt gedruckt wird, und in Stockholm lebende jüngere Literatoren. Sie kann nur ein beschränktes Publicum haben, weil ihre Tendenz rein-wissenschaftlich ist. Zu bedauern ist die Enge des diesem Blatte bestimmten Raumes, nämlich blos von Einem Bogen die Woche, welche eine ganz vollständige Uebersicht der schwedischen Literatur nicht gestattet, ein Verdienst, das ihm jedoch im Fache der schönen Literatur gehört, innerhalb welcher es kräftig dazu beigetragen hat, manche wichtige Ansichten, welche vorher nur im Kreise einiger Literatoren zu Upsala gang und gäbe waren, allgemeiner zu verbreiten, und zu solchem Zwecke, allgemeinfaßlicher zu machen.

Dies letztgenannte Blatt vermittelt den Uebergang zu den mehr eigentlich-wissenschaftlichen Zeitschriften, welche nicht als Tageblätter, sondern in Bücherform erscheinen. Nur die sogenannte neue Schule gibt Schriften dieser Art heraus. Das früheste Product aus dieser Zahl war der Phosphoros. Er trat, gleichzeitig mit dem Polyfem, im Jahr 1810, an's Licht, und suchte auf eine positive Weise denselben Zweck, welchen jenes Blatt auf eine negative verfolgte, zu befördern. Der Hauptinhalt war poetisch, und es waren vorzüglich die von dem Herausgeber Atterbom mitgetheilten Gedichte, welche dazu beitrugen, der schwedischen Dichtkunst einen höhern Schwung zu geben. Die dort aufgenommenen ästhetischen und philosophischen Abhandlungen sind ideenreich; sie dürften jedoch in einigen Rücksichten eine gewisse Unreife, als von sehr jugendlichen Verfassern unzertrennlich, verrathen. Die Ideen selbst waren inzwischen anregend, begeisternd. Die Herausgabe der Schrift hörte 1813 auf. — Während der nämlichen Periode erschienen 2 Hefte des Lyceums, von Herrn Hammarskold, und dem, auch in Deutschland bekannt gewordenen Philosophen, Professor Hoyer herausgegeben. Ist aber der Phosphorus gar zu jugendlich, so möchte man im Gegentheil dem Lyceum eine gewisse Dürre des Alters, wenn man sich so ausdrücken dürfte, vorwerfen, ohne daß die Schrift eben deshalb gründlicher wäre. Hier wurden einheimische und ausländische Werke recensirt, die zum Theil von Werth waren, jene Recensionen aber hatten auf die gegenwärtige Bildung keinen Einfluß. — Im Jahre 1813 trat das erste Stück der Iduna hervor. Acht Hefte sind bisher gedruckt worden. Der eigentliche Redacteur ist Baron Adlerbeth, Sohn des als Uebersetzer von Virgil, Horaz und Ovid berühmten Staatsraths. Der anfängliche Plan war, nur Abhandlungen über nordische Alterthümer, altskandinavische Gesänge, und von dem Neuern nur das diesem nahe Verwandte, aufzunehmen. Der Plan ist später erweitert worden. Die Verfasser, welche sich hier vorzüglich ausgezeichnet haben, sind der Prof. der Geschichte zu Upsala, Herr Geyer, und der Prof. der griechischen Sprache zu Lund, Herr Tegner. Sie gehören Beide zur Zahl der jetzt in Schweden lebenden größten Dichter, jener wegen der Kühnheit seiner Ideen und einer eignen kräftigen Originalität bewundert, dieser nicht weniger in Hinsicht seiner glänzenden Phantasie, so wie des Reichthums und der Pracht seiner Darstellungen. Die meisten der hier eingerückten Gesänge sind jetzt, in Musik gesetzt, auf den Lippen des ganzen Volkes. Wenn inzwischen Herr Tegner einen fruchtbareren Dichtergenius bewährt, als Herr Geyer, so hat in dieser Schrift der Letztere dagegen mehrere Abhandlungen von großem Werthe geliefert, unter welchen wir namentlich blos eine anführen wollen, diejenige: „Ueber die Anwendbarkeit der altskandinavischen Mythologie für die bildende Kunst", welche von dem Verfasser für gewisse Fälle bestritten wird. Auch hat Herr Hammarskold in einer gründlichen Abhandlung die Ungebührlichkeit jenes von Herrn Prof. Rühs geäußerten Zweifels an der Aechtheit der berühmten isländischen Urkunden dargelegt. In jedem Hefte erhält man zugleich Nachrichten über ausgegrabene schwedische Alterthümer, Münzen, Geräthe, Werkzeuge u. dgl. Einer derjenigen Forscher, die sich in diesem Fache am meisten hervorgethan, ist Herr J. H. Schröder, Münzwardein an der hiesigen königl. Universität.

Sveiia. Die Herausgeber dieser Zeitschrift deuten den damit beabsichtigten Zweck folgendermaßen an: „Jede Zeitschrift setzt nothwendig eine Literatur, wie Handel und Wandel in jedem Falle eine Production, voraus, denn die Zeitschrift, sie möge nun die Aera ihrer Unsterblichkeit nach Tagen, Monaten oder Jahren abmessen, beschäftigt sich immer ganz eigentlich mit der Verbreitung der literarischen Production, dem Umsatz des Ideencapitals. Wir setzen mithin kühn voraus, daß ein solches Capital in Schweden vorhanden sey, und dieses in Umlauf zu bringen, werden wir uns nach bestem Vermögen bestreben." — Die bisher erschienenen 4 Theile enthalten folgende Aufsätze. I. Ueber die Bildung der schwedischen Erde. Von Wahlenberg, Med. Doctor und Demonstrator. Dieser gründliche und geistreich verfaßte Aufsatz verdiente ganz übersetzt zu werden — II. Bemerkungen über den alten nordischen Gesang. Von Häffner, königl. Hof-Kopellmeister und Musiklehrer an der Universität zu Upsala *). — III. Feodalism und Republicanism. Ein Beitrag zur Geschichte der Verfassung gesellschaftlicher Ordnung. Von Geyer. — Man findet hier eine große Menge neuer Ansichten. — IV. Ueber die ehemaligen Entdeckungsreisen der Skandinavier nach Nordamerica. Von Schröder. — V. Ueber die Urkunden der Hinduer. Von Palmblad. — Man erhält in dieser Abhandlung eine Zusammenstellung der Resultate der neuern Forschungen über die Literatur, Sprache, Geschichte u. s. w. Indiens. — VI. Ueber die Bearbeitung einheimischer Silberbergwerke. Von Schwerin. — VII. Ueber Amor und Psyche und den Faun, von Sergell in Marmor gearbeitet. Von Grafström. — Eine zierliche Darstellung des beliebten Gegenstandes kann man diesen kleinen Aufsatz, der übrigens sämmtliche Werke des unsterblichen Sergel aufzählt, mit Recht nennen. — VIII. Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie. Von Grubbe, Prof. der Phil. theor. zu Upsala. — Eine sich durch große Klarheit auszeichnende propädeutische Abhandlung. — IX. Gustav Adolph in Deutschland. Epische Bruchstücke. Von Franzen, Theol. Doctor,

*) Dieser Aufsatz ist sehr merkwürdig, weil der geniale Verfasser seine Entdeckung einer in den Altschwedischen Gesängen vorhandenen durchaus eigenen Skala hier mittheilt. Herr Häffner hat sich überhaupt in einer außerordentlich langen Periode treuen Dienstes den größten Ruhm in seinem Fache erworben. Sein neues Choralbuch wird hoffentlich auch im Auslande bekannt werden.

Professor, und Pastor zu Kumla. — X. Ueber des Geld. Von Schwerin. Eine ganz neue Ansicht des eigentlichen Wesens des Geldes, welche jedoch den Staats-Oeconomen von Zunft nicht sonderlich gefallen hat. — XI. Untersuchung, inwiefern einem verurtheilten Verbrecher das Recht einer Wahl zustehe zwischen der Strafe, welche ihm der Landesherr in Form der Begnadigung auferlegt, und derjenigen, zu welcher er verurtheilt war. Von Vogt, Norweger. — XII. Briefe aus Rom. Von Atterbom. — Diese sind schon in's Deutsche übersetzt. — XIII. Tibet. Von Palmblad. Das Wissenswürdigste über diesen so sehr merkwürdigen Priesterstaat ist hier unter Einen Gesichtspunct gebracht. — XIV. Beitrag zur Geschichte der Mösogothischen Literatur. Von Schröder — XV. Vorbereitungen einer Aesthetik. Von Atterbom.

Die allerjüngste der jetzt in Schweden erscheinenden Zeitschriften ist Hermes. Der Redacteur derselben ist Almquist, Secretair in der königl. Kanzlei, ein junger Mann, welcher sich vor Kurzem durch eine andere kleine Schrift große Aufmerksamkeit, in Hinsicht des Reichthums und der Tiefe seiner Ideen, zugezogen. Die übrigen Mitarbeiter sind Hammarsköld, königl. Secretair, und Amanuens an der königl. Bibl. zu Stockholm; Schwerin; und Palmblad, Doctor der Philosophie. Schwerin hat einen Aufsatz geliefert: Ueber gewisse Vorzüge der Redesprache vor der Schriftsprache. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß der Verfasser selbst einer der größten Redner ist, die es vielleicht je gegeben; unbeschadet der ächten Originalität dessen, was er schreibt und drucken läßt, sind seine mündlichen Mittheilungen und Ergießungen dennoch merkwürdiger. — Von Palmblad findet man in dieser Zeitschrift, eine Vergleichung der Angaben der orientalischen Verfasser mit denen der griechischen über die persische Geschichte. Der Verfasser hat, was jene betrifft, vorzüglich Firdussi, nach der Uebersetzung von Görres, Mirkhond, d'Ohsson, Liber Adami, von Norberg übersetzt, und von Hammer benutzt. Bei der Deutung der Sagen und ihrer Räthsel ist er den genialischen, doch oft auch gewagten Erklärungen Görres meistens gefolgt, ohne es jedoch zu unterlassen, auch Meinungen von Malcolm, dem vortrefflichen von Hammer und andern Gelehrten mit aufzunehmen. 66.

Florentine Macarthy, eine irrländische Novelle von Lady Morgan. Nach dem Englischen frei bearbeitet, mit erläuternden Bemerkungen, von B. J. F. von Halem. Leipzig bei Hinrichs.

Wahrheit und Dichtung gehen in obiger Novelle mehr untereinander hin, als daß sie sich eigentlich mischten. Die Erfindung an sich ist eher mager als üppig zu nennen, und läßt sich in wenig Worten zusammendrängen. Die Hauptgestalten sind in Gefahr durch widrige Zufälligkeiten und gemeine Bosheit ihre angestammten Besitzthümer zu verlieren, ja man macht ihnen das Recht ihrer Geburt streitig; zuletzt siegt das gute Princip, sie erlangen das Verlorne wieder, vereinigen sich, und besitzen so mit den Willen auch das Vermögen, ihre Umgebungen zu beglücken.

Wie allen Schöpfungen der Lady Morgan liegt auch dieser ein polemischer Zweck zu Grunde, der diesmal darin bestehet, mit starken Pinselstrichen den gesunkenen Zustand Irrlands darzustellen. Sie verbreiten sich umständlich über Character und Sittenschilderung der Einwohner, zeigt wie die bessern Eigenschaften in ihnen, gefälliges Wohlwollen, Fröhlichkeit und Gastfreiheit unter dem harten Druck erliegen, und wie dagegen ihre schlechtern, List, Unwahrheit und Trägheit, immer mehr die Oberhand gewinnen müssen. Es mag viel Wahres in diesen Ansichten und Bemerkungen seyn, aber der Nationaleifer führt die Dame in ihren Aeußerungen offenbar zu weit, zumal wenn sie sich über die Mißbräuche der Rechtsverfassung ergießt, Gegenstände, die völlig außer dem Bereich einer Frau liegen, und von ihr nicht zu erörtern sind. Wenn die englischen Kunstrichter um solcher Stellen willen, sie mit den Eckelnamen, blue stocking belegen, so wollen wir sie darob nicht so sehr schelten.

Sämmtliche Personen in der Novelle sind Portraits, von einigen ist es bereits allgemein anerkannt, den übrigen sieht man es an, so wie manchen Statüen und Gemälden, daß sie keine freien Ideale des Künstlers, sondern Bilder nach dem Leben sind. Hier arten einige Zeichnungen in's Fratzenhafte aus, wie z. B. die Familie Crawley. Wir glauben der Lady nicht unrecht zu thun, wenn wir ihr zutrauen, daß sie die Gelegenheit ergriff dabei manchen ihr Uebelgesinnten derbe Hiebe zu versetzen. Man überschreitet hierin leichtlich das Maß, was ja schon die englischen Carikaturen beweisen. Es ist wohl außer Zweifel daß sie unter Lord Fitzadelm sich Lord Byron gedacht. Dieselbe Verachtung des Menschen, Mangel an Glauben, der nemliche gewaltige Flug der Phantasie, Züge von Edelmuth und innere Zerspaltung, welche man diesem beimißt, finden sich auch an jenem. Die Folgerungen die er zieht, die schwärmerischen düstern Meinungen, die er ausspricht, sind überaus scharfsinnig, meistens aber in die Luft gebaut, weil der Grund von dem sie ausgehen, wankt, und schief ist. Lord Dunore, el liberador, der eigentliche Held, soll, so will es die Ueberlieferung, das Bild des Mannes seyn, der kürzlich auf St. Helena seine Tage endigte. — In wiefern es treu ist, läßt sich nicht genau beurtheilen, weil der Liberador in ganz andre Verhältnisse gesetzt wird wie das berühmte Urbild, und man sich dieses kaum als zärtlichen Liebhaber zu denken vermag.

Die Heldin Lady Clancare, ist ohne allen Einwurf Lady Morgan selbst, und es ist damit auf eine Vertheidigung gegen allerlei Einwürfe die man ihr gemacht hat, abgesehen. Wäre sie nur etwas bescheidener dabei zu Werke gegangen! Sie nennt sich mehr als einmal den Inbegriff aller Vortrefflichkeit, aller Sanftmuth, das Ideal der schönsten Weiblichkeit. Diese Florentine Macarthy, oder Lady Clancare ist nun wirklich ein sehr anziehendes Wesen, gutmüthig, hülfreich, geistreich, sie verwandelt sich gleich dem Chamäleon, und zeigt sich als eine höchst gewandte Schauspielerin in allerlei Gestalten; versteht allerliebst zu necken, und beweißt sich als eine angenehme Gesellschafterin, — aber es fehlt ihr an sittlicher Würde, vielleicht auch an Poesie der Empfindung. Ein Ideal der Weiblichkeit ist sie nun vollends gar nicht, doch das ist wohl mehr Schuld des Uebersetzers; da bekanntlich jenes Wort nur der deutschen Sprache eigen ist. Damit wollen wir nun nicht behaupten, daß auch die Sache unsern Nachbarvölkern fremd sey, aber sie müssen sich mit Umschreibungen helfen, ein jeder sich den Begriff davon selbst bilden, und da kann es denn leicht geschehen, wie es hier der Lady Morgan begegnete, Eigenschaften die wir für die wesentlichsten Bestandtheile der Weiblichkeit erachten, Demuth, kindliche Hingebung, und andächtigen Glauben, als überflüssig betrachtet.

Lady Morgan kennt keinen Unterschied zwischen Frömmelei und Frömmigkeit, und greift diese mit jener zugleich an, was an einer Frau, in der das Gefühl der wahren Liebe vorherrschen soll, unbeschreiblich verletzt. Durch solche Spöttelei stößt auch Lady Clancare häufig ab, und da man sich zugleich zu ihr angezogen fühlt, so gibt das eine sonderbare, etwas unbehagliche Stimmung.

Sanftmuth ist ein englisches Wort, so gut wie ein deutsches, daher wir nicht begreifen, wie die Verfasserin sich und ihrer Heldin dasselbe beilegen konnte, da auch nicht ein Einzigesmal sie an dieser durchblickt, vielmehr sich häufig eine heftige Gesinnung, und ziemliche Eitelkeit verrathen.

Die Uebersetzung ist vortrefflich, die fließende Schreibart möchte vielleicht die des Originals noch übertreffen. Auch die erläuternden Bemerkungen sind zu loben, desgleichen die kurze

Biographie der Verfasserin. Mit Recht ist auf ihre frühern Romane aufmerksam gemacht, die in Deutschland nicht so bekannt wurden als sie verdienten. Sind sie auch nicht so gediegen wie ihre spätern Schriften, so sind sie dafür auch von Polemik und herben Ausfällen frei; und gewinnen durch Innigkeit, unsre Zuneigung. Herrn von Halem dürfte man vielleicht vorrücken, er sey etwas zu galant gegen die Dame, und sähe blos ihre Lichtseite. Er hätte immerhin auch über ihre Schattenpartien sich verbreiten können, denn Lady Morgan bleibt eine sehr geistvolle, interessante Erscheinung, wenn man auch zugibt „daß sie nicht jede Tugend ihres Geschlechts besitzt, und sie sich mitunter unweiblich äußert." 19

Ein Brief von Grimm an Gottsched.

Folgender bisher ungedruckter und hier aus Grimm's eigner Handschrift mitgetheilter Brief dürfte sowohl des Empfängers als des Briefstellers wegen nicht ohne Interesse seyn. Ersterm, der damals im Zenith seines Ruhmes stand, mußten Weisungen dieser Art um so seltsamer überraschen, je mehr sie von einem Manne kamen, der ihm früher sehr ergeben gewesen war und den er selbst sehr ausgezeichnet hatte. Andrerseits aber ist es nicht minder ergötzlich zu sehen, wie unbarmherzig der bereits in die glänzendsten Cirkel der pariser Welt eingetretene Grimm den Dünkel des deutschen Professors zu züchtigen weiß. Den nächsten Anlaß zu diesem Briefe hatte Gottsched's Recension der pariser Folioausgabe der Fontaineschen Fabeln von 1755 (im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit) gegeben; aber Grimm's Zurechtweisung fruchtete so wenig, daß vielmehr Gottsched in einem französischen Schreiben (im gedachten Journal B. VI. S. 791 ff.) öffentlich darauf antwortete. Es läßt sich denken, daß die beiderseitige Correspondenz nunmehr ein Ende hatte.

à Paris ce 17. Juillet 1756.

J'ai oublié, Monsieur, dans la dernière lettre, que j'ai eu l'honneur de Vous écrire, l'article qui regarde l'ouvrage sur la langue des Celtes et comme il paraît Vous interesser, je ne veux pas perdre l'occasion de Vous dire, que la souscription pour cet ouvrage n'a pas eu lieu, et si c'est celui dont l'auteur s'appelle Mr. Bullet, je puis Vous dire qu'il en a donné depuis peu un volume in folio, imprimé, ce me semble, à Besançon, si bien que Vous l'aurez bien plus commodement de Strasbourg que de Paris. Ce livre n'est point connu ici; tout ce qui est pure littérature, ne s'attire point d'attention à Paris à moins que cela ne soit chez les Benedictins.

Je Vous écris, Monsieur, dans un moment où je suis très faché contre Vous. Vous savez combien je Vous suis attaché, et combien je m'intéresse à Vôtre reputation et à Vôtre gloire. Je Vous en ai donné des preuves dans tous les tems. Depuis que je suis en ce pays-ci, je Vous ai averti plusieurs fois, combien Vous aviez tort de regarder les Français comme Vos ennemis naturels et comme détracteurs de nôtre nation. Je n'ai jamais pû Vous persuader que les honnêtes gens de ce pays-ci et ce qui fait le corps de la nation, reconnaissaient le mérite partout où il se trouve et qu'ils Vous avaient rendu justice à Vous nommément sur ce qu'on leur avait fait connaître de Vôtre mérite et de Vos travaux. Tous mes efforts ont été inutiles. Sur ce qu'un moine (ce P. Bouhours que personne ne lit ni estime ici) a eu l'indiscretion de dire sur les Allemands, sur ce que quelques polissons qui font des brochures pour ne pas mourir de faim et qui sont aussi méprisés qu'ignorés à Paris, ont eu la bêtise d'imprimer, Vous avez toujours sonné le tocsin et Vous n'avez pas manqué une occasion de lâcher les traits les plus indécens contre une nation eclairée et respectable à qui Vous deviez toutes sortes d'égards comme homme de goût, et de la reconnaissance pour le cas qu'elle daignait faire de Vous sur la parole de ceux qui ont parlé de Vôtre mérite. Il y a deux mois que Mr. Baer, aumônier de la chapelle de Suede à Paris, me dit que Vous Vous étiez singulièrement déchaîné contre l'édition des fables de la Fontaine, et que Vous disiez des horreurs des artistes de ce pays-ci. Je me taisais et j'en étais fâché. Aujourd'hui je trouve dans le Mercure, second volume du mois de Juillet, une lettre très-longue contre Vous que j'ai lû avec beaucoup de chagrin, parceque je m'intéresse à Vous véritablement. Je ne puis, Monsieur, que blâmer ce zèle inconsideré qui Vous attire tant d'ennemis et qui au bout du compte est très-injuste. Car quand les Français diraient les dernières horreurs de tout ce qui se fait en Allemagne (ce qu'ils sont bien loin de faire) il faudrait toujours rendre justice à leurs talent; car les injustices des autres ne sauraient autoriser les nôtres et il ne convient pas à d'honnêtes gens de repondre à des injures par des injures. Le public a été mediocrement satisfait de l'édition de la Fontaine que Vous attaquez avec tant d'aigreur, mais il ne Vous pardonnera pas les invectives dont Vous avez rempli Vôtre critique. Si vous m'aviez cru, Monsieur, Vous auriez mis plus de modération dans ce que Vous avez écrit depuis cinq ans et Vôtre reputation s'en trouverait mieux. La lettre du Mercure dont je Vous parle, finit par ces mots: *Je Vous supplie de vouloir bien publier cette traduction* (c'est celle de Vôtre critique). *Peut-être fera-t-elle connaître en France cet Aristarque fameux que plusieurs de ses amis établis à Paris, depeignent comme le premier homme d'Allemagne et qui n'y brille certainement qu'au dernier rang.* Que voulez-Vous, que je dise à cela? J'en suis très faché pour Vous et je me console de ce qu'il-y-a de désagréable dans tout ceci pour Vous, parceque j'ai fait pour Vous inspirer d'autres sentimens et surtout plus d'équité sur le compte de ce pays-ci. Soyez sûr, Monsieur, qu'il faut avoir demeuré longtemps chez une nation pour juger sainement ce qu'elle vaut, et qu'on ne saurait parler avec trop de respect d'une nation, qui a produit des grands hommes dans tous les genres. N'est-il pas incroyable que Vous ayez toujours dit des injures aux Français et pourquoi? Parcequ'un plat marouffle de Leipsic qui s'apelle Manvillon et qui n'est pas plus Français que Vôtre laquais, a dit des sottises aux Allemands. N'auriez-Vous pas dû juger par son stile qu'un savétier de Paris n'écrivait pas aussi mal, et par sa façon de penser qu'un aussi mauvais et plat sujet, français ou allemand, ne mérite aucune attention. Cet homme-là connait la France aussi peu que Vous. Il est en état de juger en faveur de cette nation-ci, comme Vous l'êtes de decider contre elle. Je suis faché que Vous Vous soyez mis en parallèle avec un écrivain de cette espèce.

J'ai donné une lettre pour Vous à Mr. le chevalier de Vastau. Je ne sais, s'il a déjà passé à Leipsic. Mon addresse est *à Mr. Grimm, rue neuve de Luxembourg porte St. Honoré à Paris.* J'assure madame Gottsched de mon respect et de mon attachement. L'un et l'autre sont sans bornes pour elle et pour Vous, je Vous prie d'en être convaincu. J'ai l'honneur d'être très-parfaitement Monsieur Vôtre très-humble et très-obéissant serviteur.

Grimm.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 2. Januar 12.

Literarische Notizen aus Wien.

Im December.

Die Almanachs-, Taschenbücher- und Kalenderlese ist nun vorüber. Alle ausländischen Producte sind in sämmtlichen Notizenblättern nach Noten recensirt worden; die inländischen endlich auch der Reihe nach erschienen und recensirt, mit Ausnahme der Aglaja, die sich abermals verspätet hat, weil an ihrem Putz noch etwas abgeändert, oder wie es in der Sprache der Officin platt weg heißt: weil einige poetische Blätter umgedruckt werden mußten. Der Verleger hat diesen neuen Jahrgang der Königin von Würtemberg gewidmet. Sechs meisterhaft gearbeitete Kupfer von John, nach Roselli, Mengs, Andrea del Sarto, Leonardo da Vinci, Correggio und Guido Reni, zieren ihn. Voran geht ein Gedicht an die tragische Muse, vor Vollendung des Trauerspiels Medea von Grillparzer. (Ein Seufzer in der Noth.) Von diesem Dichter sind mehrere Kleinigkeiten. Unter der Zahl der übrigen finden sich verschiedene namhafte. „Jäger Herz und die Elemente", ein Maienlied — keine Tanzweise (so lautet die Ueberschrift.) — Wien, im Augarten, am Tage von Kreuzeserfindung, den 3. Mai 1821, von Z. Werner, ist phantastisch, mystisch, hart und holpricht genug. Den Schluß der Poesien macht der sehr treffende Zuruf, von Bernard. Der Ordner (E. A. West) hat ihn zuletzt angebracht, wie einen Fingerzeig auf viele der vorhergehenden Ausrufungen, den Anfangsworten gemäß:

Was soll das für ein Dichten seyn?
Ihr klagt uns stets nur eure Pein u. s. w.

Der prosaische Theil liefert nicht viel Gewichtiges. Drei Beiträge von Damen, worunter die etwas gedehnte „Walpurgisnacht, Erzählung nach einer Sage", von Karoline Pichler, in ihrer Einfachheit manches Anziehende enthält. Der „Maurenritter", von Louise Brachmann, hat eine romantische Außenseite; „die Rückkehr", von Josephine von Perin, ist ein flaches Werkchen, und „Drusamaide", von Gleich, ein charakterloses Märchen, Erzählung genannt.

Das Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, durch die Freiherrn von Hormayr und von Mednyansky, erscheint immer unter den ersten und bildet den andern Hauptpunct in der Reihe. Es behauptet seine alte Gediegenheit und Zweckmäßigkeit; aber auch für die Unterhaltung ist gesorgt. Der poetische Theil ist nicht sehr reichhaltig. Der „Willitanz", eine slavische Volkssage, von Therese von Artner, ist lebendig, und das Lied der Willi's spricht hierin besonders an. Außerdem bietet die stehende Rubik der Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder, viel Angenehmes dar, worunter die „Felskapelle an der Wany" besonders auszuzeichnen ist. Aloys Primisser, dem die Aufsicht über das Ambraser Kabinet anvertraut ist, liefert die Fortsetzung der Nachrichten über Maximilian I. Sammlung altdeutscher Gedichte in einer Pergaments-Handschrift des Kabinets; ein willkommenes Geschenk für die Freunde der Literatur.

Das Taschenbuch für Schauspieler ꝛc. wurde früher schon erwähnt. Die übrige, ziemlich zahlreiche Zunft, als da sind: Clio; der Freund des schönen Geschlechts; das Veilchen (guten Menschen geweiht — wird nicht viele Abnehmer finden!) u. s. w. verdienen keine Erwähnung. Die meisten, oder alle sind Buchbinder-Speculationen, und solcher Speculanten gibt es fünf bis sechs. Auch in Grätz flattert ein Schwarm von Duodezwerken dieser Art dem neuen Jahr entgegen. Eins hat mich besonders überrascht. Es führt den Titel: Almanach dramatischer Spiele, für das Jahr 1822, von Aug. von Kotzebue. Vorn befindet sich ein gewöhnlicher Kalender, dann folgt ein einziges Stückchen: „Ich bin meine Schwester", von Contessa. Vierzehn Kupfer und der Druck sind so abscheulich wie möglich, aber der Einband ist elegant.

Der Kalender in großem Format gibt es auch verschiedner Art: Universalkalender für den österreichischen Kaiserstaat; neuer Nationalkalender für die österreichische Monarchie, von Andre; gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender, für das österreichische Kaiserthum; Provinzialkalender; sogar ein kalligraphisch, lithographirter Wandkalender (sehr zierlich und geschmackvoll), ein Blatt in groß Folio, in Stein gestochen von E. C. Frühwirth — bekannt unter dem Namen Höllenstein. Er trägt die Aufschrift: Tableaux (besser Tableau), und gibt im innern Raum den Plan der Stadt Wien, ohne Vorstädte, mit ihren auf den umliegenden Glacis theils vollendeten, theils in Ausführung begriffenen Verschönerungen. Dieser Kalender ist von vielfachem Nutzen, und der Kunstwerth vorzüglich schätzbar.

Eine andere Reihe von literarischen und Gelegenheits-Erscheinungen bilden die Religions-Erbauungs-Advent- und Weihnachtsschriften. — Von J. P. Sickbert ist erschienen, der dritte Band der „Leitstern auf der Bahn des Heils", der die Bekenntnisse des heiligen Augustinus enthält — vortrefflich übersetzt. Mit zwei Bildern, eins den heil. Augustin, das andere die heil. Manica vorstellend. Der erste Band enthielt Philothea, oder Anleitung zu einem frommen Leben, vom heil. Franz von Sales; der zweite: Ueber die Liebe Gottes, oder von der Vollkommenheit des christlichen Lebens, von Ludwig von Granada. Der Herausgeber dieser Sammlung kündigt auch das ursprünglich in italienischer Sprache geschriebene Werk des Laurenz Scupoli an: Der geistliche Streit, von welchem Buche Franz von Sales zu sagen pflegte, daß er es seit achtzehn Jahren immer bei sich trage, und nie ohne Nutzen in die Hand nehme — „ein Werk, in welchem die Kunst des heiligen Streites klar und lichtvoll gelehrt wird." (O wann kommt ein Werk, das die Kunst des ewigen Friedens unwidersprechlich lehrt!)

Neu erschienen ist ferner: „Beschreibung mannichfaltiger Religionen in der Welt, sammt einem chronologischen Verzeichnisse der merkwürdigsten Glaubensstreitigkeiten." Der Inhalt verbindet die Darstellung der irrgläubigen Lehrsätze mit der Widerlegung aus den Dogmen der katholischen Kirche. Das Verzeichniß gibt einen Ueberblick der Entwickelung jener Irrlehren, eine aus der andern, und vertritt die Stelle eines Handbuchs der Kirchengeschichte.

Auf ein historisch-topographisches Lexikon von Steyermark (von Karl Schmutz) ist Subscription eröffnet. Der Verf. hat dieser Riesenarbeit sieben Jahre seines Lebens mit angestrengtem Fleiß gewidmet. In vier Bänden wird es vollendet seyn. Mehr als drittehalb hundert Werke sind zu diesem Zweck benutzt worden, und die Erwartung ist gespannt darauf.

In Kurzem erscheint bei Wallishausser ein kleines Neujahrsgeschenk von Castelli, betitelt: Hundert vierversige Fabeln. Die Hälfte ist dem Französischen nachgebildet, der andere Theil neu erfunden. Die Behandlungsweise gibt diesen Fabeln eine epigrammatische Form. Die Leichtigkeit bei Ueberwindung nicht gemeiner Schwierigkeiten, verbunden mit der Abwechselung rhythmischer Formen, macht dieses Werkchen besonders angenehm. Hier ein Pröbchen:

Die faule Frucht.

Von einem Baume brach ein Leckermaul
Ein Birnlein, dieses war von Innen faul;
Nun haut den Baum er um, sammt vielen guten Früchten —
O möchte die Kritik nie so ihr Amt verrichten!

Der büßende Fuchs.

Ein Fuchs, dem Tode nah', entsagt dem Hühnerblute,
That ernsthaft Buß' und ging nicht mehr auf Mord,
Und dennoch flohn die Hühner vor ihm fort.
Dem Lasterhaften glaubt man nicht das Gute.

Dem Titel einer jeden Fabel ist im Verzeichniß eine kurze Erklärung des Sinnes beigefügt. Das Französische ist von C. L. Mollevaut, Paris 1821.

Ein Associé der Steiner'schen Musikhandlung hat eine Sammlung von Beethoven's Tonwerken veranstaltet, die einzig in ihrer Art ist. Er hat während der Zeit von vier Jahren alles aufgeboten um jedes, das größte wie das kleinste Erzeugniß des berühmten Tonsetzers zu sammeln und als ein Ganzes, in würdiger Ausstattung, der Nachwelt aufzubewahren. So ist denn in ein und funfzig Groß-Foliobänden wirklich alles vereinigt, was der Meister vom ersten flüchtigen Notensatz an bis zum ersten October dieses Jahres überliefert hat. Auf nahe 4000 Musikbogen findet man die Oper Fidelio, das Ballet Prometheus, Ouvertüren zu Coriolan, Egmont, Leonore, das Schlachtgemälde von Vittoria, das Oratorium Christus am Oelberge, eine Messe, Simphonien, Konzerte, Septetten, Sextetten, Quintetten, Sonaten, Serenaden, Phantasien, Präludien, Arien, Lieder, Romanzen und Bagatellen. Selbst solche Tonstücke, die Beethoven als Beilagen zu Almanachen und Zeitschriften komponirte. Die Notenschrift zeichnet sich durch bewundernswürdige Reinheit und Korrektheit aus. Die Aufschriften, Ueberschriften und Titelblätter sind von dem außerordentlich geschickten Kalligraphen Warsow geschrieben. Ein systematisch-thematisch-chronologisch geordneter Registerband schließt das Ganze, und die beigebundene Originalhandschrift Beethoven's bestätigt „daß sämmtliche in dieser vollständigen Sammlung seiner Tonwerke aufgenommene Stücke wirklich von ihm selbst komponirt sind."

Die Komposition des Freischützen von Maria von Weber macht auf dem großen Operntheater Furore. Seit länger als einem Monat wird dieses Meisterwerk deutscher Tonkunst von Kennern und Nichtkennern bewundert, fast den andern Tag, bei immer vollgepfropftem Hause, auf die Scene gebracht. Jedes Stück ergreift, entzückt, und Rossini hat wenigstens hiesigen Orts einen empfindlichen Schlag dadurch bekommen. Seine Armida, die nächstens auf dem von vielen so genannten Rossinischen Theater, an der Wien, aufgeführt werden soll, wird ihn kaum wieder einigermaßen auf die Füße bringen. Noch ein zweites Werk dieser Art, und es ist um die italienische Oper ganz geschehen. Man hört von nichts als Maria von Weber, in allen Musikhandlungen werden Stücke aus dem Freischützen, mit und ohne Gesang, und in allen möglichen Zurichtungen und Formen verkauft.

Auf dem Theater nächst der Burg haben wir gesehen: Das Käthchen von Heilbronn. Wenn meine Leser lachen, daß dieses Stück unter die Neuigkeiten gerechnet wird, so kann ich nichts dafür. Auf dieser Bühne erschien es als eine Neuigkeit. Auf dem Theater in der Wiener-Vorstadt ward es oft genug gegeben. Besser aufgenommen wurde es allerdings auch hier, als „der Prinz von Homburg", genannt die Schlacht bei Fehrbellin; Glück wollen die Kleistischen Stücke indessen, wenigstens auf den Hoftheaterbrettern, nicht machen. Ein andres, wirklich neues Schauspiel, nannte sich: Stille Größe. Ein Charaktergemälde. In der That, im uneigentlichen Verstande, sagt Hamlet. Die Charaktere sind ziemlich charakterlos. In dem ganzen Stück ist nur Eine Scene, die etwas hervorragt. Der Sohn Richard III. wird in der Verkappung eines Baumeisters erkannt, und von Feinden der Lancasters überredet, das Schwert zu ergreifen, um den rechtmäßigen Besitz des Thrones zu behaupten. Er weigert sich, wird aber warm von den Gedanken, das Glück eines Volkes zu begründen, dem er angehört, aber plötzlich erinnern ihn die Blutflecken auf dem Schwerte seines Vaters an die drohenden Gefahren, Gewalt und Mord; — er wirft es weg und kehrt in die Verborgenheit zurück. Nun folgt erst eine langweilige Liebes- und Heirathsgeschichte zwischen seiner Tochter und dem ritterlichen Sohn des Einen jener Anhänger der weißen Rose, die alle Wirkung wieder schwächt. Der Dialog schleppt sich in den allersteifsten, wiewohl sehr bilderreichen, Alexandrinern hin; der Verfasser hält sich immer noch, gleich seinem königlichen Baumeister, in der Verborgenheit, und versinnlicht durch That und Beispiel den Titel seines Stücks. — Vor Kurzem wurde das alte Lustspiel von Garrik und Kollmann: Die heimliche Heirath, neu bearbeitet von Schink, ohne sonderlichen Erfolg wieder in die Scene gesetzt. — Auf dem Theater an der Wien wurde gegeben: „Cassius und Phantasus. Ein erzromantisches Schauspiel mit Schicksal und Gesang", von Ludwig Robert: — ein satyrisches Spiel, wie man leicht vermuthen kann, worin parodirt und persiflirt wird nach Herzenslust. Es ist viel Witz und viel Schärfe, viel Humor und viele Langeweil darin. Der größte Theil der Zuschauer wußte nicht, woran er war; diejenigen, welche merkten, wo der Verfasser hinaus wolle, bildeten sich zum Theil gewaltig viel auf ihren Scharfsinn ein. Die Israeliten machten gar einen wundergroßen Lärm davon, aus guten Gründen. Einige Leute wollten es ja nicht eine Parodie genannt wissen; es sey etwas Schöneres, was Höheres — ich weiß nicht was — eine Art von Prinzessin Brambilla u. dgl. Das Theater an der Wien hat dieses Schauspiel öfter repetirt, bei ziemlich leerem Hause. — Ferner ein kleines Stück: Die Unschuldigen, nach dem Französischen, oder eigentlich, nach einer französischen Operette. Man könnte das alberne Ding eben so gut die Einfältigen nennen, und wirklich spielt ein erzeinfältiger Dorfrichter eine sehr langweilige Hauptrolle darin. Ein hiesiges Notizenblatt bemerkte, das schelmische Stück Arbeit sey nur nach der Idee jenes Singspiels verfaßt. Hätte der anonyme Herr Verfasser lieber die Idee selbst mit aufgenommen, denn das Werkchen leidet gänzlichen Mangel an Ideen.

Von dem zum Theaterdichter dieser Bühne, vor seiner Abreise von hier, ernannten Schriftsteller und Schauspieler, Karl Töpfer, sahen wir das neueste dramatische Werk: Der Köhler Adam Wiederbauer, Schauspiel in vier Aufzügen. Der Stoff ist aus dem sechsten Jahrgang des Frauentaschenbuchs, von Fouqué. In dem vom D. Klingemann herausgegebnen allgemeinen Theater-Almanach für 1822 ist derselbe Gegenstand zu einem Drama in einem Act bearbeitet worden, mit weit mehr Geschick und richtiger Beurtheilungskraft. Töpfer hat das Ende komödienhaft gemacht. Adam Wiederbauer hat ein Liebchen, die Pflegetochter des Gaugrafen, die dieser selbst heirathen will, und die jener zur Frau bekommt. Der magre Stoff ist zu vier kraftlosen Acten ausgedehnt, das Stück hat weder einen lustigen, noch einen ernsthaften Charakter, es macht sich aber alles komisch darin, und die peinlichste Langeweile beherrscht das Ganze, das der ungethümen Erscheinung gleicht, die sich endlich aus dem Köhler Adam in den Ritter von der Falkenburg verwandelt.

Die Puppe, oder: Die kleine Schwester der Geliebten, von Castelli, nach dem Vaudeville: La petite soeur, von Scribe und Melesville, in einem Act, hat sehr gefallen, obgleich die kleine Rivalin des pariser Wunderkindes, Leontine Fay, kein Wunder leistete. Indessen spielt sie die Rolle der kleinen Schwester auf deutsche Art und Weise ganz erträglich. Das kleine Stück ist recht artig, und macht das vierte in dem neuesten Jahrgang des dramatischen Sträußchens, der außerdem noch folgende enthält: Gleiche Schuld, Gemälde unsrer Zeit, in drei Aufzügen. (War bei dem Hoftheater eingereicht, konnte aber nicht zur Aufführung kommen.) Eben so wenig das dritte in der Reihe: Die Tauben, Schwank in einem Act, als Seitenstück zu den Papageyen, welches für das Theater an der Wien

bestimmt war. Das zweite Stück in dieser Sammlung führt den Titel: Die seltsamste Lotterie, in einem Act, und fand schon vor einiger Zeit auf letztgenannter Bühne ziemlich gute Aufnahme. Eine recht sinnreiche Dedication an Franz Grillparzer, in Sonettenform, eröffnet diesen Jahrgang. Der nämliche Verfasser beschäftigt sich mit der Redaction eines Damentaschenbuchs für das nächste Jahr, das die Aufschrift führen wird: Huldigung der Frauen, mit zierlichen Kupfern ausgestattet.

Das Conversation=Blatt, muß, aller fortgesetzten Bemühungen für dessen Erhaltung ungeachtet, mit dem letzten December dieses Jahres aufhören. Der berüchtigte Eipeldauer, oder „Briefe des jungen Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakrau", ist vor einiger Zeit schon eingegangen, da mit dem Tode des Verlegers das Privilegium erlosch, und die literarischen Institute werden in der Folge eher vermindert, als vermehrt; wie recht und billig, wenn von solchen zweck= und gehaltlosen Unternehmungen die Rede ist. Die Buchhändler haben die Weisung erhalten, den Titeln ihrer Verlags= und Handelsartikel keine Charakteristik oder Empfehlung beizufügen, sondern sie mit der trocknen Anzeige auszubieten.

Die Unterhaltung des Tages sind die aus Brasilien angekommenen Botokuden — Indianer. Unsre Wiener=Zeitschrift hat ihre Köpfe im Stich geliefert, im Profil und en face, jetzt sind sie colorirt zu haben und gehen reißend ab. Ihr Ohren= und Lippenschmuck wird ehestens bei Damen und Herren Mode werden. Der Besitzer eines Wachsfiguren=Cabinets hat ihre Gestalten in Lebensgröße aufgestellt, und als letzthin der Besuch der Originale in seiner Bude auf dem Zettel angekündigt war, konnte kein Apfel mehr darin zur Erde. Früher hatten sie auf der Maskerade paradirt, wo sich auch eine Botokuden=Maske einfand; dann in einer Loge des Kärnthnerthor=Theaters, wohin der erste Tänzer des Ballets, Herr Rozier, sie zu seinem Benefice einlud, um volles Haus zu machen. Endlich hat sie auch eine Actrice des Theaters in der Leopoldstadt in gleicher Absicht invitirt. Was wird aus diesen Wilden nicht noch alles werden! Der Pantomimenmeister des Volkstheaters hat sich auch ihren Nationaltanz von ihnen vortanzen lassen, um ihn anzubringen, denn wir müssen ja auch den Wilden nachäffen, wenn alles gut gehen soll.

Das Hofoperntheater nebst dem Ballet ist nun wirklich an einen italienischen Unternehmer verpachtet, der Domenico Barbaja heißt, und bereits das Theater in Mailand, wie auch das unter dem Namen San Carlo bekannte, zu Neapel, in Pacht hat. Als Zuschuß erhält er hundert und vierzig Tausend Gulden Silber jährlich; die einzelnen Zweige der Verwaltung sind von dem Hauptpächter ebenfalls verpachtet, auf die großartigste Freigebigkeit ist aber plötzlich die kleinlichste Sparsamkeit eingetreten. Die lebenslänglich angestellten Mitglieder befinden sich seit der neuen Ordnung im Pensionsstand, können aber, nebst dem Genuß des Betrags, eine neue Uebereinkunft mit dem Pächter treffen, wenn dieser in der Folge sie verwenden will. Was mit den decretirten, das heißt, mit den auf bloße Aussicht der Pensionsfähigkeit engagirten, geschehen wird, ist noch in Zweifel. Der ehemalige Tänzer Duport ist mit dem Pächter associirt. Beide verwalten auch das Vorstadt=Theater an der Wien, dessen Eigenthümer gewisse Procente bezieht. Das Kinderballet hat aufgehört. Die Sänger wirken mit den Operisten des Hoftheaters wechselsweise. Vom nächstkommenden März an wird eine italienische Oper hierher gezogen, deren Vorstellungen jährlich eine Zeitlang fortdauern. Der Pachtcontract ist auf zehn Jahre abgeschlossen. Anfangs war der Enthusiasmus für diese Unternehmung groß; doch kaum begann das neue Werk, so sank er plötzlich, und die Unzufriedenheit nahm seine Stelle ein.

59.

Englische Journalistik.

Bei der Anzeige des Wissenwürdigen für unser Publicum aus Nr. 10. (Oct. 1. 1821) des Edinburgh philosophical Journal, werden wir der nothwendigen Kürze halber, nur blos diejenigen Artikel heraus heben, welche uns ganz besonders interessant schienen. Den ersten Art. über Hängebrücken lieferte der berühmte brittische Civil=Ingenieur Robert Stevenson mit 5 Brückenzeichnungen auf der angeschlossenen 8ten Kupfertafel. Die wahre Ursache, warum man in England im J. 1779 darauf verfiel, eiserne Brücken zu bauen, waren Noth und Theurung des fremden Holzes und Eisens. Die älteste, blos für Bergwerksarbeiter angelegte, höchst mangelhafte Kettenbrücke ist vom J. 1741. Die nordamericanische Regierung gab das erste Patent zu einer Hängebrücke im J. 1808. Die vollkommenste Kettenbrücke wurde im J. 1820 über den Tweed in England geschlagen. Wie unvollkommen sieht dagegen die erste im J. 1741 zu solchen Behuf angelegte Fußgängerbrücke über die Tees aus, die nur 60 Fuß Länge hat und noch Dienste leistet. Man erstaunt bei diesen Zeichnungen, wie viel in der Mechanik und in den verwandten Wissenschaften der Britte in 80 Jahren kundiger geworden ist. Was darf man bei dem unermüdeten Forschungsgeiste der civilisirten Menschen in gleicher Frist von unsern Nachkommen nicht blos ersonnen, sondern auch ausgeführt, erwarten?

Die jetzt erst vorgeschlagene Hängebrücke über den Mersay zu Runcorn=Gap, als ausführbar vom Ingenieur Telford und Seecapitain Browne dargestellt, soll einen Bogen erhalten von 1010 Fuß Weite und, nach der verschiedenen Ausführung dieser Idee, 63000 oder 85000 Pf. St. kosten.

Es ist zu bedauren, daß sich ohne die bildliche Darstellung der Kupfertafel, die Construction der Kettenbrücken nicht füglich erläutern läßt. Die vielen Versuche über den Druck, den eine Brücke bei starker und gedrängter Passage tragen muß, ergeben, was man vielleicht nicht erwartet hätte, daß die stärksten Viehtriften, Volksgedränge und Cavallerie, in Ordnung reitend, die Brücke nicht so stark drücken, als eine in Ordnung in voller Breite über solche marschirende Infanterie=Colonne.

Art. II. Liste der Vögel im Districte Harris im Strich der äußern Hebriden von Hr. Magillioray, — Die Hebriden=Inseln bestehen aus Felsgebirgen und ganz unregelmäßigen Erhöhungen, und aus etwas ebenem Lande. Wenig Erde deckt diesen flachen Boden, auf welchem nur 3 Arten gemeiner Heiden, etwas Flechten und grobes Gras gedeihen. Am Strande cultivirten die nur dort angesiedelten Inselbewohner den Boden. Wälle von Steinen oder Torfsoden umgeben das wenige cultivirte Land. Jedes Thal dieser Inseln hat seinen kleinen Bach, der sich ins Meer ergießt, oder dahin abläuft. Das Innere ist reich an Seen. Diese haben aber für Wasservögel nicht viel Pflanzenfutter. Daher trifft man dort selten Vögel, die sich am süßen Wasser ernähren, und viele Meerwasservögel. An Gehölz oder Gebüschen findet sich nur am Ufer der Seen oder Bäche, pyrus aucuparia, populus tremula, corylus avellana, betula alba und einige Arten salix.

Art. III. Analyse der Versuche des Hrn. Barlow, über die magnetische Attraction. — Es ist keineswegs die dereinstige Entdeckung unwahrscheinlich, daß die magnetische Kraft des unmagnetisirten Eisens von den wirklich magnetisirten Körper in eben dem Verhältniß abweicht, als die elektrischen Ströme des galvanischen Apparats von der Intensität des Fluidums, welches eine Elektrisirmaschine hervorbrachte. Wahrscheinlich gehört der Erdmagnetismus zu der ersten Classe.

Art. IV. Fortsetzung einer Beschreibung von Congo und Loango vom J. 1790 durch Hrn. Marwell. Der wundervollste Affe in

diesen Reichen ist der Poongo. Er hat 6 Fuß Höhe und viel Körperstärke, ist aber nicht Raubthier; doch herrscht er über alle Thiere in den dortigen Wäldern, selbst über die Elephanten. Der Chaimpainzee (Orang Utang) macht freilich manche Gewohnheit der Menschen nach, kann sich aber kaum an nördliche Klimate gewöhnen. Deutliche Töne gibt er nie von sich. Die Antelopen sind hier vor allen ungezähmten Thieren häufig, und ihr Fleisch hilft die dortigen Neger ernähren. Sie verzehren solches als sogenannte Sylla Camba mit Palmöl, Cayenne-Pfeffer und Salz. Des Hippopotamus (Behemoth der Bibel) Knochen liefern dort ein treffliches Elfenbein.

Art. VI. Dr. Knox über das Klima von Südafrica mit einem zu Graaf Reynet aufgenommenen meteorologischen Register, 2 Grad vom Meere entfernt. Die mittlere Temperatur war 62° 19′ Fahrenheit. Es regnete dort an 76 Tagen im Jahre. Der Regen fällt in der Capcolonie höchst ungleich. Die Regenmonate kennt nur das nördliche Africa bis zum Aequator, und nicht das südliche, und jenes auch nur in einer Breite von 10 Graden. Das englische Südafrica und Cap ist eine für Europäer höchst gesunde Colonie und erzeugt in Vollkommenheit und Ueberfluß alle europäische Erzeugnisse. Daher ist es wahrscheinlich, daß die dortige Bevölkerung bald ungemein zunehmen wird. Die große brittische Militairmacht daselbst und geschickte Landmiliz weiß der Gouverneur mit Vortheil zu benutzen und übt bereits eine Art Direction über die sämmtlichen Nachbaren der Colonie, die diesen Wilden künftig nur erlauben wird, ihre Fehden zu ihrer eigenen Vernichtung untereinander, im Interesse und zur Erweiterung der Coloniemacht, fortzusetzen. Der herrliche Capwein findet schon in Großbrittannien Liebhaber. Dabei ist er am mildesten unter allen eingeführten Weinen besteuert. Capwein und Capweizen, letzterer zur Saat, wird Englands nächste Generation nicht mehr entbehren zu können glauben. Die Entdeckung der fischreichen Küsten am Südpol wird vom Cap aus einen großen Fischfang nach dem Südpol organisiren, da Englands Fabriken immer mehr Fischthran aus der Südsee bedürfen. Wenn England einmal Ostindien verlieren sollte, so wird es seine Colonialmacht durch Südafrica und Australien zu ersetzen wissen. Die Plane dieser Regierung arbeiten beständig in's Große und fassen nicht immer die Gegenwart, sondern häufig die Zukunft in's Auge, wie es sich für den mächtigsten und volkreichsten Staat der Erde schickt, der in allen Meeren und in allen Klimaten Bürger und Colonisten hat, die für sich und für das Mutterland arbeiten. Die Seeluft heilt auf dem Cap alle Lungenkrankheiten sehr rasch.

Art. XI. Der Chirurgus William Jameson berichtet über seine Reise nach der Davys-Straße im J. 1820. Nicht allein sein Schiff, sondern auch mehrere andre liefen des Wallfischfanges halber in den Lancasterfund mit sehr flachem Gestade am 1. Aug. 1820 ein, drangen aber darin nur 15 Meilen vorwärts. Auch dieser Seemann glaubt an die Möglichkeit der Durchfahrt durch diesen Sund in die Nordwestpassage.

Art. XIV. Ueber den neuseeländischen Flachs (phormium Lenax) von Dr. Yule, Mitglied des ärztlichen Collegiums zu Edinburgh. Es kann keinen Zweifel haben, daß solcher in Süd-England gedeihen muß. Man sah davon einige schöne Exemplare in dem botanischen Garten vor Hamburg im Herbst 1813 im besten Wachsthum. Die Blätter sind dick und steif. Die Fäden dieses Flachses sind zur Schlagung dauerhafter Taue nächst der Seide am geeignetsten, weil sich der Faden sehr dünne ziehen läßt, und dennoch sehr haltbar bleibt.

Art. XVII. Dr. Jameson erzählt mehrere Fälle, in welchen die Eier der gemeinen und türkischen Hühner junge Brut lieferten, wenn sie auch lange nach der Anwesenheit des Hahns auf einem Hühnerhofe gelegt worden waren, und vermuthet, daß eine 10 tägige Anwesenheit des Hahns genügt, um für das ganze Jahr die Eier brütfähig zu machen.

Art. XXII. Hr. John Barlow bemerkte in seinen Versuchen und Beobachtungen über die Wirkung des nahen Eisens auf die Chronometer, deren man sich auf dem Meere und auf dem Lande bedient, daß die Macht des Eisens auf die Magnetnadel blos in der Oberfläche, und nicht in der ganzen Masse ruht. Eine runde Eisenplatte von 12 Zoll Diameter bewirkte in der Entfernung von 15 Zoll eine tägliche Abweichung bald, von 4″ bald von 3″.

Aus dem Art. XXIV. natural history erfahren wir, daß am Arkansas und rothen Flusse im Flußgebiet des Mississippi der Baum wächst, welcher das Federharz liefert. Die Rinde des Baums ist etwas weich. Durch Einschnitte in jene Rinde fließt ein Milchsaft heraus, welcher nachher gerinnt und das Federharz bildet. Einige Bäume vermögen davon 150 bis 200 Pf. zu liefern. Das trockne Holz dieses Baums ist sehr elastisch. Reibt man mit diesem Holze einen elektrischen Körper, besonders an kalten Tagen, so hängt sich das Holz an jenen Körper.

(Der Beschluß folgt.)

Eine alte possirliche Ausgabe des Horatius Werke.

Magister Gottschling war zu seiner Zeit durch mehrere sonderbare Schriften und einige Ausgaben der Alten bekannt. Besonders fängt er seinen Horaz auf eine ganz eigene Weise an, wie man es aus den folgenden Stellen seiner Vorrede ersehen wird. Erstlich führen wir aber den Titel an: „Q. Horatii Flacci Poemata. Diese gibt, mit Heinsii etc. auserlesenen, wie auch seinen eigenen philologischen und historischen Anmerkungen seiner ihm anvertraueten Jugend zum Besten, auf eine ganz neue, nützliche und leichte Art, zum andernmal, und zwar vermehrter, heraus M. Casper Gottschling Siles., des Lycei zu Altbrandenburg in der Neustadt Rector und Bibliothekarius. Halle im Magdeburg. im Jahre 1738.“ — 8. — Die Vorrede ist in Paragraphe getheilt, und der erste Paragraph fängt solchermaßen an: „Geehrter Leser! Gottlob! nun bin ich auch mit meinem schweren Horatio fertig. Denselben habe ich Dir so leicht gemacht, daß Du mir dafür danken wirst, wo Du nur die geringste Erkenntlichkeit in Deinem Gemüthe hegest.“ — — Es kommen in den folgenden Paragraphen unter andern auch diese Stellen vor: „Ich kann jedoch nicht leugnen, daß ich in denen Abtheilungszeichen (im horazischen Texte) eine merkwürdige (!) Veränderung vorgenommen und dieselben an gehörigem Orte nach meinen Grundsätzen angebracht habe. Findest Du aber hin und her z. E. einen Punct anstatt eines Commatis gesetzt, so entschuldige dieses kleine Versehen mit Höflichkeit, und schreib dasselbe mir nicht zu.“ — — „Französisch-teutsch, welches nunmehr überhand nimmt, schreibe ich nirgends; und habe ich mir deßwegen viel Mühe gegeben, auch nicht wenig Schwierigkeiten gehoben“ . . . §. 5. „Da ich Dir nun so redlich diene, so verschone mich mit dem unnöthigen Urtheil: es hätte noch da und dort etwas hinzugethan werden können. Ich weiß es so gut und noch besser als Du: allein ich weiß auch meine Grenzen, wie weit ich gehen soll, und darf keinem Rechenschaft davon geben“ . . . . Der Beschluß der Vorrede lautet also: „Unterdessen nimm mit meiner Bemühung nochmals vorlieb, auf welche ich diejenige Zeit gewendet habe, da andere schlafen, und der Feind zwischen ihren Waitzen Unkraut streuet.“

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 3. Januar 21.

Uebersicht neuer französischer Schriften.

Cours élémentaire et pratique de dessin linéaire appliqué à l'enseignement individuel, à l'enseignement simultané et à l'enseignement mutuel, d'après les principes de Pestalozzi, par A. Boniface. Dieser Herr Boniface ist ein tauglicher Erzieher, welcher Pestalozzi's Methode in Yfferten selbst beobachtet und studirt hat, und dieselbe mit vielem Eifer in Frankreich zu verbreiten sucht. Seine Anweisung zum freien Handzeichnen ist faßlich und kann den Schülern sowohl als den Lehrern nützlich werden. Die Kupfertafeln in Klein Querfolio nehmen einen großen Theil des Buches ein, und können als Muster dienen; sie sind in Kreidemanier lithographirt und gehen von den einfachen Strichen und Linien zu schönen und geschmackvollen Verzierungen aller Art über. Dann folgt auch eine Anweisung zum Perspektivzeichnen, von Hrn. Choquet, Professor der Größenlehre, ebenfalls mit vielen Musterzeichnungen. Contes du vieil Hermite de la Vallée de Vauxbuin, par Ch. Pougens, 3 Bände. Der Verfasser dieser Erzählungen ist zu gleicher Zeit ein Stubengelehrter und was die Franzosen einen Bel-Esprit nennen. Er arbeitet an einem Werke, welches einem französischen Benediktiner Ehre gemacht haben würde, nämlich an einem Trésor des Origines françaises, worin der Ursprung und die Ableitung der französischen Wörter auseinandergesetzt werden soll, und wovon er bereits einen Quartband als Specimen herausgegeben hat; außerdem will er eine archéologie française herausgeben, um den veralteten Worten der französischen Sprache das Bürgerrecht wieder zu erstatten und ihre Bedeutung aus den alten Schriften darzuthun. Nebenbei schreibt Hr. Pougens heitere Erzählungen, worin er sichtbar Voltaires wizige Manier nachzuahmen sucht und zwar manchmal mit gutem Erfolge. Neuerdings hat er das Publicum mit 3 Octavbändchen solcher Erzählungen beschenkt, die von einem eben so philosophischen Geiste als frohem unbefangenen Gemüthe zeigen, wie man schon aus den Titeln der Erählungen abnehmen kann: „Die Wenn und die Aber, oder der Schuh Paul Emils; Timon und Azoline, oder Gespräch eines Misanthropen mit einer Operntänzerin; der Sorbonne-Doctor und sein guter Genius: Geheime Memoiren eines Ceresprieſters; der Vesir Alhatier und sein Sperling; Verseuil und Andreas, oder Dummköpfe sagen Thorheiten, und geistreiche Leute begehen sie u. s. w." Zu bemerken ist, daß der Verfasser schon im Greisenalter und seit seiner Jugend blind ist. Er bewohnt ein Landgut neben Soissons, welches Vaurbuin heißt, weshalb er sich den alten Eremiten von Vaurbuin nennt. Die Art, wie er in diese Gegend gerathen, erzählt er munter in der Vorrede; er kam von Rom und hatte in Flandern seinen dicken Onkel, den Kanonikus Van Dickenbuick besucht, als sein Wagen an dem Hügel neben dem Thale Vaurbuin bei Soissons zerbrach. Er befahl dem Postillon, er sollte ein Pferd ausspannen und zur Stadt reiten, um Arbeiter zu holen. Allein ein alter Bauer sagte: „Es ist nicht nöthig; unser Dorf ist zwar nicht beträchtlich, allein man findet darin alles, was man bedürfen mag, wofern es mögliche Sachen sind. Wir haben Tischler, einen Wagenschmidt, einen Hufschmidt, der zugleich Schlosser ist und ein wenig Uhrmacherei treibt, eine Hebamme und einen Philosophen." — „Einen Philosophen, rief ich aus, den ehrlichen Bauer unterbrechend: Freund, wißt ihr, was ein Philosoph ist, und wenn ihr es wißt, wie habt ihr es gelernt?" — „Seitdem wir nicht mehr an Hexenmeister und Gespenster glauben, oder mit andern Worten, seitdem man uns lesen gelehrt hat. Man liest viel in unserm Dorf; deshalb sind wir nicht minder treue Diener des Königs; ich behaupte sogar, daß jemehr wir unsre Rechte kennen lernen, wir desto besser unsre Pflichten kennen. Wie sollten wir auch jene behaupten können, wenn wir nicht diese ausübten!" Alles dieses wurde auf gut picardisch gesprochen; allein man kann picardisch und doch vernünftig sprechen. Folgen Sie mir, sagte der Greis zu mir, welcher, wie ich seitdem erfahren habe, der Dorfschulmeister war, und schickte sich an, mich zu den Arbeitern zu führen, die ich nöthig hatte. Unterwegs erfuhr ich von ihm, daß der Dorfpfarrer ein verständiger Mann sey, der nur in der Kirche Priester sey und sich stets beeifere, der Nothdurft der Armen zuvorzukommen, immer bereit stehe, die Kranken zu trösten, sich nicht in die Familien schleiche, sondern warte bis man ihn herbeirufe. Freilich ging es nicht so während der schönen Zeit des achten Jahrhunderts, sogar auch nicht bis zur Mitte des achtzehnten; allein was soll man dagegen thun? Ich vernahm auch, daß man in dem Dorfe sehr gastfreundlich und liebreich sey, obschon man dort die Zeitungen lese, welche damals leider noch nicht das Glück hatten, der Censur unterworfen zu seyn, endlich daß es zwar keinen Hexenmeister mehr unter den Bauern gebe, wohl aber einen armen Philosophen. Darauf folgt denn die Unterredung des Reisenden mit dem Weltweisen, welcher ihm zuletzt die Erzählungen mittheilt, die er zur Aufklärung und Besserung seiner Mitmenschen aufgesetzt habe. In der That haben die meisten Erzählungen des Hrn. Pougens die Darstellung einer moralischen Wahrheit zum Zwecke; so z. B. in dem Sorbonne-Doctor soll bewiesen werden, daß wir, wenn wir die Zukunft voraussähen, darum doch nicht weiser würden; Nikolas Flamel soll zum Beweise dienen, daß ein langes Leben viel Ungemach verursacht, wobei aber freilich nur eine Seite der Longevität betrachtet und dargestellt wird. —

De l'opposition dans le gouvernement constitutionel, par Guizot. In einem Staate, welcher das Glück hat, eine repräsentative Verfassung zu haben, hat es immer sein Gutes, wenn von Zeit zu Zeit die Lage der Dinge freimüthig beleuchtet wird, damit man sehe, wo man steht, und welche Gefahren man zu vermeiden hat; dies hat Guizot in seiner Schrift gethan. Zwar fehlte es nicht an bösen Zungen, welche sagten, Guizot, der im Ministerium war, als dasselbe eben nicht auf dem rechten Wege stand, könne es unmöglich mit seinen liberalen Grundsätzen aufrichtig meinen, ja man behauptete sogar, er habe die Erscheinung seines Werkes beinahe 2 Monate lang anstehen lassen, um dasselbe zu unterdrücken, falls sich das Ministerium ändern, und er wieder hineingelangen sollte. Jedoch kann dies eine bloße Verleumdung seyn; vielleicht auch hatte der Verfasser wirklich die Absicht, seine Schrift nicht erscheinen zu lassen, wenn während des Druckes die erwünschte Ministerveränderung vorgefallen wäre, weil alsdann wirklich die Schrift ihren Hauptzweck verfehlt hätte, denjenigen nämlich, den jetzigen Ministern zu zeigen, daß sie sich von der constitutionellen Bahn immer mehr und mehr entfernen und nur in dem Sinne einer Partei, nicht aber im nationalen Geiste regieren. Er legt ihnen ihre Furcht vor Augen, die Verfassungsurkunde ganz zu vollstrecken, und ihre Schwachheit, sich lieber mit den Trümmern der kaiserlichen Gewalt zu behelfen, und mit diesen zu schalten, so gut als es gehen will. Daß es nie guten Fortgang mit dem Regierungswesen in Frankreich haben kann, so lange als nicht frei, redlich und kräftig nach den Bedürfnissen des Zeitgeistes und nach den Bedingungen der Verfassungsurkunde regiert wird, erhellt deutlich aus diesem Werke, und ist nun allgemeiner Glaube unter dem sämmtlichen aufgeklärten Theile der französischen Nation. Die Ausnahme-

Gesetze und Abweichungen von den Grundgesetzen des Staates können dem jetzigen Frankreich unmöglich zusagen; es hat Rechte und erworbene Freiheiten: diese sind ihm von der jetzigen Regierung bestätigt worden; es will sie in Ausübung gesetzt wissen; dies ist aller Billigkeit gemäß; sucht eine neue Partei dies auf alle Art zu hintertreiben, mit Hülfe von innen und außen, so ist nicht derjenige Theil, welcher die Aufrechthaltung der Charte verlangt, sondern der andere Theil, welcher sie umstürzen will, aufrührerischer Gesinnungen zu beschuldigen, so hohe Titel und Namen auch diejenigen Menschen führen, welche an der Spitze des besagten Theiles stehen, und ihr Zeitalter so wenig begreifen, als ihre Constitution. Uebrigens ist nunmehr das französische Ministerium, auch ohne Mitwirkung der Guizot'schen Schrift, dahin gelangt, daß es ihm klar vor Augen liegt, wie es sich verirrt habe. *)

De la révolution piémontaise, mit dem schönen Motto aus Alfieri: Sta la forza per lui, per me sta il vero. Paris chez les marchands des nouveautés. 183 Seiten in 8. Zeitungen und Flugschriften haben über die piemontesische Revolution, die nunmehr schon der Geschichte angehört, so viel Unwahres gesagt, daß endlich einer der Theilnehmer, welcher seitdem in der Fremde einen Zufluchtsort hat suchen müssen, geglaubt hat es sich und seinen Unglücksgefährten schuldig zu seyn, die Wahrheit zu schreiben, damit das Publicum nicht länger durch falsche und gehäßige Beschuldigungen wider die Besiegten irre geleitet werde. Man hat Ursache zu vermuthen, daß der Verfasser der Graf Santa Rosa ist, welcher während der kurzen constitutionnellen Regierung Kriegsminister war. Indessen kann es auch ein andrer seyn; so viel aber ist aus dieser Schrift abzunehmen, daß der Verfasser von dem ganzen Gange der Dinge wohl unterrichtet war, und aus dem würdevollen, gemäßigten Tone seiner Rede ersieht man, daß er gewohnt ist, die Sachen von einem hohen Standpuncte anzusehen, und nicht sich mit kleinlichen Nebenabsichten zu befassen. Für den künftigen Geschichtschreiber wird diese Schrift ein nöthiger Leitfaden werden, denn schwerlich wird etwas besseres über die Hauptumstände jener kurzen Staatsumwälzung erscheinen. Jedoch gesteht der Verfasser, daß, obschon alles was er anführt, völlig der Wahrheit gemäß sey, er doch nicht alles habe sagen wollen, um nicht diejenigen in Verlegenheit zu stürzen, welche an den öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen hätten, und jetzt noch deshalb verantwortlich werden könnten. Von dem Könige Victor Emmanuel redet der Verfasser immer mit großer Ehrfurcht und bedauert sehr, daß er in dem kritischsten Augenblicke seine Regierung niedergelegt habe. Er spricht von der allgemeinen Freude, welche die Rückkehr des Königs im Jahr 1814 zu Turin verursacht habe. „Allein, fährt er fort, dieser gute Fürst war von unfähigen Rathgebern umringt, man überredete ihn, man müsse die Monarchie seiner Väter wieder auf ihre uralten Grundlagen stellen. So sahen wir ein Gebäude wieder aufrichten, das seit dem Tode Karl Emanuels, das heißt vor 50 Jahren, schon zerfallen war. Die heilsamen und beschützenden Einrichtungen, welche in der französischen assemblée constituante entstanden waren, und welche der aufgeklärte Despotismus Napoleon Bonapartes hatte stehen lassen, verschwanden; von der französischen Verwaltung blieb uns nur dasjenige übrig, was uns verhindern konnte, den Werth derselben zu schätzen; denn man darf nicht glauben, als ob zur Zeit, als wir unter unsre alten Gesetze und unser altes Regierungssystem zurückkehrten, wir die Vortheile derselben beibehalten hätten. Jedwedes System hat seine eignen Vortheile; dasjenige, welches man im Piemontesischen wieder einsetzen wollte, hatte deren zwei, die uns einigermaßen zur Vergütung desjenigen hätten dienen können, was wir verloren; nämlich, eine große Sparsamkeit in der Verwaltung, wodurch wir im Stande waren, die Steuern auf einem sehr mäßigen Fuße beizubehalten, und die hohe Polizei in den Händen des Bürgermagistrats. Hierzu rechne man, daß die Municipalbehörden ihr Oberhaupt aus ihrer eignen Versammlung wählten und sich aus sich selbst erneuerten, wie auch, daß mehrere Provinzen und die meisten Städte ihre Vorrechte hatten, welche den andern, sogar den nicht bevorrechtigten, zur Schutzwehr dienten; allein Piemont sollte nur noch die Unbequemlichkeiten des alten Systems empfinden und dazu dasjenige von den neuern Einrichtungen, was zur Befestigung der uneingeschränkten Macht dienet und ihr Mittel an die Hand gibt, schnell und ohne Dazwischenkunft gerichtlicher Förmlichkeiten zu wirken. So z. B. bekamen wir unter dem Namen königl. Karabiniere Polizeisoldaten, welche Inquisitorialmacht besaßen, und dann ein Polizeiministerium, das von einer Schaar von Inspectoren, Unterinspectoren und Commissarien bedient wurde. Diese sämmtliche Legion bildete eine Macht im Staate. Ein einziges Oberhaupt setzte sie in Bewegung; sie verfügte eigenmächtig über die Handhaber der öffentlichen Gewalt, und die, blos von der Regierung ernannten Municipal-Syndici mußten ihren ganzen Eigenwillen ertragen. Zum Unglück gab es im Piemontesischen Menschen, welche aus den Reihen der französ. Verwaltung getreten waren, und ohne Auswahl ihre Formen und Gebräuche in unsre alte Staatsmaschine einführen wollten. Daher entstanden zwei Parteien in jedem Ministerium, und jeder Verwaltung, die nie einverstanden waren, sich selten begriffen und wechselseitig ihr Werk zerstörten. Auch vermehrten sich die Staatsausgaben auf eine furchtbare Weise durch die Vermehrung der Beamten und die Erhöhung ihrer Besoldung; denn wiewohl man unaufhörlich von der Regierung Karl Emanuels III sprach, so hatte man doch gar keine Lust, jene strenge und genaue Sparsamkeit in Ausübung zu setzen, welche das Geheimniß des Wohlstandes seiner Regierung gewesen war. Die Magistratspersonen verwarfen blindlings alle Verbesserungen; nun waren sie Unterworfene in der Ausübung des Rechts, die königl. Edicte und Patente einzuregistriren; anstatt die unerschütterliche Strenge unsrer alten Senatoren beizubehalten, verloren sie die allgemeine Achtung durch ihre veralteten Grundsätze und durch die berüchtigt gewordene Habsucht Einiger unter ihnen. Ganz unerträglich aber war die Geringschätzung, die man für's Eigenthumsrecht bezeigte. Die Delegationen werden sobald nicht in Piemont vergessen werden, und die Fremden verstehen uns kaum, wenn wir davon sprechen. Sollte man es in unserm aufgeklärten Europa und im 19ten Jahrhundert wohl glauben, daß ein Schuldner von der Regierung einen Aufschub zur Bezahlung seiner Schulden, ohne die Einwilligung des Gläubigers erhalten, und ein Verkäufer ungeachtet des Verjährungsrechtes den Kauf wieder rückgängig machen könne. Zwar fielen die meisten dieser Gnaden auf den Adel; jedoch jedweder, welcher Freunde oder Patrone bei Hofe hatte, konnte darauf Anspruch machen. Der piemontesische Adel verlor dadurch in der öffentlichen Meinung, und obschon der größte Theil der Adlichen sich geschämt haben würde, um ähnliche Gnaden anzuhalten, so mußten sie doch nichts desto weniger die bittern Früchte des öffentlichen Mistrauens und Hasses kosten. Victor Emanuel, dessen Herz redlich war, errieth gewissermaßen den Unwillen seiner Unterthanen, obschon man sich alle mögliche Mühe gab, um ihn ihm zu verbergen. Er wollte den Strom des Unrechtes aufhalten, und ließ ein Patent aufsetzen, worin er seiner eigenen Macht die Dazwischenkunft in bürgerliche Geschäfte untersagte. Dankbar wandte sich die Nation gegen ihren König. Allein, würde

*) Dieser Bericht ist geschrieben, ehe sich das Ministerium aufgelöst hatte. Wir werden von der ausgezeichneten Schrift Guizot's nächstens einen umständlicheren Bericht geben.

D. Red.

man es wohl glauben, wenn nicht tausende meiner Mitbürger die traurige Wahrheit meiner Aussage bestätigen könnten? Ungeachtet dieser feierlichen Urkunde der königlichen Gewalt, wurden neue Privatpatente ausgefertigt, welche dem öffentlichen Patente zuwiderliefen und von neuem Bestürzung unter einer Menge von Familien verbreiteten. Diese Schwachheit der Regierung würde unerklärlich seyn, wenn ich nicht hinzusetzte, daß mehrere alte Magistratspersonen, denen man leider zu sehr Gehör gab, es sehr übel angesehen hatten, daß der König seiner vollen Macht Schranken gesetzt hatte, und diese gerechte Handlung eine gefährliche Neuerung schalten. So verstand die Magistratsbehörde das königl. Ansehen! Der Polizeiminister verstand es seinerseits auf eine für den Staat sehr lästige und dem Bürger schädliche Weise. Nach seiner Einsicht lag die ganze Macht des königl. Ansehens in den Karabinieren, woraus er mit außerordentlichen Kosten seine Miliz gebildet hatte, und diese Miliz erhielt von ihm einen solchen unabhängigen und isolirten Geist, daß in seinen Verhältnissen mit den Beamten der königl. Justiz gar kein Gleichgewicht mehr vorhanden war, und die Justizbehörden nur diejenigen Dienste zu leisten im Stande waren, welche die Gesellschaft von ihnen zu erwarten berechtigt war. Was die Finanzen betrifft, so hatte der Marquis von Brignola zwar im materiellen Theile Ordnung gebracht, wiewohl mit allzuviel Aufwand; allein vergebens stellte er die dringende Nothwendigkeit dar, die Ausgaben auf einen sparsamern Fuß zu setzen. Es wurden Conferenzen über Conferenzen gehalten, Commissionen ernannt und Projecte gemacht, ohne daß man um ein Haarbreit weiter rückte."

So geht der Verfasser mit vielem Scharfsinne die ganze Lage Piemonts durch, und erzählt dann, wie die Staatsumwälzung zu Stande kam, und durch welche Zufälle sie wieder aufgehalten wurde.

52.

Englische Journalistik.

(Beschluß aus der Beilage No. 2.)

Im Art. VII. der No. XXIII des Journal of Science, Litterature and the Arts der engl. royal Institution d. J., ersehen wir aus der fortgesetzten Analyse von Reys Versuchen über die Calcination der Metalle, daß die Luft schwerer wird durch die Ausscheidung ihrer leichteren Theile, daß das Feuer mittest der Hitze gleichartige Körper und sogar Wasser und Luft verdichtet. — Manche Versuche zur Prüfung der jetzigen Theorie des Magnetismus vom chemischen Assistenten Faraday Art. IX., sind nicht Auszugs fähig und nur mit sehr sparsamen Inductionen aus den Versuchen begleitet. — Im Art. XII. giebt Hr. Green einige Bemerkungen über seine Wahrnehmungen und Versuche, als er am 6. Septbr. 1821 zu Portsea in einem mittelst des Steinkohlengases gefüllten Luftballon aufstieg. Von 11 Uhr bis 11½ Uhr Morgens wurde unter Aufsicht des Ingenieurs der Straßen-Erleuchtungsgesellschaft, der Luftball gefüllt. Um halb ein Uhr Nachmittags stieg Hr. Green mit dem Ballon in die Höhe. Der Barometer stand damals 29° 7′ das Thermometer 74°. Der Ballon wandte sich nordwestlich und stieg hoch, ohne durch Wolken seine Richtung zu nehmen. Von 4500 Fuß Höhe ließ er mit dem Fallschirm eine Katze in 8 bis 9 Minuten wohlbehalten niedersinken. In der Höhe von 10,000 Fuß über der Erde, machte er alle ihm in dieser Region passend scheinenden Wahrnehmungen und Versuche bis 2 Uhr 30 Minuten, indem er seitdem allmählig immer mehr Ballast auswarf, wozu ihn die plötzliche Verdickung des Gas durch ein starkes Regenschauer zwang. Jene allmählige Entlastung vom Ballast, rettete ihn in der Gefahr des zu schnellen Sinkens des Luftballs. Zuletzt warf er sein Anker auf einer Wiese bei Frimley in der Grafschaft Surrey und hatte in N. N. O. Direction 45 englische Meilen von Portsmouth ab, in 45 Minuten zurückgelegt. Die Wahrnehmungen des Luftschiffers betrafen besonders den Barometer, Thermometer und Daniellschen Hygrometer. Die Atmosphäre der höchsten Höhe hatte sich um ⅓ im Vergleich gegen diejenige auf der Erde verdünnet. Neue Bestandtheile der Luft in der bemerkten Höhe entdeckte der Beobachter nicht.

Im Art. XIV. Auszug wissenschaftlicher Werke, schien uns Home's Bemerkungen über die schwarze Negerhaut als Verwahrungsmittel gegen den Sonnenstich merkwürdig. — Bekanntlich werden bisweilen Europäer, selbst wenn sie schon viele Jahre in den Tropenländern gelebt haben, noch von dieser klimatischen Krankheit befallen. Wie Jedermann weiß, erhitzt sich eine schwarze Oberfläche weit mehr als eine weiße. Daher verwandelt die getroffene Haut des Negers die Sonnenstralen in thermometrische Hitze, wodurch die Möglichkeit des Sonnenstichs bei diesem neutralisirt wird. Setzen Europäer ohne Bedeckung; oder bedeckt mit einem dünnen weißen Handschuh, den oberen Theil der Hand einem sehr starken Sonnenschein aus; so reißt die Haut und entzündet sich. Bedeckt man aber die Oberhand mit einem dünnen schwarzen Stoff; so wird man niemals diese Hautverletzung wahrnehmen. Weit heftiger wirkt aber der eindringliche tropische Sonnenstrahl auf die Hirnhaut des Europäers. Hr. Home machte darüber viele Versuche und schließt am Ende folgendergestalt:

„Die weise Vorsehung, welche dem Neger ein so herrliches Schutzmittel wider die lästige Sonnenwärme in heißen Tropenländern gab, dehnte diese schwarze Farbe auch auf die Grundfarbe seiner Augen aus, sonst würden solche beim dortigen starken Sonnenlicht weit mehr leiden. Das sogenannte nigrum pigmentum bedarf der Neger nicht zum Sehen. Es ist bei den Völkern weißer Hautfarbe gemeiniglich weit lichter und immer lichter, je mehr sich ein Volk dem Nord- oder Südpol nähert. — Dies Pigment ist im Auge des Affen und aller aufwärts schauenden Thiere, selbst der Vögel, die gezwungen sind, in die Sonne zu blicken, schwarz. Alle Fische, welche auf der Oberfläche des Wassers weilen, und Seethiere, welche bei niedrigem Wasser auf dem Ufer liegen, haben ein schwarzes Pigment in ihren Augen. Alle wiederkäuenden Thiere und Raubvögel haben solches. Nur hat die Eule, welche niemals die Sonne sieht, kein schwarzes Pigment im Auge. Der Sonnenstich ist eine Folge der Verletzung des Hautüberzugs und des Scalps des Gehirns. Die ägyptische Augenblindheit ist eine Wirkung der Sonnenstralen und besonders des zurückgeworfenen Sonnenglanzes."

Der nemliche Home liefert neue Ideen in seinen microscopischen Wahrnehmungen über das Gehirn und über die Nerven, mit dem Beweise, daß ihre Grundstoffe sich im Blute finden. „Die Sehnerven bestehen aus vielen Bündeln feiner Fibern und diese aus sehr feinen Kügelchen, die ein auflösbarer durchsichtiger Gallert (mucus) mit einander verbindet."

Die Nerven und die retina bestehen aus dieser jüngst entdeckten durchsichtigen Substanz, welche sehr elastisch und im Wasser auflösbar ist. Die Kügelchen haben $\frac{1}{18000}$ bis $\frac{1}{7000}$ Zoll im Durchschnitt. Wegen ihrer Durchsichtigkeit und Auflöslichkeit, blieben sie lange unbeachtet und, wären sie keiner Coagulirung fähig, wodurch die Substanz dunkel wird, würde ihre Existenz noch bestritten werden. Das Gehirn ist nach Hrn. Bauers Beobachtungen ein Conglomerat von kleinen Kugeln und von auflöslichem mucus. Die ersteren theilen sich in Fibern und Bündel, welche eben diese gallertartige Substanz zusammenhält. Zwischen solchen laufen Blutgefäße, aber die Arterien verbinden sich nicht direct miteinander. Die sehr schmalen Adern communiciren mit Ventilartigen lymphatischen Gefäßen, die die angeeigneten Staffe in den oberen länglichen Sinus leiten.

Nach Hr. Homes Wahrnehmung, ist der rindenartige (cortical) Theil des Gehirns, Sitz des Gedächtnisses, weil er fand, daß ein fortgesetzter, dem Organ nicht angemessener starker Druck auf den oberen vordern Theil des Gehirns, das Gedächtniß gänzlich vernichtet und daß ein schwächerer Grad des Drucks, das Gedächtniß schon materiell abnehmen läßt. Druck auf die dura mater, wo die Naht trepanirt worden ist, bringt auf eine Zeit lang alles Bewußtseyn (sense) in Stillstand. Sobald der Druck aufhört, kehrt das Gedächtniß zurück. Durch die öftere Erneuerung dieses Versuchs scheint das Organ des Gehirns nicht zu leiden. Bei der Krankheit des Wasserkopfs, wenn die flüssige Substanz überflüssig da ist und blos die rindenartige Einfassung des Gehirns und pons Verolii zur Verbindung mit dem cerebello übrig bleibt, verschwinden zwar die andern Functionen des Gehirns, das Gedächtniß bleibt aber ungeschwächt. Dagegen bringt jeder heftige Schlag auf den Kopf sogleich ein Unbewußtseyn hervor. Ein schwacher Druck auf den innern Hinterkopf bewirkt vollkommenen Wahnsinn mit heftiger Neigung zur Wollust. Beides aber verschwindet, wenn die Krone des Trepans den niedergedrückten Knochen in die Höhe hebt, der früher in der Region des Hinterkopfs das Gehirn drückte.

Bei Gelegenheit der Wahrnehmungen des Vers. über die Menge und die organische Bestimmung des vorgedachten durchsichtigen mucus im Gehirn, äußert er eben so interessant: „Es hat keinen Zweifel, daß die Mittheilung der Empfindungen und des Wollens mehr und weniger von dieser Substanz mit abhängen. Augenscheinlich können aber diese Functionen, keinem einzelnen Theil des Gehirn- oder Nervenbaues angehören; sondern sie sind vom ganzen Organ abhängig." Ferner sucht der Verf. darzuthun „daß der Nervensaft, wenn man den Gehirngallert so nennen darf, bereits im gereinigten Blute existirt, daß der Nervensaft den rothen Kügelchen im Gehirn die Farbe gibt, und daß im Blute Fett sich findet."

Am Ende bemerkt der Verf. über die Milz, daß sie aus Blutgefäßen besteht, deren Zwischenräume mit Serum und mit Blut, welches aus Seitencanälen der Blutadern dahin austritt, wenn eine Ueberfüllung entstanden ist, angefüllt sind. — Dies Serum wird nachher von den absorbirenden Gefäßen verbraucht und in einem Canal abgeführt. Die Milz scheint also ein Behälter zu seyn für das überflüssige Serum, für die Lymph-Kügelchen, für den auflöslichen mucus und für den Blutfarbestoff. Sobald der Verdauungsproceß beschlossen ist, geht alles in den weitern Umlauf über.

Hr. Davy machte bei Gelegenheit der Vergleichung des in Bestandtheilen verschiedenen Urins zweier Froschgattungen die Beobachtung, daß es irrig sey anzunehmen, daß die Excremente zweier Thierarten, welche gleiche Nahrung zu sich nehmen, sich in den Bestandtheilen gleich seyn müßten; die verschiednen Secretionsorgane der Thiere tragen auch das ihrige zur Modificirung der Excremente bei: zu den waltenden Ursachen, rechnet man auch das Alter und die Verschiedenheit der Animalisation der Nahrung z. B. bei Thieren, die ihre Jungen säugen, krank oder gesund sind.

Hr. William Wood zu Bow, hat eine für das Seewesen wichtige Entdeckung gemacht. Aus einer Mischung von Haut, Haar und Wolle, die wie ein Hutfilz behandelt und in eine Masse von geschmolzenem Theer und Pech, deren Mischung er sorgfältig ausmittelte, eingetaucht, dann leicht wieder ausgedrückt und zur Austrocknung der freien Luft ausgesetzt wird, bildet er ein Fabricat „Adhesivepelt" genannt. Es ist durchaus elastisch und kein Wasser dringt durch solches. Es wird in der Größe von Platten verfertigt und mit Kupfernägeln an Schiffen angenagelt. Kein Seewurm berührt diese Masse und sie kann, wenn Ungewitter Planken brechen, durch Vernagelung dieses getränkten Zeugs das Eindringen des Wassers verhüten.

Dr. Phillips ließ zufällig etwas Kupferauflösung an die Wurzel einer Pappel gießen. Bald starb der Baum, zuerst starben indeß die unteren Zweige ab. Als man einen Zweig vom Baume schnitt, bemerkte man, daß so breit der Zweig das Messer berührt hatte, dasselbe mit Kupfer überzogen war. Folglich hatten die Wurzeln die Kupferauflösung angesogen und war solche in die Substanz des Baumes übergegangen, der wegen dieser Einsaugung metallischer Flüssigkeit absterben mußte.

51.

Kupferstecherkunst in England.

Bis nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts ward die Kupferstecherkunst, wie die Malerei in Großbritannien kaum von einem ausgezeichneten Inländer ausgeübt, wenn man etwa Dobson, den man den englischen Vandyk genannt hat, ausnehmen will, wie auch den Schottländer Jamieson. Frankreich, Deutschland und die Niederlande hatten schon lange vorzügliche Kupferstecher gehabt, wie Italien vor dem 17ten Jahrhunderte. Seit der Mitte des achtzehnten aber, kann sich England mit seinen Nebenbuhlern auf dem festen Lande messen. In Landschaften sind vor allen Mitwerbern ausgezeichnet: Pouney, Woollet, Middiman, Landseer, die beiden Cooke. Rooker's kecke und charakteristische Linien, Lowry's höherer Styl, die sorgfältig ausgeführten und reizenden Leistungen der beiden Le Keux, die Gründlichkeit und Gewandtheit in den Arbeiten von Landseer, Cooke, Sands, weisen den Kupferstechern im architektonischen Fache auch eine hohe Stelle an. In Thieren ist Scott's Grabstichel ausgezeichnet.

Auch in England aber widmen die Kupferstecher seltener, als man's wünschen muß, ihre Kunst den historischen Darstellungen, wiewohl man sie hier neben Künstler des festen Landes stellen kann, wenn man der Manier des besten Italiener, Rafael Morgheu, und den falschen Schmuck der französischen Künstler mit den kräftigern und keuscheren Schönheiten Sharpe's, Bromley's, Holloway's, Raimbach's vergleicht. Es sind jetzt kaum mehr als zwei Kupferstecher mit historischen Gegenständen beschäftigt. Holloway, der Rafael's Cartons sticht, und Heath, der West's Christi Wunder beinahe vollendet hat. Holloway hat bereits vier von den herrlichen 7 Cartons fertig. Man kann von ihnen sagen, was man von den ähnlichen Schönheiten in Marc-Antonio's Stiche gesagt hat, wenn Rafael selber die Umrisse gemacht hätte, könnten sie dem Urbilde nicht ähnlicher seyn. — Moses ist unter den Künstlern, die Umrisse stechen, ohne Frage der Vorzüglichste; man sehe nur seine Gallerie nach West, besonders aber seine Umrisse zu Göthe's Faust nach Retzsch, Welche Kraft bei der feinsten Bestimmtheit! Welche Wahrheit und Richtigkeit bei den schönsten Formen und dem Spiele der erfinderischen Fantasie! Die Scenen aus Faust finden jetzt desto glänzendern Beifall, da vor Kurzen auch eine vollständige Uebersetzung der Tragödie selbst erschienen ist. — Eines der besten Bildnisse, das der Grabstichel geliefert hat, ist Goldin's Bild der Prinzessin Charlotte, nach Lawrence. — Wer die Leistungen der beiden Cooke, die schon seit geraumer Zeit Landschaften und Seestücke, nach den besten englischen Malern gestochen haben, würdigen will, darf nur die elfte Abtheilung der Ansichten der Süd-Küste von England, und das letzte oder sechste Heft der Ansichten von der Themse beschauen. Ihre Blätter zeichnen sich besonders durch zwei Vorzüge aus, die man selten, selbst bei vielen berühmten Kupferstechern findet, ihre glänzenden Lichter sind mit der größten Bestimmtheit bearbeitet, und nie opfern sie die wahre Ansicht eines Gegenstandes einer täuschenden Klarheit.

48.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 4. Januar 30.

Naturwissenschaftliche Journalistik in England v. 1821.

III.

Im 8ten Hefte des Edinburgh Philosophical Journal beschließt der I. Aufsatz Alexander Scott's Reisegeschichte, und der II. enthält des Majors Rennel Bemerkungen über die wenigen, darin enthaltenen geographischen Nachrichten, die ihm innere Beweise ihrer Wahrheit zu enthalten scheinen. Die wichtigste Ausbeute betrifft die Beschaffenheit der Wüste Sahara, die Scott in ihrer größten Breite durchschnitt. Wir sind gewohnt, Sahara als eine zusammenhängende Fläche lockern Sandes von 40 bis 50 Karavanen-Tagereisen zu betrachten; aber nach Scott's Angaben scheinen fast zwei Drittheile einen festeren Boden als Sand zu haben, und es gibt Thäler, worin große Bäume wachsen; doch kein Gras, kein trinkbares Wasser, da der Boden sehr mit Salz geschwängert ist, wie überhaupt im nördlichen Striche von Africa. Was der Verfasser auch über andre Angaben Scott's sagt, gibt dem Geographen schätzbare Winke. III. Bemerkungen über die Strömungen zwischen den Breitenkreisen des Caps Finisterre und der canarischen Inseln — vom Major Rennel. Auch dieser Aufsatz ward durch Scott's Reisegeschichte veranlaßt, da das Schiff Montezuma, mit welchem Scott im J. 1810 an der Küste von Africa scheiterte, durch jene Strömung vom geraden Laufe abgekommen seyn soll. Rennel zieht aus seinen Untersuchungen einige Regeln für Seefahrer, die nach den canarischen Inseln und weiter nach Africa segeln. IV. Ueber den unterseeischen Strom in der Straße von Gibraltar und den Sund bei Elsinore, nach Mittheilungen vom Capitain Patton. Hudson scheint zuerst (in den philosophical Transactions für 1724) das Daseyn eines solchen Stromes, welcher, salziger als das Meer, aus der Straße von Gibraltar läuft und dem Meere seinen überflüssigen Salzgehalt entführt, vermuthet zu haben. Der verstorbene Admiral Patton hat, als er Lieutenant war, jene Vermuthung begründet. Von der Erfahrung ausgehend, daß von zwei Flüssigkeiten, die sich in einem engen Canal begegnen, die schwerere unten, die leichtere oben fließt, vermuthete er, daß das Wasser im mittelländischen Meere schwerer, als im atlantischen seyn, und also jenes unten, dieses oben fließen müsse. Um das Gewichtsverhältniß des Wassers beider Meere zu bestimmen, füllte er einige Flaschen in beiden Meeren. Eine Flasche mit 1 Pfund 6 Unzen und 5 Drachmen aus dem atlantischen Meere war 13 Gran leichter als eine gleiche Flasche, die genau mit einer gleichen Menge aus dem mittelländischen Meere war gefüllt worden. Eine ähnliche Strömung fand Capitain Patton einige Meilen von Elsinore; sie kam aus dem baltischen Meere. V. Bemerkung über die Mineralogie des Halkin-Berges in Flintshire (in North-Wales) nebst einer Nachricht von dem neulich daselbst entdeckten Buhrstone und Porzellanthon, von Th. Stewart Traill. Er beginnt mit einer Uebersicht der geologischen Beschaffenheit jenes Theils von Flintshire, dessen fruchtbarer Boden nächst dem Flusse Dee auf einem weitgedehnten Kohlenflötz liegt. Die Kohlenwerke sind hier sehr alt. Die Flintshire-Kohle ist meist geringer als die beste von Wigan. Der Halkin-Berg enthält reiche Bleiminen, die theils der Eigenthümer des Bodens, Graf Grosvenor selbst bearbeitet, theils kleinen Gesellschaften von Bergleuten (Gewerkschaften) auf kurze Pachtzeit überläßt. Ein großer Theil des Bezirks ward zeither durch unverständige Bearbeitung ausgehöhlt, und man findet eine Menge ersäufter und verlassener Gruben. Die beiden wichtigsten und reichsten Gruben läßt der Graf mit Einsicht und großem Gewinn bauen. Auf der westlichen Seite des Berges, nicht weit von diesen Gruben, liegt ein Bruch von einer Abart des Kieselschiefers, der statt des französischen Buhrstone zu Mühlsteinen gebraucht wird. Es scheint ein Uebergang von Kieselschiefer in Hornstein zu seyn, der durch eingemengte Kieselversteinerungen verschiedener Korallenarten porös geworden ist. Die Farbe ist gewöhnlich graulichweiß. Der Bruch ist nicht immer deutlich, meist splitterig. Das Gestein ist hart und schwerbrüchig. An den Kanten durchscheinend. Eigengewicht 2, 5022. Man glaubt, daß dieser Bruch die Einfuhr fremder Mühlsteine entbehrlicher machen werde. Westlich vom Halking-Berg, eine Viertelstunde von dem Bruche, liegt die Grube von Porzellanthon in einem Becken von Kalkstein. Der Thon, der in der Tiefe gefunden wird, ist entweder schneeweiß, oder matt graulich weiß; im Anfühlen weich, doch nicht fettig. Eigengewicht 2, 4335. Im Handel heißt er Cambria. Man braucht ihn häufig zu Töpferwaren, wozu man ihn mit gipshaltigen Thonarten vermengt. Für sich allein hat er zu viel Kieselerde, um vollkommenes Biscuit zu geben. Bei Versuchen erhielt man zwar ein Biscuit von blendender Weiße, das aber mit dem Messer sich kratzen ließ und beim Glasiren sprang. Mit gewöhnlichem Thon gemischt, gibt die Cambria ein vorzügliches Steingut, besser als das schönste Porzellan von Worcester, und schöner als das beste Steingut aus den Manufacturen in Staffordshire. Die feinste Erde hat man auch zu bessern Porzellanarten gebraucht. Man scheint noch nicht hinlängliche Versuche gemacht zu haben. VII. Beschreibung einer Maschine zur Aufhebung von Steinmassen, von D. Low. Diese hier abgebildete einfache Maschine ward von Richardson aus Keswick erfunden und wird in Schottland häufiger als in England gebraucht, um ein unbebautes Feld von großen Steinmassen zu reinigen, die sonst nur mit Hülfe von Pulver weggeschafft werden konnten. Die mechanische Kraft, womit die Maschine auf eine merkwürdige Art wirkt, wird erklärt; ohne Ansicht der Abbildung aber würde sich keine faßliche Darstellung davon geben lassen. VIII. Analyse von Scoresbry's Beschreibung des Polarlandes; eine Uebersetzung des ungedruckten amtlichen Berichtes der Hrn. Roffilly und Rossel an den französischen Seeminister, Baron Portal. Eine vortheilhafte Beurtheilung jenes Werkes, dessen Werth für die Schifffahrtskunde sehr hoch angeschlagen und dessen wesentlicher Vorzug darin gesetzt wird, daß der Verfasser überall, wo er Gründe anführt, auf Versuche sich stützt, die entweder von der gewöhnlichen Erfahrung an die Hand gegeben werden, oder aus physikalischen Forschungen hervor gehen. IX. Rumker in Hamburg gibt Nachricht über Hansteen's neue magnetische Entdeckungen. Hansteen hat einen hier abgebildeten Oscillations-Apparat erfunden. Seine Versuche damit lieferten folgende Ergebnisse: 1. Die magnetische Intensität der Erde ist einer täglichen Abweichung unterworfen, die von Tagesanbruch bis 10 oder 11 Uhr Vormittags abnimmt, wo sie ihr Minimum erreicht und dann bis 4 oder 5 Uhr steigt. Dann nimmt sie wieder ab, und scheint bis 3 Uhr Morgens ihr Maximum zu erreichen. 2. Zwei bis drei Tage nach dem Durchgange des Mondes durch den Aequator scheint die magnetische Intensität abzunehmen. Eben so bei einem Nordlicht. 3. Die magnetische Intensität ist auch einer jährlichen Abweichung unterworfen, da sie im Winter größer als im Sommer ist. 4. Jeder Gegenstand, woraus er auch bestehe, hat, wenn er in senkrechter Lage aufgehängt wird, einen magnetischen Nordpol am untern, und einen Südpol am

obern Ende. XI. Bemerkungen über den Widerstand von Flüssigkeiten, von W. Watts. Der Verfasser begründet die von Ulloa im Examine maritimo und von Bouger in seinem Manoeuvre des Vaisseaux aufgestellten Grundsätze, und vertheidigt sie gegen die Einwürfe im Artikel Widerstand der Flüssigkeit in der Encyclopaedia Britannica. XII. Beschreibung und Gebrauch eines sehr empfindlichen Elektrometers, von Bohnenberger; aus dem Novemberstück (1820) der Bibliothèque universelle übersetzt. Es ist das in den Annalen der Physik (Bd. XXIII, Kap. I) angegebene Werkzeug von Behrens. Es gibt genau die starken und geringen Grade der Elektricität an. XIII. Marwell (Verfasser der in der vorigen Uebersicht erwähnten Briefe an Mungo Park) gibt einige Beobachtungen über Congo und Loango im Jahre 1790. Im Königreich Cabenda oder Anjoya herrschen die Prinzessinnen von Geblüt mit despotischer Gewalt. Sie haben das Vorrecht, jeden Unterthan, der nicht geborner Prinz ist, zu zwingen, sich mit ihnen zu verheirathen und Weib und Kind zu verlassen. Gewöhnlich wählen sie die reichsten Kaufleute. Ist der arme Mann ausgezogen, so wird er verstoßen, um einem andern Opfer Platz zu machen und erhält den Titel Prinz. Während seiner ehelichen Sclaverei darf er bei Lebensgefahr kein anderes Weib sehen. Eben so gefährlich ist es für Weiber, ihm in den Weg zu kommen. Um solches Unglück zu verhüten, hat er eine starke Ehrenwache, wovon ein Theil ihm voran geht, wenn er Besuche macht, oder reiset, und die Chingonya (ein Instrument, das aus zwei Schellen an den Enden eines Halbkreises besteht) in Bewegung setzt, wodurch alle Weiber verjagt werden. — Der Oberpriester oder Bunzie zu Maccatala hat große Gewalt und wird heilig geachtet. Niemand, wie vornehm er auch sey, darf sich ihm anders, als auf ein gegebenes Zeichen nähren, worauf man ihm eine an Anbetung grenzende Verehrung erzeigt. Niemand darf ohne ein Geschenk kommen. Selbst entfernte Fürsten fürchten seinen Unwillen, und alle unterhalten freundlichen Verkehr mit ihm. Der Bezirk von Maccatala wird von den umwohnenden Völkern für heilig gehalten, und jeder preiset sich glücklich, der die Leichen seiner Angehörigen dort begraben kann. Man sieht immer solche Leichenkähne auf dem Congo. — Die Anwohner des Congo haben auch ihre Gottesurtheile. Wer eines todeswürdigen Verbrechens angeklagt ist, muß sich der Probe unterwerfen und eine gewisse Menge eines giftigen Getränkes, Cassah genannt, verschlucken. Bewirkt der Trank Krankheit und Betäubung, so ist der Verbrecher schuldig, bleibt er gesund, oder erbricht sich blos, so wird er sogleich für unschuldig erklärt, erhält auf der Stelle eine Auszeichnung und genießt fortan unbeschränktes Vertrauen. Jene Auszeichnung besteht aus dem weißbemalten Stücke von der Schale einer Calebasse, das mit einem Bande hinter dem rechten Auge befestigt wird. XIV. Ueber die Methode, die Neigung des Horizonts zu finden, von Adam Anderson. Die Neigung nach Minuten ist fast gleich der Quadratwurzel der Höhe in Fußen. XV. Ueber einige merkwürdige Abweichungen von Newton's Scala in den Tinten, welche sich bei Krystallen mit einer Are der doppelten Strahlenbrechung entwickeln, wenn sie dem polarisirten Lichte ausgesetzt werden, von J. F. W. Herschel. Aus dem 1sten Bande der Denkschriften der neu gestifteten philosophischen Gesellschaft zu Cambridge. Der Aufsatz ist hier noch nicht geschlossen. XVI. Stanley gibt Nachricht über einen Versuch, die fäulnißwidrige Kraft der Holzsäure bei frischem Fleisch zu prüfen, das zur See in ein heißes Klima gehen sollte. Er bestrich im October 1819 ein Stück Rindfleisch mittelst eines kleinen Pinsels mit gereinigter Säure, ließ es bis zum nächsten November in der Küche hängen und gab es dann einem Schiffe mit, das nach Westindien reiste. Im October 1820 erhielt er es unversehrt zurück, und als er es 2 Monate nachher absieden ließ, wurde es ganz frisch und schmackhaft gefunden. XVII. Nachricht von Eduard Barnsfild's Reise nach Neu-Süd-Shetland, von dem Arzt Slaney in Valparaiso, der die Fahrt mitmachte. Im December 1819, bald nach Smith's Rückkehr von seiner zweiten Reise (siehe die vorige Uebersicht), ward die Reise angetreten und 4 Wochen später fand man das Land. Die ganze Küstenlinie ist hoch, wild und schroff; steile schneeige Klippen, zwischen welchen nur hier und da ein öder schwarzer Felsen hervor blickt. Wo man sich zuerst der Küste näherte (62° 26′ S. B. und 60° 54′ W. L.) konnte man nicht ankern, da man überall gefährliche Klippen fand. Drei Tage später aber ward in einer weiten Bucht, zwei Grade weiter östlich, Anker geworfen. Auch hier unbeschreiblich öde Wildniß. Myriaden Seevögel hatten ihre Eier auf die Felsen gelegt und brüteten sie aus. Sie waren so wenig an den Anblick anderer Thiere gewöhnt, daß die Annäherung des Schiffs sie nicht erschreckte, sie machten sogar die Landung streitig, und die Seeleute mußten sich mit Gewalt ihren Weg durch den Schwarm bahnen. Es waren meist Arten der Fettgans, Möven, Seeschwalben und ähnliche, aber außer diesen ein Vogel von der Größe der Taube mit milchweißem Gefieder, der einzige, der nicht schwimmfüßig war. Man fand viele jener Thiere, die Anson Seelöwen nannte. Auch ziemlich viele Seehunde. Man ging ein wenig landeinwärts, sah aber nirgends eine Spur von Bewohnern, oder Landthieren. Nur Raubthiere könnten hier leben. Nirgends sah man Pflanzenwuchs, nur hier und da kleine Striche mit kümmerlichem Gras, das auf der dicken Rinde von dem Dünger wuchs, den die Seevögel in den Felsenspalten zurück gelassen hatten, und hier und da Moos an den Felsen. Das Land ward 9 bis 10 Grade östlich und westlich, und gegen 3 Grade nördlich und südlich untersucht. Ueberall öde und mit Schnee bedeckt, ausgenommen, wo die schroffen schwarzen Gipfel der Felsen hervor standen. Die Jahrszeit war so spät, und die Nebel so dicht, daß sich nicht untersuchen ließ, ob das Land Theil eines Continents, oder nur eine Inselgruppe sey. Im umliegenden Meere fand man sehr viele Wallfische, Seehunde (mit sehr schönem Fell) und Seelöwen. Das Oel von diesen soll dem Wallfischthran gleichen. XVIII. Beobachtungen über die tägliche Abweichung der Magnetnadel zu Zwanenburg in Holland, aus den Jahren 1775 bis 1780. XIX. Ueber das Bearbeiten und Poliren des Granits in Indien, von Alex. Kennedy. Der Verfasser wurde durch die Nachrichten, welche Obrist Straton in einem Aufsatz über die Tempel in Theben von der ungemein schönen Politur der ägyptischen Kunstdenkmale gibt, zu seiner Mittheilung veranlaßt. Jener Granit ist so außerordentlich hart, daß viele Meisel zerbrochen wurden, als man an einer der jetzt im britischen Museum befindlichen Statue einen Arm wiederherstellen wollte. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Hinduer ihre Künste, wie ihre Religion, ursprünglich von den Aegyptern erhalten haben, glaubt der Verfasser, daß die in Indien übliche Art, den Granit zu bearbeiten und zu glätten, seit den ältesten Zeiten keine Veränderung erlitten habe und wahrscheinlich dieselbe sey, die einst bei den bewundernswürdigen Tempeln in Aegypten sey angewendet worden. Die Werkzeuge, die man in Indien hat, sind ein kleiner stählerner Meisel und ein eiserner Hammer. Der Meisel ist kurz, kaum noch einmal so breit, als die kleinen Hände, die ihn gebrauchen. Sie sind von Wootz (Wutz), dem indischen Stahle. Die Spitze des Meisels ist ein wenig abgerundet, wie ein Bleistift zum Zeichnen. Der Hammer ist ein wenig länger als der Meisel, und höchstens ein Paar Pfund schwer. Er hat nur eine Schlagfläche, die vertieft und mit Blei ausgefüllt ist. Mit diesen Werkzeugen lösen die Hinduer die mächtigsten Granitsäulen von dem Lager, wie z. B. vor einigen Jahren eine einzige Säule von 75 Fuß Länge, die man zu einem Obelisk in der Gegend von Seringapatnam benutzte.

Auf dieselbe Weise hat man die Granitblöcke bearbeitet, woraus die furchtbare Feste Dowlatabad besteht, (wovon man in Fitz-Clarence's Reise eine genaue Abbildung findet) und die wundervollen Grotten von Ellora ausgehöhlt sind. Noch jetzt sieht man die Spuren des spitzigen Meisels auf den Blöcken der sehr alten Feste Dowlatabad. Ob man nicht ähnliche Spuren auf den ägyptischen Granitwerken findet? Hat man den Stein mit dem Meisel bearbeitet, so wird er abgewaschen. Alsdann wird er geglättet. Man gibt einem großen Granitblock die Gestalt einer Keule, deren untere Fläche ausgehöhlt und mit einer Masse gefüllt wird, die aus zerstoßenem Korund (corundum) und geschmolzenem Wachse besteht. An dieser Keule werden zwei Stöcke befestigt. Sie ist so schwer, daß zwei Arbeiter sie leicht regieren können. Diese setzen sich auf oder neben den zu glättenden Stein und ziehen den Block zwischen sich hin und her, bis der Granit durch die Reibung der Masse von Wachs und Korund eine glänzend schwarze Glättung, wie bei dem schönsten Marmor, erhalten hat. Von so geglättetem Granit macht man in Indien gewöhnlich die Grabmäler der Fürsten und Großen. Die Politur scheint fast so unvergänglich zu seyn als der Stein selbst. XX. Ueber den durch Dr. Hibbert auf den Shetland-Insel entdeckten Magnesia-Hydrat gibt Brewster Nachricht. Dr. Bruce in New-York war der erste Entdecker dieses Hydrats, das er als ein eigenes Mineral aufstellte. Man fand es in New-Jersey, wo es den Serpentinstein in allen Richtungen durchstrich. Brewster fand in einem ihm von Hibbert mitgetheilten Stücke dieses Minerals aus den Shetland-Inseln, das man für weißen Talk gehalten hatte, Magnesia-Hydrat. In mehrern untersuchten Stücken bemerkte er deutlich eine krystallinische Structur, in der Form des regelmäßigen Hexaedrischen Prismas. Es gehört zum Rhomboeder-System, nach Mohs. Härte scheint 1, 5 zu seyn. Eigengewicht 2, 336. Es bildet ein Geschlecht in der 5ten Ordnung, oder unter dem Glimmer in der 2ten Classe des Systems von Mohs. Hibbert fand dieses Mineral 1817 zu Swinaneß auf der shetländischen Insel Unst, wo es gleichfalls durch den Serpentin strich und mit Dolonit (magnesian carbonate of lime) gemischt war. Es ist in Salzsäure, Salpetersäure und verdünnter Schwefelsäure auflöslich. Es hat eine Axe der doppelten Stralenbrechung. Erwärmt phosphorescirt es nicht. XXI. Versuche mit hölzernen Pendeln, vom Obersten Beaufoy. Das Ergebniß war, daß solche Pendel, deren Einrichtung hier näher beschrieben wird, völlig brauchbar sind. Die mitgetheilten Tafeln über den Gang eines solchen Pendels, vom 31sten Januar 1819 bis zu Ende des Julius 1820, bestätigen dies. XXII. Der verstorbene Alex. Keith in Dunottar bestimmte 1000 Pfund zur Beförderung der Wissenschaften in Schottland. Davon wurden 600 Pf. auf Zinsen gelegt, die einem alle zwei Jahre zu vertheilenden Preise für die wichtigste, in irgend einem Theile der Welt gemachte, jedoch der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburgh mitgetheilte, und zuerst in ihren Denkschriften bekannt gemachte wissenschaftliche Entdeckung gewidmet seyn sollten. Die zweijährige Zeit fängt vom Martinstage 1820 an. XXIII. Beschreibung eines Magnetimeters, eines neuen Werkzeuges, die magnetische Anziehung zu messen und die Neigung der Magnetnadel zu finden, nebst Nachricht von den damit angestellten Versuchen, von W. Scoresby. Der Verfasser hat schon 1819 ein Werkzeug zur Bestimmung der Neigung der Magnetnadel beschrieben, neuerlich aber seine Vorrichtung verbessert und vermittelst derselben erhielt er einige merkwürdige Ergebnisse, hinsichtlich der magnetischen Gesetze, besonders derjenigen, welche die Erzeugung und Vernichtung des Magnetismus im Eisen betreffen. Ausführlich spricht er über seine Versuche im 9ten Bande der Verhandlungen der königl. Gesellschaft zu Edinburg. XXIV. Nachricht von Hansteen's Charten über die Abweichung und Neigung der Magnetnadel. Die Charte, welche dem vorliegenden Hefte in einer verkleinerten Nachbildung beigefügt ist, wurde vom Professor Hansteen nach den zahlreichen Tafeln über die Abweichung und Neigung der Magnetnadel entworfen, die sich in seinem Werke über den Magnetismus der Erde befinden. In Hansteen's magnetischem Atlas hat diese Charte 2 Blätter, die hier in eines zusammen gezogen sind. In seiner großen Charte durchschneidet der magnetische Aequator den Erdäquator blos zweimal; in einem Briefe an Rumker in Hamburg aber gibt er dies als irrig an und sagt, daß jene Durchschneidung in vier Puncten statt findet, nämlich im 25° östlicher und 108°, 125° und 170° westlicher Länge. In der verkleinerten Charte ist diese Berichtigung angebracht worden. XXV. Merkwürdige Hagelschauer auf den Orkney-Inseln (Orkaden) am 24ten Jul. 1818. Von Patrik Neill. Eine ausführlichere Nachricht steht im 9ten Bande der Verhandlungen der königl. Gesellschaft zu Edinburg. Der Schauer fand Vormittags statt, nachdem eine dicke Wolke nächtliche Finsterniß über die Insel verbreitet hatte. Es fielen Schloßen von ungewöhnlicher Größe, viele rund, von der Größe eines Gänseeies, viele scharf und eckig. An manchen Stellen in dem Striche, wo die Wolke sich entladen hatte, lag das Eis 1½ Fuß hoch. Gänse und Seevögel wurden getödtet und beschädigt, selbst Menschen verwundet. Kühe verloren die Milch, vielleicht vom Schrecken. Die elektrische Materie schien bei den getödteten Thieren keinen Einfluß gehabt zu haben, wenigstens bemerkte man keine Entfärbung bei denselben. Doch war hier und da die Oberfläche des Weidelandes wie versengt, und ein starker Schwefelgeruch, gleich nachdem die Wolke vorüber gezogen war, zu bemerken. Während die Wolke über die Insel Mainland zog, zeigte das Barometer 27, 76 Die Quecksilbersäule war 2 Zoll gefallen. XXVI. Uebersicht von Herschel's Versuchen über die Circular-Polarisation, aus einer Abhandlung im 1sten Bande der Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft (philosophical Society) zu Cambridge. Aus unsern frühern Uebersichten sind unsern Lesern Herschel's ältere Versuche bekannt. Hier ist die Rede von denjenigen Quarzarten, oder Abarten des Bergkrystalls, die Hauy Plagieder nennt. Es genüge, hier im Allgemeinen zu bemerken, daß Herschel's Versuche mit allen von ihm beobachteten Krystallen dargethan haben, daß ohne Ausnahme die Richtung der Polarisation mit der Richtung der Flächen gleich läuft, obgleich Biot behauptet hat, es könne keine Eigenheit in der Krystallform uns zu einer Vermuthung über die Richtung der Rotation in einen Stücke Bergkrystall, ohne vorherige Prüfung, bestimmen. XXVII. Bemerkungen über die Natur der Flamme, von J. Deuchar in Edinburg. Diese merkwürdigen Versuche wurden mit einer Vorrichtung gemacht, Geschütz nach Forsyth's Plan*) ohne Lunte oder Zundpulver abzufeuren. Diese Mittheilung ist ein Auszug aus 3 ausführlichen Abhandlungen im 3ten Bande der Denkschriften der Wernerschen Gesellschaft für Naturgeschichte in Edinburg. Die Vorrichtung ist in vorliegendem Hefte abgebildet. Bei allen Versuchen wurde das neue Pulver durch den Schlag eines hölzernen, 1 Pfund schweren Hammers zur Explosion gebracht. Der Grund der beobachteten Erscheinungen wird in der Condensation des Wärmestoffes gesucht. XXVIII. Ueber die neue Methode, die Parallaxen für Fixsternbedeckungen zu berechnen, von Rumker. Es ist dazu weder die Mondslänge, noch der verlängerte Halbmesser des Mondes nöthig. XXIX. Ueber die Bewegung des Kamphers auf Wasser und die verschiedenen Verbindungen von Kalium (Potassium), wenn es mit Wasser oder Quecksilber in Berührung kommt. Die sonderbare Bewegung kleiner Stückchen Kampfer, wenn sie auf Wasser schwimmen, ist bekannt. Romieu und Andre betrachteten sie als elektrische Erscheinungen. Lichtenberg

*) Darüber ein Aufsatz im Septemberstück des polytechnischen Journals von Dingler.

und Volta, die Aehnliches bei Benzoe- und Succin-Säure bemerkt hatten, schreiben sie einer Ausströmung der Körper selbst zu. Brugnotelli bemerkte, daß die Rinde würzhafter Pflanzen, auf Wasser geworfen, sich wie Kampfer bewegt. Eine ähnliche Bewegung in Sägespänen von verschiedenen Hölzern, die mit firem oder flüchtigem Oele getränkt waren, sah Venturi. Dieser spricht darüber in einer Abhandlung im 1sten Bande der Mémoires des französischen Instituts 1805. Eine neue Erläuterung erhielt die Erscheinung durch eine Schrift von Serullas in Metz, über die Legirungen von Kalium und Sodium. Er beobachtete die Bewegung der Legirungen vom Kalium in Berührung mit Wasser, der Legirungen vom Kalium und Wismuth, Kalium und Blei, Kalium und Zinn, Kalium und Eisen auf Quecksilber. XXX. Versuch Kempelens Schachspiel-Automat zu erklären (mit einer Abbildung), ein Auszug aus einer unlängst unter diesem Titel erschienenen kleinen Schrift. Der Verfasser behauptet, daß die Maschine durch einen Menschen geleitet werde, und zeigt durch Kupfer, wie ein erwachsener Mann darin verborgen seyn und die verschiedenen Stellungen nehmen könne, welche sowohl während des vorgängigen täuschenden Vorzeigens einiger Oeffungen derselben, als auch während des Spieles, erforderlich sind. Am Ende eine Tafel, worauf verschiedene Arten, den Springer auf alle Felder zu bringen. Einige von dem Verfasser herrührende sind sehr sinnreich. XXXI. Ueber die Naturgeschichte und den Bau des Proteus Anguinus; von Configliachi und Russoni. Es war schon früher von der 1819 zu Pavia erschienenen Schrift der beiden Naturforscher, woraus diese Nachrichten entlehnt sind, im Lit. Conv. Bl. die Rede. XXXII. Beschreibung und Anwendung der von Ampere bei seinen elektromagnetischen Untersuchungen angewandten sinnreichen Vorrichtung. Sehr umständlich und durch eine Abbildung erläutert. — Darauf folgt eine Uebersicht des Inhalts der 1sten Abtheilung des 9ten Bandes der Verhandlungen der Königl. Gesellschaft zu Edinburg (Transactions of the Royal Society of Edinburgh), wovon, außer den bereits im vorliegenden Hefte ausgezogenen, vorzüglich noch zu bemerken sind: 1. Ueber die sogenannten Parallel-Straßen von Lahaber in Schottland, eine Reihe von Felsenschichten, die sich horizontal längs der Seiten des Lahaber-Gebirgs erstrecken, besonders derjenigen Bergwände, welche die Thäler Glen-Gluoy, Glen-Roy und Glen-Spean begrenzen. Die höchsten sind im erst genannten Thale. Allen diesen Schichten stehen auf der andern Seite der Thäler ähnliche von gleicher Höhe gegenüber. Die Sage schreibt diese Wege den alten Königen von Schottland zu, oder dem Stamme Fingal, da mehrere derselben nach Fingal's Helden genannt werden. Der Verfasser (Thomas Lauder) aber behauptet, diese Schichten oder Bänke seyen durch die Wirkung der Gewässer eines Sees gebildet worden, der in verschiedener Höhe, wie es die Schichten zeigen, gestanden und später die Thäler durchbrochen habe. 2. Ueber die Schlammvulkane auf Trinidad von W. Ferguson. Sie befinden sich auf der südlichen Spitze der Insel, auf einer nackten Bergfläche, und sind Schornsteinen ähnlich, gegen 3 Fuß hoch, wovon einige mit starkem Geräusch Salzwasser mit Thonerde auswerfen. Der Schlamm war immer kalt. In den heißesten Monaten sehr trockener Jahreszeiten soll das Geräusch wie der stärkste Kanonenschuß lauten, und der Schlamm gegen 30 Fuß hoch ausgeworfen werden. 3. Ueber die See-Taktik des verstorbenen John Clerk; als Bruchstück einer künftigen Lebensbeschreibung desselben von Playfair. Es ist hier die Rede von dem berühmten Manövre, die feindliche Linie zu durchbrechen, welches die unstreitbare Erfindung des Landedelmanns Clerk war, der keine praktische Kenntniß vom Seewesen hatte. Schon 1779 machte er seine Grundsätze bekannt. Lord Rodney war der erste, der das vorgeschriebene Manövre ausführte. Lord Howe, Lord St. Vincent, Lord Duncan und Nelson verdankten demselben ihre Siege. Ein früher Tod hinderte Playfair, die versprochene Biographie zu liefern. 4. Einige, die Glücksspiele betreffende Fragen, von Babbage. Sinnreiche Wahrscheinlichkeitberechnungen. 5. Ueber die Radiation des Wärmestoffes, von Crompton Holland. Er zeigt, warum diejenigen Oberflächen, welchen der meiste Wärmestoff entstrahlt, bei der Abkältung die größte Kälte erzeugen und gegen den Einfluß von Hitze und Kälte von nahen Gegenständen am empfindlichsten sind. 6. Der General Brisbane gibt eine Methode zur Bestimmung der Breite an. Zehn Minuten vor der zuförderst bestimmten Mittagszeit fängt B. an, die Sonnenhöhe von einem künstlichen Horizont zu beobachten, und fährt fort, so viele Beobachtungen als möglich zu machen, bis die Sonne wieder dieselbe Höhe hat, als bei Anfange der Beobachtung, was 10 Minuten nach der Mittagszeit der Fall seyn wird. Während dieser 20 Minuten können leicht 20 Höhen genommen werden, woraus sich dann die mittlere Zahl berechnen läßt. 7 Beschreibung eines Pflanzenabdruckes in dem Steinbruch zu Craigleth in Schottland, von Th. Allan. Die Pflanze gehörte zu einer unbekannten Ordnung. Der Rinde nach gehört sie zu der Palmenfamilie, unterscheidet sich aber von den gewöhnlichen dadurch, daß auf der Oberfläche Kreise sichtbar sind, welche Abdrücke von Blüthen und Früchten zu seyn scheinen.

Aus den kürzern naturwissenschaftlichen Nachrichten, welche, wie gewöhnlich, der letzte Aufsatz zusammenstellt, entlehnen wir für unsre Leser Folgendes. 1. Am 4ten Februar 1821 wollte Capitain Kater und J. Dunlop zu Beith in Ayrshire, berühmt durch seine trefflichen Teleskope, einen Vulkan im Monde entdeckt haben. 2. Brewster machte einen Versuch über die optische Structur des geschmolzenen Quarzes zur Prüfung der oben berührten Behauptung des französischen Naturforschers Biot; und es fand sich weder von der gewöhnlichen polarisirenden Structur, noch von der kreisförmigen eine Spur. 3. Ampere schlägt in seiner früher erwähnten Denkschrift vor, einen elektro-magnetischen Telegraphen einzurichten, wozu eben so viele leitende Drahte und Magnetnadeln gebraucht werden sollen, als es Buchstaben gibt. 4. Die Ursache der täglichen Abweichung der Magnetnadel findet Ampere in der abwechselnden Veränderung der Temperatur der beiden Luftschichten, während der täglichen Umdrehung der Erde. 5. Auf dem Himalaja-Gebirge (auf dem Schatul-Paß) fand man, 16000 Fuß über dem Meere, eine Gattung der Campanula, auf einer Stelle, wo das Thermometer um Mittag in der Mitte des Octobers 27° Fahrenheit zeigte. Gesträuch fand man noch höher. 6. Ueber den färbenden Stoff in den Krebsschalen macht Lassaigne Versuche. Krebsschalen, in reines Alkohol gelegt, der 59° Fahrenheit hatte, wurden sogleich roth, und theilten diese Farbe auch der Flüssigkeit mit. Diese ward abgegossen, und so oft erneuert, bis die Flüssigkeit nicht mehr gefärbt wurde. Die Krebsschalen wurden dann in siedendem Wasser nicht mehr roth. Bei der Verdünstung der verschiedenen Alkohol-Auflösungen erhielt man einen röthlichen, anscheinend fetten Stoff, der keinen Geruch oder merklichen Geschmack hatte, unauflöslich im kalten, oder siedenden Wasser, aber auflöslich in Schwefeläther und reinen kalten Alkohol war. Potasche, Soda, oder Ammonium veränderten die Farbe nicht. Verdünnte Mineralsäuren wirkten darauf, concentrirte aber zerstörten sie und verwandelten sie in ein schmutziges Gelb. In der feinen Haut, welche an den Krebsschalen hängt, fand sich derselbe Färbestoff. 7. Hemptinne in Brüssel will, daß man das für Eisgruben bestimmte Eis an sehr kalten Tagen sammeln, dann in der folgenden Nacht der freien Luft aussetzen soll, bis dessen Temperatur mit der Kälte der Atmosphäre gleich ist. Dann soll man es gegen 6 Uhr früh, wo die Luft wärmer geworden, in den Eiskeller schaffen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. I. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Neue Werke und Schriften.

Breslauer Burschenlieder. Neu gewählt und vermehrt. 8. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau. Sauber gebunden. Ladenpreis 1 Thlr. 4 Gr.

Das eben genannte Commersbuch zeichnet sich unter allen bisher erschienenen einerseits durch die umsichtige und treffliche Auswahl der besten vorhandenen alten und neuen Lieder, die hier, wie sonst nirgends, sich zusammengestellt finden, als auch andrerseits durch das saubere und gefällige Aeußere aus, womit es von der Verlagshandlung ausgestattet worden: so daß es nicht blos der gesammten studierenden Jugend, sondern auch allen denen, die im gereifteren Mannesalter sich noch der heitern akademischen Jahre gern und froh erinnern, als geselliger Begleiter, so wie als anpreschendes Denk- und Erinnerungsbuch auf alle Weise zu empfehlen ist.

Glocker, Dr. E. F., Grundriß der Mineralogie. Für Universitäten und höhere Gymnasialklassen. Nebst einem Anhange: ein Verzeichniß aller bis jetzt in Schlesien aufgefundenen Fossilien enthaltend. Gr. 8. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau. 32 Bogen stark. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Dieser Grundriß, zunächst für die Zuhörer des Verfassers bestimmt, ist jedem Kenner und Freunde der Mineralogie, wegen der eigenthümlichen, den Fortschritten der Wissenschaft angemessenen Behandlungsweise zu empfehlen. Er umfaßt die gesammte Mineralogie (Oryktognosie und Geognosie) in einer gedrängten und doch zugleich vollständigen Uebersicht. Die Fossilien sind nach natürlichen Familien geordnet, und, statt, wie es bisher gewöhnlich war, mit langen Beschreibungen; größtentheils mit kurzen und streng bezeichneten Charakteristiken versehen. Insbesondere ist auf die schlesischen Fossilien Rücksicht genommen, und zwar nicht allein im Anhange, welcher ein Verzeichniß derselben enthält, sondern auch bei den Familien selber. Mehrere ganz neue Fossilien sind aufgeführt, die erst seit einigen Jahren, zum Theil vom Verf. selbst, in Schlesien entdeckt worden sind. Ein Vorzug dieser Schrift besteht auch noch darin, daß die Einleitung und der allgemeine Theil der Oryktognosie, welch, gleichsam der Schlüssel zum Ganzen, zugleich die Kennzeichenlehre in sich begreift, gründlicher abgehandelt und die darin vorkommenden Begriffe schärfer bestimmt sind, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Herber, Dr. C. J., Silesiae Sacrae Origines. Adnexae sunt Tabulae Chronologicae in Annales historiae dioecesanae. 8. maj 1821. Vratislaviae, apud Jos. Max. Charta impress. 20 Gr. Charta membran. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Zweck dieser Schrift geht dahin zwei in der neueren Zeit über die Einführung des Christenthums in Schlesien in Anregung gebrachte Fragen auf eine bündige und achtvolle Weise zu beantworten. Nachdem der Verfasser auf den Grund der vorhandenen Nachrichten, die Geschichte der Bekehrung Schlesiens vorgetragen, beschäftigt er sich mit den interessanten Untersuchungen: Den ursprünglichen bischöflichen Sitz in Schlesien auszumitteln, so wie die jüngst wieder erhobenen Zweifel: „ob in Schlesien ursprünglich der griechische, oder lateinische Ritus eingeführt worden und herrschend war?" — zu lösen, und seine feste und entscheidende Ansicht hierüber auszusprechen. Da der Verfasser von S. 46 — 150, eine tabellarische Uebersicht der gesammten Geschichte des schlesischen Bisthums vom J. 965 an, bis zur Organisirung der neuesten Verhältnisse der kathol. Kirche in den preuß. Staaten durch die päpstl. Bulle vom 16ten Juli d. J., beigefügt hat; so wird dadurch vorläufig, bis zur Erscheinung eines größeren Werkes, einem längst gefühlten Bedürfnisse auf eine wünschenswerthe und genügende Weise abgeholfen, und es darf sicher erwartet werden, daß die kathol. Geistlichkeit vorliegendes Werk freundlich aufnehmen, und demselben gern in ihrer Bücherfammlung eine würdige Stelle gönnen wird.

Hoffmann, E. T. A., Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot. Mit 8 Kupfern nach Callot'schen Original-Blättern. 8. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau. Cartonnirt 2 Thl. 6 Gr.

Dr. Martin Luther, wider die Schleicher und Winkelprediger. Ein Sendschreiben aus dem Jahre 1532. Mit einem Vorworte und einigen Beilagen herausgegeben von Dr. L. A. W. Hennicke. Gr. 8. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau. Geheftet. 6 Gr.

Mücke, M. H., Thiergruppen für junge Zeichner, oder Anleitung zum Thierzeichnen. 2tes Heft. Queer Folio. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau. 1 Thlr.

Schubarth, K. E., Ideen über Homer und sein Zeitalter. 8. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau. Weiß Druckpapier 1 Thlr. 12 Gr. Schweizer-Papier 2 Thlr.

Diese unter fünf Nummern gebrachte Arbeit zerfällt in zwei Haupttheile. Hiervon hat der erste, welcher die Nummern 1 — 4 befaßt, zur Absicht, der Betrachtung Homerischer Poesie einen freien Standpunct vorzubereiten. Im zweiten Theile beginnt unter Nummer 5 die eigentliche Auseinandersetzung, rein auf Homerische Poesie bezüglich. Drei Unterrubriken, welche wieder mehrere Eintheilungen begreifen, haben folgende Ueberschriften: I. Umschreibung Ho-

merischer Zustände. II. Ueber Richtung, Zweck und Vaterland Homerischer Poesie. III. Widersprüche und Zweifel neuerer Kritik gegen die Einheit und Ganzheit der Homerischen Epen. — Hierauf folgt eine Uebersicht der Epochen griechischen Geschichte. Zusätze und Anmerkungen vertreten die Stelle von Excursen.

Schulz, Dav. Dr. und Prof., Ueber die Parabel vom Verwalter im Lukas. 8. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau. 14 Gr.

Staff, H. von, (Major im königl. preuß. Generalstabe). Der Befreiungskrieg der Catalonier in den Jahren 1808 bis 1814. Mit 1 Charte von Catalonien und 2 Plänen von Gerona und Tortosa. Gr. 8. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau. Engl. Druckpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

Durch den Besitz der besten vorhandenen Materialien und die Beiträge vieler Officiere, welche auf beiden Seiten an diesem Kampfe Theil genommen, ist der Herr Verfasser, mehr noch als durch eigene Gegenwart in den Stand gesetzt worden, diesen interessanten Theil der neuesten Geschichte der Volkskriege vollständig zu bearbeiten. Unter allen Schriften, welche über Spanien erschienen sind, ist bis jetzt noch keine, welche das Benehmen der Spanier in ihrem Befreiungskriege genau und in's Einzelne gehend, darstellte. Und doch läßt sich, bei der großen Schwierigkeit der Geschichtserzählung eines so sehr vereinzelnten Krieges, wie eben der spanische, nur eine Darstellung nach den einzelnen Provinzen und der innern Landesgestaltung mit Deutlichkeit durchführen. Bei einer solchen Behandlung tritt aber Catalonien, als selbstständiges Ganzes, vorzugsweise hervor, und gewinnt für uns noch durch die Theilnahme deutscher Krieger, für und wider dieses rüstige Volk, ein besonderes Interesse.

Die beigegebene Special-Charte von Catalonien ist vortrefflich in Kupfer gestochen von K. Kolbe in Berlin, und die Pläne sind in nicht minder trefflichem Steindruck von der berühmten Zeller'schen lithographischen Anstalt in München besorgt worden.

Steffens, H., Schriften. Alt und Neu. 2 Bände Gr. 8. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau. Druckp. 3 Thlr. 6 Gr. Velin-Papier. 4 Thlr. 8 Gr.

Steffens, H., Anthropologie. 2 Bände. Gr. 8. 1822. Verlag von Josef Max in Breslau. Weiß Druckp. 4 Thlr. 18 Gr. Velin-Papier. 6 Thlr.

Bei J. F. Hammerich in Altona ist erschienen:

Umriß des englischen Wechselrechts. Herausgegeben von F. J. Jacobsen, Obergerichts-Advocaten in Altona. 1821. 18 Bogen. Gr. 8.

Menning's englisches Wechselrecht, welches 1817 in London herauskam und in kurzer Zeit vier Auflagen erlebte, ist hier von dem gelehrten Verfasser des praktischen Seerechts nicht blos übersetzt, sondern durch Benutzung der neuesten 1818 erschienenen Ausgabe von des Herrn Bar-Advocaten Joseph Thitty großem, über 1200 Wechsel-Entscheidungen enthaltenden Werke, beträchtlich erweitert worden. Ein besonderes Interesse für deutsche Kaufleute und Gelehrte hat dieser Umriß durch Mittheilung von wenigstens 40 in Hamburg und Altona entschiedenen neuen Wechselfällen erhalten. So ist durch diese reichhaltige und schätzbare Arbeit dem auf Akademien längst gefühlten Bedürfnisse eines praktischen Wechselrechts abgeholfen, welches den theoretischen Werken von Riccius, Beseke, Prittmann u. s. w. zum nützlichen und nothwendigen Commentar dienen wird. Der Herr Verfasser nimmt daher eben so sehr den Dank der Geschäftsmänner als der akademischen Lehrer in Anspruch, und es wird ihm bei ausgedehntem Wirkungskreise nicht fehlen können, eine recht bald zu wünschende zweite Auflage mit noch mehreren Fällen und Präjudicaten auszustatten.

Dr. C. Trummer.

Bei Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

Nouveau

Dictionnaire de Poche français-allemand et allemand-français.

Ouvrage complet, contenant I. Tous les mots usités, primitifs, derivés et composés, leur genre, leurs definitions et les différentes acceptions qu'ils ont au sens propre et au figuré. II. Toutes les Phrases nécessaires pour expliquer les mots. III. Les Gallicismes, Germanismes, Proverbes etc. IV. Les Termes propres des Sciences, des arts, des métiers et des Manufactures. V. Les noms d'hommes et des femmes, ceux des Pays, nations, villes, rivières, montagnes etc. VI. Tous les mots nouveaux généralement reçus dans les deux langues. VII. Table des Verbes irréguliers.

Précédé d'une Préface

par M. A. Thibaut.

Troisième Edition revue et corrigée.

Ohne im geringsten zu viel behaupten zu wollen, kann man dieses französische Wörterbuch, welches nur seiner Form und seiner gedrängten Druck-Einrichtung nach, unter die Dictionnaires de Poche gezählt werden darf, allen größern Wörterbüchern zur Vergleichung an die Seite stellen, und wird es selbst bei der strengsten Prüfung für ganz vollständig erkannt werden. Es enthält nicht, wie ähnliche Werke, eine Nomenclatur beider Sprachen, sondern was der Titel besagt: alle Ableitungen, Zusammensetzungen und Bedeutungen im eigentlichen und bildlichen Sinne, alle gebräuchlichen Redensarten, Eigenheiten und Sprüchwörter beider Sprachen, ferner einen großen Reichthum technischer und Kunstwörter, alle neu aufgenommenen Worte ꝛc. Der sehr compendiöse Druck, mit ausdrücklich dazu neu geschnittenen Lettern, welcher demohngeachtet deutlich, sauber und schwarz erscheint, hat es möglich gemacht, auf 65 Bogen in Mittel Octav für den billigen Preis von 2 Thlr., auf feinerem Papier für 2 Thlr. 12 Gr. gebunden, einen Reichthum des Inhalts zu geben, den, wie gesagt, viel größere Bücher dieser Art kaum enthalten.

Wahl, M. C. A., Clavis novi testamenti philologica usibus scholarum et juvenum theologiae studiosorum accommodate atque propediem emittenda. 8 maj.

Die scharfsinnigen Untersuchungen der letzten Jahrzehende über den Bau und den Geist der griechischen Sprache, ganz vorzüglich in Hinsicht auf die kleineren Redetheilchen, haben eine Menge der merkwürdigsten Resultate zur Folge gehabt, die von dem bedeutendsten Einflusse auf die Beurtheilung und Erklärung der Schriften des N. T. sein müssen. Ein Wörterbuch, welches diese Resultate auf die Sprache des N. T. anwendete und nach Maßgabe des dermaligen Standes der griechischen Grammatik und Lexicographie das wahre Verhältniß zwischen dem hebräischen, reingriechischen und hebräisch-

griechischen Sprachgebrauche in gedrängter Kürze darstellte, war dadurch zu einem sehr fühlbaren Bedürfnisse geworden. Diesem nun abzuhelfen, ist der Zweck der hier angekündigten Clavis. Die Tendenz derselben ist demnach eine reinphilologische und geht dahin, das philologisch-exegetische Studium des N. T. theils auf Schulen schon einzuleiten, theils auf Akademien zu unterstützen, und schließt folglich alle Rücksicht auf die theologische Dogmatik eben so wie allen gelehrten Apparat aus, er bestehe nun in Aufzählung der abweichenden Meinungen verschiedener Ausleger über einzelne Stellen des N. T. oder in Anführung alter und neuer Werke der theologischen Literatur. Sie bietet mit einem Worte die Hand zum Uebergange von der Lectüre der griechischen Classiker zu der des N. T. und ist demnach für jeden Freund der griechischen Sprache, mithin auch für den berechnet, der, ohne Theologie zu studiren, die Urkunden seines Glaubens denn doch in Ursprache zu lesen wünscht.

Der Herr Verfasser, ein sehr vertrauter Schüler und Freund des seel. Keil, hatte in seiner Stellung als Inspector und häufiger Lehrer des rühmlichst bekannten Lyceums seines Ortes seit einer Reihe von Jahren Aufforderung, Gelegenheit und Muße zu einer sorgfältigen und gründlichen Lösung seiner Aufgabe gehabt, und die anerkanntesten Gelehrten in diesem Fache haben zufolge der ihnen mitgetheilten Artikel jeder Gattung, ohne die entfernteste Uebereinkunft darüber, einstimmig geurtheilt, daß es dem Herrn Verfasser gelungen sei, seiner Arbeit einen hohen Grad von Brauchbarkeit und Trefflichkeit zu geben.

Den Verlag dieses wahrhaft bedeutenden Werkes habe ich übernommen und wird dasselbe in der Ostermesse 1822 unfehlbar ausgegeben werden. Die Bogenzahl dürfte 50—60 sein; den billigsten Preis versichere ich gern, um der Gemeinnützigkeit der Sache nach allen Kräften Vorschub zu leisten. Schulanstalten und alle, die Interesse an Lesung des N. T. nehmen, lade ich hiermit zur Subscription ein, die bis zur Ostermesse 1822 offen bleibt. Sämmtliche Buchhandlungen habe ich mit Prospectus und Probebogen versehen.

Leipzig, im November 1821.

Joh. Ambr. Barth.

In Hartleben's Verlag in Pesth ist erschienen:

Prof. J. G. A. Galletti's
geographisches Wörterbuch,
oder:
alphabetische Darstellung
aller Länder, Städte, Flecken, Dörfer, Ortschaften, Meere, Flüsse u. s. w.
Mit genauer Angabe
ihrer Lage, Grösse, Bevölkerung, Producte, Manufacturen, Fabricken, ihres Handels, Gewerbes, u. s. w.
Nach den neuesten Verfassungen
zum täglichen Gebrauch für Civil- und Militair-Personen, Kaufleute, Reisende und für alle, die sich in der Erdkunde zu unterrichten wünschen.
Dritte durchaus verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage.
Zwei Bände beiläufig 90 Octavbogen stark.
Praenumerations-Ausgabe in vier Lieferungen.

Um die Liebhaber der Geographie und Statistik auf dieses Werk aufmerksam zu machen, bedarf es wohl nicht mehr als den Namen eines Verfassers, der sich durch seine Leistungen in obbenannten Wissenschaften seit mehreren zwanzig Jahren einen unbestrittenen Ruhm erworben hat. Die Bearbeitung dieser dritten Auflage seines geographischen Wörterbuchs hat er mit besonderer Liebe und Fleiss ausgeführt, und durch seine angestrengte Bemühungen erhalten wir nun ein Werk, welches sich rücksichtlich seiner Brauchbarkeit, Vollständigkeit und den möglichst neuen und verlässigen Angaben vor andern der Art auszeichnet. Der Verleger hat seinerseits für guten und correcten Druck gesorgt, und dabei einen grössern Aufwand an Papier nicht gescheut, um die Augen der Leser zu schonen, worauf leider bei so vielen neuen Unternehmungen gar keine Rücksicht mehr genommen wird. Zur Erleichterung der Anschaffung ist der Praenumerationspreis für alle vier Lieferungen auf drei Thaler festgesetzt, die bei Empfang der ersten bereits erschienenen Lieferungen zu erlegen sind. Die dritte Lieferung erscheint zu Ende December und die vierte Ende Februar, wornach der Ladenpreis zu vier Thaler eintritt.

Bei J. W. Boicke in Berlin ist so eben erschienen:

Der deutsche Rathgeber, oder alphabetisches Noth- und Hülfs-Wörterbuch zur grammatischen Rechtschreibung und Wortfügung in allen zweifelhaften Fällen ꝛc. von Theodor Heinsius. Vierte umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. 1 Thlr.

Da dieses Buch eine Reihe von Jahren hindurch seine ausgezeichnete Brauchbarkeit für Beamte und Geschäftsmänner bewährt hat, so darf bei Erscheinung der vierten Ausgabe nur angedeutet werden, daß es durch mannigfaltige Zusätze und Verbesserungen, fast auf jeder Blattseite, eine neue Gestalt gewonnen hat. Wer im gemeinen Leben oder am Schreibtisch sich einen Zweifel über das Geschlecht oder die Abwandelung eines Wortes hat, oder ungewiß ist über den Fall, den es in einer bestimmten Verbindung regiert, der wird hier deutliche und befriedigende Auskunft finden, und so Fehler vermeiden, die, einmal begangen, dem Schreibenden selbst oft nachtheilige Folgen bereiten.

Von

C. Basthol m's historischen und geographischen Nachrichten zur Kenntniß des Menschen, im wilden und rohen Zustande. Aus dem Dänischen mit Anmerkungen von H. E. Wolf.

ist der vierte und letzte Band mit einem Register über das ganze Werk (Preis 1 Thlr. 16 Gr.) vorige Ostermesse in meinem Verlage erschienen.

Statt eigener Anpreisung, die dem Verleger nicht geziemet, will ich nur an das Urtheil des gelehrten Herrn Superintendenten Christiani in Lüneburg, welches derselbe über die 3 ersten Bände vor einigen Monaten in diesen Blättern ausgesprochen erinnern, wodurch er es als ein höchst lehrreiches und zugleich unterhaltendes Lesebuch, für alle Classen gebildeter Leser, die nicht blos durch Romane befriedigt werden, empfohlen hat, mehrerer günstiger Recensionen in gelehrten Zeitungen, die diesen Urtheil beistimmen, nicht zu gedenken. Alle 4 Bände kosten 6 Thlr., wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Altona, im October 1821.

J. F. Hammerich.

Leipzig, bei J. F. Gleditsch ist erschienen und an sämmtliche Subscribenten versendet worden:

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften
und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.
Siebenter Theil.
Mit Kupfern und Charten.
B bis *Barzelletten.*

Dieser Theil, welcher gegen 1300 Artikel enthält, zeichnet sich durch folgende noch nirgends mit gleicher Umsicht, Sacheinrichtung und Berücksichtigung des neuesten im Gebiete der Wissenschaften und Künste bearbeiteten Gegenstände, aus:

B als Sprachlaut, Schriftzeichen, Abkürzung etc. von Grotefend und Weber.
Baak von Braubach;
Babrias von Jacobs;
Babylon von Gesenius und Buhle;
Bach von C. M. v. Weber;
Backen, Backpolizei etc. von Schreger, Leger und v. Bosse;
Bad von Ritter und Leger, Schreger und Wiedemann;
Baden (Grosherzogthum etc.) von Deuber, Leger, Schreger, Hasse und Meyer v. Knonau;
Bagdad von v. Hammer;
Baiern von Fessmaier, Mittermaier, Delius und Ersch;
Bakchylides von Passow;
Balde von Mohnicke;
Balggeschwulst von Seiler;
Ball von Schütz und Roller;
Ballade von Bouterwek;
Ballspiel von Ritter;
Ballet von Schütz;
Balsam von Ritter und Schreger;
Bamberg von Jäck;
Bank von v. Bosse;
Bann von v. Arnoldi und Mittermaier;
Barden von Braun;
Bargilden von v. Arnoldi;
Barmekiden von Rosegarten;
Barnabiten von G. C. Petri;
Barocco von Grotefend;
Barometer von Ritter;
Baron von Mittermaier;
Barschalk von v. Arnoldi;
Bart von Leonhardi und G. C. Petri;
Bartholomäusnacht von v. Rotteck;

und vieler wissenschaftlicher, biographisch-topographischer Artikel von den ausgezeichnetesten Schriftstellern, welche aus den ersten Theilen des Werks schon hinlänglich bekannt sind, und zu deren Aufführung der Raum fehlt.

An dem 8ten Theile wird mit Eifer gedruckt und erscheint solcher Anfang 1822.

Der Subscriptions-Preis dieser ersten acht Theile ist auf weiss Druckpapier cartonnirt 30 Thlr. sächs.
auf gross Velinpapier — 40 — —

So eben hat folgendes, für jeden Diplomaten und Staatsmann überhaupt unentbehrliche wichtige Werk die Presse verlassen und ist solches durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. Par le Bon Charles de Martens. Gr. 8. XVI und 620 Seiten. Geh. 3 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, den 5ten Dec. 1821.

F. A. Brockhaus.

Schwarze, D. G. W., pharmakologische Tabellen oder systematische Arzneimittellehre in tabellarischer Form. Zum Gebrauche für Aerzte, Wundärzte, Physici, Apotheker und Chemiker, wie auch zum Behufe akademischer Vorlesungen entworfen. Zweiter Band. Erster Abschnitt. Fol. 1822. 4 Thlr.

Die gütige Aufnahme, die das Publicum dem ersten Bande zu Theil werden ließ, berechtigt diesen zweiten zu gleicher Hoffnung. So unermüdet fleißig der Herr Verfasser sich auch mit diesem, die harzigen, narkotischen, geistigen, säurehaltigen und alcalischen Arzneimittel enthaltenden Abschnitte beschäftigte, so war es doch bei der großen Reichhaltigkeit der Materien nicht möglich, seine Vollendung früher zu bewirken, und die Besitzer des ersten Bandes werden es nicht ungern sehen, daß ihnen wenigstens der weit größere Theil des zweiten Bandes zur Benutzung übergeben wird mit der Versicherung, daß der zweite Abschnitt des zweiten Bandes spätestens zur nächsten Jubilate-Messe erscheint. Beide erschienene Bände kosten zusammen 7 Thlr. 12 Gr. und werden dem medicinischen Publicum nochmals angelegentlichst empfohlen.

Leipzig, im November 1821.

Joh. Ambr. Barth.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist erschienen:

Briefe aus England, über die Verhältnisse des Eigenthums in Großbritannien. Uebersetzung der „Lettres de Saint James, Genève, 1820." Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die in neuerer Zeit eingetretenen verwickelten Verhältnisse in Beziehung auf Anwendung der Capitalien, auf die Ansprüche des Gewerbsstandes, auf die Gefahren durch eine unbeschäftigte nahrungslose Volksmasse u. s. w. in den meisten Ländern, verleihen der in obigem Werke gegebenen Entwickelung ein allgemeineres Interesse, auch außer England, und werden dem Uebersetzer den Dank derer erwerben, denen es um Lösung staatswirthschaftlicher Probleme und Abtheilung fruchtbarer Resultate aus derselben zu thun ist.

Die Schrift: Freimüthige Bemerkungen über das gegenwärtige unverkennbare Streben aller deutschen Völker nach dem Gesetz-Staate, welche in Nr. 246 und 248 des Lit. Conversations-Blatt 1821 beurtheilet, und durch die dort gegebenen Auszüge Interesse erregt hat, ist 1819 bei mir in Commission erschienen, und auch durch jede andere Buchhandlung zu erhalten. Der Ladenpreis ist 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. II. 1822.

Dieser literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Französische Literatur.

1821. Zwölfter Bericht.

Bei Leopold Voss (Ritterstrasse, neues Haus) in Leipzig sind zu haben:

Mersan (de), Manuel du chasseur et des gardes-chasse etc. 2de édition. In 18. Paris 1821. Broch. 1 Thlr.

Métamorphoses (Les) d'Auguste. In 18. Paris 1821. Cartonnés en etui. 2 Thlr. 3 Gr.

— de Lucile. In 18. Paris 1821. Cartonnés en etui. 2 Thlr. 3 Gr.

Mirabeau, Des Lettres de cachet et des prisons d'état. In 8. Paris 1820. Broch. 3 Thlr.

— Essai sur le despotisme etc. In 8. Paris 1821. Broch. 3 Thlr.

— Lettres écrites du donjon de Vincennes etc. 3 vols. In 8. Paris 1820. Broch. 8 Thlr. 12 Gr.

Miroir du clergé. 2 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 2 Thlr.

Montémont (A.) Voyage aux Alpes et en Italie etc. Orné de gravures et carte. 2 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

Montesquieu, De l'Esprit des lois. *Edition-Touquet.* 2 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 10 Gr.

Montesquiou (Comte A. de) Poésies. 2 parties in 12. Paris 1820 et 1821. Broch. 2 Thlr.

Montlosier (Comte de) De la Monarchie française au 1er janvier 1821. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 6 Gr.

Montolieu (Mme J. de) Oeuvres. Avec gravures. In 12. Paris 1820. 1821.

Hiervon sind bereits erschienen:

Vol. 1er à 5me. Le Robinson suisse. 5 vols. 3 Thlr. 18 Gr. Vol. 4me à 6me. Saint-Clair des îles. 3 vols. 3 Thlr. 18 Gr. Vol. 7me. Tableaux de famille. 1 Thlr. 6 Gr. Vol. 8me. La Princesse de Wolfenbüttel. 1 Thlr. 6 Gr. Vol. 9me et 10me. Caroline de Lichtfield. 2 vols. 2 Thlr. 12 Gr. Vol. 11me. Corisande de Beauvilliers 1 Thlr. 6 Gr. Vol. 12me et 13me. Un an et un jour. 2 vols. 2 Thlr. 12 Gr. Vol. 14me. Ludovico, ou le fils d'un homme de génie 1 Thlr. 6 Gr.

Montulé (E. de) Voyage en Amérique, en Italie, en Sicile et en Egypte pendant les années 1816 à 1819. 2 vols. In 8. et atlas in folio. Paris 1821. Broch. 13 Thlr. 12 Gr.

Monumens des victoires et conquêtes des Français de 1792 a 1815. Recueil de tous les objets d'art consacrés à célébrer les victoires des Français. Livr. 11me à 17me. In fol. oblong. Paris 1821. Broch. 7 Thlr.

(Livr. 1re à 10me. 20 Thlr.)

Monumens de la Normandie, recueillis, lithographiés et décrits par *F. T. de Jolimont.* Livr. 4me. in fol. Paris 1821. Broch. 5 Thlr.

(Livr. 1re à 3me. 15 Thlr.)

Morale (La) enseignée par l'exemple, ou choix d'anecdotes, traits historiques, mots remarquables, et petites histoires pour l'instruction et l'amusement de la jeunesse. 9me édit. In 12. Paris 1820. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Morelli (Jacopo) Operette. 3 vols. In 8. Venezia. 1820. Broch. 6 Thlr. 16 Gr.

Morgagni, De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis etc. Nona editio. cur. *Chaussier et Adelon.* Tomus 3us et 4us. In 8. Paris 1821. Br. 6 Thlr.

(Tom. 1us et 2us. 7 Thlr.)

— Recherches anatomiques sur le siège et les causes des maladies. Traduites du latin par *Desormeaux et Destouet.* Vol. 3me. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 15 Gr.

(Vol. 1er et 2d. 5 Thlr. 6 Gr.)

Morgan (Lady) L'Italie. Trad. de l'anglais. 4 vols. In 8. Paris 1821. Broch. 10 Thlr.

Moulin (Etienne) Cours pratique d'accouchement, avec une nouvelle nomenclature des présentations et positions du foetus, désignée sous le nom générique de pelvi-foetale. In 4. Paris 1821. Broch. 2 Thlr.

Mouliné (C. E. F.) Lettres à une mère chrétienne contenant des instructions propres à affermir ses enfans dans la foi, et des méditations pour le culte domestique etc. 2de edit. In 8. Genève 1821. Br. 2 Thlr. 3 Gr.

Naples et Laybach. In 8. Paris 1821. Broch. 9 Gr.

Necker, Oeuvres complètes, publiées par *le Baron de Stael*, son petit-fils. Vol. 8me. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

(Vol. 1er à 7me. 17 Thlr. 12 Gr.)

Necker de Saussure (L. A.) Voyage en Ecosse et aux îles Hébrides. 3 vols. In 8. Genève 1821. Broch. 9 Thlr.

Noël (R.) Cours de philosophie ou logique complète de *Condillac*, suivie de celle de *Du Marsais*, à l'usage des jeunes gens etc. In 8. Paris 1821. Broch. 4 Thlr.

Normand Charles) Le Vignole des ouvriers ou méthode facile pour tracer les cinq ordres d'architecture etc. Composé de 34 planches. In 4. Paris 1821. Broch. 4 Thlr.

Observations sur la cavalerie légère et projet d'organisation d'un nouveau corps d'éclaireurs. In 8. Paris 1821. Broch 12 Gr.

Observations sur les dangers de la conduite du ministère rélativement aux fonctionnaires députés; par M. In 8. Paris 1820. Broch. 12 Gr.

Oeuvres de La Bruyère, La Rochefoucauld et Vauvenargues. Avec supplément. In 8. Paris 1820. Broch. 5 Thlr.

Oiseaux (Les) et les fleurs, allégories morales *d'Azz-Eddin Elmocaddessi*, publiées en arabe, avec une traduction et des notes par *M. Garcin*. In 8. Paris 1821. Broch. 6 Thlr. 12 Gr.

Orateurs (Les) chrétiens, ou choix des meilleurs discours prononcés dans les églises de France, depuis Louis XIV. jusqu'à nos jours. Ouvrage en 26 volumes. Vol. 9me. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.
(Vol. 1er à 8me. 20 Thlr.)

Ordre (Baron d') Les Exilés de Parga, poëme. 2me édition. In 8. Paris 1820. Broch. 18 Gr.

— Leçons faisant partie du cours de médecine légale. Ornées de 22 planches. In 8. Paris 1821. Broch. 4 Thlr. 12 Gr.

Oreila (P.) Sécours à donner aux personnes empoisonnées et asphyxiées etc. 2de édit. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Orloff (Comte G.). Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples. Publiés avec des notes et additions par *A. Duval*. Vol. 3me à 5me. In 8. Paris 1821. Broch. 8 Thlr. 12 Gr.
(Vol. 1er et 2d. 6 Thlr. 12 Gr.)

Oudart (Paul) Galérie des oiseaux du cabinet d'histoire naturelle du jardin du roi, dessinée d'après nature. Livr. 8me. In 4. Paris 1821. Broch. 2 Thlr.
(Livr. 1re à 7me. 14 Thlr.)

Paixhans (J. H.). Nouvelle Force maritime ou exposé des moyens d'annuler les forces des marines actuelles de hautbord etc. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Paoli-Chagny (Comte de) Histoire de la politique des puissances de l'Europe, depuis le commencement de la révolution française jusqu'au congrès de Vienne. 4 vols. In 8. Paris 1817. Broch. 10 Thlr. 12 Gr.

Parent-Duchatelet et Martinet, Recherches sur l'inflammation de l'Arachnoïde cérébrale et spinale ou histoire théorique et pratique de l'Arachnitis. In 8. Paris 1821. Broch. 3 Thlr.

Pelletier, Principes de la langue latine, à l'usage des collèges etc, In 12. Paris 1821. Broch. 21 Gr.

Perrard (J. F.) Introduction à la philosophie, ou nouvelle logique française etc. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr.

Petite (La) Ferme, ou la bonne ménagère. Petit cours pratique d'agriculture, de jardinage et d'économie domestique etc. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Petiet (A.) Journal historique de la division de cavalerie légère du 5me corps de cavalerie pendant la campagne de France en 1811. In 8. Paris 1821. Broch. 20 Gr.

Petrarca (F.) Rime, col comento di *G. Biagioli*. Tomo 10 in 2 parti. In 8. Paris 1821. Broch. 5 Thlr.

Philipp (M. A.) Examen de l'état du gouvernement et de la législation en France à l'avénement de Saint Louis au trône etc. In 8. Paris 1821. Br 1 Thlr 18 Gr.

Picard (L. B.) Oeuvres. En dix volumes. Vol. 1er et 2d. In 8. Paris 1821. Broch. 6 Thlr.

Poinsot (L.) Elémens de statique, suivis d'un mémoire sur la théorie des momens et des aires etc. 3me édition. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 6 Gr.

Portraits des généraux français, faisant suite aux victoires et conquêtes des Français. 2de Collection. Livr. 18me. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr.
(1re Collect. de 12 Livraisons. 12 Thlr.
2me Collect. Livr. 1re à 17me. 17 Thlr.)

Pottier (F. G.) Observations sur les inconvéniens du système actuel d'instruction publique en Europe et sur tout en France, et sur les moyens d'y remédier. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 3 Gr.

Précis historique sur les révolutions des royaumes de Naples et de Piémont en 1820 et 1821. Par M. le comte D. Orné d'une carte pour servir à l'intelligence des opérations militaires. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 21 Gr.

Premières connaissances à l'usage des enfans qui commencent à lire. 6me édition. In 18. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

Principes sur lesquels doivent reposer les établissemens de prévoyance, tels que caisses d'épargne, tontines, assurances sur la vie etc. Paris 1821. Broch. 20 Gr.

Procès de Louis seize, de Marie-Antoinette, de Marie-Elisabeth, et de Philippe d'Orléans; discussions législatives sur la famille des Bourbons. Recueil de pièces authentiques, années 1792 à 1794. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

Propiac (de) Petit Tableau de Paris et des Français aux principales époques de la monarchie etc. Orné d'un joli plan de Paris et de costumes. In 12. Paris 1820. Broch. en noir 1 Thlr. 12 Gr.
colorié 2 Thlr. 6 Gr.

Psautier français, traduction nouvelle avec des argumens à la tête de chaque psaume etc. par *Eugène Genoude*. 4me édition. 2 vols. In 18. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 15 Gr.

Quatremere de Quincy, Eloge historique de *Visconti*. In 4. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

— Sur la Statue antique de Vénus, découverte dans l'île de Milo en 1820, transportée à Paris par M. le marquis de Rivière. Orné d'une planche. In 4. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Quesné (J. S.) Lettres à Mad. de Frenville sur le psychisme. 5me édition. In 12. Paris 1821. Broch. 21 Gr.

Raynal (Abbé) Histoire du parlement anglais, suivie de la grande chartre. Avec des notes et éclaircissemens sur la politique du cabinet britannique. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr.

— G. T. Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes. Nouvelle édition corrigée et augmentée d'après les manuscrits autographes de l'auteur; précedée d'une notice biographique et de considérations sur les écrits de Raynal par *M. A. Jay* et terminée par un volume supplémentaire contenant la situation actuelle des colonies par *M. Peuchet*. 12 vols. In 8. et atlas in 4. Paris 1820 et 1821. Broch. 33 Thlr. 12 Gr.

R o m a n e.

Alfred et Zaida. Par *Mme Daminois*. 3 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

Frankenstein, ou le Promethée moderne, par *Mme Shelly*. Trad. de l'anglais. 3 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 3 Thlr.

Philibert des anglieres, ou les dangers d'une mauvaise éducation. Par *Jérome B.* 2 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 2 Thlr.

Romalino, ou les mystères du château de Monte-Rosso. 2 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 2 Thlr.

Village (Le) de Mariendorpt, par *Miss A. M. Porter*, trad. de l'anglais par *De Janvry*. 4 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 4 Thlr.

Freunde der französischen Literatur, welche ihren Bedarf direct von mir beziehen, geniessen einen bedeutenden Rabbat, wodurch meine Preise den Parisern ganz gleich werden. Ältere Artikel, welche ich zufällig nicht auch vorräthig haben sollte, kann ich auf's schnellste kommen lassen.

Leopold Voss in Leipzig.

Nachricht
für die
Freunde der Kotzebue'schen Schriften.

Die häufigen Anfragen: ob ich nicht die in meinem Verlage erschienenen Kotzebue'schen Werke um einen wohlfeilern Preis ablassen wolle, haben mich endlich bewogen, diesen Wünschen nachzugeben, besonders da keineswegs zu läugnen ist, daß diese Werke, ob sie gleich im Verhältnisse gegen andere Bücher gewiß wohlfeil sind, doch eine Summe kosten, die nicht Jedermann gern auf einmal an Bücher zur bloßen Unterhaltung verwendet. — Ungerechnet einiger kleinern Schriften, die so wie die einzeln gedruckten Schauspiele und dramatischen Almanache in ihrem bisherigen Preise bleiben, waren bis jetzt die Preise der größern Werke folgende:

1) Schauspiele. 5 Bände.	6 Thlr.	— Gr.	
2) Neue Schauspiele. 23 Bände. . .	42	—	—
3) Kleine gesammelte Schriften. 4 Bde.	5	—	16 —
4) Die jüngsten Kinder meiner Laune. 6 Bände.	6	—	— —
5) Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen. 6 Bände. . .	9	—	20 —
6) Leiden der Ortenbergischen Familie. 2 Theile.	1	—	12 —
7) Almanach der Chroniken, mit 15 Kupfern und 14 Vignetten.	2	—	16 —
8) Opern-Almanach. 2 Jahrgänge. . .	2	—	16 —
9) Geschichte des deutschen Reichs. 2 Bde.	2	—	12 —
10) Vom Adel.	1	—	4 —
11) Der russische Kriegsgefangene unter den Franzosen, von Moritz v. Kotzebue.	1	—	— —
	81 Thlr.	— Gr.	

Diese sämmtlichen Werke setze ich 2 Jahre hindurch im Preise herab, so daß ich nun für 14 Gr. gebe, was bisher 1 Thlr. kostete.

Ich gebe diesem Termine deswegen eine so lange Dauer, damit auch diejenigen, welchen der Ankauf auf einmal noch immer zu kostbar sein dürfte, sich solche nach und nach in kleinern Partien anschaffen können. Dieser herabgesetzte Preis gilt sowohl für die ganzen Werke, als auch für einzelne Bände. Zu diesem Behufe füge ich hier die bisherigen Preise der einzelnen Bände bei, wonach sodann der herabgesetzte Preis leicht zu berechnen ist.

1) Schauspiele. 5 Bände. (Werden nicht einzeln verkauft.)	6 Thlr.	— Gr.	
2) Neue Schauspiele. 1ster, 5ter und 13ter Band, jeder	1	—	16 —
— — 2ter, 4ter, 6ter, 11ter u. 20ster Band, jeder	1	—	12 —
— — 3ter Band.	1	—	20 —
— — 7ter u. 8ter Band, jeder	1	—	18 —
— — 9ter u. 12ter Band, jeder	2	—	8 —
— — 10ter, 14ter, 15ter, 16ter, 17ter, 21ster u. 23ster Band, jeder	2	—	— —
— — 18ter Band. . . .	1	—	10 —
— — 19ter Band. . . .	2	—	4 —
— — 22ster Band. . . .	1	—	22 —
3) Kleine gesammelte Schriften. 1ster, 2ter u. 4ter Band, jeder	1	—	8 —
— — — 3ter Band. .	1	—	16 —
4) Die jüngsten Kinder meiner Laune. 6 Bände, jeder Band	1	—	— —
5) Leiden der Ortenb. Familie. 2 Theile. (Werden nicht getrennt.)	1	—	12 —
6) Kleine Romane u. Erzählungen. 1ster u. 2ter Band, jeder	1	—	18 —
— — 3ter u. 4ter Band, jeder	1	—	12 —
— — 5ter u. 6ter Band, jeder	1	—	16 —
7) Geschichte des deutschen Reichs. 2 Theile, jeder	1	Thlr.	6 Gr.

Um die, wie oben bestimmten, herabgesetzten Preise sind solche in allen Buchhandlungen zu bekommen. Nach Verlauf der beiden Jahre 1822 und 1823 treten die bisherigen Preise wieder ein.

Leipzig, im December 1821.

Paul Gotthelf Kummer.

So eben erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Drei einfache Grundbegriffe der ältesten und einzig ächtgebliebenen Freimaurerei. Aus den kürzlich auf Cypern ausgegrabenen Ueberresten des Tempel-Ordens entnommen. Nebst einer heiligen Reliquie: „der Charakter des Maurerbundes," und einem Schlußgebet des Autors; worin der reine Endzweck des Ordens, in welchem alle Hieroglyphen sich auflösen, endlich einmal deutlich ausgesprochen ist. Vom Grafen C....nos, ächtem Maurer der höchsten Grade und Maltheser-Ritter, bei seiner Rückkehr aus dem Morgenlande, allen Brüder-Maurern und Kreuzfahrern von 1821 zum Wegweiser, dem Fürsten v. Hohenlohe so wie der Geistlichkeit aller Confessionen aber gewidmet, sie zu ihrem einigen Zwecke zurückzuführen: mit Beziehung auf Herrn Professor Steffens und sein Buch: Caricaturen des Heiligsten. (In allegorischem sauber ausgemalten Umschlage, worauf die bedeutsamsten Hieroglyphen reinster Freimaurerei.) Breslau, bei Reinhard Friedrich Schöne. 12 Gr.

Der Verleger begnügt sich, zu bemerken: daß vorstehende vielleicht nur allzukörnige kleine Schrift, eines aus allen Logen ausgeschiedenen hohen Maurers, die Verheißungen ihres Titels ganz erfüllt.

An die Besitzer von Scarpa's Abhandlung über die Brüche.

Der Druck des Nachtrages zu diesem Werke, welchen Herr Hofrath D. Seiler vor einigen Monaten angekündigt hat, wird bald vollendet sein. Es enthält derselbe nicht allein eine neue Abhandlung Scarpa's über die Schenkelbrüche, nebst der Darstellung der Theile der Leistengegend, welche bei denselben in Betracht kommen, nach Anderloni's meisterhaften Zeichnungen, und mehrere Zusätze zu den Abhandlungen über die Leisten- und Nabelbrüche, sondern auch Scarpa's Abhandlung über den Mittelfleischbruch, welcher ebenfalls Kupferstiche nach Zeichnungen von Anderloni beigefügt sind. Es würde mir lieb sein, wenn diejenigen, welche diese Schrift zu besitzen wünschen, schon von jetzt an bei den Buchhandlungen, welche ihnen zunächst liegen, Bestellungen auf dieselbe machen, und diese mir ihren Bedarf bald anzeigen wollten, damit ich mich mit der Anzahl der Exemplare bei der Versendung darnach richten kann, welche in den ersten Wochen des Jahres 1822 erfolgen wird.

Leipzig, d. 24sten November 1821.

W. Engelmann.

Der Druck von

Bretschneideri, Dr. C. Th., Lexicon novi testamenti graeco-latinum manuale. 8 maj.

schreitet bedeutend vorwärts, und wiederhole ich in Bezug auf meine frühere speciellere Ankündigung, daß der Subscriptionstermin sich mit Erscheinung des Werkes selbst schließt. Der Preis ist voraus nicht zu bestimmen, doch bleibt den Subscribenten bei directer Verhandlung mit mir selbst ⅓ des nachherigen Ladenpreises, so wie Subscriptionssammlern außerdem das 13te Exemplar gratis zugesichert.

Den Prospectus, gedruckt mit den Lettern und im Formate des Werks, kann man in jeder Buchhandlung erhalten.

Leipzig, im November 1821.

Joh. Ambr. Barth.

Bei Anton Strauß, im Comptoir des österr. Beobachters in Wien, und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Militair-Geschäftsstyl in tabellarischer Hinsicht.

Enthaltend:

Eine allgemein faßliche Anleitung, wie man nöthigenfalls alle im Militair vorkommenden Diensteingaben tabellarisch entwerfen kann, dann 145 Formulare, zu den gewöhnlich vorkommenden tabellarischen Aufsätzen im Dienst, Rechnungs-, Pecunial-, Monturs- und Verlassenschaftssache, dann bei sonstigen Fällen, und die Verfassung der im Militair bestehenden Dienst-Protocolle u. s. w.

Verfaßt von

A. Rittig v. Flammenstern,

k. k. Artillerie Hauptmann.

Gr. 8. Wien, 1821. Broch. 1 Fl. Conv. Münze.

Bei Reinhard Friedrich Schöne, Buchhändler in Breslau, erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Schmalz, E. A. W., Rettungen des Menschenlebens. Eine heilige Angelegenheit, zur allgemeinen Beherzigung, oder neueste, allgemein verständlicher Unterricht über die Wiedererweckung und Herstellung der Scheintodten, oder durch plötzliche Zufälle verunglückter Personen; namentlich: der Ertrunkenen, Erfrornen, Erhängten, Betäubten, Erstickten, vom Blitz Getroffenen, von einer Höhe Gestürzten, Vergifteten, Verblutenden, Verbrannten, heftig Erschreckten, Betrunkenen, Ohnmächtigen, vom Schlage Getroffenen, beim Verschlingen, bei den Zufällen neugeborner Kinder u. s. w. Aus den besten größeren Werken zusammengestellt, besonders für den Bürger und Landmann, dann aber auch zum Gebrauch in Volksschulen bearbeitet. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Dessen kurzgefaßte deutliche Anweisung zu einem gesetzlichen und zweckmäßigen Verhalten bei Processen, bürgerlichen Streitigkeiten und sonstigen Rechtsangelegenheiten. Nach den Vorschriften des Gesetzlichen gemein verständlich bearbeitet. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Tägliches Taschenbuch für alle Stände auf das Jahr 1822. Mit 1 Charte. In rothes Leder gebunden. 20 Gr. Sächs.

Ermuntert durch den ungetheilten Beifall, welchen die frühern Jahrgänge dieses Taschenbuchs erhalten haben, besorgten wir für das Jahr 1822 eine ganz neu umgearbeitete mit wichtigen Zusätzen vermehrte Auflage, die gewiß in jeder Hinsicht den uns zu erkennen gegebenen Wünschen rücksichtlich der nöthigen Umarbeitung dieses Taschenbuchs entspricht und so seinen schon längst allgemein anerkannten Werth um Vieles erhöht.

Gotha, den 1sten December 1821.

Ettinger'sche Buchhandlung.

So eben hat die Presse verlassen:

Erinnerungen v. A. v. Schaden. 1ster Band. Enthaltend: Licht und Schatten — Tücke des Schicksals. 8. Glogau, bei Carl Heymann. Broch. 18 Gr.

Ein zweiter Clauren, wird der Verfasser dieser Erinnerungen bald wie jener ein Liebling der deutschen Lesewelt sein. C.

Bei Reinhard Friedrich Schöne, Buchhändler in Breslau, erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Burgvesten und Ritterschlösser der preußischen Monarchie. Mit Kupfern. Erstes Heft. 16 Gr.

Bei C. G. Kretschmar in Chemnitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Liechtenstern, J. M. Freih. v., Handbuch der mathematischen und physischen Welt- und Erdbeschreibung. 3te umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

So eben wird versandt:

Isis von Oken. 1821. 11tes Heft.

(Der Jahrgang, 12 Hefte mit vielen Kupfern, kostet 8 Thlr.)

Inhalt:

An die deutsche Jugend. — Zeitung des Baldomero Filalethes. — Bemerkungen zu Condorcet's avis aux Espagnols. — Mirakel, gar nicht wunderbar (gegen die Hohenlohe'schen Wundercuren). — Grohmann, Organon des psychischen Lebens. — Ueber das Vorkommen des Wavelits bei Giesen von Wernekink. — Humboldt, neue Untersuchungen über die Gesetze der Vertheilung der Pflanzenformen. — Ueber Oken's, Schubert's, Nees und Goldfuß naturwissenschaftliche Lehrbücher. — Ueber Weber, de aure et auditu hominis et animalium. — Analyse des travaux de l'Académie des sciences de Paris. — Opiz's Naturalien-Tauschanstalt in Prag. — Fortsetzung des Insecten-Verzeichnisses derselben. — Anzeige einer ökonomisch-technischen Flora Böhmens.

Leipzig, den 3ten December 1821.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

N°. III. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Subscriptionsanzeige.

Alle resp. Buchhandlungen werden ersucht, auf folgende Schrift bis Ende Januars 1822 Subscription anzunehmen:

„Historische Darstellung aller der Festlich-
„keiten, welche bei dem feierlichen Ein-
„zuge und während der allbeglückenden
„Gegenwart Sr. Maj. Georg IV., Königs
„von Großbritannien und Hannover ꝛc.
„in Höchstdero deutschen Staaten im Oct.
„1821 veranstaltet worden sind. Nebst
„Rückblicken auf ähnliche Ereignisse frü-
„herer Zeiten; verziert mit Abbildun-
„gen u. s. w. Ein Denkmal für Jung und
„Alt aus allen Ständen, zur Erweckung
„der Liebe und Anhänglichkeit an König
„und Vaterland, so wie jeder Bürgertu-
„gend."

Das Weitere besagt folg. Inhaltsanzeige der Hauptbestandtheile: Rückblicke auf die Vergangenheit. — Reiseroute Sr. Maj. von London nach Hannover und von hier dorthin zurück. — Ausführlichere Beschreibung aller Feierlichkeiten, die zum Empfange Sr. Maj. sowohl in der hiesigen Residenz als in den übrigen Theilen des Königreichs veranstaltet worden, gleichviel ob solche völlig in Ausführung gebracht oder wegen zu kurzer Dauer des Aufenthalts Sr. K. M. theilweise oder gänzlich unterblieben sind, weil der König nicht dahin gekommen. — Alle bei dieser Gelegenheit erschienenen Gedichte (hier zum erstenmale vollständig zusammengetragen), Programme ꝛc. nebst einer Liste aller zu Hannover im October anwesend gewesener Fürsten, Diplomaten u. a. berühmter Personen. — Diesem werden beigefügt: Das ähnliche Portrait Georgs IV. — Abbildungen der denkwürdigsten Ehrenpforten, Triumphbogen, Illuminationsanordnungen (Transparente, Gemälde, Allegorien), Pläne von der großen Revue, Jagd, des Feuerwerks (als Nachtstück illuminirt), Ansichten des Carroussels und der Reiter im span. Costüme ꝛc. Gezeichnet theils vom Hrn. Hofmaler Ramberg, Hrn. Hofbaurath Laves, theils von andern guten Künstlern zu Hannover und Göttingen. —

Um aber die Stärke der Auflage bestimmen zu können, schlägt der Herausgeber den Weg der Subscription ein; indem nur wenige Exemplare nachher in den Buchhandel kommen werden. — Bis Neujahr bleibt der Subscriptionstermin im Königreiche Hannover und bis Ende Januar 1822 im Auslande offen. Dann werden die Herren Sammler um gefällige Einsendung der Listen ersucht, auf welchen Stand, Namen und Wohnort der resp. Hrn. Unterzeichner deutlich eingetragen worden, indem eine Liste derselben dem Werkchen vorgedruckt werden soll. Der Subscriptionspreis beträgt für das Ex auf gutem weißen Druckpapier zwei Thaler Conv. Münze, auf Schreibpapier einige Groschen mehr. Dafür erhalten die Herren Subscribenten die ersten Abdrücke der Abbildungen und ihr Ex. bis Leipzig kostenfrei. Nach Ablauf obigen Termins werden die wenigen übrigen Ex. um ⅓ höher zu stehen kommen. — Auf sechs Ex. erhalten die resp. Sammler ein Freies. — Ausführlichere Anzeigen sind annoch abzufordern bei dem Herausgeber.

Hannover, im November 1821.

Dr. H. Dittmer,
Köselerstraße No. 323.

Französische Literatur.

1821. Dreizehnter Bericht.

Bei Leopold Voss (Ritterstrasse, neues Haus) in Leipzig sind zu haben:

Rémusat (Abel) Histoire de la ville de Khotan, tirée des annales de la Chine et traduite du chinois etc. In 8. Paris 1820. Broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Reynaud (A. A. L.) Traité d'algèbre à l'usage des élèves qui se destinent à l'école royale polytechnique etc. 5me édition. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 6 Gr.

Richard (A.) Formulaire de poche ou recueil des formules les plus usitées dans la pratique de la médecine. 2de édition augmentée. In 18. Paris 1821. Broch. 1 Thlr.

Riche-en-gueule ou le nouveau Vadé; contenant les aventures plaisantes et divertissantes du carnéval etc., publié par un enfant de la joie etc. In 12. Paris 1821. Broch. 18 Gr.

Robertson (W.) Recherches historiques sur l'Inde ancienne etc. Nouvelle édition revue, avec deux cartes. In 8. Paris 1821. Broch. 3 Thlr.

Roche (L. C.) Refutation des objections faites à la nouvelle doctrine des fièvres, ou de la non-existence des fièvres essentielles. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr.

Roland (Mme) Mémoires; avec une notice sur sa vie, des notes et des éclaircissemens historiques par *Berville et Barrière*. 2 vols. In 8. Paris 1820. Broch. 5 Thlr. 6 Gr.

Romances (Les) du Cid, imitées de l'espagnol. Nouvelle édition. In 18. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Roquefort (B. de) De l'Etat de la poésie française dans les 12me et 13me siècles etc. Nouvelle édition. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

Rotrou (J.) Oeuvres, en cinq volumes. Vol. 2d. In 8. Paris 1820. Broch. 3 Thlr.
(Vol. 1er. 3 Thlr.)

Rousseau (J. J.) Oeuvres. Edition-Touquet. Vol. 3me. In 12. Paris 1821. Broch. 22 Gr.
(Vol. 1er à 7me 6 Thlr. 10 Gr.)

Roussière (F. C. De la) Du Sentiment religieux dans son principe et son application. In 8. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

Roy (A. Louis) Nouveau Traité des difficultés de la langue française, avec leurs solutions, d'après de célèbres grammairiens et le sentiment de l'académie. 4me édition. In 12. Paris 1821. Broch. 15 Gr.

Sabatier (Abbé) Abrégé des trois siècles de la littérature française etc. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Sacy (Baron Silvestre de) Les Séances de Hariri, publiées en arabe, avec un commentaire choisi. Partie 1ere. In fol. Paris 1821. Broch. 14 Thlr. 12 Gr.

Saint-Edme, Constitution et organisation des Carbonari ou documens exacts sur tout ce qui concerne l'existence, l'origine, et le but de cette société secrète. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Saint-Pierre (J. H. B. de) Oeuvres complètes, mises en ordre et précédées de la vie de l'auteur par *L. Aimé-Martin*. 15 vols. In 18. Paris 1820. Broch. 15 Thlr.

Saint-Simon (H.) Du Système industriel. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Salaberry (Comte de) Essais sur la Valachie et la Moldavie, théâtre de l'insurrection dite Ypsilanti. In 8. Paris 1821. Broch. 9 Gr.

Salut (Le) et la gloire de la France. Par M. l'abbé D. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Sarazin (J.) L'Amour maternel ou de l'avantage d'allaiter ses enfans. Poëme en quatre chants. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 15 Gr.

Satire du dix-neuvième siècle. Par un officier de dragons. In 8. Paris 1821. Broch. 21 Gr.

Sauquaire-Souligne (M.) Trois Regnes de l'histoire d'Angleterre, précédés d'un précis sur la monarchie depuis la conquête, et suivis d'un tableau abrégé de la constitution et de l'administration anglaises. 2 vols. In 8. Paris 1819. Broch. 4 Thlr. 6 Gr.

Sécrétaire (Le) des amans, ou lettres d'amour, déclarations, réponses etc. 3me édition. In 18. Paris 1820. Broch. 9 Gr.

— du commerce etc. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr.

Ségur (Comte de) Abrégé de l'histoire universelle ancienne et moderne à l'usage de la jeunesse. Orné de 150 cartes et gravures. Vol. 26me et 27me. In 18. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 2 Gr.
(Vol. 1er à 25me 21 Thlr.)

— Histoire universelle, ancienne et moderne. Avec atlas par *P. Tardieu*. Vol. 1er à 4me. In 8. Paris 1821. Broch. 12 Thlr.

Simonnin (M. J.) Du Public, de l'autorité et du théâtre en 1821. In 8. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

Simonot (J. F.) Lettres sur la Corse etc. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Sinet (J. L. F.) Perfectionnement de la culture des grains nommés Céréales. In 8. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

Sismondi (J. C. L. Simonde de) Histoire des Français. Vol. 1er à 3me. In 8. Paris 1821. Broch. 8 Thlr.

Système (Nouveau) bibliographique, mis en usage pour la connaisance des encyclopédies, en quelque langue qu'elles soient écrites etc. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Six années de la révolution française ou précis des principaux événemens correspondans à la durée de ma déportation de 1792 à 1797. Par F. D. In 8. Paris 1819. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

Soirées (Les) de la jeune Lodoiska ou récréations anecdotiques et morales des jeunes demoiselles. Par Mme Gabrielle de P. Ornées de 6 grav. In 18. Paris 1819. Broch. 15 Gr.

Souvenirs du Musée des monumens français. Collection de 40 dessins perspectifs gravés au trait représentant les principaux aspects sous lesquels on a pu considérer tous les monumens réunis dans ce musée. Dessinés par *Biet* et gravés par *Normand* avec un texte explicatif par *Brés*. Cahier 1er et 2d. In fol. Paris 1821. Broch. 3 Thlr. 12 Gr.

Staal (Mme de) Oeuvres. 2 vols. In 8. Paris 1821. Broch. 5 Thlr. 18 Gr.

— Mémoires, écrits par elle-même. 2 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Staël (Mme la Baronne de) Oeuvres complètes, publiées par son fils; précédées d'une notice sur le caractère et les écrits de Mme de Staël, par *Mme Necker de Saussure*. Vol. 15me à 17me. In 8. Paris 1821. Broch. 7 Thlr. 12 Gr.

Le même ouvrage. In 12. Paris 1821. Broch. 3 Thlr. 18 Gr.
(Vol. 1er à 14me. In 8. 35 Thlr. In 12. 17 Thlr. 12 Gr.)

Auch unter dem Titel: Oeuvres inédites. Vol. 1er. Dix années d'Exil. Vol. 2d. Essais dramatiques. Vol. 3me. Mélanges.

Tablettes de la reine d'Angleterre, où se trouvent inscrit, jour par jour, par l'ordre de S. M. les événemens les plus remarquables de son voyage etc. Trad. de l'italien sur les manuscrits authographes de la reine d'Angleterre par *Desquiron de St. Aignan*. Ornées de portraits. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 3 Gr.

— biographiques de la chambre des députes etc. In 8. Paris 1821. Broch. 15 Gr.

— — de la chambre des pairs, pour servir d'explication à tous les tableaux statistiques de cette chambre. In 8. Paris 1821. Broch. 15 Gr.

Tastu (Mme Amable) La Chevalerie française. In 18. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Temminck et Meiffren Laugier, Nouveau Recueil de planches coloriées d'oiseaux, pour servir de suite et de complément aux planches enluminées *de Buffon*, édition de l'imprimerie royale 1770. Livr. 11me. In 4. Paris 1821. Broch. 4 Thlr. 6 Gr.
(Livr. 1re à 10me 42 Thlr. 12 Gr.)

Ternaux, Mémoire sur les expériences faites à St. Ouen pour la conservation des grains dans un silo ou fosse souterraine. In 8. Paris 1820. Broch. 15 Gr.

Thaer (A.) Description des nouveaux instrumens d'agriculture les plus utiles. Trad. de l'allemand par *Mathieu de Dombasle*. Avec 26 planches. In 4. Paris 1821. Broch. 6 Thlr.

Thénard (L. J.) Traité de chimie élémentaire, théorique et pratique. 3me édit. 4 vols. In 8. Paris 1821. Broch. 13 Thlr. 12 Gr.

Thorel (Abbé) De l'Origine des sociétés et absurdité de la souverainceté des peuples. 3me édition. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr.

Thouin (A.) Monographie des greffes ou description technique des diverses sortes de greffes employées pour la multiplicaiion des végétaux. In 4. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 18 Gr.

Thouret (J. G.) Tableaux chronologiques de l'histoire ancienne et moderne, pour l'instruction de mon fils. Partie 1ère (depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'ère chrétienne). In fol. Paris 1821. Broch. 12 Thlr. 12 Gr.

Thuileur des trente-trois degrés de l'ecossisme du rit ancien, dit accepté; auquel on a joint la rectification, l'interprétation et l'etymologie des mots sacrés, de passe, d'attouchement, de reconnoisance etc. Avec 21 planches. Nouvelle édit. augmentée. In 8. Paris 1821. Broch. 3 Thlr.

Tisserand (M.) Traité élémentaire d'arithmétique décimale, à l'usage des écoles primaires. In 12. Paris 1821. Broch. 18 Gr.

Tissot, Précis ou histoire abrégée des guerres de la révolution française, depuis 1792 à 1815. Partie 2de. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.
(Partie 1ère 2 Thlr. 12 Gr.)

Touchard (Mme R. H.) Les Soirées de Rosebelle, ou jolies histoires rapportées par une bonne mère, pour former le coeur de ses enfans. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Touchard-Lafosse (G.) Le Lutin couleur de feu ou mes tablettes d'une année etc. 2de édition. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 15 Gr.

Traité du jeu de billard, avec un vocabulaire de tous les termes usités à ce jeu. Par *M. B. M.* In 12. Paris 1821. Broch. 18 Gr.

Triomphe (Du) inévitable et prochain des principes constitutionnels en Prusse, d'après un ouvrage imprimé, traduit de l'allemand de *M. Koreff.* Avec un avant-propos et des notes de *M. Benjamin Constant.* In 8. Paris 1821. Broch. 15 Gr.

Troisvèvre (F. Th. de) Division naturelle des tempéramens, tirée de la fonctionomie. In 8. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

Troussel-Delvincourt (J. F. A.) Mémoire sur le mal de gorge des enfans, connu sous le nom de Croup. 2me édit. In 8. Paris 1821. Broch. 10 Gr.

Utrecht-Friedel (Mme) Le Confiseur royal ou l'art du confiseur dévoilé aux gourmands etc. 6me édit. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Valori (Comte de) Journal militaire de Henri IV., depuis son départ de la Navarre; rédigé et collationé sur les manuscrits originaux etc. Avec dessins et fac-simile. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

Vaux-de-vire d'Olivier Basselin, poëte normand de la fin du 14me siècle, suivis d'un choix d'anciens vaux-de-vire, de bacchanales et de chansons, poésies normandes soit inédites, soit devenus excessivement rares, publiés avec des dissertations, des notes et des variantes par *L. Dubois.* In 8. Paris 1821. Broch. 3 Thlr.

Vergani, Racconti istorici messi in lingua italiana. Nuova edizione *da Piranesi.* In 12. Paris 1820. Broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Freunde der französischen Literatur, welche ihren Bedarf direct von mir beziehen, geniessen einen bedeutenden Rabbat, wodurch meine Preise den Parisern ganz gleich werden. Ältere Artikel, welche ich zufällig nicht auch vorräthig haben sollte, kann ich auf's schnellste kommen lassen.

Leopold Voss in Leipzig.

Im Verlage des Buchhändlers Joh. Georg Heyse in Bremen ist so eben erschienen und an alle gute Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Deutsches Lesebuch. Eine Auswahl zweckmäßiger Lesestücke zur Uebung im richtigen und schönen mündlichen Ausdruck und zum Unterricht in der deutschen Sprache. Zunächst für die untern Classen der bremer Vorschule. 38 Bogen in gr. 8. 1 Thlr.

Hastings, Karl, M. Dr., Abhandlung über die Entzündung der Schleimhaut der Lungen. Nebst einer auf sie sich gründenden Untersuchung über die Contraditaet der Blutgefässe und die Natur der Entzündung. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. Gerh. von dem Busch. 32 Bogen in gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Bärmann, G. N., Dolch und Maske. Ein Jahrgeschenk für die deutsche Bühne. Erste Gabe. 21 Bogen in 8. Geheftet. 1 Thlr. 4 Gr.

Inhalt:

Die Seeräuber auf Heiligland.
Die Schule der Männer.
Welcher ist mein Vetter?
Die Briefe.

Bei Anton Strauß, im Comptoir des österr. Beobachters in Wien, und in allen soliden Buchhandlungen ist zu haben:

Militairisches Geschäfts-Handbuch.

Enthaltend:

Eine systematische Anleitung zum Militair-Geschäftsstyl, nebst einer Menge ausgearbeiteter Beispiele von Gesuchen, Bittschriften und andern Aufsätzen im Dienst und Rechnungsfache, so wie eine allgemein faßliche Anleitung, wie man nöthigenfalls alle im Militair vorkommenden Dienstseingaben tabellarisch entwerfen kann, dann 145 Formulare zu den gewöhnlich vorkommenden tabellarischen Aufsätzen im Dienst-, Rechnungs-, Pecunial-, Monturs- und Verlassenschafts-Fache, dann bei sonstigen Fällen, und die Verfassung der im Militair bestehenden Dienst-Protocolle ꝛc. für Officiere der k. k. Armee.

Herausgegeben
von
A. Rittig v. Flammenstern,
k. k. Artillerie-Hauptmann.

Dritte verbesserte, und mit Berichtigungen aus den neuesten Dienst-Normalien vermehrte Auflage.

In 3 Abtheilungen.

Gr. 8. Wien, 1821. Broch. 2 Fl. Conv. Münze.

So eben wird ausgegeben:

Allgemeine medicinische Annalen für 1821.
11tes Heft.

(Der Jahrgang, aus 12 Heften bestehend, kostet 6 Thlr. 16 Gr.)

Inhalt:

Kritische Recensionen über Passavant, über den Magnetismus; Dreyssig's med. Klinik; Richter's Therapie; Jahn's Klinik der chronischen Krankheiten; Nasse, über Leichenöffnungen; die wichtigsten Bäder Europa's; Ziegler's Ansichten von der Hundswuth; fünf Hefte chirurgischer Kupfertafeln; Helling's Augenkrankheiten; Dictionnaire des sciences médicales; a treatise on diseases of the eye by Vetch; a synopsis of the diseases of the eye and their treatment by Travers.

Allgemeine literarische Anzeigen über 24 deutsche, 5 italienische, 2 französische und 1 englische med. Schriften.

Journalistik. Bericht über 8 med. Zeitschriften.

Kleine akademische Schriften. Bericht über 61 Inaugural-Dissertationen der Universität Berlin.

Lesefrüchte für practische Ärzte. Verschluckte Gabel.

Local- und persönliche Notizen und literarische Anzeiger.

Diese Zeitschrift wird auch für 1822 auf's regelmäßigste fortgesetzt und alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, den 3ten December 1821.

F. A. Brockhaus.

Bei J. F. Hammerich in Altona ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Phaläna, oder Leben, Tod und Auferstehung, von Th. H. Friedrich. Mit einer biographischen Vorrede von K. G. Prätzel. xxxiv und 188 Seiten in 8. 22 Gr.

Der als Satyriker, eine Zeitlang wenigstens, berühmte und durch seine Lebensschicksale, worüber uns das, von Herrn Prätzel verfaßte, biographische Vorwort weitere Nachricht gibt, ausgezeichnete Verfasser, beschloß mit Ausarbeitung dieses, nach seinem Tode von seinen Freunden herausgegebenen, Buchs seine schriftstellerische Laufbahn. Man kann sich eines sehr wehmüthigen Gefühls nicht erwehren bei dem Gedanken, daß ein Mann so hellen Geistes, und von einer so lebendigen Ueberzeugung, die Erwartung nach dem Tode betreffend, wie ihn diese Schrift bezeichnet, dennoch so enden konnte, wie er, wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach, geendet hat. Die Vernunftgründe für ein künftiges Sein sind hier sehr lichtvoll und auf eine Art, die den Selbstdenker verräth, zusammengestellt, und die Hypothesen von einer Seelenwanderung — und Transstellation — wenn sie gleich, besonders die erste, sehr großen Zweifeln unterliegen, wenigstens auf eine Art vorgetragen, die das eigene Nachdenken und Prüfen des Lesers sehr in Anspruch nimmt. Auf jeden Fall verdient diese Schrift, als eine sehr lehrreiche und unterhaltende, vor vielen andern, die denselben Gegenstand behandeln, ausgezeichnet zu werden.

Freunden einer unterhaltenden, erheiternden Lectüre, und Besitzern von Leihbibliotheken sind folgende zwei, jüngst in kritischen Blättern sehr vortheilhaft beurtheilte Werke zu empfehlen:

Miltitz, C. B. Freih. von, Ausstellungen in vermischten Erzählungen. 2 Bändchen mit Titelkupfern. 8. 3 Thlr.

Sydow, Freih. von, königl. preuß. Hauptmann, Silberblüthen, Novellen, poetische Erzählungen und Gedichte. 2 Bändchen mit Titelkupfern. 8. 3 Thlr.

Wörtlich sagt der Beurtheiler unter andern:

‚Lieblich dufteten die letzten, äußerst angenehm unterhalten die ersten; Bilder, aufgefaßt aus dem wirklichen Leben, lieferten den Stoff zu diesen Erzählungen. Wohlthuend werden sie auf das Gemüth des freundlichen Lesers wirken, denn alle bewegen sich in kraftvoller lebendiger Handlung, und weihen uns bei einer ungekünstelten Verknüpfung interessanter Momente in anziehende Verhältnisse ein, die sich auf das innigste verstricken, auf den Ausgang spannen und, ohne zu befremden, mit der Auflösung überraschen.

Zu haben in allen guten Buchhandlungen.

Bei Reinhard Friedrich Schöne, Buchhändler in Breslau, erscheint so eben und ist in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Allgemeine deutsche Volksnaturgeschichte, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Heimath. Nebst einem Anhange, welcher die wichtigste ausländische Naturgeschichte in gedrängter Vollständigkeit abhandelt. Für Schule und Haus bearbeitet von J. E. Görlitz. Mit illuminirten Abbildungen auf Stein gezeichnet von M. Mücke. xx und 792 Seiten. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Kleine Naturlehre für Kinder und Kinderfreunde. Ein Leitfaden bei der ersten Unterweisung in dieser nützlichen Wissenschaft in Bürger- und Landschulen; zugleich ein Weihnachts- und Prämiengeschenk. 8. Geh. 4 Gr.

Krähhähnchen! Ein ganz neues ABC Bilder- und Lesebüchlein für folgsame und fleißige Kinder von 4 bis 10 Jahren, worin auch manche hübsche Fabeln und kleine Geschichten vorkommen. Mit 45 Abbildungen aus der Naturgeschichte, und einer feinen ausgemalten Vignette von Gubitz. In illuminirten Einband. 1 Thlr.

Die vaterländischen Giftpflanzen und Giftschwämme, in naturgetreuen sorgfältig illuminirten Abbildungen zur Schule und Selbstbelehrung. Auf Stein gezeichnet von M. Mücke. 12 Gr. In Futeral 16 Gr.

Jesus! unser lieber Herr und Heiland, zum heiligen Christe und bei jeder feierlichen Gelegenheit. Das allerbeste Geschenk für fromme christliche Kinder, welche auf die heilige Geschichte des größten Kinderfreundes begierig sind, und die Gebete und seligen Verheißungen unsers Glaubens frühzeitig in ihre jungen Herzen aufnehmen wollen. Im Anhange: Jesus in seinen Thaten, in auserlesenen Beispielen und Geschichten; Denksprüche aus dem Munde Jesu; Sittensprüche und Klugheitslehren. Mit einem saubern Holzschnitte von Gubitz. 8. Geh. 8 Gr.

Das betende Kind, welches mit gemüthlich einfältigen Kindesworten zu seinem Gott und lieben Heilande spricht, und sie um Beistand bittet, auf dem Wege zur Tugend und Frömmigkeit. Enthaltend: Gebete am Tage, Morgen und Abend, Dankgebete, Tischgebete, Krankengebete, Schulgebete, Gebete zu Jesu und bei Gelegenheit der vornehmsten Feste; vermischte Gebete und Fürbitten. Im Anhange: Kinderlieder von Jesu. Mit einer feinen Vignette von Gubitz. 8. Geh. 8 Gr.

Kleines Geschäfts und Conversations-Lexicon, oder gedrängtes Verdeutschungswörterbuch vieler fremden Ausdrücke und Redensarten, welche in Zeitungen, Reisebeschreibungen, Rechnungen, Verordnungen, Bescheiden, andern obrigkeitlichen Schriften und in der Umgangssprache noch häufig vorkommen: besonders nützlich und brauchbar für niedere Städtische und Gensd'armerie-Beamte, angehende Schullehrer, Gerichtsschreiber, Schulzen, Richter, Geschwornen, Gemeindeältesten u. s. w., wie überhaupt für jeden Bürger und Landmann. Nebst einem genauen Verzeichnisse aller lateinischen und deutschen Abbreviaturen, welche der Geschäftsführung eigen sind, und vollständigen Titulatur-Tabellen an die königlichen Behörden, die Geistlichkeit und das übrige Publicum. Dritte verbesserte und mit vielen nützlichen Tabellen und Anhängen sehr bedeutend vermehrte Auflage. Gr. 8 Geh. 20 Gr.

Der Blumenstrauß in neun Gebinden, Uebungsblätter für vorgerücktere Blumenzeichner, in Kreidemanier auf Stein gezeichnet, von M. H. Mücke. Quart. In Umschlage. 12 Gr.

Erklärung und Aufforderung.

Ich, Unterzeichneter, erkläre hiermit, daß, wenn ich der Einfaltspinsel bin, meine Ideale und Reale Philosophie das widersinnig läppische Machwerk ist, wozu Herr Rtr in den Jenaischen Ergänzungsblättern (N°. 80) beides verlästern will, ich die Welt allerdings abscheulich betrogen habe; und verpflichte mich, allen Käufern dieses Buches den von mir dafür gelösten und zu lösenden Ertrag wieder zurückzuzahlen, falls es mir nicht gelingt, seine Recension als ein bloßes Gewebe schamlos lügenhafter Verleumdungen urkundlich darzulegen. In dem ich so für meine Behauptung Ehre und Geld ansetze, wird doch wohl der verkappte Wahrheitsfreund für die seinigen blos seinen, mir ziemlich kenntlichen, Namen entgegenzusetzen, den Muth haben.

Breslau, den 8ten December 1821.

D. E. T. L. Rambach.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

No. IV. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Französische Literatur.

1821. Funfzehnter Bericht.

Bei Leopold Voss (Ritterstrasse, neues Haus) in Leipzig sind zu haben:

Clausel de Coussergues, Discours sur les fonds destinés aux dépenses secrètes de la police etc. In 8. Paris 1821. Broch. 20 Gr.

Cochin (H.), Oeuvres complètes. Nouvelle édition classée par ordre de matières, précédée d'un discours préliminaire, et suivie d'une table analytique par *M. Cochin.* En huit volumes. Vol. 1er et 2d in 8. Paris 1821. Broch. 5 Thlr.

Collection des constitutions, chartes, lois fondamentales et actes constitutionnels des peuples de l'Europe et des deux Amériques etc. Par *Dufau, Duvergier et Guadet.* Livraison 3me (Angleterre) in 8. Paris 1821 Broch. 1 Thlr.
(Livr. 1re et 2me 2 Thlr.)

Collin (M.), La Logique simplifiée ou le maître de logique élémentaire, à l'usage des deux sexes. In 12. Paris 1821. Broch. 20 Gr.

Constitution militaire de la monarchie espagnole, adoptée par les cortès nationales en 1821, et sanctionée par le roi la même année; trad. par *E. Nunnez de Taboada.* In 8. Paris 1821. Broch. 16 Gr.

Cortès d'Espagne. Petite biographie des membres du congrès espagnol pour la législature de 1820 et 1821. Trad. de l'espagnol de *Simon Lefranc.* In 12. Paris 1821. Broch. 20 Gr.

Cornelius Nepos, ex libris scriptis editisque recensitus, selectis interpretum commentariis novisque auctus cur. *J. B. F. Descuret* et *J. V. Le Clerc.* In 8. Paris 1820. Broch. 5 Thlr.

Cours (Nouveau) complet d'agriculture théorique et pratique etc. ou dictionnaire raisonné et universel d'agriculture; ouvrage rédigé sur le plan de celui de feu l'abbé Rozier, duquel on a conservé les articles dont la bonté a été prouvée par l'expérience par les *Membres de la section d'agriculture de l'Institut de France.* Nouvelle édition augmentée. Vol 6me. In 8. Paris 1821. Broch. 3 Thlr. 6 Gr.
(Vol. 1er à 5me. 16 Thlr. 6 Gr.)

Courtet (E.), Cours de tenue de livres en partie double, dans lequel les mon compte, et les comptes à demi sur doubles colonnes, le journal, inventaire etc. sont expliqués d'une manière toute nouvelle. In 4. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 6 Gr.

Cronier (B.), Traité raisonné d'arpentage. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Cuisinière (La petite) habile en l'art d'apprêter les alimens avec délicatesse et économie etc. Par *Mad. Fr.* Nouvelle édit. augmentée. In 18. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

Curiosités (Les) de la ville de *Milan* et de ses environs. Livr. 11me. In 4. Milan 1821. Broch. 1 Thlr. 18 Gr.
(Livr. 1re à 10me. 18 Thlr. 12 Gr.)

De l'inamovibilité des pasteurs du second ordre. In 8. Paris 1821. Broch. 16 Gr.

De l'opposition parlementaire, ce qu'elle est, et ce qu'elle doit être en France. Par l'auteur de la France telle que M. Kératry la rêve etc. In 8. Paris 1821. Broch. 9 Gr.

Demours (A. P.), Précis théorique et pratique sur les maladies des yeux. In 8. Paris 1821. Broch. 3 Thlr. 6 Gr.

Description de l'Egypte, ou recueil des observations et des recherches faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française. 2me édition. Livr. 16me et 17me. In fol. Paris 1821. Broch. 6 Thlr. 16 Gr.
(Texte volum 1er 2 Thlr. 8 Gr. Planches livr. 1re à 15me 50 Thlr.)

Deslix (P. J. A., Projet de compagnie d'assurances mutuelles contre les frais de justice. In 8. Paris 1821. Broch. 9 Gr.

Dictionnaire historique des cultes religieux établis dans le monde, depuis son origine jusqu'à présent. Nouvelle édition augmentée. Vol. 4me. et dernier avec supplément. In 8. Paris 1821. Br. 2 Thlr. 12 Gr.
(Vol. 1er à 3me. 7 Thlr. 12 Gr.)

Dictionnaire des proverbes français. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 4 Gr.

Discours prononcé dans l'autre monde pour la réception de *Napoléon Bonaparte* le 5 Mai 1821. par *Louis Fontanes*, ex-comte de l'empire, ex-président du corps legislatif, ex-, etc. In 8. Paris 1821. Broch. 9 Gr.

Dulaure (J. A) Histoire physique, civile et morale de Paris, de ses monumens, de ses édifices, de ses institutions, des usages, des moeurs et des divers états de la civilisation de ses habitans, depuis l'origine de cette ville jusqu'au tems présent. Avec gravures. Vol. 4me. In 8. Paris 1821. Broch. 4 Thlr.
(Vol. 1er à 3me. 8 Thlr.)

Etalleville (M. D.) La Vie de Pofficier, poëme en trois chants. In 18. Paris 1821. Broch. 18 Gr.

Fénélon, Pensées et maximes, recueillies par *M. Ducal.* 2 vols. In 18. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Féraudy (J. B. de). Quelques fables, ou mes loisirs. Nouvelle édition augmentée. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr.

Feuillade (P.) Examen critique du Judaïsme et du Mahometisme, pour faire suite à l'ouvrage intitulé: Projet de réunion de tous les cultes, ou le christianisme rendu à son institution primitive. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

Fortis (M. F. M.) Voyage pittoresque et historique à Lyon, aux environs et sur les rives de la Saone et du Rhone. Vol. 1er. In 8. Paris 1821. Broch. 3 Thlr.

Fritot (A.) Science du publiciste, ou traité des principes élémentaires du droit, consideré dans ses principales divisions, avec des notes et des citations tirées des auteurs les plus célèbres. Vol. 4me et 5me. In 8. Paris 1821. Broch. 4 Thlr. 6 Gr.
(Vol. 1er à 3me. 6 Thlr. 6 Gr.)

Gabiou (H.) Modèle d'un régistre à l'usage des cultivateurs. 2me édition revue. In 8. Paris 1821. Br. 16 Gr.

Gasparin (de) Des Maladies contagieuses des bêtes à laine; ouvrage qui a remporté le prix proposé par la société royale d'agriculture de Lyon etc. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Gau (F. C.) Antiquités de la Nubie, ou monumens inédits du bord du Nil, situés entre la première et la seconde cataracte, dessinés et mesurés en 1819. Ouvrage en douze livraisons, pouvant faire suite au grand ouvrage de la commission d'Egypte. Livr. 1re. In fol. Paris 1821. Broch. 5 Thlr. 12 Gr.

Germain (Mlle. Sophie) Recherches sur la théorie des surfaces élastiques. In 4. Paris 1821. Broch. 2 Thlr.

Gessner, La Mort d'Abel, poëme. Edition ornée de figure. In 18. Paris 1810 (1821). Broch. 16 Gr.

Giraud (F. S. V.) Beautés de l'histoire de l'Inde etc. Orné de 12 belles gravures. 2 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

Godard (P.) Les Diners de Mme. de Lascy, ou nouveau spectateur français. Tome 1cr. In 12. Paris 1821. Broch. 16 Gr.

Godwin (W.) Recherches sur la population et sur la faculté d'accroissement de l'espèce humaine, contenant une réfutation des doctrines de Mr. Malthus sur cette matière. Trad. de l'anglais par *F. S. Constancio*. 2 vols. In 8. Paris 1821. Broch. 5 Thlr.

Goldsmith, Abrégé de l'histoire romaine etc. Trad. de l'anglais par *M. Bruyset*. 2me édition in 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr.

Golowkin (Comte F.) Lettres diverses recueillies en Suisse, accompagnées de notes et d'éclaircissemens. In 8. Génève 1821. Broch. 2 Thlr. 4 Gr.

Gottis (Mme. A.) Contes à ma petite nièce; suivis de Paresse et travail, Précipitation et lenteur, contes pour les enfans, par *Miss Edgeworth*. Ornés de 6 gravures. 2 vols. In 18. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

Graham (Marie), Mémoires sur la vie de Nicolas Poussin. Trad. de l'anglais. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Hautpoul (Mme. d'), Manuel de littérature, à l'usage des deux sexes etc. 2me édition. In 22. Paris 1821. Broch. 20 Gr.

Histoire de l'Ex-Garde depuis sa formation jusqu'à son licenciement, comprenant les faits généraux des campagnes de 1805 à 1815 etc. In 8. Paris 1821. Broch. 2 Thlr. 12 Gr.

Histoire des trois derniers mois de la vie de Napoléon Bonaparte, écrite d'après des documens authentiques. Par S. In 8. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

Hochet (Le) des Sexagénaires, ou souvenirs d'anecdotes galantes, poësies badines; par *M. C. D. F.* 2 vols. In 8. Paris 1821. Broch. 3 Thlr. 18 Gr.

R o m a n e.

Agnès de France ou le douzième siècle. Roman historique par *Mme. Simons-Candeille*. 3 vols. In 8. Paris 1821. Broch. 5 Thlr. 18 Gr.

Chevalier (Le) villageois, ouvrage philosophique, comique et moral; *par Raban*. 2 vols. In 18. Paris 1821. Broch. 16 Gr.

Scott (W.) L'Antiquaire. Trad. de l'anglais. 4 vols. In 12. Paris 1821. Broch. 4 Thlr. 6 Gr.

— La Vision de Don Roderick, le champ de bataille de Waterloo, Thomas le rimeur, ballades, mélanges etc. Trad. de l'angl. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 2 Gr.

Smarra ou les démons de la nuit, songes romantiques, trad. de l'esclavon du comte *Maxime Odin* par *Ch. Nodier*. In 12. Paris 1821. Broch. 1 Thlr. 6 Gr.

T h e a t e r s t ü c k e.

Comédien (Le) d'Etampes, comédie en un acte mêlée de couplets, par *Moreau et Sewrin*. In 8. Paris 1821. Broch. 15 Gr.

Corsaires (Les) pour rire, vaudeville en un acte, par *Carmouche* et *de Courcy*. In 8. Paris 1821. Broch. 8 Gr.

Demande (La) en grace ou les pages de Manchester, comédie en un acte, par *de Rougement*, *Gabriel et Eugène*. In 8. Paris 1821. Broch. 15 Gr.

Duc (Le) d'Alençon ou les frères ennemis, tragédie en trois actes, par *Voltaire*. Ouvrage inédit publié pour la première fois par *M. Louis Du Bois*. In 8. Paris 1821. Broch. 16 Gr.

Ermites (Les), comédie-vaudeville en un acte, par *de Rougement*, *Edmond et Desprez*. In 8. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

Fete (La) de Jean-Bart, ou le retour à Dunkerque, pièce en un acte, mêlée de couplets par *Dubois et Brazier*. In 8. Paris 1821. Broch. 8 Gr.

Fort (Le) de la halle, vaudeville en un acte par *de Rougemont*, *Carmouche et Ferdinand*. In 8. Paris 1821. Broch. 12 Gr.

Heureuse (L') rencontre, comédie en trois actes et en vers, par *M. E. de Planard*. In 8. Paris 1821. Broch. 22 Gr.

Jodelle ou le berceau du théâtre, comédie vaudeville en un acte, *par Décourt*, *Hubert et Rochefort*. In 8. Paris 1821. Broch. 15 Gr.

Mégare, tragédie en cinq actes en vers, par *A. J. L. Nourry Delafaleville*. In 8. Paris 1821. Broch. 19 Gr.

Mère (La) rivale, comédie en trois actes en en vers, *de M. Casimir Bonjour*. In 8. Paris 1821. Broch. 1 Thlr.

Mont (Le) sauvage, mélodrame en trois actes et en prose par *R. C. Guilbert de Pixérécourt*. In 8. Paris 1821. Broch. 10 Gr.

Freunde der französischen Literatur, welche ihren Bedarf direct von mir beziehen, geniessen einen bedeutenden Rabbat, wodurch meine Preise den Parisern ganz gleich werden. Ältere Artikel, welche ich zufällig nicht auch vorräthig haben sollte, kann ich auf's schnellste kommen lassen.

Leopold Voss in Leipzig.

Bei Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig ist neu erschienen:

C. Ludwig
complete Dictionary english-german and german-english
Second Edition in Octavo.

Carefully corrected and the french tongue being excluded, more accommodated to the general use of both nations. Improved with a more precise account of the significations of the words, phrases and proverbs, enlarged with a great number of new Expressions and a Table of the irregular verbs. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Diese neue Auflage hat für die Deutschen den großen Vorzug, daß eine eben so vollständige als richtige Anleitung zur Aussprache des Englischen damit verbunden worden ist, die in allen Fällen hinreichende Auskunft und Belehrung gewährt. Durch den genauen und sorgfältigen mit neuer schö-

ner Perlschrift ausgeführten Druck, war es dem Verleger möglich auf 56 Bogen ein vollständiges englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch zu liefern, welches, wie gesagt, nur seines Formats und der Druckeinrichtung nach unter die Taschenwörterbücher gezählt werden darf, indem dasselbe auch die Bedeutung der Worte, Redensarten, Anglicismen, Germanismen und die Sprüchwörter beider Sprachen enthält.

So eben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

De numero Platonis, Commentationes duae. Quarum prior novam ejus explicationem continet, posterior aliorum de eo opiniones recenset. Scripsit C. E. Chr. Schneider, A. L. P. P. O. 4to Wratislaviae, in libraria R. F. Schöne. 1821. 21 Gr.

Bei mir ist erschienen:

Casper, J. L. Dr., Commentarius de Phlegmatia alba dolente. 8 Gr.

Die salzburger med. Zeitung, die Hufeland'sche Bibliothek, die allgem. med. Annalen, das leipziger Repertorium u. s. w. haben diese vollständige Monographie über eine seltene und wenig gekannte wichtige Krankheit auf das günstigste beurtheilt, und dem ärztlichen Publicum angelegentlichst empfohlen.

W. Engelmann.

Neue Schrift:

Lautentöne, eine Sammlung lyrischer Gedichte, mit 12 Vignettchen. 8. Auf schönem Velinpapier gedruckt mit Andrä'schen Schriften. Frankfurt a. M. 1821. In eigenem Verlage des unterzeichneten Verfassers. 1 Fl. 48 Kr.

Außerdem sind noch vorräthig Exempl. seiner

Geschichtlichen Zeittafel des Postwesens. Tübingen. 1820. 4. 48 Kr.

Frankfurt a. M., den 27sten Dec. 1821.

Ch. G. Vischer,
General-Post-Directions-Registrator.

Bei A. Helmich in Bielefeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 15 Gr. zu haben:

Ein leichter Führer
für
die Anfänger in der englischen Sprache,
nicht allein zum Gebrauche in öffentlichen Schulen, sondern auch für den Privatunterricht bearbeitet,
von
L. Seebohm,
außerordentlichem Lehrer der englischen Sprache am Gymnasium zu Bielefeld, und Verfasser des neuen Lehrgebäudes der englischen Aussprache.

Da die vorhandenen englischen Sprachlehren bei aller ihrer Brauchbarkeit doch immer für die Anfänger noch zu schwer sind, so hat der Herr Verfasser durch die Herausgabe dieses Buchs, welches auf eine leichte Art in die nöthigsten Kenntnisse der englischen Sprache practisch einleitet, und die Lernenden zum Gebrauche größerer Werke gründlich vorbereitet, einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Auch wird dieses Werk vornehmlich denen willkommen sein, die noch keine fremde Sprache nach Grundsätzen erlernten, weil es durchaus keine grammatische Kenntnisse voraussetzt.

Neue
Monatsschrift für Deutschland
historisch-politischen Inhalts
herausgegeben von Friedr. Buchholz.
Berlin bei Enslin.
Jahrgang 1822. 12 Hefte. 8 Thlr.

Dieses seit sieben Jahren bestehende Journal wird auch im achten mit der bisherigen Sorgfalt fortgesetzt werden, und eben so regelmäßig wie bisher erscheinen. — Die Leser desselben wissen bereits, daß es sich immer durch geistvolle Aufsätze über die Zeitgeschichte ausgezeichnet hat, und diejenigen Freunde der Literatur, welche es noch nicht halten, dürfen also mit allem Recht darauf aufmerksam gemacht werden.

Von

Bartels, D. E. D. A., Anfangsgründe der Naturwissenschaft. In zwei Bänden. Gr. 8.

hat der erste Band (3 Thlr. 12 Gr.) die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versandt worden.

In Zurückführung der Naturwissenschaft auf ihr wahres, von theosophirenden Mysticismus gereinigtes Fundament, und in Nachweisung von Uebergängen aus dem allgemeinsten Theoretischen zu den specielleren Ergebnissen der Beobachtung besteht der Hauptzweck dieses, sowohl der schon hinlänglich vorbereiteten Jugend, als den erfahrenern Bearbeitern naturwissenschaftlicher Fächer gewidmeten Werkes, welches sich nach einer, die umfassenderen Grundsätze enthaltenden, Einleitung im ersten Bande mit der sogenannten anorganischen, und im zweiten mit der vorzugsweise organischen und lebendigen Natur beschäftiget; in beiden aber auf die so wichtige und durchgreifende Lehre von den Imponderabilien unter beständigem Zuratheziehen der Thatsachen ganz vorzügliche Rücksicht nimmt. Durch den kleineren Druck des in den Anmerkungen enthaltenen Commentars wurde, ohne zu große Vertheuerung, hinlänglicher Raum zu Citaten und Erläuterungen gewonnen. Möchte dies, von dem gelehrten Verfasser mit Eifer und Gewissenhaftigkeit begonnene, und erst nach einer Vorbereitung von vielen Jahren ausgeführte, Unternehmen auch zur Annäherung der einander in diesem Gebiete oft so feindselig entgegentretenden Parteien einiges beitragen!

Joh. Ambr. Barth.

Im Verlage der Coppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung in Münster ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Brüning, J. A., zu einer künftigen Grundwissenschaft der Philosophie. 8. Geh. 10 Gr.

Dyckhoff, A. F., Gebetbuch für katholische Christen. 5te Auflage. 8. Druckpap. 10 Gr., Schreibpap. 16 Gr.

König, J., geschichtliche Nachrichten über das Gymnasium zu Münster in Westfalen. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Möller, A. W., Geschichte des Hauses Brandenburg, von seinem Ursprunge bis auf gegenwärtige Zeit. 4. 6 Gr.

— — allgemeine Uebersicht der Geschichte des Hauses Brandenburg (ein Auszug aus der Geschichte des Hauses Brandenburg). Fol. Tab. 3 Gr.

Literarisches Conversations-Blatt.

Inhalt des Monats December.

No. 276. Biographie Fr. Schöll's. — Englische Journalistik. Edinburgh Review. LXX. (Fortsetzung). — Zur Nachricht.

277. Von Haller's Schreiben an seine Familie über seine Rückkehr zur kathol. Kirche. — Englische Journalistik. Edinburgh Review. LXX. (Forts.). — Dampfschiffe.

278. Taschenbücher für 1822 (Frauentaschenbuch). — Aus Gleim's Archive (Fortsetzung).

279. Bemerkungen über Versknnst. I. — Die Besiegung der Ottomannen von J. von Voß. — W. Pepe's Memoiren.

280. Literatur. Wiener Jahrbücher der Literatur XV. Hermes X. — Englische Journalistik. Edinburgh Review. LXX. (Beschluß) — Mainzer Pfeffermis.

281. Was ist Genie? (Weisse's Theorie des Genies). — Wiener Jahrbücher XV. Hermes X. (Fortsetzung).

282. Don Juan, cantos III. IV. V. — Wiener Jahrbücher XV. Hermes X. (Fortsetzung). — Taschenbuch ohne Titel.

Beilage zu No. 282. Uebersicht der französischen Literatur im Juni und August 1821. I. — Ueber die Beförderungen der Künste und Wissenschaften von Seiten der dänischen Regierung (Beschluß).

283. Das Problem der griechischen Sache. — Wiener Jahrbücher XV. Hermes X. (Beschluß).

284. Ueber das Bruchstückspenden in den Journalen. — Fragment aus Fr. Schöll's Biographie. — Die Bücherfreunde in Frankreich.

285. Taschenbücher für 1822. (Berlinischer Taschen-Kalender. Vergißmeinnicht. Cornelia. Almanach dramatischer Spiele.) — Literarische Stadtgespräche aus London.

286. Neue Berliner Monatsschrift. Heft IV. V. VI. — Meditationen über den Weidmanischen Meß-Katalog von Polykarpus (Fortsetzung). — Sonderbare Bücher-Dedicationen.

287. Lucchesini über den Rheinbund. — Aus Gleim's Archive (Fortsetzung).

288. H. von Kleist's hinterlassene Schriften. — Lucchesini über den Rheinbund. (Beschluß). — Literarische Notizen aus Schweden.

Beilage zu No. 288. Notizen aus Dänemark. — Uebersicht der französischen Literatur im Juli und August 1821. I. (Fortsetzung). — Neue Berliner Monatsschrift. Heft IV. V. VI. (Beschluß). — Literarische Stadtgespräche aus London (über Byron's neues Trauerspiel).

289 Bibliothèque universelle des sciences et Arts. Monat Mai. — Bemerkungen über Versknnst. II. III.

290. Probe aus dem XII. Gesange von Nürnberger's Uebersetzung der Aeneide. — Meditationen über den Weidmanischen Meß-Katalog von Polykarpus (Fortsetzung).

291. Schattenrisse der naturgemäßen, gesetzlichen und gebräuchlichen Verhältnisse der beiderlei Geschlechter zu einander. — Probe aus dem XII. Gesange von Nürnberger's Uebersetzung der Aeneide (Beschluß).

292. Vermischte Abhandlungen von Manso. — Schattenrisse der naturgemäßen, gesetzlichen und gebräuchlichen Verhältnisse der beiderlei Geschlechter zu einander (Beschluß). — Der Luftballon.

293. Gerstäcker's Anweisung zu Vertheidigungsschriften. 1ster Band. — Griechenland (Ansichten der Engländer über die Sache desselben).

294. Reisen der Lady Morgan. F. Frankreich 2ter Thl. — Meditationen über den Weidmannischen Meß-Katalog von Polykarpus (Fortsetzung).

Beilage zu No. 294. Uebersicht der französischen Literatur im Juli und August 1821. I. (Beschluß). — Gerstäcker's Anweisung zu Vertheidigungsschriften. 1ster Band. (Beschluß). — Tiberiegen.

Extra-Beilage zu No. 294. Abwehr eines Artikels der Allgemeinen Zeitung von Brockhaus. — Geistliche Medicin. — Ueber das Reifen der Früchte.

295. Der Abt übersetzt von Lindau. — Reisen der Lady Morgan. I. Frankreich. 2ter Theil (Beschluß). — Groß-Herzogl. Hessisches Hofgerichts-Urtheil in einer Preßfreiheit-Angelegenheit.

296. Eine Thee-Verhandlung. — Schriftstellerunachtsamkeiten jeder, nur nicht politischer Art. — Notiz.

297. Literatur. Vorlesungen über die alte Geschichte von Friedr. v. Raumer. 2 Thle. — Eine Thee-Verhandlung (Beschluß).

298. Ludwig XVIII. — Bruchstücke aus der Reise eines schwedischen Botanikers. — Aus Gleim's Archive (Fortsetzung).

299. Lieder der Griechen, von Wilhelm Müller. — Beleuchtung manches Tadels Friedrich's des Großen, Königs von Preußen, veranlaßt durch den 4ten und 5ten Theil der Denkwürdigkeiten des Hrn. v. Dohm. — Meditationen über den Weidmannischen Meß-Katalog (Beschluß).

300. Nachrichten von dem hochländischen Freibeuter und Sänger Jacob Macpherson. — Hellenion. Ueber Cultur, Geschichte und Literatur der Neugriechen. Von C. J. L. Iken. 1stes Heft. — Beleuchtung manches Tadels Friedrich's des Großen, Königs von Preußen, veranlaßt durch den 4ten und 5ten Theil der Denkwürdigkeiten des Herrn v. Dohm (Beschluß). — Aus Gleim's Archive (Fortsetzung).

Beilage zu No. 300. Constantinopel. — Zur Kunde von Brasilien. — Notiz.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Leben L. N. M. Carnot's. Aus den besten gedruckten, so wie aus handschriftlichen Nachrichten dargestellt von Wilhelm Körte. Mit einem Anhange, enthaltend die ungedruckten Poesien Carnot's. 8. 1820. 2 Thlr. 6 Gr. in farb. Umschlage.

Das treue Bild eines wahrhaften Republicaners im schönsten und weitesten Sinne, als dessen Auge nur auf Wohl und Ruhm des Vaterlandes, und auf den Adel der Freiheit gerichtet ist; dessen leitender Compaß in allen politischen Stürmen allezeit der Grundsatz war: daß ohne Bürgertugend keine Volkstugend sei, ohne diese aber die Freiheit nur Verbrechen gebäre. — In diesem Leben wird die Lehre klar, daß Freiheit die Gesundheit der Seele ist, und daß also nur der ihrer genießen kann, in Monarchien wie in Republiken, welcher eines tugendlichen und gerechten Lebens fähig ist. Dieses Leben ist geschrieben frei und unverholen, wie die Gegenwart vor allen fordert, und gemäß dem Grundsatze Friedrich's, des großen Königs: daß man sterbliche Menschen weniger fürchten und ehren muß, denn die unsterbliche Wahrheit.

Literarische Anzeige eines interessanten Werks.

Die nächstens bei Murray in London erscheinende Selbst-Biographie von Lord Byron, werde ich von anerkannt geübter Hand beinahe gleichzeitig mit dem Original in einer geschmackvollen deutschen Uebersetzung liefern, welches ich, um Collisionen zu vermeiden, dem literarischen Publicum ergebenst anzeige.

Berlin, im Januar 1822.

J. W. Boicke.

Verzeichniß
einiger empfehlungswerther Schriften
welche
in der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover
verlegt
und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind.

Vaterländisches Archiv, oder Beyträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover. Herausgeg. vom Senator Spiel in Celle.

Diese seit Julii 1819 erschienene Zeitschrift schließt sich, bald weiter bald enger, an Jacobi's Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande an, und behandelt Landessprache, Naturkunde, Gewerbskunde, Geschichte mit Biographie, Geographie mit Topographie, Verfassungskunde und Statistik, Literatur und Kunst, vorzugsweise; auch erhöhen hinzugefügte Abbildungen merkwürdiger Gegenstände das Interesse des Ganzen.

Sie erscheint auch wieder für 1822 in vierteljährigen Heften, von 9 bis 12 Bogen; die Versendung geschieht postfrey, und ein genaues Namenregister der Beförderer dieses gemeinnützigen Unternehmens wird hinzugefügt. Der Subscriptionspreis für jeden Jahrgang ist nur zu 2 Rthlr. bestimmt.

Kenilworth. Ein Roman aus dem Englischen von Walter Scott, durch Georg Lotz. 3 Bände. 8. 4 Rthlr.

Der berühmte Dichter versetzt die Leser durch seine geistvoll gedachte u. schauerlich entwickelte Erzählung in jene alten Tage Englands zurück, in denen die jungfräuliche Königin herrschte. Das Gemälde des Männer- und Frauen-Lebens jener Zeit, von der niedern Stufe des Dorfbewohners bis zur höchsten des Hofs und des Throns, mit überraschender Wahrheit ausgeführt, wird alle Classen von Lesern fesseln.

Volger, Dr. W. Fr., (Subconrector am Johanneum zu Lüneburg) Anleitung zur Länder- und Völkerkunde, für Bürger- und Landschulen, so wie zum Selbstunterricht. 1te Abtheil. (Europa). 2te Abtheil. (Asien, Afrika, Amerika und Polynesien). gr. 8. Für 49 enggedruckte Bogen ist der Pränumerations-Preis 1 Rthlr.

Volger, Dr. W. F., Leitfaden beym Unterricht in der Länder- u. Völkerkunde. 6¼ Bog. 4 ggr.

Durch die anziehendste Mannichfaltigkeit einer gedrängten Zusammenstellung der Resultate aller neuern geographischen Forschungen entsprechen diese Werke vollkommen ihrem Zwecke; sie werden in Schulen, wie in mittleren Ständen, mit großem Nutzen gebraucht werden können.

Krancke, F., (Lehrer am Schullehrer-Seminar in Hannover) Lehrbuch des gemeinen Rechnens, besonders zum Selbstunterricht, vorzüglich für Lehrer an Volksschulen. 2 Thle. gr. 8. 3 Rthlr.

Die ganze Arithmetik umfassend, gewährt der Verf. den Lehrern ein treffliches Selbstbildungsmittel, eine sichere, reichhaltige Anleitung zum Unterricht. Erwachsenen (auch Anfängern) zeigt er den leichtesten Weg, ihre arithmetischen Kenntnisse zu berichtigen und zu begründen; in lichtvoller, allenthalben durch Beispiele erläuterter Darstellung vereinigt er Alles, was Geschäftsmänner, Beamte, Revisoren, Rechnungsführer und auch Kaufleute von Arithmetik verstehen müssen. — Diejenigen, welche sich direct an die Verlagshandlung wenden, erhalten das Exemplar zu 2 Rthlr. 6 ggr.

Ueber den Umgang mit Menschen, von A. Freiherrn v. Knigge. 9te verb. Original-Aufl. 3 Theile, mit einem allegor. Kupfer nach Ramberg 8. 2 Rthlr.

Indem wir gegenwärtig das Publikum von neuem auf dieses Kniggesche Meisterwerk aufmerksam machen, bedarf es einer wiederholten Empfehlung desselben nicht. Längst hat die allgemeine Stimme seinen entschiedenen Werth anerkannt. Jünglinge und junge Frauenzimmer, die auf dem Schauplatze des Lebens zu handeln anfangen, finden an dem menschenkundigen Verfasser einen treuen, erfahrnen Rathgeber, für jede Lage, für jedes Verhältniß, in welches sie kommen könnten. Der Herr von Knigge führt seinen Leser durch alle Classen der Menschen, schildert meisterhaft ihre charakteristischen Eigenheiten, Fehler und Vorzüge, und zeigt, wie man, diesen gemäß, die Mitglieder einer jeden beurtheilen und behandeln müsse. Selbst Männer und Greise, welche mit prüfendem Blick die Erfahrungen ihres Lebens überschauen, werden hier eigne Reflexionen bestätigt finden. Diese neue Auflage aber hat noch mehr Interesse dadurch gewonnen, daß sie der so sehr als Schriftsteller geachtete Herr Prediger Wilmsen in Berlin sorgfältig durchgesehen, Incorrectheit und Nachlässigkeit im Vortrage verbessert und umgearbeitet, und sie mit einem Anhange über die Behandlung der Kinder in den Jahren der ersten Entwickelung, einer höchst interessanten Abhandlung, vermehrt hat. So ist nun dieses Buch für Menschen jedes Alters und Standes eine gleich belehrende und unterhaltende Lectüre.

Regeln des Umgangs mit Kindern, praktisch dargestellt für Erzieher und Kinderfreunde vom Prediger Wilmsen in Berlin. (Aus Knigge's Umgang apart abgedruckt.) 12 ggr.

Der Herr Verfasser sagt hierüber in der Vorrede: Ich habe es versucht, diese Regeln, welche zugleich die Hauptregeln der Erziehung sind, praktisch darzustellen, und sie durch Beispiele zu erläutern; durch Bemerkungen, die aus der Erfahrung geschöpft sind, zu begründen, und durch Urtheile und Aussprüche unserer geachtetsten Schriftsteller zu bestätigen.

Spilcker, B. C., historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Königl. Residenzstadt Hannover. 8. 2 Rthlr.

Jeder Freund specieller Landesgeschichte und topographischer Kunde, jeder Reisende, jeder Gebildete, der das Original, Hannover, mit diesem Bilde vergleicht, wird sich mit Wahrheit unterrichtet und unterhalten finden.

Der in der Vorrede erwähnte, treffliche Penz-Benefeld'sche Plan von der Stadt Hannover, auf welchem auch die neuesten Veränderungen nachgetragen worden sind, wird jetzt zu 1 Rthlr. (anstatt 3 Rthlr. 8 ggr.) erlassen.

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang, vom Hofr. C. Fr. Pockels. 2 Bände. 8. 47 Bogen. 2 Rthlr.

Nicht allein dem Jünglinge, sondern auch dem reiferen Alter bietet sich hier ein herrlicher Schatz von Gegenständen zum Nachdenken dar. Schon dadurch, daß der Herr Verfasser sich nicht auf allgemeine Regeln im Umgange beschränkt, sondern jeden Charakter einzeln darstellt und nun zeigt, wie man sich bei jedem zu benehmen hat, erhält dies Werk vor allen ähnlichen den Vorzug, und verdient als ein angenehmes Geschenk für beiderlei Geschlecht empfohlen zu werden.

Spittler, L. T. v., Geschichte des Fürstenthums Hannover, seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des 17. Jahrhunderts. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthlr. 12 ggr.

Aus Urkunden und ächten Quellen, mit wahrhafter Treue und Freimüthigkeit, hat der berühmte Historiker die Entwickelung der Hannoverischen Landesverfassung, von ihrem Ursprunge, durch zwei der merkwürdigsten Jahrhunderte, fortgeführt. Ohne einen solchen gründlich umfassenden Rückblick in die Vergangenheit, würde auch die Gegenwart den Freunden vaterländischer Geschichte oft unverständlich bleiben; ihnen also darf dieses, durch musterhafte Darstellung für die Geschichte überhaupt bedeutende Werk nicht unbekannt bleiben.

Ricklef's, Fr. R., chronologische Tabellen über alle vier Welttheile, vom Anfang der Geschichte bis zu den neuesten Zeiten; nebst den nothwendigen Stammtafeln zur Grundlage des histor. Unterrichts. gr. 4. 12 ggr.

Das bequeme Format, die hinzugefügten genealogischen Tabellen und summarischen Uebersichten sind wesentliche Vorzüge dieses auch die Literatur berücksichtigenden Werks.

Patje, C. L. A., Taschenbuch der deutschen Geschichte, bis zum Schlusse des Jahrs 1815. 8. 12 ggr.

Nicht Jeder, wer die Geschichte Deutschlands näher kennen zu lernen wünscht, hat Gelegenheit oder Muße, weitläufige Werke zu benutzen. Sol-

chen Lesern bietet der Verfasser eine fruchtbare Uebersicht dar, die gediegene Kürze, zweckmäßige Auswahl des Wichtigsten und angenehme Darstellung in sich vereinigt. —

Eichhorn, Joh. Gottfr., Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Dritte, bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzte Ausgabe. 6 Bde. gr. 8. Ladenpreis 15 Rthlr.

Dessen Neunzehntes Jahrhundert. Zur Ergänzung der beiden ersten Ausgaben des obigen Werks, aus der dritten Ausgabe besonders abgedruckt. gr. 8. 1 Rthlr. 6 ggr.

Ein Meister in historischer Wissenschaft und Kunst erzählt dem großen Kreise von Lesern aller Stände die denkwürdigen Geschichten der letzteren dreihundert Jahre, von der Reformation, bis zu der neuesten Umgestaltung Europa's, durch den zweiten Pariser Frieden und durch die, ihm folgenden, Ausgleichungen zwischen den verbündeten Mächten. Das große historische Gemälde ist eben so ausgezeichnet durch Reichthum, Schönheit, Kraft und Fülle der Darstellung, als durch unparteyische Wahrheit der bis in's Einzelne verfolgten Entwickelung der Begebenheiten. Die Deutschen besitzen in diesem Werke ein der Nation würdiges Geschichtsbuch der ganzen neuern Zeit, dessen classischer Werth allgemein anerkannt ist. — Den Besitzern der früheren Auflagen wird der Abdruck Nr. 2. willkommen seyn.

Mehlis, G. F. H., Handbuch der gemeinnützigen Kenntnisse. gr. 8. 10 ggr.

Das Merkwürdigste aus dem ganzen Umfange der Erd- und Himmelskunde, der Naturlehre und Naturbeschreibung, ist hier in der Form eines bequemen Handbuchs dargestellt. Der Vortrag leitet überall an, Leben und Mannichfaltigkeit in den Unterricht zu bringen und die Verstandeskräfte der Jugend zweckmäßig zu üben.

Raabe, A., Handbuch der ersten und nothwendigsten Kenntnisse für Kinder aller Stände. 3te verb. u. verm. Aufl. 8. 12 ggr.

Dessen Hannover'scher Briefsteller, zugleich Handbuch der nothwendigsten Kenntnisse für junge Leute und Ungelehrte. 8. 16 ggr.

Diese, durch gedrängte Kürze einer faßlichen, angenehmen Darstellung ausgezeichneten Schriften sind treffliche Handbücher für die Jugend und für alle Classen des Volks, denen es wünschenswerth ist, über eine Menge von Dingen sich zu belehren, welche im bürgerlichen Leben, im Verkehr des Handels, der Hauswirthschaft und Oekonomie vorkommen, und deren gründliche Kenntniß von Niemanden im praktischen Leben entbehrt werden kann. Der Briefsteller empfiehlt sich in dieser Hinsicht vor vielen andern Anweisungen zum Briefschreiben, indem dasselbe sich nicht eigentlich lehren läßt, sondern Alles dabei auf verständige Nachahmung guter Muster ankommt.

Briefe über das kaufmännische Rechnungswesen, vom Dr. J. J. M. Philipson. gr. 4. 2 Rthlr. 16 ggr.

Der Verfasser führt das Ganze der Buchhaltung auf wenige einfache, erschöpfende Grundsätze zurück, die er mit Klarheit entwickelt und in das praktische Leben der Handels-, Gewerbs- und Geschäftswelt einführt. Der junge Kaufmann, der Landwirth, der Gewerbtreibende, der dem Verfasser folgt, bedarf keines weitern Unterrichts im Buchhalten; die hier gegebenen Regeln sind durch Beispiele auf das zweckmäßigste erläutert, und der hinzugefügte Entwurf eines Journals ist neu.

Allgemein faßliche Betrachtungen über das Weltgebäude und die neuesten Entdeckungen Herschel's und Schröter's, von A. H. C. Gelpcke. Mit Kupf. 8. 1 Rthlr.

Der Verfasser hat das Verdienst, die neuesten Entdeckungen in der Himmelskunde zuerst so leicht und angenehm darzustellen, daß vorzüglich auch Ungelehrte, ohne mathematische Kenntnisse, seine Schrift mit Vergnügen lesen, und ihre Vorstellung vom Weltbau dadurch berichtigen werden. Ein anziehender Vortrag macht dies Buch, über einen, jedem Menschen gleich wichtigen Gegenstand, zu einer eben so interessanten als nützlichen Lectüre.

Sprachschriften.

Heyse, J. C. A., theoretisch-praktisch-deutsche Grammatik, oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache. 2te verb. u. durch einen Abschnitt von der Metrik vermehrte Auflage. gr. 8. 2 Rthlr.

Dessen kleine theoretisch-praktisch-deutsche Grammatik. Ein Auszug aus dem größern Lehrbuche. 3te verm. Aufl. gr. 8. 16 ggr.

Dessen kurzer Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen, nach den größern Lehrbüchern der deutschen Sprache. 8. 8 ggr.

Dessen kurzer Abriß der Verskunst der deutschen Sprache. gr. 8. 8 ggr.

Heyse, J. C. A., kurzgefaßtes Verdeutschungs-Wörterbuch, zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache mehr oder minder gebräuchlichen fremden Ausdrücke, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung und den nöthigsten Erklärungen. 3te Aufl. gr. 8.
Druckpap. 1 Rthlr. 12 ggr.
Velinpap. 1 Rthlr. 20 ggr.

Der Verfasser hat die bewährten Resultate deutscher Sprachforschung kritisch gesichtet und mit einer Popularität dargestellt, welche die größere wie die kleineren Sprachlehren zum Schulgebrauch und zum Selbstunterricht, mit schönem Erfolge, längst geeignet haben, so daß sie in niederen und höheren Schulen bereits eingeführt, fernere Empfehlung verdienen. Den einzelnen Abschnitten sind zweckmäßige Fragen angehängt, welche den Gebrauch der Beispiele erleichtern. Willkommene Zugaben sind: eine pragmatische Bildungsgeschichte unserer Sprache, und ein Anhang über deutsche Metrik oder Verskunst. Die Einrichtung des Drucks zeichnet sich durch Nettigkeit und Oekonomie so sehr aus, daß, ohne diese, die Anzahl der Bogen fast doppelt so stark seyn würde. Die wiederholten Auflagen des Verdeutschungs-Wörterbuchs verbürgen ebenfalls dessen Werth und Brauchbarkeit.

J. C. F. Scherbers Anfangsgründe zur deutschen Sprache, nebst Uebungsbriefen, sich darin, so wie im Briefstyle zu befestigen; 2te verb. Aufl. 8. 18 Bogen. 10 ggr.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage erweckt schon ein günstiges Vorurtheil für dieses Buch. Der Hr. Verf. hat selbiges von neuem verbessert u. jede Regel mit Beispielen erläutert, wodurch es zum Schul- und auch zum Selbstunterricht von großem Nutzen seyn wird.

Falkmann, Ch. F., Methodik der Stylübungen für höhere Schulanstalten und Privat-Uebungen. gr. 8. 1 Rthlr.

Erprobtes Resultat einer zwölfjährigen Erfahrung ist der Inhalt dieses Musterwerks. Der Lernende wird nicht nur zum eigenen Nachdenken angeregt, sondern der Verf. hat sich auch bemüht, Uebungen von vielseitig belehrendem Inhalt zu geben, welches man in ähnlichen Werken oft vermißt.

Vollbeding, M. J. C., orthographisches Wörterbuch, mit Hinweisung auf die Ableitung und Geschlechtsbestimmung der Wörter. Ein Anhang zu allen deutschen Sprachlehren. 12 ggr.

Hier findet man die vollständigste Sammlung von Beispielen und Belegen zu der, besonders auch in den Heyse'schen Sprachlehren so deutlich vorgetragenen Lehre der deutschen Rechtschreibung. Wer die Grundsätze derselben in ihrem ganzen Umfange praktisch sich anzueignen wünscht, findet hier ein reichhaltiges Hülfsbuch.

Ueber Mir und Mich, Vor und Für; oder practischer Rathgeber in der deutschen Sprache. 2te mit einem grammatisch-kritischen Wörterbuche verm. Aufl., von M. J. C. Vollbeding. 8. (30 Bogen.) 16 ggr.

Wem es darum zu thun ist, seine Muttersprache nicht nur richtig zu sprechen und zu schreiben, sondern auch in der Eile bei schriftlichen Aufsätzen das rechte Wort für seinen Gedanken zu finden, dem kann man dies Werk als ein brauchbares Hülfsmittel empfehlen. Für diejenigen, welche die erste Auflage dieses Werks oder ähnliche Schriften über Mir und Mich schon besitzen, wird das so schätzbare Wörterbuch zu 12 ggr. besonders verkauft.

Heinsius, Dr. Theodor (Professor am Berlinisch-Köllnischen Gymnasium), volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache, mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung, für die Geschäfts- u. Lesewelt. 1r bis 3r Bd. A bis R. gr. 8. Pränumerations-Preis Druckpap. 7 Rthlr. 12 ggr.
Schreibpap. 10 Rthlr.

Der Verf. hat glücklich die Aufgabe gelöset, den ganzen reichen Sprachschatz der Deutschen, aus allen Gegenden, aus einheimischen und fremden Quellen alter und neuer Zeit, zu sammeln, und allen Ständen des gemeinsamen Vaterlandes, im Gebiete des höhern und niedern Wissens, im praktischen Leben des Umgangs, in der Welt der Geschäfte, wie der Schriftsteller und Dichter, ein sicherer Führer zu werden. — Der 4te Band, welcher das Ganze vollendet, wird nächstens erscheinen.

Populaire Heilkunde.

Der medicinische Rathgeber in den gewöhnlichsten Krankheiten. Ein alphabetisches Taschenbuch, zunächst für den Bürger u. Landmann. Vom Dr. C. A. Struve. 8. 16 ggr.

Auch dieses Werk eines beliebten Schriftstellers schließt sich ehrenvoll an die vortrefflichen Arbeiten Tissot's und Unzer's. In bangen Stunden krankhafter Zufälle, wo man von schleuniger Hülfe eines

Arztes entblößt, durch vorsichtige Behandlung Gesundheit und Leben retten kann, werden Kranke und solche, die an ihrem Schicksal Theil nehmen, von diesem Rathgeber, wider die wichtigsten Uebel, vorläufig heilsame Anweisungen erhalten, in schwierigern Fällen aber an geschickte Aerzte verwiesen. Ein deutlicher, kunstloser Vortrag empfiehlt das Buch zum allgemeinen Gebrauch, welchen die alphabetische Anordnung der Sachen sehr erleichtert.

Die Wissenschaft des menschlichen Lebens, vom Dr. C. A. Strüve. Zwei Bände. 8. 1 Rthlr. 16 ggr.

Die Kunst, das schwache Leben zu erhalten und in unheilbaren Krankheiten zu fristen, von Demselben. 3 Thle. 8. 2 Rthlr. 12 ggr.

Seit Hufeland's Makrobiotik giebt es eine Menge von Schriften über die Kunst, das Leben zu verlängern und zu erhalten; der würdige, zu früh verstorbene Struve aber stellt diese Kunst in ganz neuen, originellen und praktischen Beziehungen dar; nach ihm liegt der Hauptzweck aller Arzneikunde darin, das Physische im Menschen moralisch-diätetisch zu behandeln. Er verschreibt untrügliche Recepte für das ganze Leben, da er zu dem, was hilft, auch das, was Pflicht ist, zu verordnen weiß.

Ueber die Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren; ein Handbuch für Mütter, denen die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt. Vom Dr. C. A. Struve. 2te verm. und verb. Aufl. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 8 ggr.

Wer es weiß, daß die ersten Lebensjahre die entscheidendste Periode für physische und moralische Erziehung enthalten, der liest gewiß mit Antheil diese Anzeige einer vortrefflichen Schrift. Sie ward von ihrem Verfasser mit vielen seiner neuern Erfahrungen als Arzt und als Mensch bereichert. Im leichten Tone des angenehmen Umgangs stellt er sich Müttern als freundlichen Rathgeber bei ihrem wichtigsten Geschäft an die Seite. Man glaubt, mit ihm selbst zu reden. Auf jede Frage giebt er befriedigende Antwort, über jeden möglichen Fall Belehrung.

Wie können Schwangere sich gesund erhalten und eine frohe Niederkunft erwarten? nebst Verhaltungsregeln für Wöchnerinnen, vom Dr. C. A. Struve. 2te Aufl. 8. 20 ggr.

Auch in dieser Schrift hat sich der Verf. um das menschliche Geschlecht sehr verdient gemacht, da er den Müttern auf eine faßliche und sehr angenehme Art eine vernünftige Anweisung giebt, wie sie sich bey dem Anfange, Fortgange und Ende ihrer Schwangerschaft zu verhalten haben. Durch das ganze Werk arbeitet der Hr. Doctor nicht allein dem Aberglauben, den Vorurtheilen, den Aengstlichkeiten bey diesen Umständen, wie nicht weniger dem sogenannten Versehen gründlich entgegen; sondern er läßt sich auch besonders auf die Diät, Bewegungen, Arzneien, Hausmittel, Aderlassen, wie sie schädlich oder nicht schädlich sind, ein, und liefert also den Müttern, und besonders den angehenden verheyratheten Damen, ein Buch in die Hände, worin sie nicht leicht eine Frage vermissen werden, auf welche sie nicht völlige Auskunft erhalten. Aus dem schnellen Absatz der ersten Auflage läßt sich schließen, daß selbige schon vielen Beyfall gefunden hat.

Struve, Dr. C. A., der Gesundheitsfreund der Jugend. 8. 10 ggr.

Ein denkender praktischer Arzt giebt auf mehreren interessanten Blättern aus dem großen Buche der medicinischen Erfahrung die gemeinnützigste Entwickelung diätetischer Wahrheiten und Regeln, verwebt mit einer Reihe treffender Beobachtungen über Lebens- und Menschenkunde, so daß die Schrift, auch als Lesebuch, der reifern Jugend mit Recht empfohlen werden kann.

Der Gesundheitsfreund des Alters, oder praktische Anweisung, wie man im Alter seine Gesundheit erhalten, sein Leben verlängern und froh genießen könne, vom Dr. C. A. Struve. 8. 10 ggr.

Das Greisenalter, das wegen seiner natürlichen und unvermeidlichen Schwächen und Gebrechen fast dieselbe Sorgfalt und Hülfe des Arztes, wie das Kindesalter, bedarf, ist der Aufmerksamkeit und Menschenliebe des allgemein beliebten Volksarztes nicht entgangen.

Struve, C. A., 6 Noth- und Hülfstafeln, als: 1. die tabellar. Uebersicht der Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren. 2. Noth- und Hülfstafel: vom tollen Hundsbiß, von Giften, vom Verschlucken, vom Ersticken u. s. w. 3. Noth- u. Hülfstafel von den Mitteln, Kinder gesund zu erhalten. 4. Hebammentafel, oder allgemeine Uebersicht des Verhaltens der Mütter u. Hebammen bei natürlichen Geburten. 5. Rettungstafel ertrunkener ꝛc. ꝛc. Personen. 6. Noth- und Hülfstafel zur Verminderung des Pockenelends. Jede Tafel einzeln 1 ggr. 30 Stück 1 Rthlr.

Schriften für religiöse Erbauung.

Postille zum Vorlesen in Landkirchen und zur häuslichen Erbauung an allen Sonn- und Festtagen des Jahres, über die Evangelien und einige Texte; vom Pastor F. L. v. Kalm. gr. 4. (68½ Bog.) 2 Rthlr. 16 ggr.

Der schon durch mehrere religiöse Schriften ausgezeichnete Verfasser bringt auch in diesen (88) Vorträgen oft von ganz neuen Seiten tief in das Herz des Zuhörers, weil seine einfache, deutliche, kräftige Rede vom Herzen kommt, und Jedem, wer sie vernimmt, Belehrung, Ueberzeugung, Rührung, Trost und Ermunterung giebt. — Predigend jenen Glauben, der durch Liebe zur That wird, stellt sich der Redner dar als einen vom Geiste der Bibel geleiteten Führer, welchen jede Landgemeinde, jede Familie, jeder Christ, der durch gute Predigten sein Gemüth zu erheben sucht, lieb gewinnen wird. Wie der Inhalt erschöpfend und ächt christlich, der Vortrag klar und ergreifend, die Sprache edel und faßlich, so ist besonders das Zeitmaß zum Vorlesen beim Gottesdienste sehr sorgfältig berücksichtigt. Vollkommen entspricht daher diese Postille einem Bedürfnisse unserer homiletischen Literatur, das allgemein gefühlt wurde, besonders seitdem das bekannte Werk von Heym im Buchhandel nicht mehr zu haben ist, und nicht wieder erscheinen wird.

Stolz, Dr. J. J., die sämmtlichen Schriften des neuen Testaments. Nach Griesbach's Ausgabe des griechischen Textes übersetzt. Eine ganz neue Arbeit, nicht eine Erneuerung der früheren Ausg. gr. 8. Weiß Druckpp. 14 ggr. ord. Druckpap. 12 ggr.

Die heilige Urkunde des Christenthums wird in dieser neuen Uebersetzung allen ächten Verehrern Jesu dargeboten: so geläutert und gereinigt von Zeitirrthümern, so treu erhalten im Charakter der einfachen Urschriften, daß sie, vollkommen befriedigend jede billige Forderung gelehrter Bibelforscher, durchaus würdig des gegenwärtigen Standpunctes theolog. Wissenschaft, allgemeines Volksbuch, im edelsten Sinne des Wortes, zu werden verdient. Die Verleger haben, durch saubern Druck und billigen Preis, Alles gethan, um möglichste Verbreitung desselben in christlichen Familien, Gemeinden und Schulen zu befördern.

Bail, J. D., Unterhaltungen für nachdenkende Christen über die wichtigsten Wahrheiten des Glaubens und des Lebens. 3 Theile. gr. 8. 46 Bogen. 2 Rthlr.

Der Verfasser, jeder höhern Forderung an einen Erbauungs-Schriftsteller genügend, vereinigt in sich Alles, was Geist und Herz seiner Leser ihm gewinnen, was, im heiligen Lichte der Wahrheit und Religion, die ganze Seele erheben, rühren und fesseln kann.

Ewald's, J. L., neues Erbauungsbuch für Frauenzimmer aller Confessionen. 2 Bde. mit 1 Kupf. nach Ramberg. kl. 8. 18 ggr. gr. 8. 1 Rthlr. 12 ggr.

Das Mädchen, die Gattinn, die Mutter, finden hier Erweckungen und Ermunterungen, jede zu ihren eigenthümlichen Pflichten; das ganze Buch ist eine Moral für Frauenzimmer, in den trefflichsten anziehendsten Schilderey'en aus dem Gebiete der Natur, der Kunst und des Lebens.

Ewald's, J. L., christliches Hand- u. Hausbuch, oder christliche Betrachtungen auf alle Tage im Jahre. 2 Thle. 2te verb. u. wohlfeilere Aufl. mit des Verf. Portr. gr. 8. 2 Rthlr.

Dieses geistreiche Erbauungsbuch zeichnet sich durch Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit seines Inhalts für jedesmalige Bedürfnisse, Lagen und Umstände des Geistes und Lebens, durch genugsamen Stoff zum Nachdenken und durch seine einfache, herzliche Schreibart vorzüglich aus.

Jesus, der Stifter des Gottesreichs. Ein Gedicht in zwölf Gesängen, von G. A. v. Halem. 2 Bde. Mit 1 Kupf. nach Ramberg. 8. 2 Rthlr.

Jesu Lehre hat den gemüthvollen Dichter begeistert. Diese, und die Geschichte, welche dieselbe bestätigte, sind der erhabene, mit hoher Weihe und Begeisterung aufgefaßte Gegenstand eines Gedichts, das in unseren Tagen allen Freunden und Freundinnen ächter Religiosität desto inniger empfohlen zu werden verdient, je schöner es dem Dichter gelungen ist, das Göttliche in Jesus menschlich darzustellen.

Sturm, C. C., Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden, auf jeden Tag des Jahres. 10te Aufl., durchgesehen u. vermehrt von F. P. Wilmsen (Prediger in Berlin). 2 Thle. gr. 8. 1 Rthlr. 12 ggr.

Jeddersen, J. F., Unterhaltungen mit Gott in besonderen Fällen u. Zeiten. Sechste, von

J. H. W. Witschel verb. u. verm. Aufl. gr. 8. (Auch mit dem Titel: Sturm's Unterhaltungen ꝛc. 3r Bd.) 18 ggr.

Die Gedichte-Samml. daraus apart 6 ggr.

Tiede, J. F., Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden, auf jeden Tag des Jahrs. 9te Aufl. durchgesehen u. verm. von J. P. Wilmsen. 2 Thle. gr. 8. 1 Rthlr. 12 ggr.

Wilmsen und Witschel haben die von ihren verdienten Vorgängern verbreitete religiöse Wahrheit, deren gehaltreicher Kern ewig derselbe bleibt, in das Licht unserer Zeit gestellt, wozu sie, anerkennend, daß es ein hohes Bedürfniß sey, sich berufen fühlten. In den Sturm'schen, wie im ersten Theile der Tiede'schen Betrachtungen, ist von Wilmsen jede Seite, jede Periode der sorgfältigsten Feile unterworfen, der zweite Theil der Abendstunden aber ganz neu gearbeitet worden. Ein Gleiches hat Witschel für Fedderssen gethan; er hat die angehängte Sammlung von Liedern zu erhebenden, unserer Zeit entsprechenden Poesieen erneuert.

Schriften über Land- und Hauswirthschaft.

Hülfsbuch für Landwirthe, besonders für Gutsbesitzer, Oeconomie-Administratoren, Verwalter u. Lehrlinge. Aus prakt. Erfahrung bearbeitet von A. Mackensen. 1r Theil. gr. 4. Ladenpreis 2 Rthlr.

Der Beifall, welchen obiges Werk gefunden hat, veranlaßt den Hrn. Verfasser, einen 2ten Theil mit Beantwortung u. Auflösung der im ersten aufgestellten Fragen gegenwärtig zu bearbeiten, welcher nächstens erscheinen wird.

Die Hausmutter, in allen ihren Geschäften. 4 Bde. 4te Aufl., verb. u. verm. vom Oberamtmann Dr. C. Gericke. gr. 8. 6 Rthlr.

Dies Werk umfaßt alle Gegenstände des Haushalts, in der Stadt und auf dem Lande, mit einer solchen Vollständigkeit u. Deutlichkeit, daß auch ganz unerfahrne junge Frauen aus demselben zu guten Hauswirthinnen sich bilden können. Der Herausgeber hat alle Fortschritte der neuern Zeit, seine eigenen reichen Erfahrungen, und diejenigen vieler achtungswerther Wirthschafterinnen benutzt, und die Resultate derselben dem Werke angeeignet.

Handbuch der Naturgeschichte für Landwirthe, von G. E. W. Crome (weil. Professor zu Möglin). 3 Thle. mit 22 Kpf. u. einer Vorrede von A. Thaer. gr. 8. 10 Rthlr. 12 ggr.

Erster Theil enthält: allgemeine Pflanzen. Zweiter Theil, 1r u. 2r Band: besondere Pflanzenkunde. Dritter Theil, 1r Band: Zoologie oder Thierkunde: vierfüßige Thiere, Vögel, Amphibien, Fische. Dritter Theil, 2ter Band: Zoologie oder Thierkunde: Insecten und Würmer. Dritter Theil, 3r u. letzter Band: Anorganographie.

Der berühmte Herr Staatsrath Thaer sagt in seiner Vorrede zu diesem Werke Folgendes darüber: "Der Hauptzweck, dem Landwirthe einen richtigen Ueberblick über die gesammte Naturgeschichte von seinem eigenthümlichen Standpunkte aus, und in so fern sie Interesse für ihn hat, zu verschaffen; ihm einen Leitfaden zu geben, der ihn bei seinen Erfahrungen und Versuchen leitet, und über manchen noch unbekannten Gegenstand Auskunft giebt — den erfüllt dieses Werk vor allen bisherigen. Wo es nur möglich war, sind die Beispiele von bekannten landwirthschaftlichen Gegenständen hergenommen, und Anwendungen auf das landwirthschaftliche Gewerbe gemacht worden. Und so darf ich es allen lehrbegierigen Landwirthen mit voller Ueberzeugung empfehlen."

Handbuch der Pferde-Arzneikunde, von J. White. Nach der 9ten Aufl. aus dem Engl. übersetzt durch V. von Müller. Mit 6 Kpf. und einer Vorrede vom Director A. C. Havemann. 2 Bde. gr. 8. 3 Rthlr. 12 ggr.

Der 2te Bd. enthält die veterinärische Arzneymittellehre und kostet allein 2 Rthlr.

Da der Hr. Uebersetzer sich in England selbst von dem ausgezeichneten Beifalle und großen Nutzen, welchen dieses vorzügliche Werk leistete, überzeugt hatte, so entschloß er sich, es für Deutschland zu bearbeiten, wodurch er sich den Dank aller Pferdeliebhaber erworben hat.

Der Verwalter, wie er seyn sollte; oder practischer Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft. 1r bis 3r Th. Neue umgearbeitete Aufl. gr. 8. 4 Rthlr. 2 ggr.

Da dies Werk eine mit der größten Sorgfalt getroffene Auswahl der bloß auf Erfahrungen gegründeten Resultate der besten Landwirthe enthält, so kann sich hier der wißbegierige thätige Oekonom einen großen Schatz von Kenntnissen in seinem Fache erwerben, und was könnte ihm zur Benutzung der langen Winterabende dann wohl willkommener seyn, als dies Buch.

Thaer, Dr. A., Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft u. ihrer neuen prakt. u. theoret. Fortschritte in Rücksicht auf Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft, für denkende Landwirthe u. Cammeralisten. 3 Bde. complet [wovon der erste Band schon dreimal neu aufgelegt worden ist]. gr. 8. 9 Rthlr.

Thaer, Dr. A., Abbildungen von Ackergeräthen. Drey Hefte. 4. 9 Rthlr.

Beyde Werke zusammen werden für 12 Rthlr. erlassen.

Lüdemanns geometrische Tabellen für Oeconomen u. Verwalter. 2te verb. Aufl. 8. 12 ggr.

Havemanns Anleitung zur Beurtheilung des äußern Pferdes, in Beziehung auf dessen Gesundheit und Fähigkeit. 2te sehr vermehrte Auflage. 8. 20 ggr.

Leopold, J. G., Taschenbuch für Oeconomie-Verwalter, auch nützlich für diejenigen, welche Glieder dieses Standes werden, oder sie bilden und beurtheilen wollen. 3te verb. Aufl. 8. 1 Rthlr.

Dessen Handwörterbuch des Gemeinnützigsten u. Neuesten aus der Oeconomie. 2te verm. Ausg. gr. 8. 2 Rthlr. 6 ggr.

Dieses Wörterbuch enthält das Brauchbarste u. Neueste aus der Oekonomie, kann daher bei Vielen die Stelle einer kostspieligen Bibliothek vertreten, und hat zugleich den Vorzug vor manchen andern ähnlichen Werken, daß es nicht bloß aus Compilation besteht, sondern auch viele eigene, auf Erfahrung und Versuche des Verfassers sich stützende Bemerkungen enthält.

Agricola, oder Belehrungen über alle Gegenstände der Landwirthschaft, aus langjähriger Erfahrung herausgegeben von J. L. G. Leopold. 1r Bd. Ueber den Futterbau. 8. 1 Rthlr. 8 ggr.

2r Bd. über die Viehzucht. 2 Rthlr.

Unsere Landwirthe sind dem Verfasser für die Darstellung vernünftiger Grundsätze der Landwirthschaft allen Dank schuldig. Seine zweckmäßig angelegte Schrift macht theure Werke entbehrlich, deren Vorzüge er zu vereinigen wußte, deren Fehler seine langjährige Erfahrung prüft und meiden lehrt. Wenn das Gedränge widersprechender Grundsätze die Oekonomen mit Schaden bedroht, so wird das praktische Urtheil des Verf. sie sicher leiten, und vor Abwegen bewahren.

Meyers, J. F., Grundsätze zur Verfertigung u. Beurtheilung richtiger Pachtanschläge über alle Zweige der Landwirthschaft für Domainen, Cammern, Gutsbesitzer und Pachtbeamte, nebst dazu dienlichen Mustern. 4. 3 Rthlr. 16 ggr.

Vollständiges Hannoversches Kochbuch, oder neueste praktische Erfahrungen einer Hausmutter, im Kochen, Backwerkmachen und Einkochen der Früchte. Nebst einer Erklärung aller, in der Kochkunst vorkommenden Kunstwörter. 8. 20 ggr.

Neues Hannoversches Kochbuch. In 2 Theilen. Von einem praktischen Koche. Dritte verbesserte Auflage. 8. 8 ggr.

Von den Herausgebern lernt man die schwere Kunst, durch sparsame Wahl und Zubereitung der Speisen jeder Art, in der Küche mit Wenigem Viel zu leisten; aber auch keine Forderung der Eleganz und des Wohlgeschmacks bleibt unbefriedigt. Vollständigkeit ist daher ein wesentlicher Vorzug dieser Kochbücher, die in bürgerlichen und vornehmen Haushaltungen, in Städten und auf dem Lande, gleich nützlich seyn werden, da keine ökonomische Erfahrung der neuesten Zeit unbenutzt gelassen ist. Genaue Bestimmung der Quantitäten bei den Zuthaten erhöht die Brauchbarkeit der Recepte.

Als Anhang zu diesem und allen andern Kochbüchern ist noch sehr zu empfehlen:

Knopf's Produktenbuch für die Küche, oder Anweisung für junge Mädchen und Hausfrauen, diejenigen Produkte, welche in der Küche zubereitet werden, nach ihrem wahren Gehalte kennen, beurtheilen zu lernen, und am vortheilhaftesten einzukaufen. 8. 12 ggr.

Gericke, vollständige Anweisung zum Seifensieden, Lichtziehen, Stärkemachen, Waschen ꝛc., wie auch zum Einmachen der Früchte. Für größere u. kleinere Haushaltungen brauchbar. gr. 8. 1 Rthlr. 12 ggr.

Vollständige Anleitung zum Bierbrauen und Hausbacken, nebst einer besondern Abhandlung über das Weißbierbrauen. gr. 8. 1 Rthlr.

53. Schmelzing (D. J.), Staatsrecht des Königr. Baiern. 2r (und letzter) Theil: Staatsverwaltungsrecht. Mit einem Real-Index über beide Theile. gr. 8. 3 Thlr. (Beide Theile 5 Thr. 12 Gr.)
54. Schöll's, Friedrich (Königl. Preuß. geheimen Ober-Regierungsraths) Biographie. gr. 8. 20 Gr.
55. Schütz (Wilhelm von), dramatische Wälder. Enthalten: 1. Gismunda; 2. Evadne. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
56. — — zur intellectuellen und substantiellen Morphologie. 1s Heft. gr. 8. 1 Thlr.
57. Spanien und die Revolution. (Vom Freiherrn von Hügel). gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.
58. Stael (Frau von), zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
59. Taschenbuch ohne Titel für das Jahr 1822. Mit 3 Zeitblättern und allegorischen Umschlägen. 12. 1 Thlr. 12 Gr.
60. Ueber die Vossische Schrift: Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe ꝛc. gr. 8. 8 Gr.
61. Urania. Taschenbuch auf das J. 1822. Mit 7 Kpfrn: Tieck's Bildniß, und sechs Darstellungen zum Shakspeare. 16. Ord. Ausgabe (in Futteral mit Goldschnitt oder blos cartonnirt) 2 Thlr. 6 Gr. Große Ausgabe mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. 12 Gr.
62. Vaux's, Hardy, Denkwürdigkeiten seines Lebens. 2r Theil. A. d. Engl. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (Beide Theile 3 Thlr.)
63. Verhandlungen, die, der bad. Landstände im J. 1820. gr. 8. 1 Thlr.
64. Weitzel (J.), das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 1r Theil. 8. 2 Thlr.
65. Wolfart (D. K. Chr.), Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus. 4ten Bandes 1stes Heft (No. VII. der ganzen Folge). 8. 1 Thlr.
66. Wundermann, der, im Jahre 1821. 8. 6 Gr.
67. Zeitgenossen. VI. 3. (XXIII.) [Arthur Young — Gregoire — C. Th. von Dalberg.]
68. — — VI. 4. (XXIV.) [Minister Bülow — Pius VI. — Wolcot — Davy — Repertorium über I—XXIV.]
69. Neue Reihe. I. 1. (XXV.) [Friedrich Wilhelm III.]
70. — — I. 2. (XXVI.) [Friedrich Schöll — Necker. 1ste Abtheil.]
71. — — I. 3. (XXVII.) [Necker. 2te Abth. — Gustav Adolph IV. — Caroline Kön. von Engl.]
72. — — I. 4. (XXVIII.) [Bürgerin Roland. — Mor. Aug. v. Thümmel. — Georg III.]
73. — — II. 1 (XXIX.) [Ali Pascha. — Mesmer. — Mendelssohn. — Von Parrot. — Metastasio. — Maskelyne. — Benjam. West. — Merian. — Jos. Banks. — Mechain.]

Jedes Heft auf Druckp. 1 Thlr.

Für das Jahr 1822 u. fg. beschäftigt sich dieselbe Buchhandlung unter andern mit nachfolgenden Fortsetzungen u. neuen Werken:

1. Annalen, kritische, der Medizin. Herausg. von D. Pierer und D. Choulant. Jahrgang 1822.
2. Behlen (Königl. bair. Forstmeister), Topographie des Spessart Waldes, mit besonderer Rücksicht auf Gebirgs-, Erd-, Forst- und Jagdkunde. Mit 1 Charte.
3. Berghaus (J. J.), Encyclopädie der Handlungswissenschaften. 4 Bände.
4. Böckel (Prof. D.), Vorlesungen üb. d. Neue Testament. 5 Bde.
5. Casanova's Memoiren (Aus). 2r Bd. und ff.
6. Casper (D.), Skizzen zur Charakteristik der französischen Medicin und Chirurgie, mit Hinblicken auf die englische.
7. Conversations Lexicon 11r und 12r Bd. Zu allen Auflagen und Drucken passend. (Als besondres Werk unter dem Titel: Conversations-Lexicon, zunächst über die neueste Zeit und Literatur. 2 Bde.) In fünf verschiedenen Ausgaben.
8. Conversations-Blatt, literarisches. Jahrgang 1822.
9. Ebert (D. F. A.), Geschichte und Beschreibung der königl. Bibliothek in Dresden.
10. — — allgemeines bibliographisches Lexicon. 2r Band.
11. Encyclopädie der gesammten Freimaurerei. In alphabetischer Ordnung. 2 Bände.
12. Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die königl. preußischen Staaten. 2 Thle.
13. — — der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxe für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten.
14. Ersch (J. S.), Handbuch der deutschen Literatur, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. 2te, bis auf die neueste Zeit fortgeführte Ausgabe. In 4 Bänden oder 8 Abtheilungen.
15. Ewald (D. J. L.), der Protestantismus unter Katholiken und der Katholicismus unter Protestanten.
16. Gerstäcker (D. K. F. W.), Anweisung zur Abfassung gerichtlicher Vertheidigungsschriften. 2r Theil.
17. Grundriß der Statistik. Nach dem neuesten Standpunct.
18. Gruner (J. E. von), kleine Schriften.
19. Hasse (F. C. A.), Gerhard von Kügelgens Leben, und über seine Kunstwerke. Mit Kupfern.
20. Hermes. Jahrg. 1822. (No. XIII—XVI. der ganzen Folge.)
21. Holberg's Lustspiele. Von Oehlenschläger neu bearbeitet. In 4 Bänden.
22. Horn (D. Franz), über Shakspeare. 3 Thle.
23. Hornthal (D. J. P. von), Geschichte der Rechtspflege bei den vorzüglichsten Völkern germanischen Stammes. 4 Bde.
24. Huber (Therese), Edwin, oder wen Gott liebt, den züchtigt er. Ein Roman in zwei Theilen.
25. Hufeland (Staatsrath D. C. W.) und C. Darwin, Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts.
26. Isis. Herausg. von Oken. Jahrgang 1822. Mit Kpfrn.
27. Lucchesini (Marchese von), Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. A. d. Ital. von Halem. 2r Theil u. ff.
28. Morgan (der Lady), Reisen. II. Italien. 2r Thl. u. ff.
29. Pierer (D. J. S.), anatomisch-physiologisches Realwörterbuch zu umfassender Kenntniß der Natur des Menschen im gesunden Zustande. 5r Bd u. ff.
30. Raumer (Friedrich von), Geschichte der Hohenstaufen. 4 Bde.
31. Reim-Lexicon, deutsches. 2 Thle.
32. Rehlwes (J. H.), das Ganze der Thierheilkunde, nebst allen dazu gehörenden Wissenschaften. 5 Bücher.
33. Rückert (F.), östliche Rosen. 2r Theil.
34. Saalfeld (F.), allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der franz. Revolution. 4n Bds 2te (des ganzen Werkes letzte) Abth. (1815 — 1818).
35. Schindel (C. W. O. A. von), die deutschen Schriftstellerinnen des 19ten Jahrhunderts. 2 Bde.
36. Schulze (Ernst), sämmtliche poetische Schriften. 4 Bde. Neue Aufl., mit 16 größtentheils in Paris gestochenen Kpfrn.
37. Tasso's befreites Jerusalem. Uebersetzt v. Karl Streckfuß. In zwei Ausgaben: in gr. 8., 2 Bde, mit dem Original-Text gegenüber; und in kl. 8., 2 Bde, ohne den Original-Text.
38. Theater, classisches, der Franzosen. No. III. Cäsars Tod von Voltaire. No. IV. Iphigenia von Racine. Uebersetzt von Peucer.
39. Urania für 1823.
40. Vico's Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen von D. W. Weber.
41. Weitzel (J.), das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 2r Thl.
42. Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. 2te Aufl. 3r (und letzter) Theil.
43. — — Leitfaden zum öffentlichen und Selbstunterricht in der Jagdkunde.
44. Wolfart Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus. No. VIII.
45. Zeitgenossen. Neue Reihe. II. 2. (XXX) u. ff.

Inhalt.

No. 1. Morgengruß der Muse am 1. Januar 1822. — Verschiedenheiten der Meinungen. (Zur Eröffnung des Jahrgangs.) — Aus Italien. — Zur Nachricht.

2. Schauspiele von Calderon, übersetzt von O. v. d. Malsburg. 4ter Bd. — Wilhelm Meister's Tagebuch. — Unsere neuen Dichter sind nicht Dichter unsers Volkes. — Anecdote.

3. Mémoires historiques, politiques et littéraires sur Naples, par le comte *Orlow*. I. — Taschenbücher für 1822. (Berlinischer Taschen-Kalender). — Dänische Künstler in Rom.

4. Leben des Grafen von Bülow. Erster Artikel. — Schauspiele von Calderon, übersetzt von O. v. d. Malsburg. 4ter Bd. (Beschluß.) — Die Damenhüte im Theater.

5. Aus Casanova's Memoiren. Erster Theil. — Schriftstellerunachtsamkeiten jeder nur nicht politischer Art. 5. — Aegyptische Merkwürdigkeiten.

6. Blick auf das Dresdner Hoftheater und seine neueste Gestaltung. Erster Brief. — Schriftstellerunachtsamkeiten jeder nur nicht politischer Art. 6. 7.

Beilage No. 1. Uebersicht der neuern schwedischen Literatur. — Florentine Macarthy, eine irländische Novelle von L. Morgan; bearbeitet von B. J. F. von Halem. — Ein Brief von Grimm an Gottsched.

7. Beschreibung einer Reise nach Surinam in den Jahren 1805—1807., von A. von Sack. — Aus Morellet's Memoiren. I. (Seine Unterredung mit dem Ersten Consul.)

8. Geschichte des römischen Staates und Volkes von F. Fiedler. — Leben des Grafen von Bülow. Zweiter Artikel. — Aus Italien.

9. Hannah, der Herrnhutherin Deborah Findling, von Th. Huber. — Beschreibung einer Reise nach Surinam in den Jahren 1805—1807, von A. von Sack. (Fortsetzung). — Aus Italien.

10. Reise durch Griechenland und die jonischen Inseln im Sommer 1821, von Dr. Chr. Müller. — Bemerkungen über Verskunst. IV. V. VI. — Aus Morellet's Memoiren II. (Brief von Sieyes an Thom. Paine).

Beilage No. 2. Literarische Notizen aus Wien. — Englische Journalistik. (Edinburgh philosophical Journal. No. 10). — Eine alte possirliche Ausgabe von Horatius Werken.

11. Ewald's Briefe über Mystik — Schreiben an den Herausgeber des Lit. Conv. Blattes. (Ueber Fr. Schöll's Biographie). — Briefe über belletristische Literatur (Launen der Liebe von Prätzel).

No. 12. Das Taschenbuch ohne Titel für 1822. — Beschreibung einer Reise nach Surinam in den Jahren 1805—1807, von A. von Sack. (Beschluß).

13. Lustgarten der Philosophie und des Styls. — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive.

14. Geselligkeitsgeist. (Fragmente). — Kunstansichten. 3. (Portraits in Medaillen). — Briefe über belletristische Literatur (Beschluß). — Cölestin, der Priester und der Mensch.

15. Oestliche Rosen von Fr. Rückert. — Englands historischer Bildersaal. — Geselligkeitsgeist (Beschluß).

16. Adamantios Korai über die moralische Wiedergeburt der Neugriechen. — Das Taschenbuch ohne Titel für 1822 (Beschluß). — Englischer Faustkampf. — Die Eroberung von Mexico, von van der Velde.

17. Briefe eines Frauenzimmers über einige neue Erscheinungen der Literatur. III. (Ueber Wilhelm Meister's Tagebuch.) — Oestliche Rosen von Fr. Rückert (Fortsetzung). — Hegel's Naturrecht.

18. Ueber die neueste baierische Landtags-Literatur. Erster Brief. — Oestliche Rosen, von Fr. Rückert (Beschluß). — Kunstansichten. 4. (Verloosung geschnittener Steine). — Ein zweiter unedirter Brief Grimm's an Gottsched.

19. Bibliothèque universelle. 1821. Juin—Octobre. — Ueber die neueste baierische Landtags-Literatur. Zweiter Brief.

20. Rochlitz's Schriften. — Auswahl aus Klopstock's Nachlaß. Zweiter Theil. —

21. Mémoires historiques, politiques et littéraires sur Naples, par le comte *Orlow*. II. — Gedanken.

Beilage No. 3. Uebersicht neuer französischer Schriften. — Englische Journalistik (Beschluß). — Kupferstecherkunst in England.

22. État actuel de l'industrie française, par Jouy. — Bemerkungen über Verskunst. VII.

23. Mémoires historiques, politiques et littéraires sur Naples, par le comte *Orlow*. III. — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive.

24. Ueber Jouy's neuestes Trauerspiel Sylla. — Bibliothèque universelle. 1821. Juin—Octobre (Fortsetzung). — Gedanken.

25. Ueber Feuerbach's neuestes Werk über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege. — Etat actuel de l'industrie française, par Jouy (Beschluß). — Bemerkungen.

Beilage No. 4. Naturwissenschaftliche Journalistik in England von 1821. III.

015.43
L7121
germ

Literarisches

Conversations-Blatt.

1822.

Monat Februar;

enthaltend:

25 Blätter, Nr. 26—50, 2 Beilagen Nr. 5, 6, 1 Extra-Beilage zu Nr. 50, und 1 literarischer Anzeiger: Nr. V.

Von diesem Blatte erscheint (Sonntags ausgenommen), außer den Beilagen, täglich ein halber Bogen und ist der Preis pränumerando für den ganzen Jahrgang 10 Thlr.; für das halbe Jahr 5 Thlr. 12 Gr.; und für das Vierteljahr 3 Thlr.

Die K. Sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig, das Fürstl. Thurn und Taxische Postamt in Altenburg und die K. Preuß. Grenz-Postämter in Halle und Erfurt haben Hauptexpeditionen übernommen, und liefern alle Postämter im Umkreise von 50 — 60 Meilen das Blatt ohne Preiserhöhung.

(Die Buchhandlungen, welche ihren sich für dies Blatt eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction desselben einzusenden. Im Fall, daß davon für das L. C. B. kein Gebrauch gemacht werden kann, wird das gesandte Exemplar wieder zurückgeschickt.)

Eigenthümer und Redacteur: F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedruckt bei F. Brockhaus in Leipzig.

1822.

Vollständiges Verzeichniß der im Jahre 1821 in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig wirklich fertig gewordenen neuen Schriften und Werke.

(Es sind diese Werke und Schriften in allen Buchhandlungen in und außer Deutschland zu erhalten.)

1. Annalen, allgemeine medizinische, für 1821, oder kritische Annalen der Medizin. Herausg. von D. J. F. Pierer und D. L. Choulant. Jahrg. 1821. 12 Hefte. gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.
2. Anti-B-z-b-g; oder Beurtheilung der Schrift: Die Verwaltung des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg. gr. 8. 12 Gr.
3. Arndt (E. M.), ein abgenöthigtes Wort aus seiner Sache, zur Beurtheilung derselben. 8. 6 Gr.
4. Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben wie er es zu Dux in Böhmen bis zum Jahr 1797 niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearb. von W. v. Schütz. 1r Bd. 8 2 Thlr. 12 Gr.
5. Beleuchtung der Schrift: du Congrès de Troppau par Bignon. Von S. v. N (W. von Schütz.) gr 8. 16 Gr.
6. Beurtheilung der vorzüglichsten in Deutschland gebräuchlichen Arten der Versicherung gegen Feuersgefahr. gr. 8. 6 Gr.
7. Beurtheilung des Müllner'schen Trauerspiels: die Albaneserin. gr. 8. 10 Gr.
8. Bignon, du congrès de Troppau, ou examen des prétentions des monarchies absolues à l'égard de la monarchie constitutionnelle de Naples. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
9. Briefe Joseph's II. (Bisher ungedruckt.) gr. 8. 1 Thlr.
10. Briefe über Magnetismus, ärztliche Praxis und Gefahren der Täuschung, zur Ehre der Wahrheit herausgeg. von D. ....s. Zweite Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
11. Bülow, des Grafen und Kön. Pr. Staats- und Handelsministers von, biographischer Umriß. gr. 8. 14 Gr.
12. Calderon de la Barca (Don Pedro), comedias; cotejadas con las mejores edieiones hasta ahora publicadas, corregidas y dadas a luz por J. J. Keil. Tomo III. Weiß Druckp. 3 Thlr. Schreibp. 3 Thlr. 16 Gr.
13. Calderon de la Barca (Don Pedro), Schauspiele. Uebersetzt von E. S. G. O. von der Malsburg. 4ter Band. (Enthält: die Seherin des Morgens — die Morgenrothe in Copacavana.) 8. 2 Thlr.
14. Casanova's Memoiren s. No. 4.
15. Conversations-Blatt, literar. Jahrg. 1821. gr. 4. 10 Thlr.
16. Conversations-Lexicon od. allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. 10 Bde. Fünfte Original-Aufl. (3ter Abdr. derselben). 8. Ord. Druckp. 12 Thlr. 12 Gr., Schreibp. 18 Thlr. 18 Gr. gr. 8. Median Druckp. 22 Thlr. supra fein Berliner Med. Druckp. 28 Thlr. (Diese Ausgabe fehlt jetzt.)
17. Ebert (D. F. A.), Allgem. bibliograph. Lexicon. 5te und 6te Liefer. Hes bis Lz. gr. 4. Preis jeder Liefer auf Druckp. 1 Thlr. 16 Gr., auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr.
18. — — 1ster Band (vollständig). A—Lz. gr. 4. 10 Thlr. auf Druckp. u. 13 Thlr. 12 Gr. auf Schreibp.
19. Ewald (D. J. L.), Briefe über die alte Mystik und den neuen Mysticismus. 8. 2 Thlr.
20. Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
21. Gegen die Angriffe des Prof. Steffens auf die Freimaurerei. Von vier Maurern. gr. 8. 16 Gr.
22. Gerstäcker (D. K. F. W.), Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung gerichtlicher Vertheidigungsschriften. 1r Thl. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
23. Gervais (L.), kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens. 1r Thl. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
24. Grävell (D. M. C. S. W.), Briefe an Emilien über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode. Weitere Ausführung der frühern Schrift des Verfassers: Der Mensch; und auf Veranlassung der Wiser'schen Schrift: der Mensch in der Ewigkeit. 8. 1 Thlr. 18 Gr.
25. Hermes. Jahrg. 1821. In 4 Stücken. (No. IX—XII der ganzen Folge) gr. 8. 10 Thlr., ein einzelnes Stück 3 Thlr.
26. — —, alphabetisches Repertorium über den Inhalt desselben, für 1820. gr. 8. 16 Gr.
27. Huber (Therese), Hannah, der Herrnhuterin Deborah Findling. 8. 2 Thlr.
28. Iken (D. C. J. L.), Hellenien. Ueber Cultur Geschichte und Literatur der Neugriechen. 1s Heft. Mit 3 Abbildungen. gr. 8. Illuminirt 1 Thlr. 16 Gr., schwarz 1 Thlr. 8 Gr.
29. Jörg (D. J. C. G.), die Wichtigkeit des jetzigen griechisch-türkischen Kampfes für das physische Wohl der Bewohner des europäischen Continents dargestellt. 2te Aufl. gr. 8. 8 Gr.
30. Isis von Oken. Jahrg. 1821. 12 Hefte. gr. 4 mit Kupfern 8 Thlr.
31. Klopstock's Nachlaß, oder: Auswahl aus dessen nachgelassenem Briefwechsel und übrigen Papieren. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 16 Gr.
32. Krämer (August), Carl Theodor Reichsfreiherr von Dalberg Großherz. von Frankfurt u. s. w. Grundzüge zu einer Geschichte seines politischen Lebens. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
33. Krug (Prof. W. T.), Griechenlands Wiedergeburt. Ein Programm zum auferstehungsfeste gr. 8. Erste Auflage 6 Gr. Zweite, mit vier Zusätzen vermehrte Aufl. 8 Gr.
34. — — letztes Wort über die griechische Sache. Ein Programm zum Michälisfeste. 2te Aufl. gr. 8. 4 Gr.
35. Lucchesini (Marchese v.), historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. A. d. Ital. übers. von B. J. H. von Halem. 1r Theil. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
36. Malsburg (E. F. G. O. von der), Gedichte. Neue Ausg. gr. 8. 2 Thlr.
37. Martens (Charles Baron de), Manuel diplomatique, ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.
38. Mensel (H.), Denkschrift über die Revolutionstage in Madrid im Jahr 1820. gr. 8. 18 Gr.
39. Minnehöfe, die, des Mittelalters, und ihre Entscheidungen oder Ausrüche. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
40. Morgan (oer Lady) Reisen. I. Frankreich. 2 Thle. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
41. — — — II. Italien. 1r Theil. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
42. Mosch (D. C. F.), die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz 2 Theile. Mit 50 Kupfern und 1 Karte. (Für 1821 berichtigte Ausg.) 8. 5 Thlr. 8 Gr.
43. Dasselbe, ohne Kupfer 2 Theile. 8. 3 Thlr.
44. Müller (D. Christian), Reise durch Griechenland und die ionischen Inseln. In den Monaten Junius, Julius und August 1821. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
45. Oken, Naturgeschichte für Schulen. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 3 Thlr.
46. Pierer (D. J. Fr.), anatomisch-physiologisches Realwörterbuch zu umfassender Kenntniß der Natur des Menschen im gesunden Zustande 4r Band: He—L. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.
47. Platen (Aug. Graf v.), lyrische Blätter. No. I. 8. 1 Thlr.
48. Quintessenz aus Anfang, Mitte u. Ende der Wundercurversuche, welche zu Würzburg u. Bamberg durch den Bauer Martin Michel u den Fürsten A. v. Hohenlohe Schillingsfürst unternommen worden sind. Mit Hohenlohe's Bildn. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
49. Raumer (Friedrich von), Vorlesungen über die alte Geschichte. 2 Theile. gr. 8. 6 Thlr.
50. Rückert (Friedrich), östliche Rosen. Drei Lesen. 8. Mit vielen Bogen. 3 Thlr.
51. Saalfeld (Prof. Friedr.), allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der franz. Revolut. 4n Bandes 1ste Abthl. (1812—1815.) gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr. Die sämmtlichen jetzt erschienenen 7 Abthl. kosten zusammen 15 Thlr. 16 Gr.
52. Sand, Carl Ludwig: Acten-Auszuge aus dem Untersuchungs-Proceß über; nebst andern Materialien zur Beurtheilung desselben und Augusts von Kotzebue. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 26.

1. Februar 1822.

Baierische Landstände *)

Baiern hatte als Kurfürstenthum seine historischen Landstände, wie die meisten deutschen Staaten, nämlich, die Ritterschaft, die Geistlichkeit und ein Theil der Bürgerschaft (der größern Städte) hatten sich in den Besitz gesetzt, die Steuern zu willigen und zu heben. Seit dem Jahre 1669 war es nur ein Ausschuß von etwa 20 Mitgliedern der drei Stände, welcher die sogenannten ständischen Angelegenheiten besorgte. Dieser Ausschuß, der sich vom Lande schwer bezahlen ließ, und dafür die Steuerfreiheit der drei Stände zu verewigen suchte, war zwar nur für 9 Jahre erwählt; allein wie Rousseau von englischen Parlamente sagt: par la négligence, l'incurie et j'ose dire la stupidité de la nation, qui après avoir armé ses deputés de la suprême puissance, n'y avait ajouté aucun frein, pour en régler l'usage, geschah es auch hier, daß aus 9 Jahren mehr als 12 Dezennien wurden, bis es Jemanden einfiel, die Legitimität des Ausschusses, oder wie man ihn nannte, der Landschaftsverordnung, in Zweifel zu ziehen. Die französische Revolution, und die durch dieselbe in Umlauf gesetzten Begriffe von Volksvertretung äußerten auch auf diese Landschaftsverordnung einige Einwirkung. Die Regierung fand sich sogar schon im Jahre 1791 bewogen, den Verordneten das Prädicat von Volksschiedsmännern zu ertheilen. Letztere dagegen erlaubten sich im Jahre 1794 der Regierung verschiedene Vorwürfe über Beiseitesetzung der Verordneten bei Abfassung neuer Landesgesetze, über Cabinetsjustiz, geheime Inquisitionsgerichte, Begünstigung der Ausländer, über Diensthandel und Vervielfältigung der Auflagen zu machen, wobei in Bezug auf die Rechtspflege schon die merkwürdige Aeußerung vorkam: „Eigenmacht, Leidenschaft und Kurzsichtigkeit erhalten durch die Verborgenheit einen noch größern Spielraum, und ein öffentliches und legales Verfahren wirkt besser auf das Publicum als ein geheimes den Zweifeln unterworfenes Verfahren." Allein diese Beschwerden waren, wie die Folge zeigte, nur als Redensarten zu betrachten, hinter welche sich Privatabsichten versteckten, und die nicht mehr zur Sprache kamen, sobald dieselben erreicht waren. Indessen konnte sich die Landtagsverordnung der öffentlichen Aufmerksamkeit und Aufsicht nicht länger mehr entziehen, und als das gebildetere Publicum einsah, daß es auf eine wahre Abstellung der Landesbeschwerden nicht abgesehen sey, sprach sich der Wunsch nach Einberufung des Landtags (seit 1669 war keiner mehr gehalten worden) immer lauter aus. Die Schrift: Ein neuer Landtag, die wichtigste Angelegenheit für Baiern (von Freihrn. v. Aretin) brach die Bahn, und nun folgten mehrere bündige und wirksame Flugschriften von dem Präsidenten Freihrn. v. Fraunberg, Landesdirectionsrath von Hellersberg, Gutsbesitzer Rottmanner (alle drei nunmehr verstorben), Landesdirectionsrath v. Hazzi, Freihrn. v. Pelkhoven, Professor Socher und Referendar Utzschneider. (Die letztgenannten drei sind nebst obenerwähnten Freihrn. von Aretin jetzt Mitglieder der baierischen Deputirtenkammer.) Die Folge davon war, daß mehrere Mitglieder der baierischen Ritterschaft die Erklärung an die Landschaftsverordnung einsandten, daß sie dieselben nicht mehr als legitim betrachten könnten. Vorzüglich hatten hierzu mehrere von einem der bereits genannten Gelehrten verfaßte Schriften mitgewirkt, insbesondere der neueste landständische Bundbrief (ein die geheimen Sünden der Landschaftsverordnung ohne Scheu aufdeckender Entwurf einer Einigung gegen dieselbe), und die von ebendemselben Verfasser herrührende staatsrechtliche Ausführung! „Was sollen die Landstände jetzt thun?" worin dargethan wurde, daß die Landstände lands- und reichsverfassungsmäßig das Recht hätten, die Steuern so lange zu weigern, bis statt der erloschenen Vollmacht der Verordnung eine neue ausgestellt, und ein Landtag abgehalten seyn würde. Nun gerieth die Verordnung in Furcht, und forderte sämmtliche Glieder der drei Stände auf, zu erklären: 1) ob auf einem Landtag bestanden werden soll? 2) ob nicht die bisherige Verordnung wenigstens bis dahin provisorisch functioniren dürfe? Beide Fragen wurden von den Ständegliedern mit entschiedener Mehrheit bejahend beantwortet. Aber nun trat der Hof in's Mittel, welchem die bisherige Verhandlungsart mit der alten Verordnung bequemer schien. Er erklärte derselben in einem am 12ten November 1801 vom Grafen Montgelas unterzeichneten Rescript, sie habe sich mit

*) Dieser Aufsatz war zum Behuf des neuen Convers. Lexicons (dessen erste Lieferung von, A—Blz, bis zum 15ten Febr. wird ausgegeben werden) eingegangen. Da er für diesen Zweck aber zu weitläufig und zu speciell befunden wurde, so konnte er im Conv. Lex. keinen Platz finden. Er wird aber hier, besonders in dem Augenblicke der Eröffnung der zweiten Bair. Ständeversammlung dem Publicum gewiß sehr willkommen seyn.

D. Red.

den Ständen, die sich Committenten genannt hätten, ohne von der Regierung einen Ruf hierzu erhalten zu haben, nicht weiter zu befassen; die Regierung wolle vielmehr mit den alten Verordneten, als alleinigen Landtagsbevollmächtigten zu unterhandeln fortsetzen. Zugleich wurde die vierte Auflage der Schrift: „Neuester landständischer Bundbrief" confiscirt, und die Thätigkeit der Landtagsfreunde auf verschiedene Arten gelähmt. Die Schritte des damaligen Ministeriums, und vornehmlich die eingetretenen großen Zeitereignisse, die Säcularisation der Abteien (wodurch einer der drei Stände vernichtet wurde) und die Vergrößerung Baierns, worauf bald die Aufhebung der altbaierischen Landschaftsverordnung folgte, hoben endlich den Streit über die Zusammenberufung des Landtags auf. Die sogenannte Constitution vom Jahre 1808 sprach zwar von einer allgemeinen National-Repräsentation, das Ministerium konnte aber nie zu dem Entschluß gebracht werden, sie in's Leben zu rufen, und sie blieb ein todter Buchstabe, bis zum Theil auf Veranlassung des Wiener Congresses die baierische Verfassungsurkunde vom Jahre 1818 die gegenwärtige Ständeversammlung in's Leben rief.

Ihre Befugnisse und ihr Wirkungskreis sind in dem vorigen Artikel *) angegeben. Hier bleibt noch übrig, eine Uebersicht der Verhandlungen des ersten baierischen Landtags vom Jahre 1819 und ihre Resultate zu geben. Es sind über dieselben vornehmlich zwei Beurtheilungen im Publicum erschienen, die eine von dem Grafen von Soden (der baierische Landtag vom J. 1819. Nürnberg 1821), die andere in der Zeitschrift Hermes (im 5, 6, 7 und 8 Bd.). Die erste lobt beinahe unbedingt das Verfahren der Ministerien, die zweite ist in dieser Hinsicht unbefangener. Wir heben mit Benützung beider so wie auch der amtlichen Ausgabe der Ständeverhandlungen (16 Bände mit Einschluß der Verhandlungen der Reichsräthe und des Registers), dann der Landtagszeitung (20 Hefte in 4.) und anderer uns zugekommenen Mittheilungen das Wesentliche aus, und wollen Kunde geben I. von den merkwürdigsten Ereignissen und Erscheinungen auf dem Landtag; II. von den wichtigsten Verhandlungen; III. von dem hierauf von der Regierung erlassenen Landtagsabschied; und IV. von den durch den Landtag erzielten Resultaten.

I. Als der Landtag begann, zeigte sich sogleich, daß die Ministerien mit den Vorbereitungsarbeiten noch nicht zu Ende waren. Dieses hatte die Folge, daß die Ständeversammlung aus Mangel an anderer Beschäftigung manche Angelegenheit in Anregung brachte, die sonst unberührt, oder kürzer abgefertigt worden wären. Ferner bemerkte man gleich anfangs ein Mißtrauen gegen die höheren Stände, welches durch das Benehmen der Reichsräthe fast bis zur Bitterkeit gesteigert wurde. Wir zielen hier nicht auf die bekannte Addresse der ersten Kammer, worin wir nie einen Angriff auf die Kammer der Abgeordneten finden konnten, und die man besser mit Stillschweigen übergangen hätte, wie es in demselben Jahr die französische Deputirtenkammer mit einer ganz ähnlichen Addresse der Paris gemacht hatte. Wohl aber gedenken wir hier der hartnäckigen Opposition, mit welcher der Reichsrath viele gute und zweckmäßige Anträge z. B. auf Einführung der Landräthe, auf verfassungsmäßige Stellung des Staatsraths, auf Erleichterung des Volks durch Modification der Frohnen und Zehnten ꝛc. zurückwies. Da übrigens die Abstimmungen der Reichsräthe nicht öffentlich bekannt wurden, so wollen wir hier auch nicht weiter davon sprechen, sondern uns auf die zweite Kammer allein beschränken. Die Wahl der Mitglieder war im Ganzen genommen, wie es gemeiniglich geschieht, wenn das Volk wählt, gut ausgefallen. Wenn einzelne Mitglieder — — — —*) die Partei der Minister ergriffen, so wird dieses auch in Zukunft nicht zu vermeiden seyn. Dagegen zeigte sie die große Mehrzahl als selbständig, und allein dem anerkannten Bessern huldigend. In der Wahl der Vorstände und der Ausschüsse geschah mancher Mißgriff, welches bei der großen Unbekanntschaft der Abgeordneten unter einander anfänglich nicht zu vermeiden war; doch wurden alle diejenigen hervorgezogen, die sich schon früher einen Ruf als Gelehrte und Geschäftsmänner erworben hatten, wie z. B. folgende Namen beweisen: v. Seuffert, Hacker, Mehmel, Freihr. v. Aretin, Zimmer, Behr, Socher, v. Utzschneider, Freihr. v. Pelkhoven, v. Hornthal, Egger, Magold, Roth, Seidel, Stephani, Abt, Witschel, Kurz ꝛc. Der gerade und liberale Sinn der Kammer sprach sich schon durch den Beschluß aus, alle Verhandlungen und jedes einzelne Votum durch den Druck bekannt zu machen. Die dabei vorgefallenen freimüthigen Aeußerungen erregten ein verschiedenartiges Aufsehen. Noch mehr Aufmerksamkeit erzeugten die Bemerkungen einiger Redner über die Addresse der ersten Kammer, und über die Anmaßungen des Adelstands. Als endlich v. Hornthal den Antrag machte, die Armee auf die Constitution schwören zu lassen, schien — — — — — — das Maß erfüllt zu seyn. Es wurde laut von Verschwörungsplanen, von Aehnlichkeit mit der französischen Revolution, von nothwendiger Einmischung der großen Mächte, von Zurücknahme der Verfassungsurkunde gesprochen, indem die zweite Kammer durch ihre Neigung zur unbeschränkten Preßfreiheit, durch ihren Adelshaß, und vollends durch versuchte Anregung der Unzufriedenheit der Armee ihre übeln Gesinnungen hinlänglich an den Tag gelegt habe. Von allen Seiten erschienen Addressen der verschiedenen Regimenter an den König mit den bestimmtesten Versicherungen der unbedingtesten Treue. Hr. v. Hornthal nahm unerwartet seinen Antrag zurück, die Regierung widerstand den Einflüsterungen der Verfassungsfeinde, und so ward der erste Sturm

*) Des neuen Convers. Lexicons.

*) Die mit Strichen bezeichneten Stellen sind von der Censur gestrichen.

beschworen. Es mußte zur Beruhigung des Thrones gereichen, daß die erste Kammer mit der zweiten eifersüchtig um die Ehre gestritten, was für eine von beiden ihm die festeste Stütze gewähren solle, und daß schon bei dem ersten höchst entfernten Schein einer Gefahr für den Thron die Armee sich als unverführbar erklärt hatte. Noch öfter drohte der Ständeversammlung die Gefahr der Auflösung, denn so oft irgend ein Redner etwas gesagt hatte, was an die französischen Revolutionszeiten erinnerte, oder was auch nur Liebe zur Oeffentlichkeit und Haß der Vorrechte aussprach, ließen die Verfassungsfeinde sogleich ihre Minen springen. — — —

der zweiten Kammer auf, die von der Kammer der Reichsräthe theils bewilligt, theils zurückgewiesen worden, indem dieses theils über die Verwaltung, theils über den Geist der Reichsräthe Aufschluß gibt. Zustimmung erhielten die Wünsche: daß jedem Ministerium die zu seinem Bedarf bestimmte Summe zur Disposition gestellt, daß die Akademie der Wissenschaften für das praktische Leben wirksamer gemacht, der oberste Rechnungshof unabhängig gestellt, die Ausführung des Steuerdefinitivs im ganzem Reiche beschleunigt, die entbehrlichen Staatsgebäude verkauft, die Staatsbeamten nicht mehr so häufig quiescirt, und die Quiescenten, sofern sie tauglich, wieder angestellt werden sollen. u. s. w. Zurückgewiesen wurden dagegen die Wünsche: daß der Geschäftsgang und Organismus bei den Ministerien und übrigen Verwaltungsbehörden vereinfacht, und die Zahl der Staatsdiener festgesetzt, daß dem Staatsrath eine die Verantwortlichkeit der Minister aufrecht erhaltende Stellung gegeben, daß bei Besetzung der Bisthümer nur solche Männer, die geeignet sind, dem Klerus seine wahre Würde zu geben und zu erhalten, als Dignitarien und Domherrn angestellt, für die Zukunft ein allgemeines Normativ über die Größe und Abstufung der Besoldungen nach den verschiedenen Dienstclassen aufgestellt, und das Maximum der Besoldungen auf 12,000 Fl. gesetzt werden möge, ferner die Anträge auf Verhütung des Wildschadens, auf unverzügliche Verwandlung der ungemessenen Frohnen in gemessene, auf Ablösbarkeit der Zehnten, Frohnen und grundherrlichen Reichnisse, u. s. w. Der Gewinn für das baierische Volk aus dieser langen und anstrengenden Berathung über das Budget war mehr negativer als positiver Art, er bestand nämlich negativ in der Beseitigung der vom Finanzministerium in Antrag gebrachten Auflagenvermehrung (in der neuen Zeitschrift: der baierische Verfassungsfreund auf 6½ Millionen für die Finanzperiode berechnet) und in Verminderung bisheriger Abgaben und Ausgaben (ebendaselbst auf mehr als 11 Millionen Fl. angegeben.) Positiv bestand er in der Aussicht auf eine vollständigere mit Rechnungen belegte Uebersicht der Staatsausgaben und Einnahmen, und in der Hofnung auf wesentlichere Erfahrungen mit der daraus hervorgehenden endlichen Erleichterung der Steuerlast. Auffallen mußte in dieser Hinsicht die im Hermes mitgetheilte beinahe unglaubliche Nachricht von neuerlichen Gratificationsbewilligungen für ohnehin reichlich besoldete Staatsbeamte, und von einer den Ministern ertheilten bedeutenden Besoldungszulage. Mit größter Erwartung sieht man übrigens dem Resultate der Commission entgegen, welche mit Untersuchung des militairischen Rechnungswesens und der Ersparungsmittel nunmehr 3 Jahre lang beschäftigt ist.

2) Die Staatsschuldenübernahme. Der Credit des baierischen Staats ist hierdurch offenbar gestiegen. Doch lassen sich gegen die Leichtigkeit, mit welcher die Stände die Gewähr übernahmen, gegründete Bemerkungen machen, in welcher Hinsicht wir abermals auf die Beurtheilung im Hermes hinweisen.

3) Hypothekengesetz. Es ist mit Grund als geschäftshemmend gerügt worden, daß die der Kammer vorgelegten umfassenden und wichtigen Gesetzentwürfe nicht vorerst durch den Druck dem sachverständigen Publicum zur Prüfung vorgelegt wurden, wodurch die Abgeordneten die gehörige Vorbereitung erhalten hätten, um ein so großes Geschäft in so beengter Zeit zu vollenden. Was insbesondere den Entwurf des Hypothekenwesens betrifft, so bezweifelt wohl kein Unbefangener mehr die Unausführbarkeit desselben in der Art, wie es vorgelegt worden, seit der Verfasser des Entwurfs in einer der allgemeinen Zeitung beigelegten Erklärung selbst die Unhaltbarkeit der vorgeschlagenen Manipulation anerkannt, und sich durch eine Modification, die aber eine wesentliche Abänderung enthält, aus der Sache zu ziehen gesucht hat. Wir können hier in die Hauptsache nicht eingehen, sondern erwarten von dem nächsten Landtag, daß er dem großen Bedürfniß einer, den gesunkenen Credit wieder aufrichtenden Verkehr belebenden, die Processe vermindernden und abkürzenden Hypothekenverfassung abzuhelfen bemüht seyn werde. Von einer hierbei der Ständeversammlung wiederfahrenen Ungerechtigkeit wird im nächsten Abschnitt die Rede seyn.

4) Verbesserung der Gerichtsordnung. Anstatt den anerkannten Misbrauch in willkürlicher Ertheilung von Fristenverlängerungen zu beschränken, hat das Gesetz abermals 4 Termine zulässig erklärt, jeden von 30 Tagen. (Der halb officielle Commentar des Staatsraths v. Gönner ging bekanntlich noch weiter, und diente den Advokaten zum großen Vergnügen.) Eben so verzögerlich ist die Annahme der negativen Litiscontestation anstatt der affirmativen, für welche doch, wie auch im Hermes bemerkt ist, alle practische Juristen in der zweiten Kammer sich erklärt hatten. (Die Reichsräthe aber stimmten dagegen.) Das ganze Gesetz war offenbar nur eine blose Nothhülfe, und soll einer durchgreifenden Verbesserung nicht im Wege stehen, die am zweckmäßigsten nur dadurch vorbereitet werden kann, daß die Justiz von der Polizei getrennt wird. Wir können übrigens nicht billigen, daß die Regierung bei der Redaction des Gesetzes die zwar etwas pedantischen aber sprachrichtigen Erinnerungen eines hierin urtheilsfähigen Deputirten unberücksichtigt, und die gerügten Sprachfehler im Gesetze stehen ließ. — — —

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 27.

2. Februar 1822.

Von deutscher Kritik.

„Man muß sich besonders vor deutschen Vorurtheilen hüten, wenn man die deutsche Cultur und Kunst weiter bringen will. Denn wie wir Manches an den Franzosen und Engländern als eine willkürliche Beschränkung wahrnehmen, was ihnen selber entgeht; so fehlt es auch uns Deutschen nicht an ähnlichen Mängeln, die uns selber schwer zu finden sind, die aber ausländisches Urtheil richtig nachweist..... Wenn das fremde Auge auch oft schief sieht, so ist der Blick unsers Vorurtheils nicht gerader; und eben weil beide gleich weit, aber nach verschiedenen Seiten, abweichen, ist es nicht ohnmöglich, die sehgerechte Mitte vergleichend zu finden.

Wilhelm Meisters Tagebuch."

Eins der neuern Stücke des New Monthly Magazine enthält unter dem sehr uneigentlichem Titel: Von deutscher Kritik höchst bittre Bemerkungen über den Einfluß der deutschen Literatur auf die englische. Der Aufsatz zerfällt in zwei Theile. Der erste handelt von den allgemeinen poetischen Principien, der sogenannten deutschen Schule, der zweite von ihrer Mystik. Diesen letztern übergehen wir. Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß die Mystik als Fundament der Poesie auch bei uns eben so zahlreiche und bedeutende Gegner als Anhänger gefunden, und daß Alles, was er dagegen anführt, und mehr, bereits von ihnen gesagt ist. Zum Hauptthema erwählt er sich einige abgerißne Gedanken von Novalis, über das Wesen des Romans, die ein englischer Romantiker höchlich gepriesen mit der Aeußerung: sie könnten zwar anfänglich wohl dunkel erscheinen, bei näherer Betrachtung aber, werde man eine Gottheit unter dem Schleier erkennen. Diese Worte, Novalis Definition, und die Ausdrücke: „das Chaos, das sich selbst durchdringt," „die Zeit vor der Welt," „der Naturstand der Natur" ꝛc. geben dem Verfasser Gelegenheit genug einen derben Witz zu üben. — Der erste Theil des Aufsatzes, in welchem die versteckten Ausfälle gegen Walter Scott und Lord Byron nicht zu verkennen sind, scheint allem Tragischen den Krieg erklären zu wollen, doch wird das Billige darin viel Beherzigungswerthes finden. Wir theilen ihn hier unsern Lesern mit einigen Abkürzungen mit.

Uns war das Loos gefallen, beginnt der Verfasser, als wir vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren in die Welt traten, bereits mit einem kleinen literarischen Geschmackscodex versehen zu seyn. Der Inhalt desselben war aus den Mustern zusammengetragen, die man uns, als auf die wahrhaften und unerschütterlichen Principien der menschlichen Natur gegründet, kennen gelehrt hatte; wir meinen die Dichtungen der besten Zeiten des Alterthums und diejenigen Productionen der letzten zwei oder drei Jahrhunderte, die sie von dem Vorwurf befreiten, entartet zu seyn. Was für Beispiele von Unterrichtendem, Rührendem, Bewunderungswürdigem uns auch diese Werke in dichterischer Einkleidung darlegen mochten, immer folgten wir dem Helden der Geschichte mit der innigsten Theilnahme, weil wir, ohne uns Zwang anzuthun, das ganze Maß ihrer Ansprüche auf unser Mitgefühl anerkennen konnten. Alle schönern Stellen der epischen Erzählungen des Alterthums erwecken der menschlichen Brust natürliche Empfindungen, Vaterlandsliebe, Heimweh, Trauer um die wechselnden Schicksale erhabener Geschlechter, Heldenkühnheit in Schlacht und Rath, angeborne Pietät, beseligende Freundschaft, und den Schmerz, der nie genug der Thränen hat um das was er verlor; diese und alle andern dem geselligen Menschen eignen Gefühle sind die hauptsächlichsten poetischen Reizmittel, welche diese Meisterwerke in einen glücklichen Zusammenhang bringen. So lange als dem Menschen die geheimnißvolle Kraft bleibt, sich an der geistigen Verschmelzung seines eignen Wesens mit dem Geschick und den Empfindungen Anderer zu freuen, wie weit sie auch durch Zeit und Raum von ihm getrennt, oder wie sicher er auch sey, er habe es nur mit einer Fabel zu thun; so lange wird er sich der Täuschung willig hingeben, gern die Männer Roms und Griechenlands durch jeden Wechsel ihres Schicksals und ihrer Sinnesart begleiten, und all' ihre Gefühle theilend, weil er sie für seine eignen erkennt, ein eben so inniges Interesse für die Begebenheiten einer dreitausendjährigen Vorzeit fassen, als für das Wohl und Weh der vergangenen Stunde. Es sind indeß diejenigen Stellen dieser unsterblichen Werke, welche uns Ereignisse malen die wir selbst erleben könnten, nicht allein, bei denen wir uns vollkommen in die Lage der Handelnden versetzen. Die Erzählung wunderbarer Erscheinungen ist in ihnen nicht weniger, als die gewöhnlicher Vorfälle auf die seit undenklichen Zeiten anerkannten Grundsätze der menschlichen Natur gebaut. Das sechste Buch der Aeneide z. B. enthält ein schönes und künstliches Gemälde der Gestaltung, welche die gewöhnliche Erscheinung der menschlichen Natur annehmen würde, wenn sie neuen, und in Wahrheit unmöglichen, Arten des Daseyns unterworfen wäre. In dem Betragen und den

Reden des trojanischen Abentheurers auf seiner Wanderung durch die Reiche der Ewigkeit, und noch mehr in denen der geschiedenen Wesen, mit denen ihn diese schöne Episode in Berührung bringt, fühlen wir stets die Gegenwart des echten Geistes der Menschheit. Wenn wir einmal den mythologischen Glauben, der die Fabel rechtfertigt, zugeben, wenn wir einmal diese Abstufungen des Daseyns anerkennen, Gestalt und Züge ohne organisches Leben, bewegliche, fühlende, sichtbare nur nicht zu fassende Gebilde, von dem was einst athmender Körper war, voll Begriffe ohne Sinne, voller Leidenschaften die der Tod nicht zähmte, von der Sehnsucht gequält nach dem „glänzenden Licht," das immer ihre düstern Behausungen erhellt — wenn wir einmal dies zulassen, sage ich, treten wir ohne Mißtrauen in ihre Wohnungen, und die poetische Kunst Virgils nöthigt uns eine eben so innige Theilnahme ab an den seufzenden Schatten der elysäischen Felder und der Ufer des Acheron, als wenn ihre Lage unsern Begriffen angemessen wäre. Wirklich entfaltet sich der Genius des Dichters unter diesen Wesen, über die das Grab sich schloß, am herrlichsten. Seine Beschreibung der vergeblichen Versuche des frommen Sohnes, den körperlosen Vater zu umarmen, und dessen prophetisches Klaglied um die in der Blüthe geknickten Tugenden des noch ungebornen Marcellus, sind daurende Beweise der Gewalt, die der Dichter besaß, die Herzen der Leser mit dem kühnsten Aufflug seiner Phantasie zu versöhnen.

Dies ist ein einzelnes Beispiel (der Leser der Classiker wird sich unzähliger erinnern,) der Grundsätze, von denen die großen Alten ausgingen, und durch welche es ihnen gelungen ist, ihren Schöpfungen eine unvergängliche Theilnahme zu sichern. Trotz dem Wechsel der Zeiten, der sonderbaren Umwandlung der Meinungen und der daraus erfolgenden veränderten Gestaltung der Gesellschaft, sind Kopf und Herz so heimisch in ihnen, als in dem häuslichen Kreis unsrer täglichen Beschäftigungen. Das Geheimniß dieses Zaubers, wir wiederholen es, liegt darin, daß sie uns menschliche Wesen schildern, in denen wir uns selbst wieder erkennen. In den Charakteren ist innere Uebereinstimmung und innerer Zusammenhang. Ihre Handlungen entspringen aus begreiflichen Motiven. Sie sprechen wie es ihrer Lage zukömmt. Kein phantastisches Mißverhältniß in ihnen verirrt uns und stößt uns zurück. Sie sind keine Sclaven die sich wie Halbgötter gebehrden, keine Krämer die mit Gefühlsquintessenz im Lande umherziehen und den Bettlern am Heerwege von der Weltseele vorpredigen und dem Sturz der Reiche. An ihren moralischen Attributen erkennen wir sie auf den ersten Blick. Homer und Virgil besaßen die Kunst nicht, Musterbilder unerforschlichen Heldenthums zu schaffen, die der Leser zugleich verehren und verabscheuen muß. Sie führen uns keine dunkeln zweideutigen Wesen vor; muthig edel, uneigennützig, enthusiastisch und im Besitz aller Eigenschaften eines vollkommnen Charakters, außer daß sie einen Freund verrathen, ihre Hände mit Blut befleckt, oder irgend ein andres Verbrechen begangen haben, für welches sie längst hätten unter dem Beile des Scharfrichters fallen sollen. Aber diese alte und einfache Art unsre Theilnahme zu erwecken, ist aus der Mode gekommen: man hat einige neue, sehr zweideutige Mittel ersonnen sie zu ersetzen. Unter diesen behaupten die Theorien der deutschen Schule einen ausgezeichneten Rang; und da wir meinen, daß die allgemeine Annahme der Principien dieser Schule, bei uns von Vielen wie die goldne Zeit unsrer Literatur ersehnt wird, so fühlen wir uns bewogen hier einige Bemerkungen über einen Theil ihrer Lehren niederzulegen, so weit wir nämlich sie verstehen; und über die Tendenz dieser Lehren, die nicht ganz so unverständlich sind. Unsre Grenzen erlauben uns nicht über einen so umfassenden Gegenstand mehr als im Allgemeinen zu sprechen; wir hoffen indeß oft Gelegenheit zu haben, zu ihm zurückzukehren.

Eine der Grundeigenthümlichkeiten der deutschen Schule ist ein unaufhörliches Ringen, unser Gefühl, unsern moralischen Ueberzeugungen zum Trotz, zu erwecken, und uns durch Schilderung einer überspannten Leidenschaft zu erwärmen, welche aus allerlei scheinbaren Gründen sich berechtigt glaubt, eine Ausnahme von den allgemeinen Gesetzen zu seyn. Den Samen zu diesen Principien hat, wo wir nicht irren, ein berühmter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts gelegt, kein Deutscher, aber ihnen ähnlich an Geist, wir meinen Jean Jaques Rousseau. Wir stimmen gern denen bei, die gegen die Unzartheit und die gefährliche Tendenz der neuen Heloise eifern; aber trotz diesem und andrem Tadel können wir doch nicht umhin anzuerkennen, daß dies Buch, rein poetisch betrachtet, den Stempel eines ausgezeichnet freien, tiefen und schaffenden Geistes in sich trägt. Doch es zu loben oder zu tadeln ist weniger unser Zweck, als eine seiner hervorstechenden Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen, welche auf die neue deutsche Literatur einen sehr ausgedehnten Einfluß gehabt zu haben scheint.

Rousseau's Absicht, indem er diesen Roman schrieb, war wie er uns selbst sagt, die gemeinen Kunstgriffe äußerer Begebenheiten zu entsetzen, und die Empfindung an ihre Stelle zu bringen. Gewöhnliche Empfindung war zu diesem Zwecke nicht hinreichend. Die Theilnahme zu erhalten, fand er nöthig, die Einbildungskraft zu entflammen, indem er die Wirkungen irgend einer stürmischen Leidenschaft entwickelte, und seine eigne Stimmung entschied, daß diese Leidenschaft die Liebe seyn solle. Je me figurai, sagt er, l'amour, l'amitié, les deux idoles de mon coeur sous les plus ravissantes images: je me plus à les orner de tous les charmes du sexe, que j'avais toujours adoré. Er ging in einem Gemüthszustand an das Werk, der ihn besonders fähig machte, die ganze Verkehrtheit dieser Leidenschaft zu schildern und zu vertheidigen. Die Zeit jugendlicher Entzündbarkeit war längst vorüber; seine außerordentliche Erregbarkeit aber, die sein Leben zu einem langen Fieber machte, und seine sehnsüchtige Erinne-

rung an die Regungen seiner Jugend, vernichteten die Wirkungen der Zeit. Er war noch so empfänglich für Liebe und Zärtlichkeit, wie je; und die Ueberzeugung quälte ihn um so mehr, daß der Tag nicht mehr fern sey, wo Alter und Grab das Herz für immer für das Glück erstarren würde, dem es entgegen schlug. Dévoré, sagt er, du besoin d'aimer, sans jamais l'avoir pu bien satisfaire, je me voyais atteindre aux portes de la vieillesse, et mourir sans avoir vécu.

In Ermanglung eines bestimmten Gegenstandes, verzweifelnd ihn zu finden und verschmähend ihn zu suchen, in einer Welt, gegen die er sich längst in Kriegszustand gesetzt, verlebte er seine Tage, indem er durch die Wälder von Montmorency streifte und von Idealen träumte, in deren reinerer Nähe er seine Brust der Last ihrer stürmischen Gefühle entledigen könne. Diese einsamen Schwärmereien flößten ihm zuerst die Idee eines Romans ein; und es ist schwer zu bestimmen, wie weit er (wenn nichts dazwischen gekommen) eine Dichtung voll Bilder überspannter Tugend und Reinheit gesteigert haben würde. Aber als sein poetischer Paroxismus seine Höhe erreicht hatte, kam Madame d'Houdetot ihm in den Weg und ward der Gegenstand seiner Vergötterung, den er in den Wolken gesucht. Rousseau ward unzweideutig verliebt. Sein Roman ward fortgesetzt, aber der Plan geändert. Der Heldin erging es gar übel. Und hier ist's wo der Verfasser streng zu tadeln ist. Madame d'Houdetot, die anerkannte Geliebte St. Lambert's, ward auf die göttliche Julie gepfropft, und Rousseau bot die ganze Kraft seiner Beredtsamkeit und seines Scharfsinns auf, diese unnatürliche Verschmelzung zu mildern und zu rechtfertigen. Der armen Julie ward es vergönnt, ihre ursprünglichen Eigenschaften, Schönheit, Gefühl, Beständigkeit, Freundschaftseifer und Kindesliebe zu behalten, aber sie ward dafür verurtheilt, das Temperament und nur zu oft die Sprache einer intriguanten Pariserin anzunehmen. Sie war nun: faible, mais d'une si touchante faiblesse, *que la vertu semblait y gagner.* Die Paradoxe aufzustellen, daß Keuschheit keine wesentliche Vollkommenheit einer Frau sey, ist der große Zweck der neuen Heloise; und was auch die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft und der gute alte Instinct in der menschlichen Brust gegen diesen Satz sagen mögen, die Berühmtheit des Versuchs hat eine Menge von Nachahmern erweckt. In Deutschland, wo die Schriftsteller mehr als irgendwo nach Neuheit und Freiheit der Meinungen jagen, ist dieser Wink am meisten benutzt und die Spur verfolgt worden. Es wäre endlos, die Myriaden von Werken dieser Schule herzuzählen von Werther herab bis auf die fantastischen Flugschriften, die eigen für jede Leipziger Messe verfertigt werden, in denen Natur und Wahrheit bei Seite gesetzt sind, und irgend ein krankhafter Schwärmer die Grundsätze einer wilden und frechen Metaphysik zum Besten gibt, seine Verletzungen der Gesetze der Vernunft und des Anstandes zu rechtfertigen.

Wer nur einige der beliebtesten englischen Werke der heutigen Zeit gelesen, muß bemerkt haben, in welchem Grade unsre Literatur von der Krankheit angesteckt ist, den Aufruhr und die Spitzfindigkeit gesetzloser Leidenschaft an die Stelle geregelter und anständiger Gefühle zu schieben, Gefühle, die unsern Antheil durch unsre moralische Billigung erregen. In unsern Dichtern und unsern poetischen Romanschreibern ist diese Neuerung zugleich stürmisch und gründlich gewesen und auch glücklich, wenn man es nämlich Glück nennen kann, mit Begierde gelesen und von den Gedankenlosen gepriesen zu werden. Nach der Mode begriffen muß in einem Werk von wahrhafter Genialität alles durch die Leidenschaft regiert werden, einerlei welch' einen unnatürlichen und anmaßenden Ton sie annehmen. Dem gemäß hat unsre neuste Literatur leidenschaftliche Lästerer gegen die Sittlichkeit geboren, leidenschaftliche Land- und Seeräuber, leidenschaftliche Wüstlinge, leidenschaftliche Renegaten, leidenschaftliche Knaben, leidenschaftliche Hexen — alle lassen eine erhabne Wuth aus und fordern von dem bestürzten Leser Bewunderung, weil sie weder von Worten noch Werken Rechenschaft zu geben vermögen.

Aber dieser ausschließliche Geschmack an Schaum und Zuckungen kann nicht dauern. Die Schriften, die in der letzten Zeit ihn genährt, mögen sich einer kurzen Berühmtheit erfreun, aber sie widerstreben dem Geiste unsrer Literatur und können sich nimmer mit ihm versöhnen. Sie sind Auswüchse eines von Natur gesunden Körpers, dessen Heilkraft einmal erweckt, sich schnell von ihnen befreien wird. Früher oder später werden wir es überdrüssig seyn, ewig die unersprießlichen Rasereien, Verbrecher oder Abentheurer anzuhören. Die angeborne Liebe zur Ordnung und zum Anstand, die der civilisirten Gesellschaft, vor allem England gebührt, wird uns zurückführen zu unserm alten Geschmack an höhern und würdigern Schönheiten. Laßt die Bekenner des neuen Glaubens so stolz seyn auf ihre barbarischen Grazien und ihre schrecklichen Phantasien, als sie immer wollen: es ist die natürlichste und dankbarste Neigung des menschlichen Gemüths über die unbefriedigenden und niederschlagenden Lebenserfahrungen Trost zu suchen in einer Reihe erhebender und besänftigender Gedanken. Uns in diesen Wünschen beizustehen und zu leiten, ist das schönste Geschäft der Dichter; und derjenige unter ihnen, der diesen Zweck am besten erfüllt, wird nicht unsre bereits niedergeschlagnen Geister in die Schrecken von Kerkern und Beinhäusern treiben; er wird uns lieber zu einem romantischen Asyl erheben, wo der Zauber seines Genies uns die Erde sammt ihren Verbrechen und Sorgen vergessen macht. Oder wenn er uns hier unten festhält und das menschliche Herz zum Gegenstand wählt, wird er uns nicht durch eine schauderhafte Abbildung seiner Mißgestalt quälen, noch uns betrügen, indem er seine Gebrechen geschickt übertüncht, oder unser Gefühl und Urtheil durch Geheimnisse und Widersprüche verwirrt. Der wahre Dichter hat zu viel Religion und Würde zu solchen niedern Mitteln zu greifen. Wo ein moralischer Zweck es erfordert, wird er uns das Laster schildern, gelegentlich und mit Widerwillen. Aber in seinen edelsten Darstellungen wird Tugend und Schönheit den Vordergrund bilden, im Glück uns zu erfreuen und zu stärken, im Streit mit Widerwärtigkeiten uns an die edelsten Pflichten der Menschheit zu gewöhnen uns heilige Thränen um die unschuldig Leidenden entlockend. —

56.

Baierische Landstände.

(Beschluß aus No. 26.)

III. Der Landtagsabschied wirkte dadurch beruhigend, daß er Ersparungen bei dem Militairetat, Verbesserung des Advocatenwesens, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens (mit Schonung der verfassungsmäßigen Rechte der Standespersonen und des Gesammtadels), Verbesserung des Sch[illegible]wesens, Abstellung der Beschwerden gegen die Juden, und so manches andere Gute hoffen ließ; allein er war mit Vorwürfen verbunden, die den Abgeordneten über alle Beschreibung schmerzlich fielen, und beim Scheiden in ihren Herzen einen empfindlichen Stachel zurückließen. — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — Die auffallendsten Vorwürfe waren: 1) die Kammer habe eine nicht zu mißkennende auf die Erweiterung ihres Wirkungkreises gerichtete Absicht an den Tag gelegt; 2) sie habe die Bestimmung der Verfassungsurkunde, vor Allem die von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe zu bearbeiten außer Acht gelassen, und dadurch dem Volke für jetzt die Wohlthat eines Hypothekengesetzes entzogen; 3) sie habe ein ungeeignetes Ansuchen an

das Justizministerium gestellt; 4) einzelne Mitglieder hätten sich ungeeignete und verfassungswidrige Aeusserungen und zu heftigen Tadel der Regierung erlaubt. Wir bemerken dagegen Folgendes: zu 1): Schon in der Zeitschrift Hermes ist die Kammer hinlänglich gegen die Beschuldigung vertheidigt, daß sie ihren verfassungsmäßigen Wirkungskreis habe erweitern wollen, es wird dort sogar behauptet, die Regierung habe in dem Landtagsabschied ein nach der Verfassung ihr nicht zustehendes Recht der einseitigen Auslegung der Verfassungsurkunde ausgeübt. Eine constitutionelle Regierung kann sich nur freuen, wenn die Volksvertreter mitwirken, das zu entfernen, was sie selbst nicht wollen kann. Es muß ihr entfernt von aller Eifersüchtelei mehr darum zu thun seyn, daß nur das Rechte geschehe, als um das Verdienst, solches ausschließend zu bewirken. Zu 2): der den Ständen gemachte Vorwurf, sie seyen durch ihre Zögerung Schuld, daß dem Volke die Wohlthat des Hypothekengesetzes wenigstens auf 3 Jahr entzogen worden, ist sehr hart, ist er aber auch gegründet? Wir wollen ununtersucht lassen, ob das Hypothekengesetz, so wie es vorgeschlagen worden, eine Wohlthat für das Volk gewesen sey. Die öffentliche Meinung hat sich verneinend darüber ausgesprochen; bei dem nächsten Landtag wird hierüber kaum ein Zweifel mehr übrig bleiben. Aber das müssen wir bemerken, daß nach der Actenlage, insofern sie dem Publicum bekannt geworden, die vorgeworfene Zögerung nicht der Ständeversammlung zu Last liegt. Der Landtagsabschied hat eine unrichtige Behauptung aufgestellt, indem er vorgibt, der Gesetzentwurf sey bald nach dem 10. Febr. mit den Motiven unterstützt worden. Aus den gedruckten Verhandlungen ergibt sich, daß die Motive, ohne welche der Entwurf nicht beurtheilt, ja nicht einmal verstanden werden konnte, erst am 8/14 März, also in der fünften Woche nach dem 8. Februar an die Kammer gelangte. Konnte man also den Ausdruck gebrauchen: bald darauf? Sind 5 Wochen eine so kurze Zeit für eine Versammlung, welcher nur 12 Wochen im Ganzen bestimmt sind? Der Referent der Kammer, der bei Ausarbeitung des Vortrags mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, weil er die Sache auch für die Nicht-Juristen verständlich vortragen mußte, meldete seinen Vortrag am 25sten Tag nach dem Einlauf der Motive an, welche, was wohl zu merken, ohne die übrigen sehr erheblichen ministeriellen Actenstücke übersendet wurden, deren Mittheilung doch zuvor öffentlich in der Kammer zugesagt worden war. Ungeachtet nun, wie weiter aus den Verhandlungen erhellt, der Korreferent krank und dadurch die Erstattung des Vortrags verzögert wurde, geschah sie dennoch im Ausschuß zu Ende Aprils, und in der Kammer am 5. Mai, also über 10 Wochen vor dem Schlusse der Verhandlungen. Warum konnte innerhalb dieser 10 Wochen die Discussion über den Entwurf nicht vorkommen? Die zwischen Hrn. v. Gönner und Hrn. von Aretin bei dieser Gelegenheit gewechselten (nicht sehr erbaulichen) Streitschriften geben Aufschluß darüber. Hr. v. Gönner war mit seiner Beantwortung des Aretinischen Referats nicht fertig geworden (Andere behaupten, er habe die vorhergesehene Verwerfung seines Gesetzentwurfs abwenden wollen) und am 30. Juni äußerte er selbst in der Kammer öffentlich, die Discussion könne nicht mehr Statt finden. Warum? setzte er nicht bei. Die Kammer blieb doch noch 16 Tage beisammen. Der Abschied erfolgte erst am 22. Juli, ein physisches Hinderniß war also nicht vorhanden. — — —

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 28.

4. Februar 1822.

Der Paria. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Delavigne.

Paris, December 1821.

Kürzlich fand hier auf dem zweiten oder neuen Theater Français, die (seitdem bereits verschiedentlich wiederholte) Vorstellung eines neuen Trauerspiels von Casimir Delavigne (Vf. der Vêpres Siciliennes und der Comédiens) statt, das den Titel: „der Paria" führt und einen neuen Beweis von dem ausgezeichneten Talente seines Vfs. gibt, wenn schon die Kritik nicht umhin können wird, einige Unwahrscheinlichkeiten des Plans zu rügen, deren Daseyn, trotz der schönen Diction und trotz der Mühe, welche sich der Autor gab, sie zu verdecken, doch dem Auge des aufmerksamen Zuschauers nicht entschlüpfte.

Ehe ich Ihnen den Gang des Ganzen auseinander setze, mag es mir aber erlaubt seyn, einige Bemerkungen, hinsichtlich des Sujets selbst, welches sich der Dichter wählte, voranzustellen. Wie Jedermann weiß, theilen sich die Völkerschaften, so das reiche und schöne Hindostan bewohnen, in verschiedene Casten, deren Grenzlinien — seit Jahrtausenden vielleicht — so scharf gezogen sind, wie bei keinem andern Volke in der Geschichte. Als Kinder eines Gottes (des Brama) sich betrachtend, hat doch Wahn und Vorurtheil die sonst in ihren Gefühlsäußerungen so menschlichen Hindus dermaßen unter einander entfremdet, daß unvermeidlicher Tod das Loos des Unglücklichen ist, der, in einer geringeren Caste geboren, es wagt, eigenmächtig die grausame Schranke zu überspringen, welche Unnatur zwischen ihm und seinem Landesbruder zog, und je mehr dies betrübende Phänomen einer geistigen Verirrung — die weder Zeit noch Supremativ fremder Völker bisher verwischen konnte — den Denker auffordert, die Quellen desselben zu erforschen, jemehr verdient es auch zugleich als merkwürdiger Beweis, wie weit Wahn und Vorurtheil ein sonst gutes Volk demoralisiren und in den Menschen die schönsten und heiligsten Gefühle ertödten kann, Aufbewahrung in der Geschichte.

Bekanntlich ist unter allen Casten der Hindus — wie dies leicht zu erwarten, da Priester den sogenannten Willen der Gottheit kund thaten — die der Braminen die erste. Ihr folgt die der Krieger, dieser die der Kaufleute und anderer gewerbtreibenden Menschen; die letzte, verachtetste, ist die der Schuters oder Parias, d. h. des gemeinen Volks. Bis hierher hat das indische System der Ständesonderung viel Aehnlichkeit mit dem, welches auch in Europa in den hochgelobten Tagen des schönen Mittelalters herrschte, und es ist verzeihlich, wenn man das Beginnen mancher Menschen unter uns in unsern Tagen sieht, wie sie so nichts Höheres und Erhabeneres zu erstreben haben, als Rückführung jener gepriesenen Zeit, an Hindostan, dessen Braminen, Casten und Schuters zu denken. Wodurch sich aber das Castenwesen der Hindus wesentlich von dem in Europa auszeichnet, das ist die eben so schauderhafte als bewunderungswerthe Beharrlichkeit, mit welcher es von allen Theilen des Volks aufrecht erhalten wird; eine Beharrlichkeit die nichts, nichts in der Welt überwindet und die Stämme Hindostans dahin bringt, lieber schmachvoll als Knecht fremden Eroberern auf eigener Erde zu dienen, wie nur ein Titelchen von einem Systeme fahren zu lassen, das vor dem Richterstuhl der Vernunft stets als die barrokeste und verwerflichste Ausgeburt von Eitelkeit, Anmaßung und Wahn erscheinen muß. Noch jetzt beugt sich der stolze, seinen Stammbaum unmittelbar in den Kopf und die Brust des Brama zurückführende Priester oder Krieger dieses Volkes viel lieber tausendmal in knechtischer Unterwürfigkeit vor dem geringsten Diener der ostindischen Compagnie oder sonst einer europäischen Macht, ehe er es über sich gewinnen könnte, mit einem Gewerbtreibenden seines Volkes, oder gar einem unglücklichen Paria, als Mensch gegen einen Menschen mit gleichen Rechten zu verkehren, und noch jetzt, wie vor tausend Jahren, peinigt der lächerlich unglückliche Wahn die, höheren Casten Entsprossenen, als verunreinige rettungslos schon allein das Nahen eines solchen, der das Unglück hat, nicht aus Brama's heiligem Haupte, Schultern oder Bauche, sondern nur aus dessen Füßen entsprungen zu seyn, die Zweifels ohne doch gewiß eben so göttlich waren als die übrigen respectiven Glieder.

In der That sind diese Unglücklichen, deren Geschick ihnen die Ungunst erwies, sie in der gleichsam verfluchten Caste der Schuters geboren werden zu lassen, die bedaurungswürdigsten Wesen, die man sich denken kann. Beladen mit der Verachtung ihrer Nebenmenschen, die sie schuldlos tragen, warum? weil einst, wie die Tradition sagt, ihre Vorfahren dem reisenden Brama Menschenfleisch zur Erquickung anboten, oder — wie wahrscheinlicher — weil sie von Menschen abstammen, deren Verbrechen einst, vor vielen Jahrhunderten vielleicht, sie

ausstoßen machte aus der übrigen Gesellschaft *) — sind sie gezwungen in Wäldern und entlegenen Orten zu leben, jeden anderen, der nicht zu ihrer Caste gehört, zu fliehen, weil sonst, außer dem Gesetz, wie sie sind, oft augenblicklicher Tod ihnen droht, und fort und fort, ohne Hoffnung auf Besserung, ein Daseyn hinzuschleppen, das jeden Reiz des Lebens entbehrt.

Den Kampf eines solchen bewunderungswürdigen Opfers des menschlichen Fanatismus, mit den gräßlichen Verhältnissen, in denen es lebt, hat uns nun der junge Dichter in seiner neusten Tragödie ergreifend und in einem Geiste dargestellt, der gleich ehrend für sein Talent, wie seine Gesinnungen ist, in einem Kampfe, der da beweist, daß in Asien, wie einst auch anderwärts, die Tugenden des Muthes, der Vaterlandsliebe und einer edlen Gesinnung ausschließend als Eigenthum Bevorrechteter betrachtet und bei denen nicht geschätzt werden, die das zufällige Glück nicht haben — aus Brama's Obertheilen entsprossen zu seyn.

Die Scene des Ganzen begibt sich nahe bei Benares, in einem dem Brama geheiligten Haine. Ein junger Paria, Idamore mit Namen, getrieben von Thatendurst, und des edlen Gefühls seiner Brust, wie seiner geistigen Kraft sich bewußt, hat die entlegene, geflohene Hütte seiner Väter, im Walde vor Orixa, verlassen und ist, abwerfend die bezeichnende Tracht seiner unglücklichen Stammgenossen, unerkannt in die Reihen der Krieger getreten, welche für des Vaterlands Unabhängigkeit gegen die unter Vasco de Gama, eindringenden portugiesischen Eroberer fechten. Ihn schildernd läßt der Dichter von ihm sagen:

Les tigres des déserts par ses bras terrassés,
Le couvraient tout entier de leurs poils hérissés.
Ainsi de sa tribu les vêtemens servilcs
N'écartaient point ses pas de l'enceinte des villes.

Seinem Muth und seinem Geiste ist es gelungen, sich nach und nach zum Führer der heimathlichen Schaaren empor zu schwingen, die unter seinen Fahnen die Feinde siegreich bekämpfen, nicht wissend, daß es ein verachteter Paria ist, der ihnen in der Schlacht voranschreitet. Nur Ein Mensch kennt des Feldherrn unglückliches Geheimniß, und dieser Eine ist ein Europäer, ein Portugiese, ein Opfer des Wahns, wie der Feldherr selbst. Alvar, so ist dessen Name, mußte sein Vaterland und seine Landsleute fliehen, weil ihn der Fluch der zelotischen Kirche traf, gegen deren Satzungen er sich einst zu denken erkühnte, und so hat denn ein ziemlich gleiches Schicksal zwei Menschen verbunden, die außerdem noch einander durch die Gefühle des Danks verpflichtet sind.

Gegenüber diesem, vom Augenblick begünstigten, von dem Wahn seines Volks aber, sobald das Geheimniß verrathen wird, rettungslos verstoßenen Idamore, steht Akebar, der oberste der Braminen, ein ehrsüchtiger, stolzer Greis, und seine sanfte Tochter Neala, deren siegende Reize den Ueberwinder der Feinde des Vaterlandes zu ihrem Sclaven machten, und den sie, nicht wissend, daß er von einem Stamm entsprungen ist den:

— — Dieu retrancha du nombre des humains
Quand l'univers creé s'échappa de ses mains.

mit der ganzen Gluth jugendlicher Gefühle wieder liebt.

Aber Akebar, der stolze Sprößling aus dem Haupte des Gottes, fühlt seine Brust von Widerwillen gegen den Krieger bewegt, der es verschmäht, ihm, vor dem Hindostan sich neigt, der auf dem höchsten Gipfel der Macht in seinem Lande steht, sich zu beugen. Er sinnt und sinnt, wie er den ihm gefährlich scheinenden Idamore entweder unschädlich machen, oder für sich gewinnen könne; und ohne zu ahnen, daß er dadurch selbst den geheimen Wünschen der Liebenden entgegen kommt, faßt er den plötzlichen Entschluß durch die Hand seiner Tochter den Retter Hindostans auf immer an sein Interesse zu fesseln.

Mit Entzücken vernehmen Neala und Idamore den Ausspruch des Alten, zum erstenmale beugt der unbeugsame Krieger sein Knie vor dem Braminen, und Akebar, der nie die Liebe kannte, ruft entzückt:

„Superbe, enfin ton front s'abaisse;"

Jetzt auf dem Gipfel des Glücks und der Größe, geschmückt mit den Kränzen, welche Lieb' und Ehre gewähren, ist nur eins noch, was Idamores Tage trübt, und dies eine ist — sein Geheimniß. Nicht länger vermag er die Bürde allein zu tragen, nicht länger mehr der Geliebten zu verschweigen und sie über seine Geburt zu täuschen. In einer trefflich ausgeführten Scene entdeckt er an Neala, was bisher außer Alvar keiner wußte, und — ergriffen von Entsetzen, entflieht das Mädchen aus seinen Armen dem Bilde des Gottes zu, der ihrer aller Vater ist. — Bald indeß siegt die allmächtige Liebe über die eingesogenen Vorurtheile der Jugend; sie nähert sich langsam dem Krieger wieder, dem sie einmal ihr Herz reichte, und der nun mit der siegenden Beredtsamkeit der Wahrheit, der Liebe und des Gefühls, in folgenden schönen, ergreifenden Versen den Wahn bekämpft, der ihn und seine Stammgenossen so unglücklich macht.

Le sein de l'éternel est aussi notre asile;
Va, ces mortels si fiers qui nous ont rejetés,
De ce bonheur en vain nous croient déshérités.
Nous sommes ses enfans. Comme sur leur visage,
N'a-t-il pas sur le nôtre imprimé son image?
De nos jours et des leurs, qu'il pèse également,
Au même feu céleste il puisa l'aliment.
Nos sens formés par lui, nos traits, tout est semblable,
Ont-ils un oeil plus sûr, un bras plus redoutable?
Dieu, dans leur voix plus mâle, a-t-il mis d'autres sons?
Le soleil pour eux seuls, prodigue de moissons,
N'échauffe-t-il pour nous que poisons homicides?
Les fruits se sèchent-ils sur nos lèvres avides?

*) Die Hindus bestrafen nach ihren Gesetzen keinen Verbrecher mit dem Tode, sondern nur mit ewiger Ausstoßung für ihn und seine Nachkommen aus der Caste, zu welcher er ursprünglich gehörte.

Les flots dont notre soif implore le secours,
Pour tromper ses ardeurs détournent-ils leurs cours?
Ces mortels, comme nous, sont condamnés aux larmes,
Soumis aux mêmes maux, blessés des mêmes armes.
Les mêmes passions nous brûlent de leurs feux.
Ils souffrent comme nous, et nous aimons comme eux.
Ah! cent fois davantage..... Et Dieu, lui, notre père,
N'eût fait de tant d'amour qu'un jeu de sa colère?
L'homme a seul méconnu ce doux instinct des coeurs.
Des frères qu'il proscrit il sépare les soeurs.
La mort rassemblera cette famille immense;
Dieu nous appelle tous: le brame qui l'encense
Et l'enfant du désert repoussé des autels,
Reposeront unis dans ses bras paternels.

Neala ist durch diese — auch von dem Publicum bei der Vorstellung mit der größten Anerkennung aufgenommene — Rede überwunden, sie sinkt von neuem in die sie umschlingenden Arme des Geliebten, und mit großer Pracht wird nun alles zu der Verbindung des liebenden Paares vorbereitet, als plötzlich Zares, der alte Vater Idamores, erscheint, und das ganze Gebäude der Glückseligkeit seines Sohnes zertrümmert. Der alte Mann, so gut behaftet mit allen Vorurtheilen, unter welchen Hindostans Bewohner seufzen, wie alle andern, obschon gerade diese Vorurtheile sein eignes Unglück machen, hat die heimathlichen Wälder verlassen und sich unter zahllosen Gefahren nach Benares begeben, um seinen Sohn aus dem Schooße des Glücks, in welchem er ruht, zurück in die Einöden, die den väterlichen Heerd umgeben, zu führen. Sein Erscheinen ruft alle Bilder der Jugend und der nie erloschenen kindlichen Liebe in Idamores Brust zurück. Ein heftiger Kampf zwischen Liebe und Kindespflicht beginnt in dessen Herzen, und die letztere siegt. Er verspricht, dem Vater zu folgen, der, ihn in einem nahen Gehölze zu erwarten, geht. Aber alles ist schon zur Vermählung bereitet, und Neala harrt mit Sehnsucht des Mannes ihrer Wahl. Idamore wankt von neuem, die Schaale der Liebe sinkt; er geht und knüpft mit Akebars Tochter das ewige Bündniß der Treue. Wie ein Donnerschlag trifft diese Nachricht das Ohr des fanatischen Zares. Wüthend über den Schwurbruch seines Sohnes, tritt er aus seiner Verborgenheit hervor und klagt selbst — nicht unähnlich dem alten Thibaut d'Arc in Schillers Jungfrau von Orleans — den eigenen Sohn der Verletzung der göttlichen Gesetze an:

Frappez, frappez moi (spricht er) je suis un Paria!"

und außer sich, vernichtet, betrogen um sein Lebensglück, sich und die Geliebte verloren sehend, ruft Idamore ihm nach:

Oui, je suis Paria, je le suis; mais l'état
Ne dut sa liberté qu'à mon noble attentat.
Je descendis des monts; vos tribus dispersées
A l'approche du joug s'étaient déjà baissées.
Je l'écartai moi seul, qui seul restai debout.
La mort entre elle et toi m'a rencontré partout,
Peuple: loin des cités, des enfans et des femmes,
Je détournais le fer, je repoussais les flammes;
Mon front, plus que vous tous, des chrétiens redouté,
Leur renvoyait l'effroi qu'ils avaient apporté;
Quand ces brames si fiers, que je courrais défendre,
Cachés au fond du Temple et courbés sous la cendre
Implorant un appui qu'ils n'osaient vous offrir,
Priaient, tremblaient pour vous et vous laissaient périr.

Doch umsonst! Fühllos und ungerührt, selbst von der Tochter Schmerz, übergibt Akebar den Unglücklichen der unerbittlichen Strenge des heiligen Tribunals, und indem Priester und Volk alles vergessen, was der Held für sie that, und nur Gedächtniß für ihre Vorurtheile haben, wird Idamore zum Tode verdammt, und die einzige Gunst, welche man ihm noch gewährt, ist die Erlaubniß, noch einmal mit seinem Vater zu sprechen, dem er edelmüthig genug ist, den grausamen Ausspruch der Braminen zu verheimlichen. Dann geht er seinem Schicksale entgegen, das von seinem edlen und treuen Freunde, Alvar:

Ce chrétien sans fureur qui succombe et qui prie,
Sur le signe impuissant de son idolâtrie
Attache un oeil d'amour, l'invoque, et radieux
Tombe aux pieds d'Idamore en lui montrant les cieux.

mit gleich standhaftem Muthe getheilt wird. Neala aber, sich schaudernd abwendend von einem Vater, der kein Gefühl für ihren Schmerz hat, und von einem Volke, das weder Verdienst noch die Thränen des Unglücks ehrt, folgt dem alten Zares in seine Wälder, der, scheidend noch dem blutdürstigen Akebar zuruft:

— — Pontife, il est des dieux!

Dies die Handlung eines Stücks, das die günstigste Aufnahme fand, obschon die Darstellung an sich mittelmäßig war, und obschon, wie ich am Eingange bemerkte, einige Unwahrscheinlichkeiten im Plane dem Zuschauer und Leser schwerlich entgehen können, und auch deswegen nicht weiter hier von mir erwähnt werden sollen.

Am Schlusse der ersten Vorstellung ward der Verf. von der zahlreichen Versammlung gerufen, erschien jedoch nicht.

77.

Ueber die neueste Baiersche Landtags-Literatur.

Dritter Brief.

M. 10. Jan. 1822.

Die kleine Schrift über die Beschwerden der Stände konnte ich noch immer nicht erhalten, da sie nur unter den Mitgliedern der Ständeversammlung circulirt. Dagegen ward mir gestern ein gedruckter Bogen mitgetheilt: „Versuch einer Rechtfertigung der baierischen Stände gegen die Anschuldigungen im Landtagsabschied." Diese Rechtfertigung ist gründlich und bescheiden abgefaßt (mit starker Benutzung, wie es scheint, der Aufsätze in Ihrem Hermes). Sie widerlegt die im Landtagsabschied enthaltenen Beschuldigungen 1) der Verzögerung in Berathung des Hypothekengesetzes (die Schuld hiervon wird ausschließlich dem Regierungscommissair zugeschrieben, es scheint uns aber, daß auch die Präsidenten der Kammer sich noch gründlicher als bisher vertheidigen müssen); 2) des Strebens nach Erweiterung des Wirkungskreises der Stände (offenbar gaben nur einige dunkle Stellen der Verfassungsurkunde, welche nothwendig erläutert werden müssen, Anlaß zur Differenz); 3) ungeeigneter Aeußerungen einzelner Mitglieder. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — —

Die Einberufung ist, vom 4ten Januar datirt, an die Behörden abgegangen, und bis zum 15. d. M. müssen alle baierische Stände hier versammelt seyn. Man behauptet, daß noch kein einziges Ministerium seine Vorarbeiten vollendet habe. Wenn dem also ist, so wird es an beißenden Anmerkungen der Landtagsschriftner nicht fehlen. Doch soll es nunmehr entschieden seyn, daß die Landtagszeitung nicht mehr herauskommen darf. Wenn schon im ewigen Kriege mit Hrn. von Hornthal und seinen Anhängern, war sie gleichwohl wegen ihrer Rücksichtslosigkeit nicht allen Ministerien angenehm. Ein anderer Justizpräsident, der Kammerherr von Mann, hat in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Eos" angekündigt, daß in dieser alle Verhandlungen des nächsten Landtags mitgetheilt werden sollen. Ob er dabei

seine Kräfte, den Preis des Blatts, die Willfährigkeit des Publicums, — — — — — — hinlänglich berechnet habe, muß die nächste Zukunft lehren. Je näher es zum Landtag geht, desto mehr häufen sich die Speculationen. Zu verwundern ist es, daß unsre Buchhändler sich so ruhig dabei verhalten.

Die Gerüchte, die täglich wechseln, beziehen sich vornämlich auf die Anträge, welche bei der Ständeversammlung Statt finden werden. Ich theile Ihnen einige dieser Gerüchte mit, welche nicht ganz unwahrscheinlich sind.

Man sagt, die Clerisei bestehe darauf, daß das herrliche Denkmal, das unser große Kurfürst Max seinem erlauchten Ahn Kaiser, Ludwig dem Baier, in der hiesigen Frauenkirche setzen ließ, abgebrochen, und in irgend eine Ecke verwiesen werden soll. Die Stände werden, wie man allgemein sagt, sich für die Erhaltung des Denkmals verwenden, wenn gleich der edle Kaiser im Kirchenbann gestorben.

Man sagt, die Abgeordneten des Rheinkreises werden der Einführung des Concordats die ihnen früher gegebene Zusicherung der Bewahrung ihrer Institutionen entgegensetzen.

Man sagt, die Stände würden sich darüber beschweren, daß ein von beiden Kammern im Jahr 1819 einstimmig verworfener Gesetzentwurf im Jahre 1820 einseitig zum Gesetz erhoben worden.

Man sagt, der Eid der Regimentsauditoren: „Ich schwöre, für diejenigen Fälle, wo ich richterliche Functionen auszuüben habe, Treue dem König, Gehorsam dem Gesetz, und Beobachtung der Staatsverfassung" werde als inconstitutionel dargestellt werden.

Man sagt, der Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen stehe eine Beschränkung bevor.

Doch genug von diesen, „man sagt"! Ich schließe mit einer Anecdote, die Sie zur Munterkeit stimmen wird. Vor einigen Jahren hat ein gewisser Staatsbeamter eine Verfügung erlassen, mit dem sonderbaren Anfang: Da die den das (nämlich da die, den das sechzigste Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N., betroffen habende Augenkrankheit sich verschlimmert hat.) Diese Sprachverschönerung machte damals die Bewunderung des ganzen Landes rege. Es war vorauszusehen, daß mancher Geschäftsmann sich im Stillen nach einem solchen Muster zu bilden versuchen würde, und die Erwartung hat uns nicht getäuscht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein, mit den Anfangsworten: Die des dem (nämlich: die des dem Bärenwirth zugefügten Diebstahls verdächtigen Juden sind nunmehr in Polizeiarrest). Die Behörde aber, an die der Bericht eingesendet war, nahm das Ding übel auf und bedeutete dem Berichterstatter: es sey eben so ungeeignet, dergleichen Muster nachzuahmen, als sie zu verspotten. Wenn es die Stände erfahren, vielleicht tragen sie darauf an, daß eine anständigere, und in jeder Hinsicht minder barbarische Geschäftssprache in jener Schreibstube eingeführt werden möge. 75.

Nachricht von den Sauden, einer neuerlich in Indien entdeckten religiösen Secte.

(Aus einem Missionsbericht.)

Im März 1816 kam ich mit zwei andern Herrn von Futtagurh, auf Einladung der Vornehmsten der Secte der Saude, nach der Stadt Furrukhabad, einer religiösen Versammlung, die daselbst gehalten werden sollte, beizuwohnen. Man kam in dem Hofe (Daulan) eines großen Hauses zusammen. Die Zahl der Männer, Frauen und Kinder war beträchtlich. Wir wurden mit großer Höflichkeit empfangen, und Stühle wurden für uns an die Vorderseite der Halle (Deurhee) gesetzt. Nach einiger Zeit, als der Platz mit Volk ganz gefüllt war, begann der Gottesdienst. Er bestand nur im Gesang eines religiösen Liedes. Dies ist die einzige Art des öffentlichen Gottesdienstes der Sauden. Nachher zog ich verschiedne Erkundigungen ein, die kirchlichen Meinungen und Gebräuche der Secte betreffend. Ich ward häufig von Bhuwaner Dos, den Vornehmsten derselben in der Stadt Furrukhabad, besucht. Durch ihn erfuhr ich Folgendes über ihren Ursprung:

Um das Jahr des Sumbut 1600, oder 177 Jahr früher, empfing ein Mann, Namens Beer-bh an, der in Banj-bassur, bei Narnoul wohnte, (in der Provinz Dehli) eine wunderbare Offenbarung von Orda Dos, durch die ihm die Hauptgrundsätze der Religion mitgetheilt wurden, die jetzt von den Sauden bekannt wird. Zugleich gab Orda Dos dem Beer-bh an Merkmale an, woran er ihm bei seinem Wiedererscheinen erkennen solle: 1) daß alles, was er ihm prophezeie, in Erfüllung gehe, 2) daß seine Gestalt keinen Schatten werfen, 3) daß er ihm seine Gedanken sagen, 4) daß er zwischen Himmel und Erde schweben, und endlich 5) daß er die Todten erwecken werde.

Buhwanen Dos gab mir eine Abschrift des Pot-hee, oder des Religionsbuchs der Sauden, das im zehnten Hindu-Dialekt in einer Art von Versen geschrieben war. Auch theilte er mir alle Hauptpuncte ihrer Religion mit. Die Sauden verwerfen und verabscheuen jede Art von Götzendienst. Der Ganges ist ihnen eben so wenig ein Gegenstand der Verehrung als den Christen, obwohl sie fast alle bekehrte Hindu sind, denen sie auch äußerlich gleichen. Ihr Name für Gott ist Stutgur. Saud heißt Gottes Diener. Sie sind reine Deisten; ihre Art der Gottesverehrung ist die einfachste, wie ich bereits gezeigt habe. In ihren Sitten haben sie eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Quäkern. Bunte Anzüge und jede Art von Schmuck ist streng verboten. Ihre Kleidung ist immer weiß. Sie machen nie eine Verneigung oder Sulam. Sie nehmen weder je einen Eid ab, noch leisten sie einen vor Gericht: ihre Versichrung ist gültig wie die der Quäker. Sie enthalten sich alles Luxus, z. B. des Tabaks, des Opiums, des Weins ꝛc. Sie tanzen nicht und halten keine Gelage. Jeder Angriff auf das Leben eines Menschen oder eines Thieres ist verboten, doch als Nothwehr wird Widerstand erlaubt. Arbeitsamkeit ist sehr eingeschärft.

Die Sauden widmen, wie die Quäker, ihren Armen und Kranken große Sorgfalt. Unterstützung von einem nicht zu ihnen Gehörigen annehmen, gilt für schimpflich, und setzt den Schuldigen einer förmlichen Ausschließung aus. Aller Prunk mit dem Gottesdienst ist verboten, geheime Gebete verordnet. Almosen sollen ohne Prahlerei, und ohne daß andere Menschen es sehn, gegeben werden. Eine der vorzüglichsten Pflichten ist, seine Zunge zu bewachen. Die Hauptsitze der Secte sind Dalhi, Agra, Ippoor und Furrukhabad, doch ist auch ein Theil derselben durch das Land zerstreut. Eine jährliche Versammlung findet in einem dieser Oerter Statt, in der die Angelegenheiten der Secte berichtigt werden. Obrigkeitliche Personen versicherten mich, daß die Sauden ordentliche und gehorsame Bürger seyen. Ihre vorzügliche Beschäftigung ist der Handel.

Bhuwanen Dos wünschte sehr, mit der christlichen Religion bekannt zu seyn; ich gab ihm einige Exemplare des neuen Testaments im Persischen und Hindostanschen. Er sagte mir nachher, er billige dies Buch sehr; er habe es seinen Glaubensgenossen gezeigt und vorgelesen. Ich hatte kein Exemplar des alten Testaments in einer Sprache, die er gut verstand; doch da er das lebhafteste Verlangen aussprach, zu wissen, wie die Schöpfungsgeschichte darin erzählt sey, so theilte ich sie ihm aus einer arabischen Uebersetzung, wovon er ein wenig verstand, mit. Ich versprach, ihm wo möglich ein Persisches oder Hindostansches altes Testament zu verschaffen. Ich halte die Sauden für ein sehr interessantes Volk und glaube, es würde einem verständigen und eifrigen Missionair ein Leichtes seyn, mit ihnen zu verkehren.

56.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 29.

5. Februar 1822.

Vom Gedankenverkehr in Deutschland.

(Veranlaßt durch die Beilage zur Allgem. Zeitung vom 22sten November 1821.)

Das (angebliche) Schreiben von der Elbe in der genannten Beilage zur Allg. Zeitung ist von der eignen Art, daß es nicht, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, unter dem Mantel der Allgemeinheit das Besondere und Individuelle zu treffen sucht, sondern daß es vielmehr umgekehrt, indem es eine einzelne Maßregel zu erklären und zu rechtfertigen scheint, allgemeine Grundsätze insinuirt, welche für die geistige Bildung eines Volkes und ihre ungehinderte, naturgemäße Entwickelung von der höchsten Wichtigkeit sind. Diese Grundsätze werden so sehr als anerkannt vorausgesetzt, als ob darüber unter den Wohlgesinnten, selbst denen, die noch mit kleinen Anwandlungen von Liberalismus behaftet sind, wie etwa die Buchhandlung des königl. preußischen Geheimen Hofraths Herrn Cotta von Cottendorf, (die z. B. früher als Herr Brockhaus die Actenstücke über Sand verlegt hat, wobei wir auch kein Unrecht finden, das aber Hrn. B. so hoch angerechnet wird), oder der Ungenannte von der Elbe selbst (welcher seine leider nicht zu bewältigende Liebe zur Preßfreiheit mit dem epidemischen Charakter derselben recht gut entschuldigt), kein Zweifel seyn könne. Ja es wird zu verstehen gegeben, daß eben diese Grundsätze für die sogenannte Preßfreiheit selbst vortheilhaft wären, damit sie das Höchste der Kunst, die Regelmäßigkeit in der Ungebundenheit, oder die Freiheit in der Beschränkung erreiche, und sich, wenn sie dereinst wieder entbunden werden sollte, vor den ungeschickten, wilden Sprüngen hüten könne, durch welche sie sich in den ersten Jahren ihres Lebens bei uns einen so schweren Fall zugezogen hat. Da nun dem Schreiber von der Elbe die arme Preßfreiheit eine so geliebte Kranke ist, daß er sie nur durch die sorgsamste Hütung vor dergleichen Unfällen zu bewahren glaubt; so wird er ja wohl die Aufforderung am Schlusse seines Schreibens ernstlich gemeint haben, und erfreut seyn zu vernehmen, daß andere Leute den Zustand seiner Patientin nicht für so verzweifelt halten, um einer so strengen Diät zu bedürfen. Nach der Qualification dieser andern wird er allerdings zu fragen berechtigt seyn, sobald er sich selbst als einen graduirten oder gar approbirten Sachverständigen ausgewiesen haben wird.

Das letzte sollte man wohl aus dem vornehmen Wesen, mit welchem er immer von oben herab spricht, beinahe vermuthen. Seine Thatsachen sind so gewiß (wir wollen sehen, wie Herr Brockhaus mit seiner Erklärung, daß darunter Lügen seyen und auch nicht eine einzige Thatsache ohne Entstellung und Verdrehung vorgetragen wäre, bestehen wird, wenn erst der Herr von der Elbe aus seiner Anonymität wird hervorgetreten seyn), seine Meinungen so kategorisch, so jeden Widerspruch ausschließend; er spricht von dem, was die Regierungen gethan und gelassen haben, mit einer solchen Vertraulichkeit, das nur das Wörtchen wir fehlt, um nach dem herkömmlichen Sprachgebrauche der Livrée, vielleicht sogar den Kammerdiener eines Ministers zu erkennen. Mit dem Unterschiede zwischen dem Officiellen und Halbofficiellen langt man bekanntlich ohnehin nicht mehr aus. Die Abstufungen haben sich so vervielfältigt, daß man auch eine Viertels- und Achtelsofficialität gelten lassen muß, deren Begriffe sich vielleicht dergestalt bestimmen lassen, daß das Halbofficielle nach Inhalt und Form von den Ministerien selbst ausgeht, und bestimmt ist, öffentlich auszusprechen, was man für nöthig hält, und nur nicht schicklich in eignem Namen sagen kann. Das Halbofficielle wird oft später anerkannt, und wenigstens nie geleugnet. Das Viertels- und Achtelsofficielle hingegen kann wenigstens zum Theile desavouirt werden, und unterscheidet sich wieder dadurch von einander, daß jenes einen Befehl oder Auftrag, dieses nur eine Erlaubniß voraussetzt, wobei denn das Einzelne mehr oder weniger dem Verfertiger überlassen bleibt. Aber trotz jenes vornehmen Tones, und eben wegen desselben, kann man sicher seyn, hier auch in der geringsten Abstufung nicht auf etwas Officielles zu treffen, woran schon darum nicht zu denken ist, weil das Ministerium, von welchem im vorliegenden Falle zunächst die Rede seyn könnte, um geschicktere Fürsprecher nicht in Verlegenheit seyn würde.

Nun dann, könnte man fragen, wenn Ihr dem Ursprung des Schreibens ein so gar unbedeutendes Gewicht beilegen wollt, warum so viel Redens davon? — Gerade einem solchen, der zwar noch unberufen ist, aber gern berufen seyn möchte, muß man nicht geschehen lassen, daß er Sätze, welche zufällig ohne Widerspruch bleiben, nachher für unwidersprechlich ausgebe. Nicht allein der Ort, eine der gelesensten Zeitungen, wo diese Sätze aufgestellt wurden, sondern noch mehr das Ansehen, welches solche Ansichten ohnehin schon haben, und welches sie, wenn man die Wahrheit sagen will, der künstlichen Vermischung des unechten Metalls mit einigem

echten verdanken, gibt allen diesen Versuchen eine Wichtigkeit, welche sie freilich an sich nicht haben würden. In einem gespannten, überreizten Zustande, wie unser gegenwärtiger in der That ohne Noth geworden ist, greift jeder Theil auch dasjenige begierig auf, was er im Gefühle der Kraft und Gesundheit unbeachtet gelassen hätte. Aber eben, weil unser Zustand in Deutschland an und für sich kein bedenklicher ist, der Kranke in der Einbildung aber erst durch die Arzneien ernstlich krank werden muß, ist es Pflicht, überall denjenigen ernstlich entgegen zu reden, welche sich dadurch beliebt zu machen meinen, daß sie jene Einbildungen unterhalten, statt sie zu bestreiten. Das Ueble ist, daß es durch die Beschränkung der Preßfreiheit schon so sehr erschwert worden ist, durch freimüthige Darstellung der Wünsche und Beschwerden der Regierten den Beweis zu führen, daß nirgends eine Gefahr für das wirklich Bestehende vorhanden ist, sondern das Höchste was die Völker begehren (für deren Organ man weder die studirende Jugend noch die Herren A. G. F. J. u. A. halten darf), mit Abstellung einiger wirklichen Mißbräuche, in verschiedenen Zweigen der Verwaltung, mit einiger Mäßigung in dem Aufwande der Staaten, und mit Erhaltung der echten alten Ordnung erschöpft wird. Um diesen Beweis auf eine überzeugende Art zu führen, müßte es noch verstattet seyn, wie es ehedem war, die Verwaltung einzelner Länder mit freimüthigem Ernst zu prüfen; dann würde sich schon finden, ob ein allgemeiner Hang zu Unwälzungen den Deutschen wirklich zur Last fällt. Wenn man aber bei allgemeinen Reden über den Zeitgeist stehen bleiben muß, dann ist die Anklage eben so leer und zwecklos, als die Vertheidigung; es ist nicht allein leicht, von beiden Seiten ins Blaue hinein zu schwatzen: man bedarf dazu weder eines gereiften männlichen Urtheils, noch der Erfahrung und der Kenntniß der vorhandenen Verhältnisse und ihrer Wirkungen; sondern es ist auch von größerer Gewalt über die unerfahrne und blinde Menge, welche sich viel lieber durch Bilder, dunkle Gefühle, Parteinamen führen läßt, als durch klare Begriffe, Thatsachen und verständige Gründe.

Indem wir nun für verdienstlich halten, einige von den Trugschlüssen und Verdrehungen des Herrn von der Elbe in ihrer Blöße darzulegen, bleibt wie billig alles Besondere und Individuelle aus dem Spiele. Ob Herr Brockhaus in der That sich zum Vorfechter und Sprecher der schriftstellerischen Opposition gegen die Regierungen wissentlich und freventlich aufgeworfen habe, wie der Herr von der Elbe ihm auf den Kopf schuld gibt, mag er selbst vertreten, wie wir es für ihn auch gar nicht schwer halten. Er scheint in seiner Abwehr auch bereits glücklicher gewesen zu seyn, als dieser im Angriff, welcher schon vermöge der Natur des literarischen Verkehrs schwierig war. Ein kluger und thätiger Verleger und Redacteur wird immer in der vordern Reihe der öffentlichen Meinung erscheinen müssen, weil seine ganze Wirksamkeit auf die schon vorhandene Stimmung basirt ist. Daher ist es wohl schwer, diesen Umstand, welcher, wenigstens bis zu einem gewissen Puncte, etwas ganz unfreiwilliges ist, zum Grunde einer individuellen Anschuldigung zu machen. In der That hat auch das Publicum in dieser Maßregel gegen Hrn. Brockhaus, ganz abgesehen von allem Tadel oder Beifall, so wie von allen und jeden persönlichen Beziehungen, nichts gesehen, als den ersten Anfang, den Versuch eines allgemeinen Systems; welches dann, nach den besondern Ansichten eines jeden, bei dem einen Wohlgefallen, bei dem andern Unzufriedenheit und Besorgniß für die Zukunft erweckte.

Zuvörderst müssen wir die von dem Hrn. von der Elbe so keck hingestellte Behauptung von einer allgemeinen schriftstellerischen Opposition gegen die Regierungen durchaus für aus der Luft gegriffen erklären. Gegen die Regierungen, wenn wir darunter die Regenten selbst als die erblichen Inhaber der obersten Gewalt und die Einrichtungen auf welche diese Erblichkeit gegründet ist, also gegen das Princip der legitimen Monarchie hat sich unsers Wissens keine einzige bedeutende Stimme erhoben. Nur aus dem Kreise der vornehmen Klasse der Imperialen ist einst ein Ruf ergangen, welcher für die Existenz der kleinen monarchischen Staaten sehr gefährlich zu klingen schien, indem er die dreistesten Anklagen gegen dieselben vorbrachte. Seitdem aber der wiener Congreß die Unabhängigkeit der sämmtlichen deutschen Staaten abermals befestigte, ist nur in dem berüchtigten Manuscripte aus Süddeutschland und in einigen jugendlichen Aufsätzen von solchen Dingen die Rede gewesen.

Aber dies meint unser Herr von der Elbe auch wohl nicht. Sondern er versteht unter den Regierungen die Ministerien und vielleicht die ganze Hierarchie des Staatsdienstes. Diese haben freilich seit 1815 fast überall eine bedeutende Opposition gegen sich gehabt, und auch die Schriftsteller haben, so weit sie gekannt, an derselben Theil genommen. Es gab einige Männer darunter, welche den Beruf ihres Lebens darin zu finden und gleiches Lob, wie einst Schlözer damit zu verdienen glaubten, wenn sie alles an das Licht zögen, was hie und da ein Beamter Unrechts gethan, irgend eine Behörde verabsäumt habe; wenn sie neue Einrichtungen von allen Seiten beleuchteten, und überall nachwiesen, wo und wie etwas besser gemacht werden könne. So oft auch hierbei ein ungerechter Tadel gegen Personen und Sachen vorgekommen seyn mag, so kann man doch nicht umhin, eine solche Opposition zwar für Viele sehr unbequem, aber keineswegs schädlich zu finden. Es ist gar nicht übel, wenn die Staatsbeamten von oben bis unten daran gewöhnt werden, ein öffentliches Urtheil über ihre Amtshandlungen zu ertragen, und sich immer gesetzmäßiger Gründe bewußt zu seyn. Der ungerechte Tadel kann weniger schaden, als der gerechte helfen. Beruht jener auf einer unter dem Volke umlaufenden Unwahrheit oder unrichtigen Ansicht, so gibt er Gelegenheit zur Berichtigung und Entlarvung eines vorsätzlichen Verleumders. Der gerechte Tadel hingegen

wird die Regierung, d. h. die höheren Staatsbehörden bis zum Regenten selbst von Dingen in Kenntniß setzen, von welchen sie sonst keine Ahndung hat. Das Lob bekommt erst dadurch einen Werth, daß auch der Tadel frei ist, und wenn das Schreiben von der Elbe sich auch darüber beschwert, daß das Gute und Löbliche verschwiegen worden sey, so müßten wir ihn freilich zuerst auffordern, anzugeben, wo etwas mit Stillschweigen übergangen worden sey, und dann ihn daran erinnern, daß es dem natürlichen Gange der Dinge zwar angemessen ist, über das zu sprechen was uns drückt, nicht aber für jede zweckmäßige Einrichtung gleichsam Dankadressen zu votiren.

Dies ist die eine Seite der Preßfreiheit, von welcher man ihr in der Theorie fast allgemein Gerechtigkeit wiederfahren läßt, in der Praxis aber sie desto mehr anfeindet. Die Staatsbeamten machen sich gar zu gern zum Staat, und meinen der Staat sey angegriffen und verletzt, wenn von ihnen etwas nachtheiliges zum Vorschein kommt oder laut wird. Der Staat aber besteht oft nur desto besser, je mehr die Handlungen und Systeme seiner verantwortlichen Machthaber und Staatsträger (wie sie der Schreiber von der Elbe nennt) öffentlich beurtheilt werden können. Man kann daher demselben wohl zugeben, daß die angegriffenen Staatsbeamten die Befugniß haben, den Angriff in die Grenzen der Selbstvertheidigung zurück zu weisen, allein die Vertheidigung geht eben über diese Grenzen hinaus, wenn sie sich auch gegen ein gegründetes Urtheil nicht vertheidigt, sondern alles Urtheilen verbietet. In dieser Maßregel findet der gute Staatsbeamte keinen Schutz, weil er ihn nicht braucht, der schlechte aber einen Schutz, welchen er nicht verdient und nur auf Kosten des Staats findet. Selbst der redliche und tüchtige Staatsbeamte wird vielmehr durch rein prohibitive Maßregeln in das falsche Licht gestellt, daß ihm eine andere und bessere Rechtfertigung nicht möglich sey, und dadurch das Gefühl der wahren Ehre aus dem öffentlichen Dienste verdrängt. Es ist demnach das bloße Verbieten in dieser Beziehung eben so wenig gerecht, denn es ist eine Ungerechtigkeit gegen den Staat selbst und gegen alle redliche Staatsbeamte, als nicht natürlich, weil der Zweck, in der öffentlichen Meinung nichts nachtheiliges gegen den Staat aufkommen zu lassen, dadurch nicht erreicht werden kann. Denn eines Theils wird gerade durch das Verbieten das ohnehin immer rege Mißtrauen gegen die Staatsdiener noch mehr gereizt, und andern Theil bricht sich der Tadel, wenn er sicher ist, im Volke bereitwillige Hörer zu finden, durch alle prohibitive Maßregeln eine leichte Bahn. Die Erfahrung zeigt dies sonnenklar, und auch in der neuesten Zeit sind manche seichte und schlechte Schriften nur dadurch bedeutend und schädlich geworden, daß man sie verbot. Nicht der Tadel, sondern die Unwahrheit in demselben, macht ihn strafbar, aber die Vernichtung des Unwahren kann nicht durch ein vorangehendes Untersagen, sondern nur durch nachfolgende Widerlegung geschehen und für die Zukunft gesichert werden.

So gern wir daher zugeben, daß es eine widrige und verletzende Sensation macht, wenn die Grundsätze und Systeme der höhern Staatsbeamten einer bittern Kritik unterworfen werden: so liegt doch weder der Fehler in der Kritik, sondern, wenn sie nicht ungegründet, folglich zu verachten ist, darin, daß die vorhergegangene Prüfung jener Systeme nicht reiflich genug war, und das Mittel gegen das Uebel kann nie in einem Verbieten der Urtheile, sondern im Benutzen derselben und für die Zukunft in größerer Vorsicht beim Aufstellen der Systeme enthalten seyn. Ungegründete Kritiken aber werden, wenn sie auch in den Vorurtheilen der Völker einige Unterstützung finden, eben dadurch am sichersten widerlegt, daß die Meinung frei ist.

Natürlich bleiben wir hier nur ganz bei den allgemeinen Grundsätzen stehen, ohne die geringste Anwendung auf einzelne Staaten und Fälle. Wir nehmen den Herrn von der Elbe beim Wort, daß er selbst ein Vertheidiger der Preßfreiheit seyn wolle, und zeigen ihm nur, daß mit dieser Maske seine Ansichten über die natürlichen Grenzen derselben unverträglich sind. Angriffe auf den Staat erkennen wir gewiß für strafbar; aber Kritik der öffentlichen Handlungen und Systeme der Beamten, sind keine Angriffe gegen den Staat. Wenn die Preßfreiheit kein leeres Wort seyn soll: so muß ihr gerade dieser Kreis erlaubt und sie nur für die Wahrheit der Thatsachen verantwortlich seyn. Es kommt nicht darauf an, daß schlechte Staatsbeamten, leichtsinnige Theoretiker, welche den Staat als ein corpus vile zu Experimenten betrachten, Egoisten, welche die Kräfte desselben für ihre persönlichen Leidenschaften der Eitelkeit, der Herrschsucht, der Verschwendung oder des Geizes mißbrauchen, sich hinter den Schirm einer vermeintlichen unantastbaren Staatswürde flüchten und der öffentlichen Verachtung, wenn sie nur nicht ausgesprochen werden kann, Trotz bieten können. Es ist kein Unglück, wenn solche Beamte sich nicht behaupten können; rechtschaffene Männer hingegen haben noch von jeher in der Freiheit des öffentlichen Urtheils eine mächtige Verbündete gegen manche Hindernisse ihres Wirkens gefunden. Aber nur in so fern sich das Schreiben von der Elbe auf allgemeine Grundsätze bezieht, müssen wir diese für unrichtig erklären, und wie weit aber in einem einzelnen Falle prohibitive Maßregeln durch besondere Ursachen und Verhältnisse nothwendig seyn können, lassen wir ganz und gar dahin gestellt seyn. Ohne specielle Kenntniß der Beschwerden und ohne die Vertheidigung des Angeklagten gehört zu haben, wird aber kein billig Gesinnter in einem solchen Falle darüber absprechen wollen, sich aber insbesondere jedes Verdammungs-Urtheils gegen den nur im Allgemeinen Angeklagten enthalten.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliothèque universelle des Sciences, Belles-Lettres et Arts. Genève 1821. Juin, Juillet, Août, Septembre, Octobre.

(Fortsetzung aus No. 24.)

d. *Voyages.*

2) Gore Ouseley travels in various Countries of the East. 2 Vols. London 1819 und 1821, dürfte bei aller typographischen Pracht und allem Reichthum an Kupfern, doch weniger Leser als andre ähnliche Werke finden, weil der Verf. seine gelehrten Bemerkungen fast nur auf Alterthümer beschränkte, und auf Menschen und Sitten des Orients, so genau er diese auch kennt, wenig Rücksicht nimmt. — Interessanter ist die Notiz des großen orientalischen Waarenumsatzes und der Duldung aller Religionen des Morgenlandes in Bombay. Neben einem katholischen Marientempel steht dort ein persischer Feuertempel, dessen Religionsverwandte noch jetzt den Ruf ganz ausgezeichneter Industrie, Reinheit und Moralität der Sitten, genießen (wie in Europa die Mennoniten). — Historisch merkwürdig ist Ouseley's Hypothese, daß vor Eroberung Persiens durch die Muselmänner, die Araber längst der persischen Küste Handelsvereine, nach Art der Europäer, besaßen. — In allen Ländern der Feueranbeter findet man in den dortigen Ruinen unter der Erde Vasen mit Malvensaamen, deren Blüthe sich bekanntlich nach der Sonne wendet. — Auch das heiße Persien, wird, seitdem die vormals zahlreiche Bevölkerung dort verschwunden ist, in seinen morastigen, vormals der Fruchtbarkeit halber berühmten Ebenen, wegen der ungesund gewordenen Luft und der schrecklichen

Hitze halber, fast unbewohnbar. Desto zahlreicher werden jetzt in Persien die nomadischen Völkerschaften, die immer mehr nach Unabhängigkeit vom Herrscher Persiens trachten. Schon streifen sie dort 300 Jahre und kamen aus Türkomannien. Ihre Hauptfarbe ist diejenige der Zigeuner, sie vermischen sich nicht außer ihrem Volke und bleiben den Nationalsitten treu. — Die Perser sind sehr abergläubisch und streben ihre Zukunft zu erfahren durch Traumdeuterei und andre Wahrsagestücke. — Im Ganzen hat man, nach altorientalischer Sitte, für Bäume eine gewisse Verehrung. Man hält sie für den Sitz der Genien.

3) Des Capitains Medwin Accounts on the Cave-temples of Ellora in den Stücken vom September und October mögen Liebhaber indischer Alterthümer vergnügen, sind aber mager an neuen Bemerkungen über diese brahmanischen Denkmäler.

c. *Morale.*

Die Societé de la morale chrétienne in Paris mit dem Zwecke, die Lehren des Christenthums der menschlichen Gesellschaft noch mehr als bisher einzuimpfen, vereinigt jetzt Vornehme, Gelehrte und Philosophen, um die Wahrheiten, den Segen, den Geist und den Zweck des Christenthums weiter zu verbreiten und klar darzulegen, daß solches einer glücklichen Staatsgesellschaft unentbehrlich ist. Sie will Toleranz aller Christensecten. Die Gesellschaft hat ein Reglement am 20. August 1821 entworfen und schreibt ein periodisches Blatt. Der kleinste Beitrag ist 25 Fr. jährlich. Den alten Herzog de la Rochefoucault und den jungen Grafen Stael-Holstein zählten wir unter den Unterzeichnern der Vereinigungsacte.

B. *Sciences et Arts.* a. Astronomie.

1) Bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniß vom 7. September 1820, bemerkte J. L. Memes Esq., im Tagebuch der Londoner royal institution, ebenso wie früher Herschel, daß die höchsten Berge des Mondes viel niedriger sind, als man ihre Höhe früher bestimmte, der eine war 1194 und der andere 904 Klafter hoch, jedoch nicht nach der wahren Basis, sondern nach dem mittlern Niveau der Berge rund herum.

2) Capitain Kater bemerkte am 4. Februar in London einen neuen vulcanischen Ausbruch im Monde.

b. Optik.

Gut gearbeitete concave Metallspiegel geben ein deutlicheres Bild als alle Vergrößerungsdarstellungen mittelst des Glases. Prof. Amici zu Modena hat jetzt ein sehr vollkommnes neues katadioptrisches Mikroskop geliefert mit einer camera lucida.

c. Botanik.

Neu sind Machaire's in Genf Beobachtungen, sur la soudure naturelle des feuilles du Gleditzia triacanthos und Peschiers daselbst über die Ginkgosäure. Zugleich erfahren wir, daß noch keine weibliche Blüthen und vollkommene Früchte dieses Baumes beobachtet wurden, weil der Zufall bisher noch nicht fügte, daß Ginkgo's männlicher Blüthe in in der Blüthenperiode in der Nähe weiblicher Blüthen dieses Baums sich entfalteten. Aus bekannten Ursachen hat Europa mit Japan, dem Vaterlande des Ginkgo, sehr geringe Verbindungen. Jetzt da aber die Nordamericanischen Freistaaten ein Bedürfniß fühlen, jenseits der Rocky mountains, der Nordwestküste Nordamerica's, zwischen den spanischen Niederlassungen südlich, und russischen oder englischen nördlich, und besonders an beiden Ufern des schönen Columbiaflusses, Colonieen anzulegen, wird diese Region ausgezeichnet milder Temperatur bald sehr bevölkert werden. Eine Handelsverbindung der nordwest Frei-Staaten mit dem stillen Meere und den fremden Staaten jenseits des Meeres, die die Civilisation der Europäer, aber nicht ihre edeln Metalle egoistisch auszuschließen streben, wird nun bald entstehen.

d. Animalische Physiologie.

Prevost und Dumas, in ihrer Untersuchung, über das Blut und dessen Wirkung auf das thierische Leben, stellen folgendes Resultat. Blut ist nichts als serum, in welchem kleine Körper regelmäßiger Form und unauflößlicher Beschaffenheit schwimmen. Letztere bestehen aus einem centralen farbelosen Spheroid, dessen häutige Hülle röthlich gefärbt ist. Das rötheste Blut haben die Vögel, weniger Farbe hat das Blut der Säugethiere und unter diesen hat das Blut der fleischfressenden Thiere mehr Farbe, als jenes der krautfressenden. Die schwächste Blutfarbe hat das Blut der kaltblütigen Thiere. In allen Säugethieren sind die Blutkugeln ründlich; aber die Größe ist bei den einzelnen Thieren verschieden; in den Vögeln ist die Form der Kugeln elliptisch und sie weichen in der Größe bei den einzelnen Geschlechtern wenig von einander ab. Die ganze Abweichung betrifft nur die Achse; die Blutkugeln aller Thiere kalten Bluts sind elliptisch. — Die Bluteinspritzung aus den Adern eines Thiers eben des Geschlechts mit dem, in dessen Adern eingespritzt wird, stellt ein durch starken Blutverlust fast unterbrochenes Leben wieder her. — Ist das neue Blut von einem Thiere andern Geschlechts, als dasjenige in dessen Adern Blut eingespritzt wird (also gleicher Form, jedoch verschiedener Dimension), so erholt sich das Thier bei dem die Einspritzung geschieht zwar auch zu neuer Kraft, der Puls wird schneller, das Athemholen behält seinen Normalzustand, die Wärme nimmt aber schnell ab, der Auswurf (deiection) wird blutig und schleimig bis zum Tode. Diese Wahrnehmungen sind sich gleich, sowohl bei der Injection frischen, als 12 bis 24 Stunden vorher abgezapften Bluts, nur muß das Coaguliren durch gewöhnliches Umrühren verhütet werden und müssen die Schleimfäden durch gewöhnliches Seihen des Bluts ausgeschieden worden seyn. Selten lebt ein so behandeltes Thier länger als 6 Tage. — Bringt man in die Adern eines Vogels, Blut mit zirkelrunden Kugeln, so stirbt der Vogel gemeiniglich nach vorhergegangenem starken Nervenkrampf, der in Hinsicht der schnellen Todtlichkeit mit den Krämpfen nach starkem Gift verglichen werden kann. Die Krämpfe sind, wenn das Thier nicht vorher schwach war, von einem starken Blutverlust begleitet. — Man hat Kuh- und Hammelblut in die Adern von Katzen und Kanninchen eingeflößt, bald mit voller Lebenswärme, bald nach 12 oder 24 stündiger Aufbewahrung an einem kühlen Ort. Man erhielt das kalte Blut flüssig, durch Ausscheidung von den verdickten Fasern und einen Zusatz von 0,001 caustischem Kali. Hammelblut in Enten erregt schnell starke Zuckungen und den Tod. Oft starb der Vogel, dem man vorher nur wenig Blut abgezapft hatte, schon ehe er nur die ganze erste Einströmungsmasse empfangen hatte.

e. Geologie.

Nach des Prof. de Luc mémoire de la chaleur intérieure de la terre, brennt im Innern der Erde ein großes Feuer, welches die Ursache ist, daß in Gruben und Brunnen, je tiefer sie sind, um so höher die Grade der Wärme steigen. — Daher rühren die heißen Quellen, die fast alle aus Steinarten erster Formation hervorbrechen. Fast alle bekannten heißen Quellen sind sehr alt. Ihre Wärme hat in einer Reihe vieler Jahrhunderte nicht abgenommen. Im Innern schmelzen die Gletscher hoher Alpen und brechen Quellen aus dem Eise, kraft der Erdwärme, ebenso gut im Winter, als im Sommer, hervor, obgleich sie im Winter weniger stark fließen.

f. Medicin.

Dr. Carro in Wien bemerkt über die Jode, als schnelles Heilmittel der Kröpfe, daß er in 120 Fällen diese Arzenei, die auf den Körper ungefähr wie Quecksilber zu wirken scheine, keine nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit derjenigen, welche die Jode genommen, wahrgenommen habe. Sogar ein 13jähriges Windspiel kurirte er damit vom dicken Halse in 17 Tagen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 30.

6. Februar 1822.

Vom Gedankenverkehr in Deutschland.

(Veranlaßt durch die Beilage zur Allgem. Zeitung vom 22sten November 1821.)

(Beschluß aus No. 29.)

Nur sind noch die beiden Puncte zu beleuchten, welche der Herr von der Elbe zum Vorwande zu nehmen scheint, um seiner Liebe zur Preßfreiheit einige Gewalt anzuthun. Das eine ist die unartige Form, die indelicate und indiscrete Manier welche sich manche Schriftsteller erlaubt haben. Diese geben wir ihm gern Preis; es ist vieles vorgekommen, was wir nicht gebilligt haben. Aber wir meinen, durch Mangel des Gefühls für Schicklichkeit und Anständigkeit könne ein jeder nur sich selbst Schaden thun und sich das Urtheil sprechen, für einen gemeinen, groben oder boshaften Gesellen gehalten zu werden. Gegen wirkliche Beleidigungen fehlt es uns in der That nirgends an Strafgesetzen, welche noch dazu fast in allen deutschen Landen eher zu hart als zu gelind sind. Wenn es nicht, wie gesagt, unsere feste Absicht wäre, alle individuelle Beziehungen ganz zu vermeiden, so würde sich an allen bisher vorgekommenen Fällen, welche nach des Herrn von der Elbe Meinung die Beschränkung der Preßfreiheit zur nothwendigen Folge gehabt haben, leicht zeigen lassen, wie viel sicherer dieser andere Weg, wenigstens in Ansehung dieses ersten Punctes, zum Ziele geführt hätte. Nur darf dabei die Rechnuug nicht mit den Fällen vermehrt werden, welche aus der Periode der blos factischen Preßfreiheit in Deutschland herrühren, von welcher das Schreiben spricht. Unter derselben kann er nichts anderes verstehen, als eine milde Censur; wo aber einmal eine Censur besteht, da muß das eigene Gefühl der Schriftsteller und noch mehr der Verleger ganz aus dem Spiele bleiben, und beide sind, vorzüglich aber die letztern, durch das Imprimatur des Censors hinlänglich gedeckt, in so fern ihnen nicht eine besondere strafbare Absicht zu erweisen steht. Rechnen wir nun, wie billig, auch die Fälle ab, wo die Regierungen selbst die Dreistigkeit der Schriftsteller aufgerufen haben, um in jener verhängnißvollen Zeit die Gemüther der Völker zu entzünden und zu lenken: so wird in Wahrheit von diesem Vorwurfe, den man der Preßfreiheit im Ganzen macht, sehr wenig übrig bleiben. *)

*) So erschienen die Deutschen Blätter, die Herrn Brockhaus mit geringer Consequenz jetzt als eine politische Todsünde angerechnet werden, in speciellem Auftrag des Generalissimus, Fürsten von Schwarzenberg, und erst mit Oesterreichscher, dann mit der Censur des Russischen General-Gouvernements. Im Jahr 1815, nach Napoleons Sturz, hob sie Herr B. auf, ob sich gleich noch 1500 absetzten, weil ihm der nächste Zweck derselben erreicht schien! Der Herr von der Elbe stand vielleicht in jenen Tagen von 1813, — die eigentlichen Ehrentage des deutschen Volks — in ganz andern Reihen!

D. Red.

Der zweite und wichtigere Punct, welchen das Schreiben in jener vornehmen Leichtigkeit, die mehr andeutet als bestimmt sagt und sich dadurch nicht nur aller Verantwortlichkeit entzieht, wenn jemand in diese leichte Skizze noch mehr hineinlegt, als beabsichtigt werden konnte, sondern auch sich alle Beweise erspart, ist die vermeintlich gefährliche Tendenz der Philosophie und Politik gegen das Bestehende und Historische in den Institutionen. Das ist eine der glücklich erfundenen Formeln, welche nun allen beschwerlichen Geistern der Neuerung und der Reform entgegenschallen, und womit man, wenn noch ein Paar Streifchen von den zerschnittenen Stiftungsbriefen irgend eines Bundes und der Name irgend eines unglücklichen Fanatikers hinzugethan werden, besser als Göthe's Zauberlehrling zu bezwingen meint. Wir müssen aber, wenn wir in diesem Puncte bestimmt sprechen, und besonders in Beziehung auf die Freiheit der Presse nicht ungehörige Vermischungen zu Schulden bringen wollen, mehreres sorgfältig von einander unterscheiden.

Erstlich, das Unwesen welches allerlei Vereine und Bunde (vom Rheinbunde an), auch in Deutschland getrieben haben, geben wir dem Schreiber von der Elbe an und für sich ohne Weiteres zu. So weit sollte das Mißtrauen nirgends gehen, daß man Dinge ableugnete, welche so klar vor Augen gelegt worden sind. Dem Verf. dieses Aufsatzes haben die wenigen Spuren von einem geheimen Treiben der Menschen, die er selbst hie und da wahrzunehmen glaubte, immer einen so tiefen Widerwillen erregt, und er ihn so wenig verhehlt, daß ihm nie eine Versuchung geworden ist, etwas näheres zu erfahren. Daher ist er auch nicht so vermessen, das Daseyn solcher Verbindungen zu leugnen oder bestimmen zu wollen, was sie bezweckt und gethan haben und was nicht. Aber in die Preßfreiheit gehört die ganze Sache nicht. Denn hier tritt ein Einzelner vor, welchem man ohne hinlänglichen Beweis nicht sagen darf: „Du bist ein — Bündler!" ohne sich zum Injurianten zu machen. Solche Anklagen gehören an die Gerichte, und sind ja nun seit drei Jahren so vielfältig Gegenstand der richterlichen Anstrengung gewesen, daß man hoffen kann bald zu erfahren, wie viel oder wie wenig an der Sache ist, und wohin sie führen sollte, so wie die Schuldigen bestraft, dadurch aber auch den im Allgemeinen auf so viele hingeschleuderten Verdacht endlich wieder aufgehoben zu sehn. Beschränkungen der Preßfreiheit wird aber niemand für ein Mittel gegen dergleichen Umtriebe ausgeben, da gerade die Menschen am geneigtesten sind im Geheim zu wirken, wenn ihnen das zum Bedürfniß gewordene öffentliche Wirken verboten werden soll. Der freie Gedankenverkehr ist der mächtigste Feind aller Geheimnißkrämerei.

Zweitens: Mit jenen Umtrieben geheimer Verbindungen hat man gewisse philosophische Ansichten in Zusammenhang gebracht, durch welche dieselben erst recht gefährlich werden können, indem sie auf einem oder dem andern Wege die natürliche Scheu vor unsittlichen Mitteln überwinden. Auch dies wollen wir dem Schreiber von der Elbe großmüthig zugeben. Was die Väter von der Gesellschaft Jesu lehrten, daß der Zweck jedes Mittel heilige, sogar Königsmord und Verrath der heiligsten Pflichten, das muß jede

andere Verbindung, welche unbedingten Gehorsam fordert, ihre Mitglieder überreden. Wenn die Jünger ihre eigne Ueberzeugung von Recht und Unrecht behalten, so wird nie ein eng verbundenes festes Handeln zu einem bestimmten politischen Zwecke möglich. In der That hat man auch Lehren dieser Art hie und da aufgestellt, und es wäre sehr zu wünschen, daß es ein Mittel gäbe, sie für immer zu verbannen. Aber leider gibt es ein solches nicht, und am allerwenigsten in der Beschränkung der Preßfreiheit. Will man nicht alle Forschungen im Reiche der Wahrheit aufheben, was nicht einmal physisch möglich ist, geschweige politisch, so muß man auch solchen Verirrungen ihren Lauf lassen. Keine Censur kann sie hindern, und das einzige Mittel sie unschädlich zu machen, ist denn abermals das alte: Laissez faire!

Drittens: Das größte Gewicht legt der Schreiber von der Elbe auf die angebliche Tendenz der Schriftsteller (besonders der im Brockhausischen Verlage) die erhaltenden monarchischen Principien zu untergraben. So sehr er hier mit den Kraftworten, unleugbar, jedem einleuchtend, offenbar u. s. w. um sich wirft, so schwer würde ihm werden, eine solche Anklage einem Einzigen der hier zunächst angegriffenen Schriftsteller zu erweisen. Daß viele davon die constitutonelle monarchische Verfassung für die rechtmäßigste, festeste, vernünftigste halten, ist ein Glaube, welcher durch den 13. Artikel der Bundesacte eine gewisse legale Sanction erhalten hat. Was der Herr von der Elbe unter den geheiligten Institutionen versteht, deren Schmähung ein Beweis antimonarchischer Gesinnung seyn soll, wären wir wohl zu erfahren begierig! Auf diesen Punct vermögen wir nicht zu antworten, es müßte denn etwa die Inquisition seyn, die ein Protestant doch nicht eben gar zu heilig zu halten verbunden ist! Aber endlich — der Adel. Herabwürdigung des Adels wäre gleichsam zur Tagesordnung gebracht (!!), und könne keinem Staate gleichgültig seyn, welcher dem Princip der Erhaltung des Bestehenden sich ernstlich angeschlossen habe. — Ueber den Adel mag man denken wie man will, so ist so viel gewiß, daß die wahrhaft monarchischen Principien dabei ganz aus dem Spiel bleiben. Merkwürdig ist dabei nur zweierlei. Erstlich daß man sich soviel auf das Historische beruft, welches doch weder ein günstiges Verhältniß des Adels zur Monarchie aufzeigt, da vielmehr das Ansehen der königlichen Macht immer am meisten durch ihn beschränkt und untergraben worden ist, noch auch etwas von den Vorrechten weiß, nach welchem der Adel in unsern Tagen ringt. Wo er bei dem historischen stehen bleibt, wo er weder Steuerfreiheit, noch ausschließliche Ansprüche auf Staatsämter verlangt, da ist auch keine Feindschaft im Volke gegen ihn vorhanden. Aber das zweite noch merkwürdigere ist, daß man aus diesen Vordersätzen des Herrn von der Elbe auf einen ganz andern Charakter der nun wirklich verbotenen Schriften schließen sollte. Sind es Schriften gegen den Adel, gegen die monarchischen Principien, sind es die Anzeigen französischer politischer Schriften von der linken Seite? Nein ganz andere, zum Theil solche, welche nur in localen Beziehungen anstößig waren, und deren Verbot für das höhere Interesse der Wissenschaft so gleichgültig ist, als die Schriften selbst, so daß man wohl gewahr wird, der Herr von der Elbe sprach nicht von dem, was die preußische Regierung aus Gründen, die wir nicht zu beurtheilen haben, wirklich verboten hat, sondern von dem was sie verboten haben würde, wenn sie die Grundsätze des Schreibers hätte befolgen wollen. Nun dafür wird ihn, und uns und den preußischen Staat der gütige Himmel noch eine Zeitlang bewahren!

100.

(Der nachstehende Artikel ist aus Berlin an die Red. der Allgemeinen Zeitung eingesandt und zugleich vom Verf. dem Herausgeber des Liter. Convers. Bl. zur Bekanntmachung mitgetheilt worden.)

Von der Spree.

Die Darstellung der literarischen Betriebsamkeit des Buchhändlers Brockhaus zu Leipzig, in der Beilage zur allgem. Zeit. vom 22. Nov. v. J. hat hier wenig Beifall gefunden und verdient Berichtigung, wenn sie gleich (oder vielleicht besser: weil sie) aus einer diplomatischen Feder geflossen. Der Corresp. von der Elbe fängt damit an, Hrn. Br. vorzuwerfen, daß „die Tendenz der unter seinem Einfluß debitirten politischen und kritischen Ideen (?) nicht im Sinne der erhaltenden monarchischen Principien (?) und der Achtung für das Bestehende und Historische in den Institutionen (?) gehalten sey; — daß die durch mißverstandenes Gleichheitsprincip gleichsam zur Tagesordnung (?) gebrachte Herabwürdigung (?) des Adels, Schmähung geheiligter Institutionen (?) Billigung hyperliberaler Systeme (?), und antimonarchischer Grundsätze (?) den Regierungen nicht gleichgültig bleiben konnte."

Wenn Hr. Brockhaus Einfluß auf „die von ihm debitirten Ideen" hat, so muß man ihm denselben aber auch auf solche Geistesproducte zugestehen, die offenbar das Stabilitätsprincip voranstellen, und jede auch zweck- und zeitgemäße Aenderung verwerfend, das Alte, das ganz Alte, und nichts als das Alte gelten lassen wollen. Daß nun aber einige Verlagsartikel des Hrn. Brockhaus diese Tendenz haben, ist Jedermann bekannt. Der erste Vorwurf des Correspondenten zerfällt also in seinem eigenen Widerspruch, und wir wissen nun, was wir davon zu halten haben, wenn er von einer den erhaltenden Grundsätzen allmählig aber sicher entgegenwirkenden Bearbeitung der Ideen (!) spricht. Hätte es ihm doch gefallen, sein Glaubensbekenntniß über die constitutionelle Monarchie auszusprechen, wie vieles würde er dann haben wegstreichen müssen, wohl erwägend, daß selbst in seinem Vaterland an Einführung einer neuen Verfassung gearbeitet, und „das Bestehende" manchen Strauß zu erleiden haben wird, wie es schon durch die landesherrlichen Verfügungen seit 1810 erlitten hat. Statt dessen spricht er von den „Postulaten concreter Fälle der primitiven Censur", von den „einfachen teleologischen Ansichten", von „prägnanten Koryphäen", von „dem nun bald vollendeten letzten Decennium" (!) und was dergleichen Unsinn mehr ist. Dieses erregt nur Mitleiden, aber Abscheu muß man fühlen, wenn er „die Blitze der Gewalt" auf den „radicalen" Hrn. B. herabruft, und über „zu große Langmuth der Herrscher" klagt! Ob die J. G. Cotta'sche Buchhandlung mit dem ihr ertheilten Lobe zufrieden seyn wird, möchten wir bezweifeln, da sie erst jüngsthin unzweideutige Beweise ihrer furchtlosen Vertheidigung und Verbreitung liberaler Ideen gegeben

hat. Unter die merkwürdigsten Zeichen der Zeit gehört es aber, daß ein Anhänger der Regierung, unter deren Mit-Schutz die „deutschen Blätter" in die Welt ausflogen, nunmehr dem Verleger derselben ihre Herausgabe zum Vorwurf macht! Wer hierin die Consequenz und Unbefangenheit finden will, welche der Corresp. von der Elbe in Anspruch nimmt, der freilich hat über Hrn. B. schon zum voraus den Stab gebrochen!

Eine Buchhandlung, von welcher Institute ausgehen, — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — die hat sich auf die Dankbarkeit jedes gebildeten Deutschen die bleibendsten Ansprüche erworben, und man sollte denken, daß eine solche Buchhandlung, deren sich in Deutschland nicht viele finden, eher Aufmunterung und Begünstigung als Hemmung und Anfeindung verdient.

Zwei Briefe des Ministers Grafen v. Hertzberg an Gleim.

I.

Wohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr!

Der Herr Geheime Rath Dohm hat mir bereits im Anfang vom September die von Eurer Wohlgeb. herausgegebenen poetischen Episteln mit einem Auszuge Ihres Briefes und vier mich angehenden Zeilen zugestellt, welche mir angenehmer gewesen als das größte Lobgedicht, mich von Ihrem mir über alles werthen Beifall überzeugt und in mir einen neuen gewiß feurigen Trieb erreget, solchen von einem so würdigen Richter zuverdienen. Ich habe mir von der Zeit an wöchentlich vorgenommen, Eurer Wohlgeb. meine dankbaren Empfindungen darüber und meine fortwährende Hochachtung für deren Person zu bezeugen, bin aber von dem beständigen Wirbel von dringenden Geschäften, die mich täglich überhäufen und mir wenig Zeit übrig lassen, von Posttage zu Posttage abgehalten worden. Nunmehro aber mag ich nicht länger aufschieben, Eurer Wohlgeb. zu versichern, daß einestheils die Lesung Ihrer poetischen Episteln mir ungemein vieles Vergnügen verursachet, weil ich darin so viele Spuren von Gesinnungen, die mit den meinigen übereinstimmen und dabei die mir so angenehmen Reizungen zu allem was edel, tugendhaft, erhaben und patriotisch ist, finde; theils aber auch die zwar wenige, aber desto körnigteren und schönen Zeilen, mit welchen Sie mir diese Episteln zustellen lassen, die mir natürliche und an sich nicht schwachen Triebe, dem Vaterlande, dem Staate, und der Menschheit nach äußerstem Vermögen zu dienen, von neuem ungemein angefeuert. Sie vertreten bei mir und allen preußisch denkenden Preußen völlig die Stelle des Tyrtäers der Lacedomonier und ich wünsche von Herzen, daß Sie noch lange leben und dieses Feuer bei einer jeden großen Gelegenheit, die unserm Staate und seinen Regenten bei der Ihnen durch die Vorsicht angewiesnen Stellung öfters entstehen müßen, von neuem anzünden mögen. Seit meinem Hubertsburger Frieden habe ich die großen Auftritte in den Pohlnischen Unruhen, von der Erwerbung von Westpreußen der Baierschen und Fränkischen Erbfolge, von der wider alle meine Bemühungen mißgerathenen Münster-Cöllnischen Coadjutorie-Wahl, und jetzo von der Stadt Danzig gehabt, außer den unzähligen gemeinen und laufenden Staats-Angelegenheiten. In diesen aber habe ich meinen patriotischen und thätigen Eifer so viel als mir freie Hände gelassen worden, theils durch die bekannten öffentlichen Schriften, theils durch die weniger bekannten Unterhandlungen gezeigt; theils habe ich auch sowohl dem Staat als dem ganzen Europa über unsere Lage, Verfassung, Kräfte und Erwartungen einige vielleicht nicht unnütze, aber nicht zu sehr auffallende Winke zu geben gesucht in den vier akademischen Abhandlungen, die ich in den letzten vier Jahren an des Königs Geburtstagen in der Akademie vorgelesen. Eurer Wohlgeb. werden sie vielleicht schon haben, auf den Nichtfall aber übersende ich Ihnen hiebei ein vollständiges französisches Exemplar, weil es nach der wunderlichen Gewohnheit unserer Akademie das Original seyn muß, und die deutsche Uebersetzung, welche ich dem Hrn. Geh. Rath Dohm habe machen lassen müssen, weil ich nicht Zeit dazu gehabt; doch fehlt anbei das dritte Stück von den See-Expeditionen des Churf. Friedrich Wilhelms, welches sich vergriffen. Ich hoffe, daß diese an sich kleinen Schriften, welche ich gemeinlich nur aus dem Stegreif und in der Eile eines Tages machen müssen, Ihren Beifall finden werden, der mir nach Ihren bekannten Gesinnungen weit mehr werth ist, als von jedem andern Gelehrten oder Weltmann. Diesem füge ich eine kleine Schrift bei, welche die Geschichte der Schrift des Königs über die deutsche Litteratur enthält, *) die ich ins geheim für die Nach-

*) „Histoire de la dissertation sur la littérature allemande, publiée à Berlin, en 1780." Ob diese intressante Schrift nach Friedrich's Tode in den Buchhandel gekommen seyn mag? — Dohm in seiner „Literatur der Geschichte Friedrichs" erwähnt ihrer gar nicht. — Dem Briefe des Grafen v. Hertzberg hat Gleim eigenhändig folgenden Ausug aus jener Schrift beigefügt:

„Je n'aime point le Beispiel dans Votre phrase, il faut le mot d'exemple. Il est sûr, que, si des gens de Votre capacité et de Votre savoir se mêloient de former la langue allemande, qu'ils réussiroient indubitablement etc."

„Mr. de Hertzberg essaya encore pendant son séjour de Sans Souci de faire lire au roi un petit ouvrage allemand de Mr. Nicolai, du Beau, Vom Schönen, et le lui présenta par la lettre suivante" etc. — Sa Majesté renvoya bientôt ce livre avec cette réponse:

„Ceci est plus passable que ce que j'ai lu hier, mais toutefois dans deux pages il y a deux fautes. Les brennende Wangen, joues brulantes, peuvent avoir lieu chez un homme transporté de colère ou pris de vin, mais ici c'est une fausse épithète, qui ne convient point à un prince qui se rejouit; je suis trop sincère pour applaudir à de telles fautes."

Fréderic.

„Je Vous demande grace pour l'escaboucle, il faut qu'elle reste dans l'ouvrage, la chose est vraie, et tout le monde en a beaucoup ri l'année 1722; c'étati à Wusterhausen où j'ai vu et lu cette belle lettre; au reste Vous pouvez être content de ma modération, je

welt habe drucken lassen, um zu zeigen, daß ich der deutschen Nation und Sprache nichts vergeben, sondern alles mögliche gethan habe, um dem König davon eine bessere Meinung beizubringen und seine ungleichen Urtheile zu mildern. Ich wollte diese Schrift bei seinem Leben nicht gern bekannt werden lassen und bitte Sie daher nach Ihrer Durchlesung sie mir zurück zuschicken. Ich hoffe auch dadurch Dero Erwartung von mir ein Genüge gethan zu haben.

Jetzo habe ich außer meinen Staats- und ökonomischen Beschäftigungen seit einigen Jahren eine besondere Bemühung angewendet, um dem Seidenbau in den preußischen Landen einen stärkern Schwung zu geben, sowohl durch mein eignes Beispiel auf meinem Gute Britz, als auch durch kleine Belohnungen von Gelde oder Medaillen, welche die Menschen nach ihren verschiedenen Trieben des Vortheils und der Ehre anreizen können, welches Eurer Wohlgeb. wohl aus den Zeitungen der vier letzten Jahre ersehen haben werden. Ich nehme mir die Freiheit Ihnen hiebei eine dergleichen Medaille zu schicken, um sie den dortigen Seidenbauern zu zeigen, und ich wünsche, daß der Eifer im Seidenbau dort im Fürstenthum Halberstadt so stark werden möchte als hier in der Churmark, wo doch seit zwei Jahren über 100 Personen, die sich bei mir allein um Seiden-Preise gemeldet, den Seidenbau zum erstenmal getrieben haben, und ganz beträchtliche Quantitäten hervorgebracht, so daß wir nun schon den 4ten Theil aller Seide gewinnen, die im Lande verbraucht und verarbeitet wird. Wenn der König meinem Rath folget, wie er geneigt zu seyn scheint, Seiden-Magazine anzulegen, die Cocons den Seidenbauern abzukaufen und die Seide durch geschickte Leute abhaspeln zu lassen, werden wir in wenigen Jahren alle Seide, die wir gebrauchen, selbst zu gewinnen, und dadurch dem Lande über eine Million ersparen. Wenn unsere Seide gehörig abgesponnen wird, ist sie der italienischen völlig gleich, wie ich aus Proben von Seide, die ich aus Turin habe kommen lassen, im Vergleiche mit der, die ich auf meinem Gute Britz gewinne, erwiesen, wovon der unverdächtige Patriot und Philosoph Mendelson selbst dieses Urtheil und Zeugniß gefället. Ich habe dieses Jahr 40 Pf. der schönsten Seide gewonnen, die mir Hr. Mendelson mit 7 Thlr. das Pf. bezahlet, und sie hernach zu lauter Zeugen für mich, meine Familie und Freunde verarbeitet, wovon ich Ihnen hiebei einige Proben schicke, die wie ich glaube, meinem Fleiße, der Seide selbst, dem Lande welches sie hervorgebracht und der Fabrique des jüdischen Philosophen gleiche Ehre bringen.

Ich schreibe Ihnen so weitläufig über Gegenstände, die Eurer Wohlgeb. als einem bekannten Patrioten nicht gleichgültig seyn werden. Wenn die Eigenliebe einigen Antheil daran hat, so glaube ich, daß solche zu entschuldigen sey, weil die Erfahrung zeiget, daß ohne dieselbe nicht viel Großes noch Gutes entstehet, und es nur auf die Richtung derselben ankommt.

Ich wünsche, daß Eurer Wohlgeb. sich immer wohl befinden mögen, und daß ich nach so vielen Jahren einmal das Vergnügen habe, Sie wieder hier zu sehen, mich mündlich von dergleichen Gesinnungen zu unterhalten und Sie zu überzeugen, daß ich mit wahrer und besonderer Hochachtung bin und verharre

Eurer Wohlgeb.

Berlin d. 17. Dec. 1783.

gehorsamster Diener
E. F. v. Hertzberg.

---

n'ai fouetté Vos Allemands qu'avec des verges de roses, et j'ai modéré en bien des endroits la sévérité de la critique; ainsi ayez moi obligation de ma retenue et ne me poussez pas à bout. Je suis avec estime ce 13. Novb. 1780.

Frédéric.

II.

Wohlgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Canonicus.

Ich habe Dero gefälliges Schreiben mit der Sammlung Ihrer neuesten lehrreichen Gedichte erhalten, und daraus mit Vergnügen ersehen, daß Ihr patriotisches Feuer noch immer glühet, und Sie mir solches auch noch zutrauen, ohngeachtet meine Lage sich sehr geändert hat, und ich durch ein sonderbares Schicksal nach einer 47 jährigen für den Staat nicht unfruchtbaren politischen Laufbahn und bei noch gleichen Kräften des Geistes und des Körpers zur Unthätigkeit gebracht worden bin, ohne daß man die Ursachen davon bekannt machen lassen darf, welche keine andere ist, als diese, daß ich mich nicht entschließen können, das alte Preußische Staats-System von Friedrich II. zu verlassen und mich zu dem neuen Oestreichischen zu bequemen. Dahero, weil man solches gewußt, man mich durch unerträgliche Kränkungen gezwungen, selbst meine Erlassung von allen auswärtigen Geschäften und auch von dem bishero gehabten Gehalt von 5000 Thlr. zu verlangen. Ich habe mich dahin erklärt, die Direction der Academie und des Landseiden-Baues fortzusetzen und dabei die Geschichte Friedrichs II. aus dem Archiv zu schreiben. Man hat mir dieses erlaubt, macht mir aber das letztere so schwer, daß ich diese an sich große Unternehmung wohl werde liegen lassen müssen. Ich würde Ihnen über das Ende meines Ministerii eine nähere Aufklärung geben können, wenn es mir erlaubt wäre, Ihnen den 3ten Theil meiner öffentlichen Schriften,*) den ich diesen Winter ausgearbeitet und habe drucken lassen und der die Unterhandlungen vom Jahre 1790 und vom Reichenbacher Frieden enthält, mittheilen dürfte. Allein es ist mir verboten, selbigen zu publiciren, ob ich ihn gleich mit solcher Mäßigung und Wahrheit geschrieben, daß keine Macht, noch ein Particulier sich darüber beschweren kann. Bei diesen Umständen glaube ich Ihnen noch einen Gefallen zu thun, wenn ich Ihnen hiebei schicke: 1) meine 3 letzten academischen Vorlesungen, nach welcher letztern, über die Revolutionen, eine Correspondenz aus Berlin nach Paris mich zu einem Propagandisten hat machen wollen, in völligem Widerspruch der beiden vorletzten Abhandlungen, 2) eine Sammlung von kleinen Reden über das Vorhaben der hiesigen Academie, die deutsche Sprache nach einem Plan von Leibnitz noch weiter zu bearbeiten. 3) Eine Preis-Aufgabe der Academie darüber. Ich werde von den Franzosen darüber sehr angefeindet, als welche mir den sonderbaren Vorwurf machen, daß ich die Berliner Academie wider die Absicht Friedrichs II. deutsch machen, und sie daraus vertreiben wolle. Es hat ein jeder deutscher Academist sich ein Thema vorgenommen auszuarbeiten, als Hr. Zöllner die Kunst-Wörter, Hr. Burjat die mathematischen, ich die statistischen u. s. w. Ein anderer die Geschichte der Sprache. Wir fordern durch die Aufgabe alle deutschen Gelehrten auf mit zuarbeiten, und werde auch mit ihnen darüber correspondiren, besonders konnte ein jeder das idioticon seines Landes bearbeiten helfen. Ich bitte die Anlage dem würdigen und patriotischen Hr. Rector Fischer mitzutheilen, und ihm meine besondere Hochachtung zu versichern. Ich würde mich sehr freuen, Eurer Wohlgeb. noch eins zu sehen, um uns über die gegenwärtige und künftige Lage von der Preußischen Monarchie nach unsern gewiß gleichstimmigen Gesinnungen zu unterhalten, und daß ich Sie noch mündlich von der ausgezeichneten Hochachtung überzeugen konnte, mit der ich bin und verharre

Eurer Wohlgeb.

Berlin d. 28. April 1792

ergebenster Diener
Hertzberg.

---

*) „Recueil des Déductions, Manifestes, Déclarations, Traités, et autres actes et écrits publics, qui ont été rédigés et publiés pour la cour de Prusse, par le Ministre d'état, Comte de Hertzberg. 3 Vol. Berlin. Unger. 1790 — 92."

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 31.

7. Februar 1822.

Erzählungen und Romanzen, von Friedrich Krug von Nidda, 1ster und 2ter Theil (oder Darstellungen). Leipzig bei Lauffer.

Nach der bekannten Eintheilung eines berühmten Kunstrichters, kann man den Verf. mit vollem Recht zu den Gefühlsdichtern zählen, sowohl in seinen Schriften, in den eigentlichen poetischen, in strengerer Bedeutung, als im weitern Begriff, wo aber der beseelende Dichtergeist so wenig wie dort fehlen darf, sonst wird die Erzählung und Novelle platt und dürr, und das Gedicht eine leere, fade Reimerei. Herr von Krug ist ein Gefühlsdichter echter Art, seine Empfindungen verdumpfen sich nie in gedankenbaares Hinbrüten, in vernunftloses Schwärmen, vielmehr ist eine recht klare, sinnige Betrachtung merklich, ohne daß diese dem Gemüthlichen in ihm Eintrag thäte; und wenn seine Phantasie auch nicht zu den fruchtbarsten gehört, und er nicht mit schöpferischer Genialität eine Welt von Ideen und Anschauungen vor uns aufthut, so ist er doch nicht dürftig an Erfindungen, und diese besitzen das große Verdienst, nie ins Fratzenhafte und Unwahre auszuarten, so wie seine Schreibart frei von Schwulst und Manier ist, und er in Fabel und Vortrag jeden falschen Aufputz, jede Schminke verschmäht. Eine treue Gefährtin ist ihm die sittliche Grazie, die mit seiner, auch dem Manne wohl anstehenden, wahrhaften Bescheidenheit, Hand in Hand geht. Man muß sich absichtlich verhärten, oder gallsüchtiger Natur seyn, um sich nicht von der schönen, nicht erzwungenen Kindlichkeit, der innigen Vaterlandsliebe, der ernsten und edlen Trauer über das Unzulängliche und Irrige in allem Endlichen, seinem tiefen, frommen und herzlichen Gefühl, der Wahrheit und Tüchtigkeit seiner Gesinnung, und der klaren Vernunft in ihm, welches alles, wie die Blumen in einer reinen Felsenquelle, offen in seinen Dichtungen sich dem Beschauer zeigt, hingezogen zu fühlen. Die Frauen zumal, nämlich solche, die nicht halb oder übergebildet sind, und darüber weiblich zu fühlen und zu denken verlernten, werden ihm mit Zuneigung anhangen, und ihn nicht um Meteore willen verlassen, die für den Augenblick alles überstrahlen, aber bald dunkler leuchten als jene wankellosen mild glänzenden Gestirne, von denen man nicht zu fürchten braucht, daß sie über lang oder kurz ganz verschwinden werden.

In dem ersten Band dieser Erzählungen und Romanzen, die zum Theil schon in der Harfe, in Taschenbüchern u. s. w. zerstreut waren, befinden sich sieben Geschichten oder Gedichte; Stephan Walter, oder das Schicksal, kann man nicht besser charakterisiren, als mit der Reflexion der Präsidentin, von welcher angenommen wird, daß sie die Begebenheit erzählt, „daß die so viel gepriesene Willensfreiheit, wenn auch nicht unmittelbar beschränkt, denn doch auf unerklärlichen Bedingungen ruhe; und daß es wohl gleiche Einseitigkeit anzeigt, menschliche Schwächen und Vergehen entweder nach ganz unbedingter Freiheit, oder im Gegentheil nur nach dem Rathschluß des Geschicks und dessen eiserner Willkür abzuschätzen." Stephan, durch die Härte seines Vaters, schlechte Erziehung, böses Beispiel und eine Zusammenhäufung unglückseliger Umstände verwildert, stürzt aus einem Mißgeschick in das andere, und stirbt frühzeitig eines gewaltsamen Todes. Er selbst, dadurch, daß er dem Bösen, dem verlockenden Teufel in der eignen Brust nicht besser widerstand, und die ihn verstrickenden Lebensverhältnisse tragen gemeinsam die Schuld seines Unterganges.

Das Nachgelübde; in Romanzen. Gut getroffen, ohne sich mit der Assonanz und ähnlichen gesuchten Wesen zu quälen, und auch dem Inhalt nach interessant.

Der goldne Schild, Mährchensage. Hier zeigt sich die schöne Eigenthümlichkeit des Verfassers im hellsten Licht; er stellt in diesen wittenbergischen Studenten, die vor 200 Jahren auf einer muntern Wanderung begriffen waren, wirkliche Muster von deutschen Jünglingen auf, keine hohen Ideale, aber durchaus redlich, schlicht, frohen Sinnes, muthig, sittlich, gläubig, ohne vielen Prunk der Rede, aber immer das Rechte im Gedanken und durch Worte anerkennend, und durch die That ihre Gesinnung beweisend. Philosophischer, großartiger könnte man sie wohl sprechen lassen, herzlicher gewiß nicht. Und doch hat diese Gemüthlichkeit, diese praktische Lebensweisheit sogar nichts Prosaisches! Gerade das darzustellen, verlangt eine seltne Fähigkeit! — Ein zauberischer, mit übernatürlichen Kräften begabter Mann, der in frühen Jahren gierig nach einem Schatze, dessen größtes Kleinod ein goldener Schild war, grub, kann nicht eher sterben und zum Frieden eingehen, bis der Schatz von einem gehoben ist, der ohne Frevel und Habsucht dies unternimmt. Werner ist der Eine, seine acht Gefährten sind ihm dabei treue Gehülfen, der lebensmüde Greis endet sanft.

Heinrich der Eiserne, Heldensang. Dieser nordische Cid kann, der Natur seines Landes gemäß, nicht so romantisch, so ritterlich und fein seyn, wie jener spanische Held; die abenteuerlichen Mohrenkriege fehlen, überhaupt das zauberische, unbeschreibliche Etwas, das jenen Mohrensieger so hinreißend macht; aber Heinrich von Hollstein ist auch nicht zu verachten und kann, was den Gehalt betrifft, sich schon mit Rodrigo messen, wenn auch die Form weniger vollendet ist.

Wiedervergeltung, Erzählung aus der nächsten Vergangenheit. Traurig, aber nicht herzzerreißend. Ein junger Officier bricht das Gelübde, das er auf dem Grabe seiner angebeteten Gattin ablegt, seine Liebe keinem andern weiblichen Wesen mehr zu schenken, indem er sich mit einem liebenswürdigen Mädchen verlobt, und mit allerlei Scheingründen seinen Treubruch bei sich selbst bemäntelt. Das Mädchen hat eine durch die Umstände erzeugte Neigung mit wahrer Liebe verwechselt, und glaubt in unbefangener Unschuld wirklich eben so warm zu lieben, als sie geliebt wird. Die Gewalt dieses mächtigsten aller Triebe erkennt sie erst in vollem Umfang, als ein französischer Obrist mit glühender Leidenschaft ihr huldigt. Hainau, ihren Verlobten, muß sie als in Rußland geblieben betrachten, und so verspricht sie sich mit dem Ausländer. Auf wunderbare aber nicht unwahrscheinliche Weise wird Hainau gerettet. Die Schilderungen des Kriegs, des Aufenthalts im südlichen Rußland sind sehr lebendig, und es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser als Augenzeuge davon spricht. Bei der Rückkehr findet Hainau die Geliebte in Trauer um den in der Schlacht gefallenen Bräutigam. Vereinigung wäre nun möglich, aber nach der ernsten Schule, die ihnen das Leben aufgethan, ein solches Verfahren sträflicher Leichtsinn. Sie verzweifeln nicht, bleiben sich Freunde, und lernen, nachdem sie den Schmerz als Mittel der Läuterung, der Veredlung erkannt, auch die Süßigkeit des Entsagens schmecken.

Waldina, Skizze in acht Bildern. Die romanzenartigen Lieder machen mit einer Waldfeie, einem bösen, verlockenden Geist, bekannt, welche einen Ritter Hugo von seiner Ehefrau abtrünnig macht und beide in ein frühes Grab stürzt.

Züge aus dem Leben Bruno des Märtyrers. Jeder Christ, zu welcher Kirche er sich auch bekennt, wird mit Freuden Züge von einem echt frommen und dabei kindlich guten und sanften Manne hören, der voll des muthigsten Eiferers war, Beschwerden, ja das Leben gering achtete, sobald es galt, die heilige Christus-Religion auszubreiten, und standhaft für sie alles zu erdulden. Die Legende der querfurtischen Gräfin, in die der Bischof Bruno so thätig eingreift, ist sehr geschickt behandelt, ihr alles Lächerliche benommen, wozu sie leichtlich niedergezogen werden kann.

Der zweite Band (auch Darstellungen genannt) fängt mit Glück im Unglück an, eine treuherzige, wehmüthige aber doch versöhnende Geschichte. Ein jähzorniger Freiherr will zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zu den Feinden übergehen, weil er sich von dem Landesherrn und dessen vornehmsten Räthen und Kriegsobristen zurückgesetzt, ungerecht behandelt wähnt, und will das Schwert gegen die eignen Landsleute zucken. Die Nothwendigkeit, seine schwächliche Gemahlin aus seinem bedrohten Schloß zu entfernen und in Sicherheit zu bringen, führt ihn zu einem Einsiedler, der durch Erzählung seiner Lebensgeschichte seine Ansichten und Willensmeinungen umwandelt. Der fromme Greis hat die entsetzlichsten Ungerechtigkeiten, herzzerreißenden Jammer und Unbilden jeglicher Art erfahren, und doch verzweifelte er nicht, und wich nicht vom Pfad der Tugend, denn er glaubte und ergab sich. Hohenhorst sieht gelassen sein Stammschloß abbrennen, seine Besitzungen verheeren, ist ihm doch das höhere Gut, der Friede in der eignen Brust gesichert.

Gotherich der Däne, Heldensage in Romanzen. Sie verkünden den Untergang eines tapfern Königs durch Verrätherhand, und mit ihm seines Heeres. Die Romanzen, zumal die ersten, sind nicht ganz frei von Manier und streifen an die von Fouqué, wie Herr von Krug auch anderswo sich Worte von jenem, obgleich mit Mäßigung gebraucht, angewöhnte, was nicht recht zu billigen ist, da seine einfache, natürliche Anmuth durch fremde Zusätze nur getrübt werden kann.

Das Horoskop, Novelle. Etwas phantastisch, jedoch ohne verkörperte Teufel, und durch den milden Schluß versöhnend, wie denn es überhaupt ein Verdienst des Verfassers ist, in keinem grellen Mißlaut zu endigen.

Wanderlieder, beim Heimzug aus russischer Gefangenschaft 1813, von Herzen kommend und zum Herzen gehend; da ist nichts künstlich zusammengesetztes und gemachtes, alles ist selbst erlebt und wahrhaft empfunden, und ohne langes Besinnen und Meistern ausgesprochen.

Die Nacht im Riesengebirge, Erzählung. Geht in's Mährchenhafte und gibt erfreuliche Kunde von dem humoristischen Gnomen Rübezahl, dessen Verwandtschaft, und wie es kam, daß er ein solcher täppischer, gutherziger Murrkopf wurde. Ehe er und seine Schwester Delfhild, die er als solche nicht kennt, und deren verschmähte Liebe ihn so rappelköpfisch gemacht hat, den Zweck ihres Daseyns klar erkennen, thörigten Wünschen entsagen und die Ruhe des Herzens finden; müssen Verwünschungen gelöst und gewisse Bedingungen erfüllt werden, wozu ein junger, edler Horst, der „des Ritters Stolz durch Demuth versöhnt," viel beiträgt. Die zu lösenden Verwünschungen beruhen auf keinen Spitzfindigkeiten, sie bestehen in Aufopferungen, sonder eine Spur von Hoffnung auf Lohn oder Ruhm. In der einfachen Art, wie die Aufgaben gestellt sind, in der eben so schlichten, wie sie aus reinem Herzenstrieb gelöst werden, liegt viel Schönes und — Nachahmungswürdiges für solche, die alles auf die Spitze stellen, und sich nur im Verwickeltsten, Seltsamsten gefallen.

Der ältere Fridolin, Chronikensage in Ro-

manzen. Vielleicht sind diese Romanzen mit die anziehendste Bearbeitung des bekannten Stoffs vom Kaiser, der bei seinem Feind, oder bei einem Armen, als er sich auf der Jagd im Walde verirrte, übernachtete, und im Traum, oder durch eine unbesonnene Rede des Wirths erfährt, daß dessen neugeborner Knabe dereinst sein Eidam werden soll. Er trachtet ihm als Kind und als Jüngling nach dem Leben, und doch vermag er des Schicksals Willen nicht zu beugen, unwiderruflich geschieht das Bestimmte.

Die Rothenburg, oder Fall durch Frevel, ist wie der Verfasser ausdrücklich benachwortet, reine Erfindung, schaurig und trüb, aber durchaus im Charakter der Zeiten Friedrich Rothbarts, gehalten.

Sollte auch ein gräulicher, übergewissenhafter Kunstrichter gegen die Krugsche Muse etwas einzuwenden haben, so werden sicherlich viele freundlich Gesinnte, und vor allen die Frauen, den aufrichtigen Wunsch hegen, daß dem ersten Band bald ein zweiter folgen möge.

19.

Bemerkungen über die Irrenhäuser in England und Frankreich.

„Mit furchtbaren Erinnerungen an alles, was ich von der alten Irrenanstalt in Moorfields gehört hatte, näherte ich mich dem Hause und war vorbereitet, durch den Anblick des tiefsten Menschenelends erschüttert zu werden. Mit Ueberraschung aber fand ich das neue Bedlam (Bethlehem) so heiter und freundlich, als man es kaum von der Wohnung des Wahnsinns erwartet hätte. Wer sollte es glauben, daß im neunzehnten Jahrhunderte, bis noch vor wenigen Jahren, mitten in der brittischen Hauptstadt, unter der Aufsicht von Aerzten, deren Einsicht und Menschlichkeit man rühmte, eine Grausamkeit ausgeübt wurde, welche die schlimmste Geschichte der schlimmsten Zeiten schänden müßte! In einer Zelle fand man einen Unglücklichen, der zwölf Jahre lang an seine Bettstelle gefesselt und so schwer mit Ketten beladen gewesen war, daß er sich kaum umwenden konnte. Niemand kam je durch die Thüre in die Kerkerhöhle. Die Nahrung ward ihm durch ein Loch in der Wand gereicht, und hier mußte er sein Leben hülflos und hoffnunglos hinbringen, bis er durch die Ankunft der vom Parlament zur Untersuchung verordneten Männer erlöset wurde."

„Das neue Gebäude ist hübsch und geräumig; von außen aber keineswegs mit prächtigen Bauzierathen überladen, die für Spott auf das Elend im Innern gelten könnten, sondern schlicht und einfach. Der Baumeister scheint sich auf seinen eigentlichen Zweck beschränkt zu haben, die Bequemlichkeit und Wohlfahrt der Leidenden zu befördern. Das Haus faßt 200 Irren. Nichts geht über die in der Anstalt waltende Sauberkeit, in allem was Essen, Trinken und Schlafen betrifft. Nie wird das Auge oder der Geruch beleidigt, und selbst in den traurigen Fällen, wo die Kranken in einem Zustande sind, in welchem sie alle Herrschaft über sich selber verloren haben, hat man alle Einrichtungen getroffen, um ihre Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu sichern, und zwar in einem Umfange, den man kaum in einer Anstalt erwarten könnte, wo die Kranken unentgeldlich aus den Einkünften der Stiftung verpflegt werden. Die Mehrzahl der Kranken gingen frei umher, machten sich Bewegung in den Höfen, oder schwärmten in dem Gange, dessen Fenster eine Aussicht auf die nahe Landstraße haben. Nur ein Kranker war in seiner Zelle durch eine leichte Kette gesichert. Er war wüthend und hatte einige Tage vor unserm Besuche einen seiner Leidensgefährten ermordet. Als er nämlich den Kies in einem Hofe aufwühlte, hatte er eine alte Messerklinge gefunden, die er an einen hölzernen Stiel befestigte und zu seinem Vorsatze schärfte. Darauf überfiel er sein Opfer an hellem Tage, in Gegenwart vieler Zuschauer, und streckte ihn mit zwanzig tödtlichen Wunden nieder."

Der Berichterstatter,*) von welchem wir vorstehende Angaben erborgen, setzt weiter nichts über die Einrichtungen der Anstalt hinzu, als daß zu wünschen sey, man möge weniger mit Schlössern, Schlüsseln und Riegeln ein unnöthiges Gepränge machen, aber im Ganzen seyen alle Anordnungen trefflich, und man habe Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie wirksam eine freundliche und sanfte Behandlung beitragen könne, die Heftigkeit des Wahnsinnes zu mildern. Hört man indes die oben mitgetheilte schreckliche Thatsache, so wird man gegen die Musterhaftigkeit der Einrichtung gegründete Zweifel hegen und wenigstens glauben, daß die größte Nachlässigkeit in der Aufsicht über die Irren herrschen müsse, wo eine solche vorbereitete Mordthat möglich war. Und Ketten sind ja auch nicht ganz verbannt! Von andern mildern Maßregeln, die man in den besten Anstalten Deutschlands zur Bändigung der Wuthanfälle anordnet, erfahren wir nichts.

Der oben erwähnte Ausschuß des Hauses der Gemeinen zur Untersuchung der Irrenhäuser, der aus wackern Männern bestand, sollte die Beschützung der unglücklichsten Menschenclasse sich zum Zwecke setzen, aber, ungeachtet die empörendsten Mißbräuche entdeckt und abgeschafft sind, so ist doch, selbst nach der Versicherung einheimischer Beobachter, die Grausamkeit der alten Behandlung, zumal in Anstalten außerhalb London, noch nicht ganz beseitigt. Es gibt noch viele Irren im brittischen Reiche, sagt ein Ungenannter im 181sten Stücke der Literary Gazette, die im tiefsten Elende leben. Es muß besonders für die Verbesserung der Lebensordnung und der physischen und psychischen Behandlung der Irren, sowohl in Privatanstalten, als öffentlichen Irrenhäuser, noch viel gethan werden. Alles, was sich auf die Behandlung, Ernährung, Bekleidung und Wohnung der Kranken bezieht, ist zeither überall auf die ärgerlichste Weise vernachlässigt worden; man hat die Gefühle der Männer und Weiber muthwillig und teuflisch verwundet, kurz alle angewandte Mittel schienen darauf berechnet zu seyn, den kräftigsten Körper und das festeste Gemüth zu zerstören, wenn man sie bei Gesunden anwenden wollte, und bei Irren angewendet, zu zerrütten, was noch von Seelengesundheit übrig war. Wir finden in demselben Blatte (St. 186) noch einige andre auffallende Umstände, die laut bezeugen, wie weit man noch jetzt in England in der Seelenheilkunde zurück ist. Im Jahre 1820 erschoß sich ein Gemüthskranker, der in einem der Irrenhäuser zu Horton und später in einer andern ähnlichen Anstalt gelebt hatte. Er erzählte viel von der Härte, womit er war behandelt worden, und hatte alle Hoffnung verloren, seinen Mitmenschen nützlich zu werden. Die meisten Irrenhäuser ermangeln genauer Aufsicht und zweckmäßiger Einrichtung. Die Heilanstalt für seelenkranke Seeleute und Landsoldaten in Horton ward im Jahre 1815, wo sie 150 Kranke enthielt, von einem geschickten Arzte untersucht. Er fand die Lebensordnung der Kranken im höchsten Grade vernachlässigt; man gab zu viel Fleischnahrung, ja selbst gesalzenes Fleisch und Käse waren gewöhnlich. Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, daß er eine große Badewanne erst noch vorschlagen mußte. Der Hof, wo sich die Kranken Bewegung machten, war zu klein und zu sehr der Sonne ausgesetzt; das Thermometer stand in der Sonne auf 96° Fahrenheit. Der bedeckte Gang, wo die Kranken bei nassem Wetter wandelten, schützte sie nicht genug, wenn sie nicht ganz zusammengedrängt gingen. Ein Sonnendeck längs der Mauer wurde vorgeschlagen. Der untersuchende Arzt wählte 50 Kranke aus, welche er der von ihm für angemessen gehaltenen Lebensordnung unterwarf. Sie speisten zusammen in dem größten Zimmer; ihr Tisch wurde gedeckt, jeder erhielt einen

*) New Monthly Magazine, November 1821.

hölzernen Teller, einen Löffel, einen zinnernen Becher mit einem Henkel. An alles dies war also bis dahin nicht zu denken gewesen!

Schlimmer noch ist es im Allgemeinen in Frankreich, wenigstens haben wir von daher neuerlich noch umständlichere Nachrichten über die Irrenhäuser erhalten. Man höre, wie ein Inländer, der wackere Esquirol, in gerechtem Unwillen darüber zürnt. Fast überall, ausgenommen in der Salpetriere und im Bicetre zu Paris, — Anstalten, wo man die Ketten längst abgeschafft hat, und wo 2000 Irren von jedem Geschlecht, Alter und Stande ohne Schläge, ohne Fesseln geleitet und gut verpflegt werden — fand er die für Seelenkranke bestimmten Gebäude abgelegen, feucht, höchst ungesund. Die Wohnungen der Irren sind schrecklich, ohne Luft und Licht, feucht, enge, wie die Straßen gepflastert, oft niedriger als der Boden, und zuweilen unterirdisch. Gewöhnlich keine Oeffnung als die Thüre, und ein viereckiges Loch gegenüber, oft auch nichts als die Thür. Kein Luftzug. Manche Zellen gleichen Käfigen; andre sind von Holz, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt. Alle scheinen dazu eingerichtet zu seyn, den Menschen zu entwürdigen und ihn der ersten, zur Lebenserhaltung erforderlichen Bedürfnisse zu berauben. Oft findet man hier keine Betten. Die Unglücklichen müssen auf dem Boden liegen, ohne Matratze, auf dem Stroh. Fast überall sind die Irren, selbst diejenigen, die für ihren Unterhalt bezahlen, nackt, oder nur mit Lumpen bedeckt. Man gibt ihnen die zerrissenen Kleider der Armen, der Kranken und der Gefangenen, die mit ihnen in demselben Hause sind. Esquirol sah in einer der größten Städte Frankreichs einen Irren ganz nackt, ohne Strohlager, auf dem gepflasterten Fußboden liegen. Der Aufseher sagte ihm, er habe den Auftrag, nur alle vierzehn Tage frisches Stroh zu geben. Die Nahrung der Kranken fand Esquirol nicht passend, meist schädlich. Alles, was sie, außer Brot, erhalten, taugt nicht für sie; gewöhnlich bekommen sie schlecht zubereitete trockene Gemüse und Käse. Es ist ein Fest für die Irren in Tours, wenn die Nonne, welche die Aufsicht über sie führt, einmal wöchentlich die Eingeweide des Schlachtviehes erhalten kann, woraus man für die Armen im Spital Brühe gekocht hat. In einer andern Stadt gibt man den Irren, wie den Gefangenen, einmal in zwei Tagen ein dreipfündiges Brot mit einem Topfe voll Wasser. — In keinem Irrenhause findet man ein Zimmer, wo die Kranken Bewegung genießen können. Nur hier und da gibt es einen Hof für alle Verrückte desselben Geschlechtes. Die rasenden Irren sind immer angeschlossen. An den Mauern des Hofes hangen Ketten, woran man die Unglücklichen schließt, damit sie, wie die Aufseher sagen, ruhig die frische Luft genießen können. Pflege der Kranken fehlt ganz, oder ist schlecht. Fast nirgend gibt es Wärter, und wo es deren gibt, sind ihrer zu wenig. Zuweilen sind die Unglücklichen grausamen, unwissenden Wärtern hingegeben, die keine Mittel zur Leitung, Bändigung und Beruhigung der Kranken kennen, als Mißhandlung, Drohungen und Ketten. Ueberall sind Ketten im Gebrauche, einmal weil die Gebäude schlecht eingerichtet sind, und die Zahl der Wärter zu klein ist, dann weil man kein anderes Mittel kennt, und weil man den Gebrauch des Zwanghemdes zu kostspielig findet. Man hat Halseisen, eiserne Gürtel, Hand und Fußschellen. In einer der größten Städte, die Esquirol zu nennen sich scheut, wurden die Rasenden an ein eisernes Halsband geschlossen, das an einer anderthalb Fuß langen Fessel war, die man in den Boden geschraubt hatte. In Toulouse, in einer Dachstube, wo gegen 20 Betten stehen, hat man über jedes Bett eine Kette gehängt, die an einen eisernen Gürtel befestigt ist, womit die Irren zur Nachtzeit im Bette umschlossen werden. In einigen Häusern schlagen die Aufseher mit ledernen Riemen. Das Schlüsselbund ist häufig ein Werkzeug zur Züchtigung. — Uebrigens haben die Aerzte in allen französischen Landstädten Vorstellungen gegen jene abscheuliche Behandlung gemacht; und da es ihnen an allem fehlt, was zur Pflege der Kranken am wirksamsten ist, so sind sie muthlos geworden und besuchen die Anstalten nicht anders, als wenn die Irren gefährlich krank sind. Selten werden die Irren in der Absicht, ihre Seelenkrankheit zu heilen, gepflegt. In einigen Irrenhäusern verordnen die Dienstboten Sturzbäder, Einsperrung und ähnliche Mittel. Die Vorsteher, von unseligen Vorurtheilen geblendet, führen keine Aufsicht. Viele glauben ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie einige Lebensmittel vertheilen, und diejenigen Irren, die sie für unheilbar halten, in einen Zustand gesetzt haben, wo nichts von ihnen zu befürchten ist. Der erste nothwendige Schritt zur Verbesserung des Schicksals dieser Unglücklichen muß seyn, sie aus den Spitälern, Armenhäusern und Gefängnissen, wo man sie aufbewahrt, wegzunehmen und ihnen eigne Anstalten zu widmen.

In der That, hört man solche Gräuel aus zwei der gebildetsten Länder Europa's, so möchte man wohl vermuthen, der Herzog Decazes, dessen rühmendes Zeugniß aus dem Fremdenbuche in Bedlam die oben angeführte Zeitschrift mittheilt, würde schwerlich sagen, die englische Irrenanstalt habe ihm nur den Wunsch übrig gelassen, alle ähnlichen in Europa nach denselben Grundsätzen und mit derselben Sorgfalt verwaltet zu sehen, wenn er die besten deutschen Anstalten der Art, wenn er z. B. die treffliche Heilanstalt auf dem Schlosse Sonnenstein bei Pirna gesehen hätte. Die stolzen Britten werden einmal bei uns in die Schule gehen müssen und wir ihnen Klopstocks „Das hebt uns über sie!" auch hier zurufen können; zumal wenn man bedenkt, wie viel mehr Mittel, zu bauen und zu bessern, ihnen als uns längst zu Gebote standen. In den meisten Anstalten Englands und Frankreichs weiß man, wie die oben mitgetheilten Zeugnisse uns so furchtbar verkündigen, noch nichts von den ersten Elementen der psychischen Heilkunde, deren Ausübung in jener sächsischen Anstalt und in mehreren ähnlichen Deutschlands zu hoher Vollkommenheit gelangt ist; nichts, weder von den einfachsten, noch von den künstlichern, zur Heilung und Sicherung der Irren und Rasenden dienenden Hülfmitteln, die in unsern deutschen Anstalten täglich vermehrt und verbessert werden! Mit vaterländischer Freude und mit Stolz sehen wir jene inländische Heilanstalt — das trefflich gediehene Schoßkind des edlen Nostiz und Jänkendorf — unter allen vorschreiten, und es ist hier an der Stelle, Diejenigen, die den gegenwärtigen Zustand derselben kennen lernen wollen, auf die umständliche Nachricht im ersten Hefte der (wie es scheint, leider unterbrochenen) Zeitschrift für das Königreich Sachsen (Dresden 1818) zu verweisen, womit man die gedrängte Uebersicht in Lindau's Rundgemählde der Gegend um Dresden (Dresden 1820) oder in der 2ten Auflage des unter dem Titel: Albina erschienenen Wegweisers durch die sächsische Schweiz (Pirna 1821) vergleichen mag.

48.

— Die geistige Beschränktheit hängt an dem Niedrigen wie die Scholle an der Erde!

— Romilly sagte, daß in England kein Mensch lebe, welcher alle Gesetze kenne! Sollte dies bei uns nicht auch der Fall sein, wo über 600 statutarische Gesetz-Sammlungen existiren? —

— Die eitle Beschränktheit sieht gewöhnlich so lange das Stillschweigen der Verachtung großer Köpfe, welche sie anzugreifen gewagt, für Furcht an, bis sie mit der Geißel der Satyre blutige Hiebe erhalten hat! —

— Wenn es einmal Mode werden sollte, den schlechten Kerls öffentlich in das Gesicht zu speien, so würde die Welt bald besser seyn.

W. u. Z.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 32.

8. Februar 1822.

Politische Literatur.

Des moyens de Gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France par F. *Guizot*. Paris Oct. 1281. 8.

Erster Artikel.

Wenn man nur auf den nächsten Gegenstand oder Zweck dieses Buches sehen wollte, so würde derselbe schon erreicht, oder wenn man will, auch verfehlt seyn. Das Ministerium, welches der Verf., einer der gründlichsten Politiker Frankreichs, für unhaltbar erklärte, ist schon abgetreten, aber das neue bekanntlich nicht aus den Freunden des Verf., sondern aus der entgegengesetzten Partei gewählt worden. Doch sind auch gerade die zwei Männer wieder in dasselbe eingetreten, und zwar gerade in die beiden bedeutendsten Ministerialdepartements des Innern und der Finanzen, welche schon, doch ohne eigenes Portefeuille, Mitglieder des vorigen waren, und über deren System Hr. Guizot sich am meisten verbreitet. Was jedoch die Hauptsache ist, so muß man dies Werk überhaupt nicht als eine bloße Gelegenheitsschrift betrachten, ob es gleich einem vorübergehenden politischen Verhältnisse sein Daseyn zu danken hat. Es geht tiefer in die große Frage unserer Zeiten ein; es untersucht die Mittel, wodurch sich die Inhaber der öffentlichen Gewalt auch am sichersten und dauerhaftesten im Besitze realer Macht, des Gehorsams der Völker, erhalten können, und ist demnach nicht blos für Frankreich, sondern auch für alle Staaten europäischer Cultur von großer Wichtigkeit. Wir werden daher auch den Inhalt desselben mit etwas mehr Ausführlichkeit angeben und prüfen.

Denn das darf man sich wohl von keiner Seite verhehlen, daß, wenn auch in einem und dem andern Lande kein gewaltthätiges Auffagen des Gehorsams (worin eins der wesentlichen Merkmale der Revolution im heutigen Sinne bestehet) zu fürchten seyn dürfte, und besonders ist Ref. fest überzeugt, daß Deutschland in dem Geiste seiner Regierungen, wie seiner Völker, gegen dieses Uebel eine sichere Schutzwehr findet; doch die moralischen Grundlagen der öffentlichen Macht überall erschüttert oder wenigstens dem Verderben zugänglich gemacht sind. Als Thatsache ist dies eben so wenig zu leugnen, als die beruhigende Beschaffenheit derselben. Wenn man ihre Ursachen richtig beurtheilt, so sind auch die Gegenmittel gefunden, und daher ist die Bemühung, jene aufzuzeigen, eben so verdienstlich, als der Streit, welcher darüber geführt wird, von der höchsten praktischen Wichtigkeit. Unrichtige Maßregeln, ein falsches Zugestehen, ein falsches Verweigern sind gerade der Weg zu dem gefürchteten Ziele, und ein so jäh abwärts gehender Weg, daß ein Umkehren meistens sehr schwer ist. Daß bis jetzt keine der zahlreichen Untersuchungen über diesen Gegenstand gelungen ist, keine einen bedeutenden Eindruck auf die Stimmung der Regierten und die Ansichten der Regierenden gemacht hat, beweist, wie schwer die Sache ist. Es muß aber auch eine jede solche Untersuchung, woran so manche geistreiche Männer der verschiedensten Denkungsart, wie Sartorius, Steffens, Nienstädt, Adam Müller, Arndt, Görres, ihre Kräfte vergeblich versucht haben, ihres Zwecks verfehlen, sobald sie die Erscheinung nicht in dem rein natürlichen Gesichtspuncte betrachtet, als ein Ergebniß des natürlichen Gesetzes der Veränderung aller irdischen Dinge, und sobald sie von einem der hier einander entgegenstehenden Gesichtspuncte ausgeht, entweder daß die Veränderung für sich selbst ein Verderben, oder daß sie ein Fortschreiten zum Bessern sey. Die Veränderung an sich ist keins von beiden; sie führt aber zu einem oder dem andern, nicht vermöge ihrer innern Beschaffenheit, sondern je nachdem sie aufgefaßt und behandelt wird. Es ist eben so thörig, den Charakter eines vorübergegangenen Zustandes mit in den nachfolgenden hinüber zu nehmen, als der natürlichen Entwickelung vorzugreifen. Der zweite Fehler, in welchen man bei dieser Untersuchung gerathen ist, besteht darin, daß man sich fast nur mit dem sogenannten Geiste der Zeit oder der Völker beschäftigt und diesen für das handelnde active Princip angesehen hat, da er doch fast nur ein passiver Stoff, eine Kraft des Widerstandes ist. Dies führt zu der irrigen Meinung, als könnten und müßten die Völker selbst den in ihnen wirkenden Kräften Ziel und Maß setzen, als sey es die natürliche Bestimmung der Regierung, immer nur gegen das Princip der Veränderung anzukämpfen und einen gewissen, einmal erreichten Punct durch alle mögliche Mittel festzuhalten. Man wendet sich daher in dieser Beziehung an die Völker; man rechnet es ihnen zur Schuld an, wenn sie nicht stehen bleiben, wo ihre Väter standen; man verlangt von ihnen, daß sie ihren Blick und ihr Streben von selbst nur auf die Vergangenheit richten sollen, und glaubt, daß, wenn sie nicht stehen bleiben können, die fortgehende Bewegung nur ein Werk der Bosheit, ein durch Factionen und

geheime Anstiftungen künstlich hervorgebrachtes sey. Von der andern Seite will man aber auch für das Fortschreiten der Völker Antrieb und Regel in der eignen Kraft derselben finden, und spricht von einer stillen moralischen Revolution, wodurch die politische unnöthig gemacht werde. Man vergißt aber hierbei, daß alles Handeln im Staate, wenn er sich im gesunden Zustande befindet, nur von der Regierung ausgehen kann; daß die Völker sich selbst in keiner Beziehung Antrieb und Regel zu geben vermögen, und daher alles Schelten auf ein Volk sich eigentlich in Vorwürfe gegen seine Regierung auflöst. Es ist gar nicht zu verkennen, daß alles Unrecht, was die Völker begehen können, in Fehlern der Regierung seinen Grund haben kann, welche entweder zu viel oder zu wenig gethan hat; der gefährlichste Mißgriff derselben ist aber der, wenn Kräfte verschiedener Art gegen einander gebraucht werden, vorzüglich wenn man meint, das Moralische durch die bloße physische Gewalt beherrschen zu können. Hierdurch wird, wie besonders Ancillon sehr richtig bemerkt hat, entweder das moralische und rechtliche Gefühl und das Streben nach Vollkommenheit auch mit ausgerottet, das größte Unglück, welches einem Volke begegnen kann, oder es wird bis zu gewaltsamen Erschütterungen aufgereizt.

Die dritte Ursache, warum die Untersuchungen über den unruhigen Geist der neuesten Zeit bisher so wenig praktischen Nutzen gehabt haben, ist in ihrer Allgemeinheit zu suchen. Ref. hat auch in diesen Blättern schon oft darauf aufmerksam gemacht, daß die Unzufriedenheit, das Mißtrauen gegen die Staatsdienerschaft, was nicht immer, nicht einmal gewöhnlich ein Mißtrauen gegen die Regierung ist, der ungeregelte Hang zu Neuerungen und die Bereitwilligkeit zur Empörung, welche eine Krankheit unserer Zeit sind, ihren nächsten Grund nur in localen Verhältnissen haben. Das allgemeine Fortschreiten der Völker (gleichviel ob man es für ein wirkliches Fortgehen zu höherer Vollkommenheit, oder für ein bloßes Verändern, einen Kreislauf halte) ist an sich ein ruhiges, langsames, stätiges. Der still fortfließende Strom der Zeit wird nur dadurch aus seinen Ufern getrieben, und muß sich neue Bahnen zu brechen suchen, wenn er in seinem regelmäßigen Laufe Hemmungen antrifft, welche immer von localer Natur seyn müssen. Mag die Unzufriedenheit eines Volkes gerecht oder ungerecht seyn; mag sie in einem bloßen Vorurtheil, in einer leidenschaftlichen Aufregung ihre Quelle haben; immer muß ihr eine wirkliche factische Ursache zum Grunde liegen, welche von Uebelwollenden benutzt aber nicht geschaffen werden kann. Wir wollen gern zugeben, daß die Erfahrungen der letzten dreißig Jahre einer eignen Faction revolutionssüchtiger Menschen das Daseyn gegeben haben, indem sie die Möglichkeit der Revolutionen praktisch erwiesen. Aber doch wird eine solche Faction ihr heilloses Werk niemals beginnen können, wenn sie nicht in dem Volke schon einen Keim dazu vorfindet. Sie kann die Beschwerden des Volkes nicht hervorbringen, sondern sie nur zu ihrem Zwecke mißbrauchen, indem sie die Unzufriedenheit bis zur Erbitterung steigert und nun derselben einen Weg eröffnet, welcher, ihrem Vorgeben nach, zur Hülfe führt. Aber so viel Irrthum und leidenschaftliche Verblendung hierbei auch theils von selbst sich mit einfindet, theils absichtlich erregt wird, so muß doch immer ein reales Leiden des Volkes vorangegangen seyn, und dieses aufzusuchen, ist das nothwendigste Geschäft des wahrhaft antirevolutionairen Politikers. Zugleich kann aber auch nur eine freie und öffentliche Discussion diesen Zweck erreichen. Wo man von den Gebrechen der Staatsverwaltung nicht freimüthig sprechen darf, ist es der Regierung unmöglich, sich selbst in allen ihren Theilen und die Stimmung des Volkes genau kennen zu lernen; wenn sie aber eine freie Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten gestattet, so wird sich Wahrheit und Irrthum bald genug von einander scheiden.

Auch unser Verf. hat jene Fehler nicht ganz vermieden, sich aber denselben doch weit weniger hingegeben als unsre deutschen Politiker, daher auch sein Buch, wenn es auch in jetzigem lebhaftem Kampfe der Parteien ohne Wirkung bleibt, doch zu praktischen Resultaten führt. Er behandelt dasselbe Thema, welches er in seinem frühern Werke: Du gouvernement de la France depuis la restauration et du ministère actuel. 1820. (S. literar. Conv. Bl. 1820. 2ter Dec.) ausgeführt hatte, aber von einer andern Seite. Auch hier sucht er zu zeigen, daß die Regierung mehr Mittel wirklicher Macht, mehr willigen Gehorsam bei dem Volke finden werde, wenn sie im Sinne des neuen Frankreich handeln wolle, als sie von dem Systeme des alten Frankreich zu hoffen habe. Dies ist nun eben die große Frage, welche beinahe überall an der Tagesordnung ist, ob die Staatsverwaltung einen kräftigen und regelmäßigen Gang leichter behaupten werde, wenn die öffentliche Gewalt sich in gleichem Grade über alle Staatsangehörige erstreckt, dabei aber durch allgemeine Volksfreiheiten beschränkt ist, oder ob jener Zweck besser zu erreichen sey, wenn ein kleiner Theil des Volkes eine Mitregierung über den andern ausübt, und die oberste Gewalt also nur durch Vorrechte der verschiedenen Stände, nicht durch gemeine Rechte Aller in Schranken gehalten wird. Schranken sind nöthig, damit die Gewalt nicht ihren einzigen Zweck, den Rechtsgrund ihres Daseyns, aus den Augen verliere; sie dürfen aber die freie kraftvolle Bewegung nicht hindern, wenn nicht das ganze Leben des Staats in schlaffe Trägheit, in moralische Fäulniß versinken soll. Es gibt einen dem äußern Scheine nach recht gesunden, behaglichen Zustand der Staaten, welcher doch in seinem Innern nichts als Moder und vollkommene Auflösung verbirgt.

Jene Vereinigung zwei so widerstrebender Elemente, als Freiheit und Herrschaft sind, ist das alte, ewig wiederkehrende Problem, mit welchem die Staaten von jeher beschäftigt gewesen sind. Der Verf. läßt sich

darauf nicht weiter ein; er nimmt es, was besonders den Streit zwischen den Systemen der gemeinen Volksfreiheit und der Standesvorrechte betrifft, für ausgemacht an, daß jenes für Frankreich das allein zulässige sey. Er vertheidigt es nur gegen den Vorwurf, daß es im Feuer der Revolution eine Sprödigkeit erlangt habe, welche es zu jeder Behandlung unfähig mache. Aber jene allgemeine Aufgabe, setzt er hinzu, ist für Frankreich viel schwieriger geworden, weil sich dazu noch die zweite gesellt, daß eine Regierungs-Verfassung zur Zeit eigentlich noch gar nicht vorhanden ist. Die alten Staatseinrichtungen sind durch die Revolution zerstört und nun durch neue, dauerhafte und wirksame Institutionen nicht ersetzt worden. Was Napoleon aufstellte, war ein militairischer Despotismus, dessen Stützen grösstentheils mit ihm selbst gefallen sind. Die Verfassungs Urkunde von 1814 gibt Umrisse, allgemeine Sätze, aber keinen vollendeten lebendigen Organismus. Um diesen zu bilden, müßte eine Einheit des Sinnes in dem Volke vorhanden seyn, welche dem im Werden begriffenen zur festen und bestimmten Gestaltung die nöthige Ruhe gewährte. Allein jeder Theil, sowohl das neue als das alte Frankreich, muß zugleich, indem es bauen oder wiederherstellen will, sein Werk gegen die Angriffe der andern vertheidigen, und alle Institutionen, welche man ihrem eignem Gange überlassen sollte, Wahlen, Preßfreiheit u. s. w. werden in dem Augenblicke, da man sie in freie Wirksamkeit setzen will, von den Gegnern ergriffen und in offensive Waffen verwandelt.

Daß der Stand der Dinge in Frankreich wirklich so sey, als der Verf. ihn hier beschreibt, scheint in der That nicht zu bezweifeln. Nur die Finanzen sind im regelmäßigen Gange, welchen sie von der vorigen Regierung überkommen haben; sonst aber ist überall eine Unsicherheit, ein Schwanken zu bemerken, welches sowohl die Ausbildung zugesicherter Institutionen verhindert, als Frankreich abhält, in der äußern Politik entscheidend mitzuwirken. Die Preßfreiheit wird wechselsweise zugestanden und aufgehoben; die Verantwortlichkeit der Staatsbeamten ist noch nicht geordnet, die Gemeindeverfassung, womit in Frankreich für den Augenblick mehr zusammen hängt als bei uns, sollte durch ein Gesetz neu begründet werden, welches aber stillschweigend zurückgenommen wurde. Besonders zeigt sich die innere Entzweiung Frankreichs in der auswärtigen Politik, in welcher die Regierung sich öffentlich fast ganz passiv verhalten hat, offenbar weil sie sich nicht Macht genug zutraute, die Kräfte, welche sie in Bereitschaft bringen mußte, vollständig und immer zu beherrschen. Es fehlt also in der That an den Mitteln realer Macht, an den Moyens de gouvernement, wie der Verf. recht gut sagt, und dagegen sind die widerstrebenden Kräfte, die moyens d'opposition in einer zu großen Menge vorhanden, oder wenn man lieber will, entbunden. So stellt sich die Aufgabe des Buches interessant und wichtig dar; wir wollen sehen, wie der Verfasser sie löst.

49.

Glossen über den Zeitlauf von Fr. v. Spaun. 1821. 252 S. 8.

Als von einer interessanten Schrift verfehlen wir nicht, das literarische Daseyn kennbar zu machen. Der Inhalt, dessen blos politische Partieen wir nicht zu beurtheilen haben, betrifft überhaupt meist das Vergängliche der Zeitgeschichte, welches der Unparteiische deswegen auch als das Vorübergehende betrachtet. Die Geschichte zeigt nicht weniger als die Natur, daß nur aus Reibungen Licht entsteht und Wärme. Die meisten Menschen — und die Deutschen, als „geborne Theoretiker," scheinen hierin vornämlich sich als Muster zu zeigen — wissen gar zu oft im Praktischen nicht, was sie wollen und wollen sollten, außer durch die Erfahrungen des Gegentheils. Der Vf. berührt aber nicht blos die Gegenseiten. „Unser Monarch, sagt er S. 6, als Bairischer Mitbürger, schläft sehr ruhig im Schooße seiner Unterthanen, und keine Seele denkt daran, die Rechte, die er sich vorbehielt, zu beeinträchtigen, die Constitution, die er uns gab, und die wir unbedingt annahmen, umzustürzen." Gewiß erfreulich ist es, daß jetzt schon gerade die Nachbarstaaten Süddeutschlands, in dieser constitutionellen Anhänglichkeit an ausgesprochene Pflichten und Rechte der ganzen Staatsgesellschaft, sich an einander anschließen können, und auch von den Räthen ihrer Regenten wissen, daß sie das Constitutionelle als das sicherste Mittel wechselseitiger Beruhigung und Befriedigung der Staats- und Landesbedürfnisse erprobt und anerkannt haben. Andere Erscheinungen leitet der Vf. zum Theil von geistigen Ursachen ab, die man zwar, nicht, wie der Vf. anzudeuten scheint, durch Verbote hindern kann und soll, denen aber immer geistige, ungehinderte Gegenwirkungen das Schädliche benehmen würden. Was lehren, sagt er S. 9, die — (wahrhaft fatalen) Fatalitäts-Stücke, die Müllnerische Schuld, die Grillparzerische Ahnfrau ꝛc.? Daß das Schicksal der Menschen vom influxus siderum abhange, keine moralische Freiheit bestehe! Die absoluteste Prädestination, nicht als supponirter Glauben von Heiden, eine, nie anerkannte durch Erfahrung bewährte Doctrin christlicher Nationen aller Welt zur Schau gestellt! Denn was exemplificirt die Ahnfrau? Daß Gott die Sünden einer Ehebrecherin an ihrer späten unschuldigen Nachkommenschaft strafe, daß er ihre Seligkeit durch den Untergang ihre Urenkel bedinge. (Schwache, bedaurungswürdige, aber die Idee der heiligen Allmacht von so vielen Nichtdenkern entstellende Mißbegriffe!) Der „krystallhelle Mysticismus" (S. 10) verkündigt, in dem Munde sogar protestantischer Lehrer, wie wenn Luthers Reformation mehr Uebel als Gutes gestiftet hätte. (Besser wäre es etwa, wenn noch Ablaßkrämer umherzögen, wenn Rom den Plan, ganz Italien zum Patrimonium Petri zu machen, fortgesetzt, die spanische Monarchie das ohne Kirchentrennung mehr als durch sie zerstückelte Deutschland als Provinz an seine Niederlade angeschlossen hätte? Das Religiöse vereinigte so viele kleine Theile wenigstens in zwei kräftigere.) Zeichen der Algebra (weil aller sonderbare Anblick den Unwissenden wunderbar wird) legt man eine mystische Kraft bei; und wir sahen, wie schon Pope's Dunciade ausrief: Mystik to Mathematick fly.

Uebertreibung aber des Vf. und falsche Auslegung ist's, wie er S. 11 behauptet: Busch in Hamburg lehre, Ludwig XVI. hätte die Revolution verhüten können, wie er die Zahl der Finanzpachter und Blutsauger vermehrt hätte, und Weishaupt bewies den Regenten, daß sie durch Verschwenden und Schuldenmachen das Wohl der Nationen fördern. — Scharf, aber wahr dagegen ist die Kritik S. 12: Wer Unkraut aussäet, kann nicht erwarten, Weizen zu ärnten. Bildet man die Jugend zu Phantasten, Mysterien-Bewunderern, sechssinnigen Einsiedlern, Geisterfehern, Weisheit-Inspirirten; wer kann es übel nehmen, wenn Manche es dann (eine Zeitlang) sind? Der heilige Laber, dessen Schein noch ganz neu ist, setzte sich, sagt er S. 13, Läuse in den Pelz, um das Verdienst zu haben, seine Mitgeschöpfe mit seinem Fleisch und Blute zu nähren; aber er wehklagte nicht darüber, daß sie ihn bissen. Ganze Staaten waren manche Läuse los gewesen, die man sich nicht wieder auf die Haut setzen sollte. Richtig aber bemerkt der Vf. S. 12, daß übrigens dieses alles nur viel bedeute, wenn man viel Aufhebens darüber mache, und daß — da der Menschen Verstand doch nicht auszurotten ist, und besonders in Jugendgemüthern leicht wieder an's Licht empor taucht — die Waffe des Lächerlichen gegen Unsinn und Ignoranz hinreiche, wenn nur das pro und contra gegen einander in jeder wirksamen Form mit seinen Gründen und Witzblitzen auftreten

kann. Was gefährlich sey, hängt (S. 90) von Umständen ab. Wenn in einer Gemeinde, wo Niemand lesen, schreiben, rechnen konnte, ein Schulmeister das Einmaleins lehrt, so kann dies Manchem, der bis dahin für seinen Beutel anders rechnete, sehr gefährlich seyn. Holl und Birbeck versichern (S. 92), es bestehe in den Carolinen ein Gesetz, vermöge dessen ein jeder, der einem Schwarzen lesen und schreiben lehrt, um 100 Pfund gestraft wird. Und dennoch hat selbst solche Vorsicht das Aufstehen der Schwarzen nicht verhütet, weil große Noth, auch ohne Lesen und Schreiben, auf Hülfe zu denken antreibt. In Frankreich, während man mehr große Präbenden dotirt, als das Ministerium verlangt, sind viele tausend Dörfer ohne Schule. In Würtemberg, in Baden ꝛc. kein einziges. Und wo könnte man sicher garantiren, daß nicht revolutionirt werde? In Beziehung auf den König von Baiern ruft der Vf. S. 150 aus: Ein guter König kann, was er will. Heil unserm Könige! Er hat seinen Thron auf den Felsen der Gesetze gebaut und das Schwert des Despotismus unter die Fundamente desselben vergraben. Er braucht sich nicht zu bemühen, daß seine Jugend in Dummheit und Aberglauben erzogen werde, und gewinnt dabei, wenn sie frühe ihre Pflichten und Rechte kennen lernt. Er braucht nicht verkappte Jesuiten als Missionaire in seinem Reiche herum zu schicken, damit sie mystischen Aberglauben predigen und durch curialistische Anatheme seine Krone stützen.

Ein angehängtes „Etwas über die Segnungen des Mittelalters" geht bis auf die Schrift von Burke gegen die Revolution zurück. Dieser habe das Lied von den Seligkeiten des Mittelalters angestimmt, Arthur Young, der Agriculturiste, hätte als ein wüthender Liberaler angefangen, der spanischen Inquisition eine Lobrede zu halten. Frankreich und Deutschland singen auch (hier und da) nach. Sagt man: eine Heerde könne nicht fett werden, von dem, was jedes Schaf abmagert, so rufen (einige sogenannte) Philosophen: weit gefehlt! auch sind wir mit einem sechsten Sinn begabt, euch vorzuschreiben, was Ihr glauben sollet. Nur das Widersprechende ist wahr, und das Ungereimte ist sublim. Der Vf. geht soweit, zu behaupten: es sey um Stiftung einer neuen Religionsart zu thun gewesen, wo Philosophen, sich wie Theosophen gebehrdend, die Glaubensstifter, die Begründer neuer Eleusis-Mysterien (S. 129), die Stifter einer transcendentalen Aristokratie der Allein-Wissenschaftsmänner werden wollten. Unter dem Vorwand, daß die Geschichte der Religion nicht mehr historisch erklärt, sondern gesteigert und idealisirt werden müsse, phantasirte man hierin, was man selbst träumte, sind mystificirt, wer dafür receptiv und passiv genug ist. —— Wir sind immer der Ueberzeugung, daß, sobald nur das Schlimme sich laut genug offenbare, es auch nicht mehr zu Stande kommen kann. Nur wer es dann duldet, verdient es zu leiden. Zeigt man das Gespenst, wie es ist, so muß es, vor sich selbst erschreckend, verschwinden. 28.

Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive.

(Fortsetzung aus No. 27.)

IV.

Gleim und Bürger.

12. Bürger an Gleim.

„Wollmershausen, den 11. März 1776.

Ich wollte nur melden, daß ich glücklich wieder bei Weib, Kind und Hund angelangt bin, und daß Weib, Kind, und Hund sich herzlich mit mir gefreuet haben. Mir ist jetzt einmal ganz wohl. Der nahende Frühling, dessen Athem mich über meine Wälder und Berge hier anwehet, fängt an, die schlafende Jugendkraft wieder aufzuwecken. Ich wünsche, daß es meinem Herzensväterchen auch so seyn möge.

Diesen Frühling, wenn ich in meiner guten Laune bleibe, denke ich, soll das bunte Jäckchen, zusammt der Schellenkappe und der Pritsche, für den theuern Maro fertig werden. Bei meiner Heimkunft habe ich viele schmeichelhafte Briefe gefunden, worin ich zur Vollendung der deutschen Ilias aufgefordert werde. Das weimarsche Publicum thut ein Ding, dergleichen in unserm lieben Vaterlande noch nie erhört worden ist. Denn die fürstliche Familie und der Hof machen sich zu einem freiwilligen Geschenk von 65 Louisd'or auf den Fall anheischig, daß ich die Ilias zu vollenden verspreche, und verlangen dafür nicht einmal ein Exemplar. Die Nachricht hiervon soll in dem Merkur vom Februar gedruckt werden. Es scheinet also beinahe, daß ich dem deutschen Publicum eine eclatante Ehren-Erklärung werde thun müssen. Wenn noch zehn fürstliche Höfe in Deutschland eben so denken, so haben Pope und Britannien uns so gar viel nicht vorzuwerfen. Aber Wieland und Göthe wirken nicht mit ihrer lebenden und strebenden Kraft in alle Höfe.

Leben Sie wohl, mein Theuerster! Nichts wird mich mehr freuen, als wenn ich von Ihnen höre, daß Sie gesund sind. Mein Hund, Namens Bettelmann, läßt Ihrem Belfort einen freundlichen Gruß bellen.

Bürger."

13. Gleim's Antwort.

„Halberstadt, den 17. März 1776.

Die „fürstliche Familie", der „Hof", „Wieland's strebende Kraft", „Göthe's strebende Kraft"! = 65 Stück Louisd'or. Hum!!

Gleim.

14. Bürger an Gleim.

„Appenrode, den 22. Juli 1782.

Der Brief von Gleim war mir das, was ein Regen meinen verschmachtenden Feldern nach länger als vierteljähriger Dürre seyn würde. Die Beiträge zum Musen-Almanach kamen noch zu rechter Zeit. Ich weiß nicht, ob ich unter Alles Gleim's Namen setzen soll? — Doch — warum das nicht?

Schmidt ladet mich zu Beiträgen zu seiner „Halberstädtischen Anthologie" *) ein, setzt mir aber dabei eine peremtorische Frist nur von vierzehn Tagen. Der böse Mann! mich nicht früher aufzufordern! Hat mir je etwas recht herzlich leid gethan, so wird es nur das seyn, nicht in der Gesellschaft meiner trefflichen Landsleute an dem Preise der Guten mit schmausen zu können.

Wenn Sie, Theuerster, nach Hofgeismar reisen, so steht uns mehr als Ein Weg zu leiblicher Umarmung offen; am liebsten wäre mir's, Bester, Sie hier zu umarmen. Sie werden mich zwar in einer durchräucherten Kamtschadalen-Hütte finden, allein ich selbst will so herzlich froh und freundlich seyn, daß Sie auf alles Andere außer mir gar nicht achten sollen, wenn Sie mich nur ein bischen lieb haben. Uebrigens lieben Sie ja doch Wälder, Felder, Berge mit alten Ruinen, Felsen und dazwischen ein schönes Thal mit einem Schmerlenbache. Das Alles können Sie schier aus meinem Fenster mit der Hand erreichen. Ihr Besuch würde die wenigen frohen Stunden meines dennoch hier höchst peinlichen Aufenthalts vermehren, aus welchem ich mich mit einer so zunehmenden Ungeduld hinaussehne, daß ich fürchte, sie werde mich noch zu einer Unbesonnenheit verleiten.

O Robinson Crusoe's Insel! Wer auf dir allein wäre, umschirmt von den wolkenhohen Brandungen des Oceans!

Leben Sie wohl, mein Allerbester, und behalten Sie mich lieb.

Bürger."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Sie erschien nie, soll aber noch erscheinen in derselben peremtorischen Frist von „Vierzehn Tagen"!

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 33.

9. Februar 1822.

Drei neue Tragödien von Lord Byron.

Die literarischen Stadtgespräche aus London haben die Leser unsers Conversations-Blattes unlängst auf die Ankunft von drei neuen Tragödien des Lord Byron bei John Murray aufmerksam gemacht. So eben haben sie die Presse verlassen, und werden aus Murray's Comptoiren nach allen vier Weltgegenden versendet. Der Band führt den Titel:

Sardanapalus, a Tragedy. The two Foscari, a Tragedy. Cain, a Mystery. By the Right Hon. Lord Byron. 8. (15 Sh.)

Die drei Stücke sind in ihrem Charakter so verschieden, und jedes für sich nimmt unsre Aufmerksamkeit so lebhaft in Anspruch, daß es uns gerathen scheint, in unsrer Anzeige und Beurtheilung jedes einzeln zu betrachten, und wir beginnen mit Cain, dem geistlichen Schauspiel, das in der Reihenfolge der Stücke zwar das letzte ist, aber in dem allgemeinen Interesse ohne Zweifel den beiden andern den Preis ablaufen wird.

Die neuere Zeit hat manche gottlose Bücher an's Licht gebracht, und die Poesie hat es nicht verschmäht, auch dem philosophischen Atheismus zu dienen, ihre göttliche Kraft in eitlen Bestrebungen gegen die Gottheit verschwendend. Aber ein gottloseres Gedicht, als diesen Cain, haben wir unter den Werken der Heiden und Christen nirgends gefunden. Der Angriff gegen die Gottheit und ihr Reich ist hier ganz unmittelbar, offen, frech und tollkühn. Wir sind weit entfernt, zu glauben, daß Lord Byron wirklich damit umgehe, allen religiösen Glauben zu untergraben und das Christenthum zu stürzen; aber das können wir behaupten, daß er nicht eifriger, kühner uno consequenter hätte verfahren können, wenn er ein solches Ziel wirklich verfolgte. Entweder fühlte das Lord Byron selbst, oder hatte doch das Vorgefühl, daß dieses Gedicht einen solchen Eindruck auf die Leser machen würde; denn in der Vorrede sucht er sich, freilich auf eine ganz eigene Weise, gegen die Vorwürfe zu verwahren, welche sein Frevel gegen die Gottheit ihm von Gläubigen zuziehen könnte. Aber seine Apologie ist ein so bitterer Scherz, daß sie den Frevel eher vergrößert, als mindert.

Er sagt: In Bezug auf Lucifer's Sprache, so war es mir schwer, ihn gleich einem Geistlichen über geistliche Gegenstände reden zu lassen, doch habe ich mein Mögliches gethan, ihn nicht aus den Grenzen geistlicher Höflichkeit (spiritual politeness) herausgehen zu lassen.

Milton und Klopstock haben in ihren unsterblichen Gedichten den Satan auch redend eingeführt; sie lassen ihn aber weder wie einen Geistlichen reden, noch wie Lord Byron's Lucifer. Sie faßten den großen Gedanken eines gefallenen Engels auf und stellten diesen in ihrem Satan dar, einen Engel, der selbst in seinem Fall, in seinen Sünden noch groß ist. Lord Byron's Satan ist ein elendes Wesen, zusammengesetzt aus Sophisterei, Ruchlosigkeit und Lästerung. Nichts erinnert in ihm an seinen göttlichen Ursprung, und seine Reden schwanken zwischen moralischem Skepticismus, eitler Vermessenheit und spitzfündiger Dialektik.

Was die empörenden, oft Schauder erregenden Lästerungen gegen die Gottheit und die heiligsten Gefühle der Menschheit betrifft, so soll man uns nicht entgegnen, daß diese ja einem Teufel und einem Cain in den Mund gelegt sind. Aber soll es denn hier durchaus keine Grenze geben, über die auch die erdichtete Person in ihrer Reden und Handlungen nicht hinausgehn darf? Wer fühlt es nicht, daß diese Grenze, welche die Kunst von dem Ungeheuern der Natur trennt, überschritten ist, wenn Cain mit unumwundenen Worten dem Allmächtigen und seinem Vater flucht?

Lucifer. It is the realm
Of death. — Wouldst have it present?
Cain. Till I know
That which it really is, I cannot answer.
But if it be as I have heard my father
Deal out in *his long homilies*, 'tis a thing —
Oh God! I dare not think on't! *Cursed be*
He who invented life that leads to death!
Or the dull mass of life, that being life
Could not retain, but needs must forfeit it —
Even for the innocent!

Lucifer. Dost thou curse thy father?

Cain. Cursed he not me in giving me my birth?
Cursed he not before my birth, in daring
To pluck the fruit forbidden?

Lucifer. Es ist das Reich
Des Todes? Willst es sehen?

Cain. Bis ich weiß,
Wie's wirklich ist, bleib' ich dir Antwort schuldig.
Doch ist es so, wie meinen Vater oft
In langen Homilien ich's schildern hörte,

O Gott, so wag' ich's nicht zu denken. Fluch ihm,
Der Leben schuf, das zu dem Tode führt!
Der plumpen Lebensmasse, die ihr Leben
Nicht halten konnt' und es verwirken mußte —
Für den Unschuldigen mit!

Lucifer. Fluchst deinem Vater?

Cain. Flucht' er nicht mir, indem er mich erzeugte?
Flucht' er nicht mir vor der Geburt, indem er
Zu pflücken wagte die verbot'ne Frucht?

Dies sind in der That Gedanken und Worte der Hölle. Aber von wem werden sie ausgesprochen? Von Geschöpfen des Lord Byron, eines Dichters, der, um seinen Gebilden Wahrheit und ergreifende Energie zu verleihen, sich selbst in sie versetzt und verwandelt und eine Zeit lang der wirklich zu sein scheint, den er sich schafft. Wir wagen es kaum auszusprechen, daß sein Satan ihm gelungen ist.

Nachdem wir nun unser Mißfallen, oder vielmehr unsern Schmerz über die Cains-Natur dieses Gedichts zu erkennen gegeben haben, dürfen wir nicht unterlassen, anzuführen, daß sich, trotz dieser abtrünnigen Natur, Schönheiten in Menge darin finden, die des reinsten und erhabensten Thema's würdig wären, helle Funken eines großen Geistes, welche die Dunkelheit der Hölle und des Todes wunderbar durchblitzen, die über dem ganzen Gebilde ruht. Doch das bedarf ja wohl kaum einer Anführung in einem Werke von Lord Byron.

Was den Titel des Stücks, Mistery, betrifft, so wird es unsern Lesern nicht unbekannt seyn, daß die ältesten dramatischen Vorstellungen biblischer Geschichten und Heiligensagen in Klöstern diesen Namen führten, und so finden wir schon in dem Titel eine übermüthige Parodie. Die Personen sind Adam, Cain, Abel, ein Engel des Herrn, Lucifer, Eva, Adah und Zillah. Die Scene eröffnet sich mit einem Opfer bei Sonnenaufgang, dem die männlichen Glieder der Familie beiwohnen. Schon hier offenbart sich Cain's Stolz, Ungestüm und Zweifelmuth, noch mehr aber in dem folgenden Selbstgespräch.

Cain. And this is
Life! — Toil! And wherefore should I toil? — because
My father could not keep his place in Eden.
What had I done in this? — I was unborn,
I sought not to be born; nor love the state,
To which that birth has brought me. Why did he
Yield to the serpent and the woman? or,
Yielding, why suffer? What was there in this?
The tree was planted, and why not for him?
If not, why place him near it, where it grew,
The fairest in the centre? They have but
One answer to all questions „'t was *his* will,
And *he* is good." How know I that? Because
He is all-powerfull must all-good too follow?
I judge but by the fruits — and they are bitter —
Which I must feed on for a fault not mine.

Cain. Und das ist Leben!
Arbeit! — Warum muß ich arbeiten! Weil
Mein Vater sich nicht hielt im Paradiese.
Was that denn ich dabei? Noch war ich nicht
Geboren, wollt's nicht seyn, noch lieb' ich jetzt
Den Stand, zu dem Geburt mich brachte. — Warum
Wich er dem Weib, der Schlange? Oder warum
Büßt er es, daß er wich? Was war es denn?
Der Baum war doch gepflanzt, warum für ihn nicht?
Wo nicht, warum denn wuchs er neben ihm,
Der schönst' im Garten, auf? Sie haben nur
Die eine Antwort auf das Alles: „Er, er wollt' es,
Und er ist gut." Wie weiß ich das? Weil er
Allmächtig, ist darum er auch allgütig?
Ich schließe nach den Früchten — die sind bitter —
Und fremder Fehler halb muß ich sie essen.

Kein Wunder, daß der Versucher ihn heimsucht, da er ihn in solcher Stimmung findet. Lucifer erscheint und blickt Cain an.

Cain. Ah!
Thou look'st almost a god; and —

Lucifer. I am none:
And having fail'd to be one, would be nought
Save what I am. He conquer'd; let him reign!

Cain. Who?

Lucifer. Thy sire's Maker and the earth's.

Cain. And heaven's,
And all that in them is. So I have heard
His seraphs sing; and so my father says.

Lucifer. They say — what they must sing and say, on pain
Of being that which I am, and thou art —
Of spirits and of men.

Cain. And what is that?

Lucifer. Souls who dare use their immortality —
Souls who dare look the *Omnipotent tyrant* in
His everlasting face, and tell him, that
His evil is not good! If he has made,
As he saith — which I know not, nor believe —
But if he made us — he cannot unmake:
We are immortal! — nay, he 'd *have* us so,
That he may torture: — let him! He is great —
But in his greatness is no happier than
We in our conflict! Goodness would not make
Evil; *and what else hath he made?* But let him
Sit on his vast and solitary throne,
Creating worlds, to make eternity
Less burthensome to his immense existence
And unparticipoted solitude!
Let him crowd orb on orb: *he is alone,*
Indefinite, indissoluble, tyrant!
Could he but crush himself, 't were the best boon
He ever granted: but let him reign on,
And multiply himself in misery!
Spirits and men, at least we sympathise;
And, suffering in concert, make our pangs,
Innumerable, more endurable,
By the unbounded sympathy of all —
With all! But *He! so wretched in his height,*
So restless in his wretchedness, must still
Create and recreate —

Cain. Ha!
Dein Blick ist eines Gottes.

Lucifer. Ich bin keiner:
Und da 's mir fehlschlug, es zu seyn, so bin ich
Gern, was ich bin. — Er siegte, laß ihn herrschen!

Cain. Wer?

Lucifer. Deines Vaters und der Erde Schöpfer.

Cain. Und auch des Himmels. Also hört' ich oft
Die Engel singen, und so sprach mein Vater.

Lucifer. Das sagt, was jeder sagen muß und singen,
Will er nicht seyn, was ich bin, und Du bist,
Von Geistern und von Menschen.

Cain. Und was ist das?

Lucifer. Seelen, so die Unsterblichkeit gebrauchen, *)
— — — — — — — — — —

Diese Probe von Lucifer's Philosophie genüge für unsre Anzeige. Sie bedarf keines Commentars, obgleich der Dichter sie für nicht leicht verständlich halten muß, da er jede Gelegenheit ergreift, die neue Lehre zu wiederholen. Auch glaube man nicht, in dieser Probe das Non plus ultra der Teufelsphilosophie des Gedichts kennen gelernt zu haben. Weiter unten macht Cain Gott und den Teufel zu — Doch hören wir ihn selbst.

Would there were only one of ye! perchance
An unity of purpose might make union
In elements which seem now jarr'd in storms.
How came ye, being spirits, wise and infinite,
To separate? Are ye not as *brethren* in
Your essence and your nature and your glory?

Wär' doch nur Einer von euch beiden! Einheit
Des Strebens würde dann vielleicht vereinen
Die Elemente, die jetzt stürmend kämpfen.
Wie kam es, daß ihr großen, weisen Geister
Euch trenntet? Seyd ihr nicht wie Brüder beide
In der Natur, dem Wesen und dem Ruhme?

Nachdem Lucifer und Cain Vertraute geworden sind, und der erstere seines Freundes Neugier nach dem Reiche des Todes angeregt hat, machen sie sich auf den Weg und fliegen durch das Weltall zur Hölle. Die glänzenden, öden Kreise der neuen Schöpfung werden nicht besonders anziehend dargestellt aber die Hölle lernen wir hier von der besten Seite kennen.

How silent and how vast are these dim worlds!
For they seem more than one, and yet more peopled
Than the huge brilliant luminous orbs, which swung
So thickly in the upper air etc.
But here all is
So schadowy and so full of twilight, that
It speaks of a day past.

Wie still und weit sind diese düstern Welten!
Denn mehr als eine scheinen sie, und doch
Bevölkerter als jene großen, lichten
Glanzkugeln, so die höh're Luft durchkreisen ꝛc.
Doch hier ist Alles
So schattig und so voll von Zwielicht, das
Von einem abgeschied'nen Tage spricht.

Die wahrhaft schönen und edlen Stellen des Gedichts finden wir in den Scenen, worin menschliche Leidenschaften sich aussprechen. Hier ist Lord Byron tief, wahr, rührend, wie wenig andre Dichter, und selbst in seinen eigenen Werken wird es schwer seyn, etwas Herrlicheres zu finden, als die Scenen zwischen Cain und Adah, z. B. jene, wo beide vor ihrem schlafenden Kinde stehn.

Cain. How lovely he appears! his little cheeks,
In their pure incarnation, vying with
The rose leaves strewn beneath them.

Adah. And his lips, too,
How beautifully parted. No; you shall not
Kiss him, at least not now: he will awake soon —
His hour of mid-day rest is nearly over.
But it were pity to disturb him till
'tis closed.

Cain. You have said well; I will contain
My heart till then. He smiles and sleeps! — Sleep on
And smile, thou little young inheritor
Of a world scarce less young: sleep on and smile;
Thine are the hours an days when both are cheering
And innocent! *Thou* hast not pluck'd the fruit —
Thou know'st not, thou art naked; Must the time
Come thou shalt be amerced for sins unknown,
Which were not thine, nor mine? But now sleep on!
His cheeks are reddening into deeper smiles,
And shining lids are trembling o'er his long
Lashes, dark as the cypress which waves o'er them;
Half open, from beneath them the clear blue
Laughs out, although in slumber. He must dream —
Of what? Of Paradise! Ay, dream of it,
My disinherited boy! 'tis but a dream;
For never more thyself, thy sons, nor fathers,
Shall walk in that forbidden place of joy.

Cain. Wie lieblich sieht er aus! Die kleinen Wangen
In ihrer reinen Röthe überstrahlen
Die Rosenblätter fast, die drunter liegen.

Adah. Und seine Lippen auch, wie schön geöffnet!
Nein, nein, du sollst ihn jetzt nicht küssen. — Bald
Erwacht er. — Seines Mittagsschlafes Stunde
Ist bald vorüber. Schade wär's, ihn stören
Bis dahin.

Cain. Du hast Recht. Ich halte gern
Mein Herz zurück so lang'. Er lacht und schläft!
Schlaf nur und lach', du kleiner, junger Erbe
Der Welt, die nicht viel älter ist als du!
Dein sind der Unschuld und der Freude Stunden,
Und Tage. — Du, du pflücktest nicht die Frucht. —
Du fühlst nicht, daß du nakt bist. Muß die Zeit
Denn kommen, wo du büßen sollst für Sünden
Die du nicht kennst, die dein nicht sind, noch mein?
So schlaf denn jetzt. Die Wangen werden röther
Vor Lachen, und der Augenlieder Saum
Bewegt sich zitternd, dunkel, wie die Zweige
Von der Cypresse, die sein Haupt beschattet.
Halb offen, lacht das klare Blau hervor,
Im Schlafe noch. — Er träumt wohl — und wovon?
Vom Paradies! O, träume nur von ihm,
Enterbter Knabe! — Es ist nur ein Traum.
Denn nie wirst du, dein Sohn, dein Vater nie,
In dem verschloßnen Raum der Freude wandeln!

Wären alle Scenen wie diese, welche allgemeine Wirkung und Befriedigung würde das Gedicht hervorbringen! Aber solche Stellen sind einzelne glänzende Sterne in einer dunkeln Nacht, die durch stürmische Wolken dann und wann hervorleuchten, um nach ihrem Erlöschen die Nacht desto finsterer zu machen.

Doch wir kehren zu der Inhaltsanzeige zurück. Nachdem Cain von seiner Höllenreise zurückgekehrt ist, bringt er mit seinem Bruder Opfer. Abel's Opferrauch steigt in die Höhe und ist Gott wohlgefällig, Cain's Altar stürzt um und sein Opfer wird verweht. Abel will ihn überreden, einen neuen Altar zu erbauen und ein demüthigeres Gebet zu sprechen. Er aber will auch den Altar seines Bruders zerstören, und in dem Streit, der darüber entsteht, ergreift er einen Feuerbrand und erschlägt Abel. Zillah erscheint, und ihr Jam-

*) Die weitere Uebersetzung dieser Stelle ist von der Censur gestrichen.

D. R.

mergeschrei über den erschlagenen Geliebten ruft auch die Uebrigen herbei. Eva spricht einen schrecklichen Fluch über ihren Erstgeborenen aus. Adam flucht ihm nicht, aber verdammt ihn zu ewiger Verbannung. Der Engel des Herrn erscheint, bestätigt den Spruch und brandmarkt die Stirn des Mörders. Adah allein bleibt dem Verworfenen, von Allen Verstoßenen, getreu und spricht ihm Trost zu.

Das Gedicht ist dem Sir Walter Scott dedicirt. Eine eigene Wahl! Welchen Bezug, welches verwandte Verhältniß hat dieses Werk zu Scott's Poesie?

31.

Das Grab, ein didaktisches Gedicht von R. Feith, und zwei Oden von J. Kinker, frei aus dem Holländischen übersetzt durch P. F. L. v. Eichstorff, Lieutenant in königl. niederländischen Diensten. Zütphen bei H. C. A. Thieme, 1821.

Je weniger die holländische schöne Literatur unter uns bekannt ist, um so mehr muß man es denen Dank wissen, welche nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft haben, uns mit ihren Schätzen bekannt zu machen. Daß der Uebersetzer dieser Poesie beides in nicht geringem Grade besitzt, beurkundet insbesondere die Vorrede, welche in bündiger Kürze eine Uebersicht der holländischen Dichtkunst gibt.

Es gereicht dem Verf. besonders zur Ehre, daß er zu jenem löblichen Zwecke zwei classische holländische Dichter, — die Herren Feith und Kinker — gewählt hat. Von Ersterem, der sich als Tragiker berühmt gemacht hat, ist das Grab, ein Lehrgedicht in vier Gesängen, welches viel schöne Blumen und sinnig geflochtene Kränze darbietet, sich aber im Ganzen mehr zur Reflexion, als zur regen Phantasie- und Gefühlsthätigkeit hinneigt; von dem Anderen, einem kühneren philosophischen Odendichter, sind: die Tonkunst von Haydn und die Poesie; — zwei Oden, wenn auch nicht im höchsten Fluge der Phantasie gedichtet, doch mit vieler Kraft und Würde ausgestattet. Es gereicht dem Uebersetzer, welcher hier zum erstenmale auftritt, von holländischer Abkunft ist und von Jugend auf in Holland lebte, zum Ruhme, daß er sich in einem Idiom, welches er kaum seine Muttersprache nennen kann, mit so vielem Glücke an so ernsthafte und würdige poetische Schöpfungen wagte. Die tief empfundene, in wohlklingenden Stanzen gedichtete Widmung an seine Mutter wird gewiß den Beifall jedes gefühlvollen Lesers erhalten.

Der Uebersetzer hat, wie billig, die Versmaße der Originale beibehalten, scheint aber mit seiner Theorie des Alexandriners noch nicht ganz im Reinen zu seyn. Er wird indeß durch mehrere Uebung und längeres Studium der Muster in beiden Sprachen bei so unverkennbarem Dichterberuf sich hierin ohne Zweifel bald vervollkommnen. Gäbe er uns eine Anthologie aus den ihm so vertrauten Classikern des erneuerten Königreichs der Niederlande, so wäre dies unstreitig ein sehr willkommenes Geschenk und eine Bereicherung unserer Literatur, für die ihm auch der ernstere Literator danken würde.

Uebrigens empfehlen wir ihm, die häufigen Hiaten und die harten Elisionen zu vermeiden. z. B. S. 8.

„Ich pflegt' 'ne Rose auf; — sie blüht', sie welkte hin."

Ferner S. 13.

„Und heben, um nun selbst 'nen Dienerschwarm zu zählen."

Um den Lesern zugleich eine Probe von der Dichtungsart der Verfasser und der Nachbildungsweise des Uebersetzers zu geben, schließen wir diese Anzeige durch folgende gelungene Stelle, die uns unter den vielen ihrer Art zuerst in die Hände fiel:

„Die innre Stimme lehrt's: wer seine Würde kennt,
In dessen Herz auch nur ein Strahl der Gottheit brennt,
Wird stets, statt blindlings sich in Wollust hinzuwerfen,
Dem Ausspruch der Vernunft den Willen unterwerfen.
Ein Glück, das im Genuß schon seinen Werth verliert
Und uns auf Blumenschmelz zum größten Jammer führt.
Das ewig uns entteilt, eh' wir's entflohen denken,
Kann nie dem edlen Mann des Herzens Frieden schenken." —

61.

Bemerkungen über Verskunst.

(Fortsetzung aus No. 22.)

VIII.

Auch das allergeringste deutsche Wort kann eine lange Sylbe darbieten, falls es entweder

A., mehrsylbig ist, oder

B., mit einer Vor- oder Nachsylbe des Nachbarwortes in Verbindung kommt.

Zu A.,

Dies ist bei'm Andeuter (Artikel) der Fall, wenn er durch Beugung zweisylbig wird. Dann erscheint nämlich die erste Sylbe als lang, und zwar darum, weil sie die Hauptsylbe des Andeuters ist, die neben seiner noch mehr unbedeutenden Nachsylbe steht. Z. B. beginnt jenes gar sinnreiche Gedicht des unvergeßlichen Schiller:

„In einem Thal bei armen Hirten"

Manche halten zwar dafür: so wenig berangte Wörter, wie der zweisylbige Andeuter, die Vorwörter und ähnliche, könnten als zwei kurze Sylben (als Pyrrhichien) gebraucht werden; aber, ob wir gleich darob diese Ehrenmänner nicht eben tadeln wollen, so möchte es doch besser seyn, dergleichen Doppelkürzen zu vermeiden. Klopstock brauchte sie manchmal, z. B. in der Ode „die Stunde der Weihe" (I. S. 65):

„O geht nicht, ohne mich zu segnen,
Nicht ohne große Gedanken weiter!"

Er selber hat das Maß der Ode so angezeigt.

Zu B.

Lang wird jeder Andeuter, wenn er entweder

a., einer Vorschlagsylbe des unmittelbar folgenden Wortes vorausgeht,

z. B. bei Schiller (Gedichte I. S. 66):

„Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn."

oder

b., auf eine Nachsylbe des vorigen Wortes alsbald folgt

z. B. bei demf. (II. S. 209):

„An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur."

(Die Fortsetzung folgt.)

60.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 34.

11. Februar 1822.

Aus Morellet's Memoiren.

III.

Malesherbes über literarische Streitigkeiten.

Um dieselbe Zeit (1758), erzählt Morellet, erschien auch der siebente Band der Encyclopädie, und mit ihm sah man sich die Fehde erneuern, welche die Feinde der Philosophie (die damaligen Junker und Pfaffenthümler) gegen die Encyclopädisten (die Liberalen jener Zeit) seit mehrern Jahren angesponnen hatten. Die Jesuiten in ihrem Journal de Trévoux, Freron in der Année littéraire, der Dr. Moreau in den Cacouacs, Palissot in den kleinen Briefen über große Philosophen und andre Turner zeichneten sich in dieser Fehde aus.

Da man in diesen Schriften die Encyclopädisten nicht blos vor das literarische Tribunal stellte, sondern sogar (gerade wie heut zu Tage) bei der Regierung als Feinde der Gesetze und der Religion anmeldete, so glaubten sie, sich über diese Manier des Angriffs beschweren zu können. Die Herausgeber der Encyclopädie, Diderot und d'Alembert, letzterer vorzüglich, nahmen es besonders hoch auf. Sie brachten ihre Beschwerden an Herrn von Malesherbes, damaligen Intendanten des Buchhandels, unter seinem Vater, dem Kanzler Lamoignon.

Mehreremal überbrachte ich d'Alembert's Beschwerden an Hrn. v. Malesherbes. Oft hatte ich mit solchem mündlich die wichtige Frage der Preßfreiheit und ihrer Grenzen verhandelt.

Wenn ich aber meinem Freunde d'Alembert des Intendanten aufgestellte Grundsätze vortrug, so konnte ich ihm die Wichtigkeit derselben nicht begreiflich machen. Der Philosoph tobte und fluchte dann, wie es nun seine Art war.

Nach vielen Unterredungen, diesen Gegenstand betreffend, wurde Hr. v. Malesherbes mit mir eins, daß er d'Alembert in einem Briefe seine Verwaltungsgrundsätze im Abriß darlegen wolle. Von meiner Seite versprach ich d'Alembert den Brief zuzustellen, und daß ich sorgen wolle, daß dieser eine vernünftige Antwort darauf ertheile. Das schwerste war hierbei, d'Alembert zu bestimmen, künftig über die Heftigkeit seiner Gegner, nicht eben so leidenschaftlich zu werden.

Malesherbes Auftrag wurde von mir besorgt. Ich habe den Brief aufbewahrt, welchen er dabei an mich richtete und auch eine Abschrift des Briefes von Malesherbes an d'Alembert.

Gewiß wird man beide mit Theilnahme lesen. Hier sind sie (die in mehr als einer Hinsicht zur Nachahmung empfohlen werden können).

Brief von Malesherbes an den Abbe Morellet.

„Ich habe Ihnen d'Alembert's Brief an mich mitgetheilt. Sie wissen, wie unangenehm es mir war, daß ein solcher Mann in einer Kleinigkeit eine große Beleidigung fand, indeß der nämliche Schriftsteller ihn an andern Stellen seiner Blätter weit ärger angegriffen hat. Noch unangenehmer war mir die Wahrnehmung, daß ich bemerken mußte, daß der Aerger über die Gegenschriften, ihn so blind gemacht hatte, daß er die begangene Unbescheidenheit, und ich möchte sagen, den Ueberlegungsmangel von seiner Seite, nicht selbst fühlte, als er so leichthin Freron's Bestrafung zur nämlichen Zeit verlangte, da der siebente Band der Encyclopädie und besonders der Artikel „Genève" ein allgemeines Geschrei wider jenes Werk veranlaßt hat. In solcher Lage kann man die Encyclopädie und ihre Verfasser gegen ihre literarischen Gegner, ohne sich persönlich sehr verantwortlich zu machen, wahrlich nicht unterstützen.

„Mich selbst betreffend, wissen Sie, daß seit vielen Jahren ich mich mit nichts, als mit der Literatur beschäftige, und daß ich nur mit Gelehrten gelebt habe. Als die Zeitumstände mir zufällig eine andre Bahn brachen, und vielleicht gegen meinen Willen, habe ich nichts so sehr gewünscht, als denjenigen gefällig seyn zu können, mit denen ich bis dahin gelebt hatte. Ich glaubte dazu Gelegenheit zu finden, als man mir die Intendantur des Buchhandels auftrug.

„Mir gab dies Amt Gelegenheit, den Gelehrten die weite Preßfreiheit zu verschaffen, welche sie immer so dringend gewünscht hatten, und sie zugleich von manchem Zwange zu befreien, unter welchem sie zu seufzen behaupteten. Immer klagten sie über fehlende freie Discussion. Ich glaubte, durch meine Amtsführung in der Intendantur des Buchhandels, ebenfalls den gemeinen Nutzen zu befördern, weil die freie Mittheilung der Ansichten dem Staat mehr Vortheile als Nachtheile anzubieten schien.

„In Hinsicht des Interesse des Staats, habe ich noch heute eben die Meinung. Was aber die

Schriftsteller betrifft, so hat mir die Erfahrung gelehrt, daß wer über Dinge, die sie in Vorliebe genommen haben, entscheiden soll, ihrer Freundschaft, oder indem er für sie parteiisch auftritt ihrer eigenen Achtung entsagen muß. *)

„Gerechterweise konnte ich Hrn. d'Alembert's Beschwerde kein Gehör schenken. Zugleich glaubte ich aber, solchem keinen höheren Beweis meiner Achtung und Würdigung ertheilen zu können, als wenn ich ihm meine Verwaltungsgrundsätze über den Buchhandel mittheilte.

„Als ich seinen Brief empfing, beschäftigte mich gerade ein Bericht über das Verbot und die Zulassung neuer Schriften, an den Kanzler. Erst war mein Gedanke, statt weiterer Antwort auf d'Alembert's unzweckmäßiges Verlangen ihm diesen Bericht mitzutheilen.

„Er ist fast beendigt. Ich werde aber gewahr, daß wenn ich gleich in der Materie und in den Motiven nichts abzuändern weiß, die Gedankenfolge im Ganzen dennoch eine Umschmelzung bedarf. Dies raubt mir einige Zeit, und bis diese Arbeit vollendet ist, wollte ich Hrn. d'Alembert nicht warten lassen. Ich beschloß deshalb, ihm eine directe Antwort in der hierbei erfolgenden Anlage zu ertheilen, die Sie ihm selbst behändigen wollen.

„Sobald der bemeldete Bericht fertig ist, werde ich Ihnen davon Einsicht geben, und es wird mir Vergnügen machen, wenn Sie auch dieses Actenstück ihm vorlegen wollen, vorausgesetzt, daß Sie glauben sollten, daß er sich der Mühe unterziehen werde, es zu lesen.

„Endlich will ich mit einem Vorschlag schließen, der Ihnen auffallen dürfte, den Sie aber nach Gutfinden Ihrem Freunde mittheilen mögen. Sie haben aus dem Berichtsentwurf, welchen wir zusammen lasen, ersehen können, daß mein Begriff der Preßfreiheit sich nicht blos auf literarische Gegenstände beschränkt, und daß ich die größte Neigung fühle, ihn auf alle Gegenstände der Staatsverwaltung, sogar bis zur Kritik der ministeriellen Maßregeln auszudehnen. Es hängt nicht von mir ab, diese Freiheit der Kritik, so frei über andere Verwaltungszweige, als über den meinigen, schalten zu lassen. Aber, in Hinsicht meines Departements, soll sich niemand beschweren, daß ich den Plan aufgegeben habe.

Gerne mag also Herr d'Alembert, oder Jeder andere, wenn er glaubt, darlegen zu können, daß es vom Ministerio ordnungswidrig sey, Kritiken unbeachtet zu lassen, in denen die Encyclopädie so, als in den jüngsten Brochüren geschehen, durchgenommen worden ist, oder wenn irgend ein anderer Schriftsteller der Regierung glaubt dadurch ein Unrecht nachzuweisen, daß sie dergleichen Ephemeren duldet oder gar, wenn derselbe glaubt, daß der Intendant des Buchhandels über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der literarischen Kritik vorab urtheilen müsse, ehe er das Imprimatur ertheile, kurz, wenn man in meiner Verwaltung irgend eine Unregelmäßigkeit wahr nimmt, so mag jeder die Gründe seiner Meinung dem Publicum vortragen. Nur bitte ich, mich nicht mit Namen zu nennen, weil dies in Frankreich ungebräuchlich ist. Aber man mag mich nach Belieben kenntlich genug zeichnen, und das Imprimatur soll dennoch von mir nicht versagt werden. Wenigstens hoffe ich, daß wenn ich mich jedem Ausfall der Ueberzeugung oder der Leidenschaftlichkeit selbst Preis gebe — bei aller Amtsmacht, so etwas verhindern zu können — ich nichts mehr von ähnlichem Prwat-Ansinnen, als ich verworfen habe, künftig mehr hören werde, weil ich von ihnen nicht mehr hören mag.

Lamoignon de Malesherbes."

Diesem Briefe war nun der folgende beigeschlossen.

Brief des Herrn von Malesherbes an Herrn d'Alembert.

Den 16ten Februar 1758.

„Ich empfing, mein Herr! den Brief, den Sie mir die Ehre erzeigt, in Hinsicht einer Schmähung, zu schreiben, worin Herr Freron von der Geschichte der Cacouacs redet. Ich weiß nicht, ob Ihr Zartgefühl wirklich darin verletzt worden ist, und ob die gerügte Stelle überall so ehrenrührig ist, als sie Ihnen erscheint. Die Kritik legt Ihnen eine Redensart bei, die sie in Ihren Werken niemals gebraucht zu haben behaupten. Dies ist allerdings eine Unwahrheit; aber können Sie dem Publicum davon nicht, ohne Einmischung des Ministeriums, Kenntniß geben? Uebrigens finde ich die Phrase nicht absolut tadelnswürdig, und es scheint mir, daß sie dem Verf. nicht geradezu Schande macht. Sie fügen hinzu, man habe Sie namentlich in die Anklage des Verf. der Cacouacs verwickeln wollen. Mir scheint aber, daß die allgemeinen Beschuldigungen dieser Allegorie gerade alle diejenigen trifft, die etwa damit bezeichnet seyn möchten.

„Uebrigens würde ich sehr zu bedauern seyn, wenn ich amtlich verpflichtet wäre, alle Beziehungen und Anspielungen, die den getadelten Schriftstellern mißfallen möchten, in Hinsicht des Imprimatur, vorher prüfen zu müssen. Länger wollen wir uns bei einer Note am Schluß einer vollständigen Année littéraire nicht aufhalten. In jedem Falle ist sie Ihres Zorns nicht werth. Offen wollen wir uns lieber einander eingestehen, daß eigentlich die Geschichte der Cacouacs Ihnen Aerger macht, ferner der Auszug Freron's aus solcher, welchen eben dieser Freron von Ihrer Uebersetzung des Tacitus in einem andern Blatte, betitelt: „Kleine Briefe über große Weltweise" gegeben hat, und überhaupt die häufigen Kritiken, Satyren oder Spottschriften,

*) Pour les *gens de lettres*, *l'expérience* m'a appris, que quiconque a à statuer sur les *intérêts* de leur *amour propre* doit *renoncer* à leur *amitié*, s'il ne veut *affecter* une partialité, qui le *rend indigne* de leur *estime*.

wie Sie solche etwa nennen dürften, in welchen die Encyclopädie angegriffen und vor allem, nach ihrer Ansicht, wider Sie und Ihre Freunde der Vorwurf des Mangels an Religion und schweren Beschuldigungen gerichtet zu seyn scheinen! Darüber also sind Sie empfindlich und ich wundere mich darüber nicht. Bisher kenne ich keinen Gelehrten und keinen Philosophen, dessen Reizbarkeit in Gegenständen des Geschmacks, und noch weniger für Tadel herberer Art, worüber Sie Klage führen, leidenschaftelos zu bleiben, sich gewöhnt hätte! Dies ist auch meine ganze Antwort auf diese Ihre Beschwerde. Es ist mir übrigens leid, daß Freron's und die Kritiken Andrer Ihnen Verdruß machen. Ich wünschte wohl, daß nichts Ihre Genugthuung mit Ihren schriftstellerischen Erfolgen stören möge, und daß Sie ungetrübt Ihres Rufs als Autor genießen mögen, was Ihre Talente so sehr verdienen. Noch mehr bedaure ich, daß manche unvorsichtig hingestellte Behauptungen in dem Werke (die Encyclopädie), das Sie mit herausgeben, zu Beschuldigungen Anlaß geben, deren Folgen immer unangenehm sind. Aber ich mache einen wichtigen Unterschied zwischen dem, was mir mißfällt, oder was ich, als einzelner Staatsbürger, verwerfe, und zwischen dem, was ich, als Staatsbeamter, verhindern soll, drucken zu lassen. Meine Grundsätze darüber sind, daß die Kritik des Schriftstellers ganz frei sey, und daß jede Kritik, die blos die gedruckte Schrift betrifft, und in der der Autor blos nach seinem Werke beurtheilt wird, eine erlaubte literarische Kritik sey.*)

„Damit ist nicht gesagt, daß wenn Kritiker diese Prüfungsfreiheit so weit treiben, den Gegner andrer Meinungen, als jener anerkennt, in schweren Beschuldigungen (matières graves) als unehrenhaft handelnd, verläumend darzustellen, man ihn nicht, wie sonst gebräuchlich, als Injurianten sollte vor die Tribunale ziehen können, aber die Intendantur des Buchhandels und die Censur bestehen nicht darin, solche Mißbräuche der Preßfreiheit von Autoritäts wegen, zu verhindern. Sobald beide bis dahin Ihre Function ausdehnten, würde man besorgen müssen, daß unter dem Vorwande, nur persönliche Beleidigung zu verhindern, man überhaupt strenge Kritik verhüten und allmählig jede Kritik stören, oder sie so einengen würde, daß man sie fast ganz aus der Literatur verwiese.

„Sie werden mir erwidern, die Anklage der Irreligiosität überschreite die Schranken der anständigen literarischen Kritik. Aber man wird Ihnen antworten, daß es unmöglich ist, die Sache der Religion zu vertheidigen, ohne denjenigen, die solche angreifen, die Maske abzureißen, daß dieser Vorwurf niemals als ein persönlicher betrachtet werden kann, wenn man nicht zugleich behauptet, daß der Getadelte in seinen Reden, oder gar durch Handlungen Mangel an Religion beweise; man wird antworten, daß der Vorwurf blos das im Publicum erschienene Werk betreffe, und endlich, daß wenn besonders in solchen Materien der Censor für den Verfasser des angegriffenen Werks wirken wollte, er leicht dem Lichte der Wahrheit einen Stral verschließen könne.

„Hart werden Ihnen diese Grundsätze scheinen, und ich kenne die Empfindlichkeit der Schriftsteller zu genau in allem, was ihre Eigenliebe reizt, um mich zu schmeichlen, daß jemals sie oder ein in den Tagesblättern durchgenommener Schriftsteller solche als begründet anerkennen werde. Ich habe viel über den Gegenstand nachgedacht, finde aber, daß nur diese Grundsätze mich gerecht gegen den Schriftsteller und seinen Kritiker seyn lassen und meine Amtsführung vor Parteilichkeit schützen.

„Ihre großen Einsichten und Ihr richtiges Urtheil lassen jedoch nicht zweifeln, daß wenn Sie über Gesetzgebung und Gesetzvollziehung eben so scharf als über andre Gegenstände nachdenken wollen, Sie auch über jene gründlich zu urtheilen sich bestimmen werden.

„Finden Sie dann, daß Sie mir wichtige Einwürfe machen können, so theilen Sie mir solche mit. Ich vernehme sie gern, denn ich habe den ehrlichen Willen, Wahrheit zu suchen.

„Träfe es sich dagegen, was ich kaum zu hoffen wage — daß die Frucht Ihrer Erwägung wäre, daß Sie meine Grundsätze billigten, ungeachtet der Gegenwirkung des gereizten Egoismus, so würde ich überzeugt werden, daß Ihr Muth und Ihr Rechtsgefühl andern Gelehrten eben so überlegen sind, als Ihr Talent und Ihr Genie.

Lamoignon de Malesherbes."

Ich muß das Geständniß ablegen, daß der Erfolg meiner Verhandlung bei d'Alembert nicht sehr günstig war, indem dieser dabei beharrte, daß man in der Encyclopädie, die der Vernunft gemäßen Grenzen einer philosophischen Discussion nicht überschreite, daß dagegen die Beschuldigungen von Gottlosigkeit und Aufruhr, welche die Zeitschriftsteller wider die Herausgeber der Encyclopädie schleuderten, gehässige Persönlichkeiten wären, welche eine Regierung, die Freundin der Wahrheit seyn und das Fortschreiten der menschlichen Kenntnisse begünstigen wolle, unterdrücken müsse.

*) Mes principes sont, qu'en général la critique littéraire est permise, et que toute critique, qui n'a pour objet que le livre critiqué et dans *la quelle l'auteur n'est jugé, que d'après son ouvrage, est critique littéraire!*

Neueste Baierische Landtags-Literatur.

Vierter Brief.

München, den 14. Januar 1822.

An einige, nicht an alle Abgeordnete, ist eine kleine wichtige Druckschrift des durch den ersten Landtag so rühmlich bekannt gewordenen nunmehrigen ersten Bürgermeister Behr von Würzburg versandt worden. Sie handelt von den Rechten der in die Ruhe versetzten Staatsdiener, die zugleich Mitglieder der Ständeversammlung sind. Zunächst ist sie darum für die Tagsgeschichte von Bedeutung, weil der Abgeordnete Behr, welcher zeitlich als Professor seine Quiescirung erhalten hat, auf die Beibehaltung seiner Stelle, als Abgeordneter, Anspruch macht, indem den Quiescenten durch die baierische Dienstpragmatik Rang und Titel vorbehalten sind. Man setzt ihm entgegen, er sey nur als Professor und Universitäts-Mitglied zur Ständeversammlung gewählt worden, durch die mit der Quiescirung als Professor verbunden gewesene Annahme der Bürgermeisterwürde sey er aus dem Verbande der Universität getreten, folglich könne er nicht mehr als Abgeordneter für die Universität erscheinen. Dagegen erinnert er, daß seine Quiescirung nur zeitlich sey, daß die Verfassungs-Urkunde über den Austritt der Professoren keine wörtliche Bestimmung enthalte (dem ist wirklich also), und daß es hier nicht auf Personen, sondern auf einen Grundsatz ankomme, der zum Nachtheil jedes Staatsdieners, den man aus der Ständeversammlung entfernen wolle, angewendet werden könne. Die Entscheidung gebührt nach der Constitution den Ständen. Die Abgeordneten sollen größtentheils für ihren Collegen Behr gestimmt seyn und sich darauf berufen, daß die Verfassungs-Urkunde den Fall nicht bestimmt entscheidet (?), folglich auf Analogie zurückgegangen, d. h. zur Interpretation des Grundgesetzes geschritten werden muß, in welchem Falle sie lieber zu Gunsten ihres Collegen entscheiden wollen, und zwar um so mehr, als es hier auf einen wichtigen allgemeinen Grundsatz ankömmt. Jedermann ist

neugierig auf den Ausgang, und es wird für und wider Partei genommen.

Zu bedauern ist es in jedem Falle, daß Hofrath Behr in seiner Druckschrift nicht immer die Mäßigung und Schonung beobachtet hat. Niemand wird es z. B. billigen, wenn er S. 5 sagt: „er habe an der Unterdrückung des großen Unmuths vieler Würzburger über die bei der noch im frischen Andenken lebenden Belagerung von dem baierischen Feldherrn Wrede erlittenen Drangsale den wesentlichsten Antheil gehabt," oder wenn er den baierischen Abgeordneten S. 14—15 Folgendes zuruft: „Halten Sie fest und unverbrüchlich an die Verfassung, und sonach an der unbeschränkten Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen, und deren vollständigen Mittheilung durch den Druck, denn mit ihr steht und fällt alle Wirksamkeit der Repräsentation. — — —

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 35.

12. Februar 1822.

Der Seeräuber, ein Roman von dem Verfasser von Waverley.

The Pirate. By the Author of Waverley. Edinburgh, A. Constable et Comp. 1822. 3 vols in 8°.

Die öffentliche Stimme über die Romane des Verfassers von Waverley ist gegenwärtig so allgemein in ihrem Preise, und die Erwartung nach dem schon lange angekündigten Seeräuber auch in dem deutschen Publicum so gespannt, daß wir, statt durch eine Beurtheilung dieses neuen Werkes die Neugier hinzuhalten, lieber gleich auf den Inhalt desselben eingehen.

Die Vorrede gibt an, daß der Roman sich auf folgende historische Data gründet.

Im Januar 1724 kam ein Schiff, genannt The Revenge, ausgerüstet mit zwanzig großen und sechs kleineren Kanonen, commandirt von einem gewissen John Gow oder Goffe oder Smith, nach den Orcadischen Inseln, und gab sich durch mehrere Gewaltthätigkeiten und Nichtswürdigkeiten, welche die Mannschaft gegen die Bewohner der Inseln ausübte, als ein seeräuberisches Fahrzeug zu erkennen. Die Inselbewohner, ohne Waffen, und von allen andern Vertheidigungsmitteln entblößt, mußten sich den Forderungen und Beleidigungen der Schiffsleute unterwerfen, und die Frechheit des Anführers dieser Banditen war so groß, daß er nicht allein öfters an das Land kam und im Dorfe Stromneß ländliche Tanzfeste gab, sondern auch sich die Liebe eines bemittelten Mädchens aus dieser Gegend erwarb, mit der er sich förmlich verlobte. Ein junger Mann, James Fea, bildete auf eigenen Antrieb einen Plan, sich des Seeräubers zu versichern, und die Inseln von seiner Tyrannei zu befreien. Durch Muth und List gelang es ihm auch, den Gow fest zu nehmen, als sein Schiff im Hafen von Calfsound auf der Insel Eda vor Anker lag, nicht weit von Fea's Wohnort. Gow und mehrere seiner Bande wurden vor das Gericht der Admiralität gestellt, und entgingen ihrer verdienten Strafe nicht. Gow betrug sich vor seinen Richtern sehr kühn und unerschrocken. Ein Augenzeuge erzählt von seinem Verhöre: Gow wollte nicht Rede stehn und bekennen; da befahlen die Richter, seine Daumen mit einem Seile, das von zwei Männern angezogen wurde, zusammenzupressen, und als das Seil riß, legte man ein doppeltes, endlich ein dreifaches um die Daumen, und Gow ertrug Alles mit dem größten Gleichmuth. Den nächsten Morgen (27sten Mai 1725) sah er mit Ruhe und Kälte die Zubereitungen zu seiner Execution an, und starb ohne Angst und Reue.

Man sagt, daß das Mädchen, welches sich mit Gow verlobt hatte, nach London gekommen sey, um ihren Geliebten vor seiner Hinrichtung noch einmal zu sehen, und da sie zu spät angelangt, habe sie seinen Leichnam aufdecken lassen und das Pfand der Treue, ihren Ring, von seinem Finger abgezogen. Ohne diese Ceremonie würde, nach den Begriffen ihres Landes, der Geist ihres Verlobten sie besucht haben, wenn sie das ihm gegebene und mit ihm begrabene Wort der Treue gebrochen, und sich wieder mit einem Andern verlobt hätte. Der junge, unternehmende Fea, durch dessen Bemühungen die Laufbahn des kühnen Seeräubers so glücklich abgeschnitten worden war, erhielt von der Regierung schlechten Dank für seine Verdienste. Sie schützte ihn nicht einmal gegen die Ränke und Intriguen, mit denen einige verborgene Anhänger Gow's ihn verfolgten. Falsche Anklagen, Proceß-Chicanen und andere Heimsuchungen, die sein unternehmender Geist ihm zuzog, zerstörten das Wohl und Vermögen seines Hauses, zum warnenden Beispiele für Alle, denen es in den Sinn kommen könnte, Seeräuber auf eigenen Antrieb und unter eigener Autorität gefangen zu nehmen.

Dies ist die Grundlage, auf der unser beliebter Dichter seinen Roman gebaut hat. Er hat ihn mit allen Reizen geschmückt, die eine unerschöpflich reiche Phantasie ihm darbietet, mit allen Schätzen, welche sein scharfer Blick aus dem Leben und der Natur sich gesammelt hat, und über das Ganze hat er durch die scandinavische Mythologie und Sage einen wunderbaren, nordischen Nebelschleier gebreitet, der diesen Roman vor allen frühern charakteristisch auszeichnet.

Die Scene ist nach der Insel Zetland *) verlegt, und gegen Ende der Erzählung verändert sie sich in Kirkwall, der Hauptstadt von Pomona, der größten unter den orcadischen Inseln.

*) Isles of Zetland, Yetland, Shetland ist der Name einer Inselgruppe zwischen den Orcaden und Norwegen, die ehemals auch zu Norwegen gehörte, und in der man mit der größten Wahrscheinlichkeit die Insel Thule der Alten zu suchen hat. Jetzt gehört sie zu Schottland. Die Hauptinsel führt denselben Namen, heißt aber auch Mainland.

Auf Sumburgh Head, dem südöstlichen Vorgebirge der Insel Zetland oder Mainland, stand am Ende des 17ten Jahrhunderts eine zerstörte, größtentheils unbewohnbare Behausung, Jarlshof genannt, die vor Zeiten der Sitz eines norwegischen Grafen gewesen war, und jetzt einem Abkömmlinge desselben, Magnus Troil, gehörte. Stolz auf seine alte normännische Abkunft, verachtet dieser die schottischen Bewohner der Insel, als unrechtmäßig eingedrungenes Gesindel, und die scandinavische Bevölkerung blickt auf ihn mit Vertrauen und Ehrfurcht, als den Hort ihrer alten Sitten und Rechte, denen Alle mit Eifer und Treue anhängen. Als der eigentliche Repräsentant der alten scandinavischen Unabhängigkeit ist dieser Udaller von Burgh-Westra dargestellt. Er wohnt auf seiner Burg, ungefähr zwanzig Meilen von Jarlshof, im Innern der Insel. Freimüthig, jähzornig, freigebig, roh und gastfreundlich ist der Mann geschildert. Alle Gäste sind ihm willkommen; ja sein Thor öffnet sich auch dem Feinde, und er fragt nicht eher nach dem Namen des unbekannten Reisenden, als bis er erquickt und gestärkt ist. Ein solcher Fremdling ist Mr. Basil Mertoun, ein Mann über die mittleren Jahre hinaus, der in einem holländischen Schiffe nach Mainland gekommen, wo er sich in einer wilden, einsamen Gegend eine Wohnung gekauft und häuslich niedergelassen hat. Er hat Vermögen genug, seine Bedürfnisse zu bestreiten, und seine Zurückgezogenheit und Schweigsamkeit machen es den Nachbarn unmöglich, etwas Näheres über seine Umstände und Schicksale zu erfahren. Sein Sohn, ein schöner Knabe von vierzehn Jahren, ist bei ihm, und beide werden im Hause von Magnus Troil häufige Gäste. Besonders schließt sich der Knabe an die beiden Töchter des Udaller's, Minna und Brenda, mit Liebe und Freundschaft an.

Bei einem Besuche auf Burgh-Westra kauft Mertoun die alte Wohnung Jarlshof von dem Udaller, und nun richtet er sich, mit Hülfe einer alten Haushälterin, Swertha, in dieser öden Behausung ein, die seinem finstern Geiste zusagt. Sein Sohn stört ihn nicht viel in seinem einsamen Brüten. Er geht seinen eignen Weg, wird der beste Tänzer, Jäger, Vogelsteller, Schiffer, und der Liebling der ganzen Insel. Seine Einbildungskraft, von Natur lebhaft, wird durch die alten Sagen von Odin und Thor, welche die scandinavische Bevölkerung der Insel von Munde zu Munde forterzählt, mächtig entflammt, und, obgleich die Bildung, die er durch seinen Vater erhalten hat, ihn vor dem Aberglauben bewahrt, den die Insulaner mit diesen Legenden verbinden, so üben sie doch einen merklichen Einfluß auf sein Gemüth, indem sie ihm einen Hang zum Mystischen und Uebernatürlichen geben.

Dieselbe Richtung des Geistes offenbart sich in Minna, der ältesten Tochter des Udaller's, die ihr achtzehntes Jahr erreichte, als der Jüngling, Mordaunt ist sein Name, zwanzig alt war. Ihre Schwester Brenda war nur ein Jahr jünger, weniger Enthusiastin als Minna, und vor Schwärmerei durch die häusliche Geschäftigkeit geschützt, die ihr fast allein oblag. Die Portraite, welche der Dichter von beiden entwirft, sind reizend und eigenthümlich in ihren Zügen: Minna, ein lilienweißes und lilienschlankes Mädchen mit großen rabenschwarzen Augen und Locken von derselben Farbe; Brenda, ein frisches, blondes Kind, kleiner und runder als ihre Schwester.

Mordaunt's Gefühle für die schöne Enthusiastin, wie für die niedliche Blondine waren die eines Bruders, ohne daß er eine der andern vorgezogen hätte. Aber die Leute auf der Insel erzählten sich, es käme nur auf ihn an, sich eine von den Schwestern zur Frau zu erwählen. Er wäre sicher, von keiner einen Korb zu erhalten.

So ist der Roman eingeleitet, als eine neue Person die Scene betritt, Triptolemus Yellowley, ein origineller, komischer Charakter, und mit ihm seine Schwester Barbara, abgekürzt Baby, die nicht weniger anziehend dargestellt ist. Triptolemus ist der Sohn von Jasper Yellowley, einem Pächter aus Yorkshire, der seinen Sohn nach der hohen Schule St. Andrew schickte, um ihn gut erziehen zu lassen. Aber die angeborne Neigung zum Pfluge, die er mit seinem athenienſischen Namensvetter theilt, läßt ihn dort nicht eben große Fortschritte in den Wissenschaften machen. Er haßt alle Classiker, die ausgenommen, welche vom Landbau geschrieben haben, wie Virgil in den Georgicis, Cato de re rustica, Columella und auch Neuere, wie Tusser, Hartlib und andere würdige Männer. Nach dem Tode der Mutter wird Triptolemus aus seinem gelehrten Gefängniß erlöst, und in sein Element zurückgeführt, indem sein Vater ihn als Gehülfen in der Pachtung zu sich ruft. Die Pachtung, welcher der alte Yellowley damals vorstand, lag in Schottland, und der Eigenthümer derselben, der zugleich königlicher Kämmerer (Chamberlain) auf den Orcadischen und Shetlands-Inseln ist, ein leidenschaftlicher Liebhaber neuer öconomischer Erfindungen und Verbesserungen, fand einen solchen Geschmack an Triptolemus speculativen Plänen zur Urbarmachung öder Landstriche, daß er ihn mit seiner Schwester nach der Insel Mainland schickte, wo sie sich denn als öconomische Experimentalisten zu Stourbrugh niederlassen, einem Pachthofe, der zwischen Jarlshof und Burgh-Westra liegt. Die Aufnahme, die er dort findet, ist genau und unterhaltend beschrieben. In diese Wohnung treibt eines Tages ein wüthender Sturm den jungen Mordaunt, als er von einem Besuche bei dem Udaller nach Hause zurückkehrt. Die Tafel ist eben bereitet, als ein unwillkommener Gast, Bryce Snaelsfoot, ein Hausirer, eintritt, und die Geduld der geschäftigen Baby auf eine harte Probe setzt. Ihr größtes Leiden aber beginnt erst, als gar noch ein drittes Wesen erscheint, Norna, der eminenteste und am schärfsten gezeichnete Charakter des ganzen Romans. Ein Gemisch von Aberglauben, der fast an Raserei gränzt, und von

männlicher Thatkraft, von phantastischer Täuschung und handgreiflicher Wirklichkeit, bildet den seltsamen Charakter dieser klugen Frau, von der unsre Umrisse nur eine schwache Idee zu geben vermögen. Der Dichter läßt sie überraschend auftreten:

„Ein Weib, so groß, daß ihre Mütze an die Stubenthür stieß, trat plötzlich in das Zimmer, machte das Zeichen des Kreuzes und sprach mit feierlicher Stimme: Der Segen Gottes und des heiligen Ronald auf jedes offene Thor, und ihr Fluch und der meinige über die geschlossenen Hände der Filze!

„Wer seyd ihr denn, die ihr in fremder Leute Hause euch herausnehmt, so zu fluchen? Was ist das für ein Land, wo man nicht eine Stunde ruhig sitzen kann und seine Mahlzeit verzehren, ohne von herumziehendem Gesindel geplagt zu werden, das einen wie ein Schwarm wilder Gänse überfällt!

„Diese Rede, die der verständige Leser leichtlich der Mamsel Baby zulegen wird, schien wenig Eindruck auf das Weib zu machen. Da wandte sich Mordaunt zu ihr und sprach freundlich vermittelnd auf Englisch: Es sind Fremdlinge, Norna, die deinen Namen und deine Eigenschaften nicht kennen. Sie kennen auch die Sitten dieser Insel nicht, und deßwegen wirst du sie wegen ihres Mangels an Gastfreundschaft entschuldigen.

„Es fehlt mir nicht an Gastfreundschaft, junger Mann, sagte Triptolemus, miseris succurrere disco, die Gans, die ich habe braten lassen, war zum Michaelisbraten bestimmt, aber ihr sollt sie heute mit uns theilen. Aber hätten wir auch zwanzig Gänse, ich glaube, wir fänden heute zu viel Gäste dazu. Das muß gebessert werden.

„Was muß gebessert werden, schmutziger Sklav? fiel Norna ein, indem sie sich mit einem Nachdruck an ihn wandte, der ihn erstarren machte. Was muß gebessert werden? Bringe immerhin deine neuen Harken, Spaden und Hacken zu uns her, und verändere die Werkzeuge unsrer Väter von der Pflugschar bis zur Mausefalle. Aber wisse, daß du in dem Lande bist, das einst von flachshaarigen Kämpen des Nordens erobert wurde, und laß uns wenigstens ihre Gastlichkeit zum Zeichen, daß wir von ihnen abstammen. Ich sage euch, hütet euch! Norna schaut hinaus auf die unbegrenzten Wasser." — Es bleibt uns noch etwas, das wie Vertheidigung und Hülfe aussieht. Wenn die Männer von Thule aufgehört haben, Krieger zu seyn, und ein Mahl für Raben zu bereiten, so haben doch die Weiber die Künste nicht vergessen, die sie einst zu Königinnen und Prophetinnen erhoben.

Dieses sonderbare Wesen hat eine besondere Neigung zu Mordaunt, wegen seiner Kenntniß der alten Sagen und Mythologie, und sie hängt ihm eine Runenkette von Zaubergold um den Hals. Ehe sie das Haus verläßt, verkündigt sie einen Schiffbruch, und dann eilt sie fort, nachdem sie den Jüngling dringend gebeten, unverzüglich nach Jarlshof zurückzukehren, und er gehorcht.

Am folgenden Tage besteigt Mertoun mit seinem Sohne das Vorgebirge. Ein mastloses Schiff, und, wie es scheint, von aller Mannschaft verlassen, wird von der Strömung an die Spitze des Vorgebirges geworfen und scheitert. Ein einziger Mann, der sich an einem Balken festhält, taucht wieder aus den Fluthen auf, und Mordaunt, der kühne Schwimmer, rettet das Leben dieses Unglücklichen mit Gefahr seines eigenen. Snaelsfoot, der Hausirer, und die Prophetin Norna sind bei dieser Scene gegenwärtig, und passen mit andern Insulanern auf Beute von dem Schiffbruch. Der gerettete ist Capitain Cleveland, der Seeräuber, ein junger, schöner Mann, kühn, frei, brav und geschickt. Von Jarlshof begibt sich der stattliche Räuber nach Burgh-Westra, wo er mit freudiger Theilnahme und liebreichem Diensteifer empfangen wird. Bald gewinnt er in dem Hause des Udaller's festen Fuß, und fängt an, den jungen Mordaunt zu verdunkeln und entbehrlich zu machen. Dies kränkt den edlen Jüngling, und sein Verdruß steigert sich zur Wuth, als er die Nachricht erhält, daß der Capitain dazu bestimmt sey, die Festlichkeiten des Johannistages auf Burgh-Westra anzuordnen und zu leiten, ein Ehrengeschäft, das Mordaunt sonst immer über sich zu nehmen pflegte. In seinem Schmerze sucht er die Einsamkeit und an einem See findet er Norna, die ihn mit geheimnißvollen Drohungen antreibt, uneingeladen zu den Johannisfesten nach Burgh-Westra zu eilen. Der Udaller und seine Töchter nehmen ihn kalt auf. Unter der zahlreichen Gesellschaft befinden sich auch Herr Yellowley und seine Schwester Baby, Lady Glowrorum mit ihren beiden Nichten, und Claud Halcro, ein gutherziger Shetländischer Dichter und Musikus, der sich in der Welt um gesehen hat, und in London sogar Dryden, *the glorious John*, wie er ihn nennt, zu seinen Bekanntschaften zählte. Der Charakter ist lustig, aber etwas langweilig: er faßt den ersten besten von der Gesellschaft beim Rockknopf, und hält ihn so lange fest, bis er seine bekannten und bis in's Kleinlichste ausgesponnenen Anekdoten auserzählt hat. Die Feste auf Burgh-Westra, Maskeraden, Bälle ꝛc. sind treu und genau mit anschaulicher Lebendigkeit dargestellt. Eine Wallfisch-Jagd, die ebenfalls zu den Festlichkeiten gehört, gibt dem Capitain Cleveland Gelegenheit, dem jungen Mordaunt das Leben zu retten, und sich dadurch seiner Verbindlichkeit gegen diesen zu entledigen. Die Feindschaft zwischen den beiden Nebenbuhlern droht bei jedem leisen Anlaß auszubrechen, und nur Brenda's Einfluß vermag ihren alten Freund zu besänftigen und in Schranken zu halten. Sie entdeckt ihm Cleveland's Neigung zu ihrer Schwester Minna, und deren Gegenliebe, und wird so der einzige Gegenstand von Mordaunt's Gefühlen, die früherhin unentschieden zwischen den beiden Schwestern schwebten. Noch während des Festes läuft plötzlich die Nachricht ein, daß ein Schiff zu Kirkwall auf der Insel Pomona gelandet sey, von dem es sich bald ausweist, daß es dem Capitain gehört. Diese Nachricht führt mancherlei Unruhe und Bewegung herbei. Die Schwestern, die beisammen schlafen, werden durch ahndungsschwere Träume erschreckt. Minna träumt von einer Höhle und einem Meerweibe, das ihr wahrsagt; Brenda will ein lustiges Lied singen und fällt in die Zauberweise der kreischenden Norna. Sie schrecken auf und finden den letzten Traum schon erfüllt; denn Norna putzt im Zimmer ihre Lampe und singt in mißtönenden Weisen. Unter manchen seltsamen Vorkehrungen fängt sie jetzt an, den beiden Mädchen ihre abentheuerliche Geschichte zu erzählen. Es ergibt sich, daß sie eine nahe Verwandte des Troil'schen Hauses ist, die Bruderstochter des Großvaters der Mädchen, die mit Zittern und Beben sie anerkennen. Sie war in ihrer Jugend ein schwärmerisches, überspanntes Geschöpf, aufgezogen im festen Glauben an nordische Wundersagen und Zauberkräfte. In einer Entzückung ihres Geistes, während eines wüthenden Sturmes, der sie beim Zwergstein, einem unheimlichen Zauberorte auf der Insel Hoy, überfällt, erscheint ihr Trolld, der Zwerg, und verkündet ihr: sie solle den des Lebens berauben, der ihr das Leben gab, und zugleich verheißt er ihre geheime Gewalt über die Elemente und Urkräfte der Natur. Die schreckliche Prophezeihung wird bald erfüllt: sie bereitet, zwar ohne ihre Schuld, ihrem Vater den Tod, indem sie zu ihrem Liebhaber entfliehen will. So wird sie, von Reue und Verzweiflung gequält, jenes seltsame, halb sinnlose Wesen, das in diesem Romane auftritt. Brenda schläft wieder ein, nachdem Norna ihre Erzählung geendigt hat, aber Minna sucht vergebens nach Ruhe. Da ertönt ein Ständchen vor dem Fenster; Minna erkennt Cleveland's Stimme, der ihr Lebewohl zu sagen kömmt, ehe er nach Kirkwall abgeht, um sein Schiff und seine Gefähr-

ten aufzusuchen. Die Musik wird plötzlich durch Mordaunt's Stimme unterbrochen; Minna hört einen Zank, Waffengeklirr und einen Schrei. Sie stürzt an das Fenster, und sieht einen Mann einen Andern forttragen. In Verzweiflung springt sie hinab und will die Spur des Mannes verfolgen; aber Halcro, der lästige Dichter, kömmt ihr in den Weg und nöthigt sie, in ihre Kammer zurückzukehren. Am Morgen entdeckt sie Spuren von Blut an ihrem Fuße, aber ein starker Regenguß hat in der Nacht den Rasen so rein gewaschen, daß kein rother Flecken auf ihm zu finden ist. Seit dieser Nacht wird Mordaunt vermißt, und alle Nachforschungen in der Nachbarschaft bleiben fruchtlos.

Nur auf Norna's geheimnißvolle Zauberkräfte setzt man noch einige Hoffnung für die Entdeckung des verschwundenen Jünglings, und selbst der stille, einsame Mertoun fühlt sich bewogen, die kluge Frau in den Ruinen der alten St. Ninian's Kirche aufzusuchen. Dort findet er sie mit grausenhaften Beschwörungen beschäftigt, zu denen sie Materialien aus der Gruft ihrer Ahnen holt. Nachdem sie mit furchtbar kreischender Stimme ihre Zauberformeln abgesungen, frägt sie Mertoun nach seinem verlorenen Sohne. Aber statt einer bestimmten Antwort, befiehlt sie ihm, sich am fünften Tage des großen Jahrmarkts an einem genau bezeichneten Platze zu Kirkwall einzufinden. Da Mertoun Bedenken äußert, ihr zu gehorchen, flüstert sie ihm etwas in's Ohr, das wie ein Zauber auf ihn wirkt und ihn zum Schweigen bringt. (Der Beschluß folgt.)

Trauerspiele von Weichselbaumer.

Vom Hrn. Dr. Weichselbaumer in München, dessen schon einmal im Conv. Blatt gedacht worden, sind wieder zwei dramatische Werke erschienen, nämlich Dido, Königin von Karthago, und Niobe, Königin von Theben. Vom Verleger (Göbhardtische Buchhandlungen in Bamberg und Würzburg) mit schönem farbigem Umschlage, gutem Papier und wohlgefälligem Druck, ja auch mit einem Kupfer ausgestattet, verdienen sie denselben freundlichen Empfang, den wahrscheinlich ihre Vorgänger allenthalben erfahren. Der Dichter weiß mit Bildung und Geschmack die Sprache des Herzens zu reden, und trifft dazu in dem leidenschaftlichen Gemüth der beiden Königinnen hinreichende Veranlassung. Als Dido noch ganz dem Andenken an ihren verstorbenen Gemahl hingegeben ist, und einen Antrag des Königs von Libyen zur Wiedervermählung ausschlägt, spricht sie:

Ich sehe wohl, du hast noch nie erfahren,
Wie sich der Blume gleich das Herz verschließt,
Geht ihm die sanfte Frühlingssonne unter,
Die seine Knospen lieblich aufgethaut,
Und ihm zum erstenmal die schöne Welt
Ins Morgenroth der Liebe kleidete.
Wie mit dem ersten zarten Liebesglück
Der Hoffnung kaum enthüllte Blüte stirbt,
Und der Getäuschte nun mit enger Brust
Und zweifelvoll ins düstre Leben schaut;
Da sinkt der liebend ausgestreckte Arm,
Womit die kindlich feste Zuversicht
Nach Seelengütern in das Leben griff;
Noch manches Streben mag uns zwar erregen,
Noch manches schöne Wirken froh gedeihn,
Denn klar und sicher blickt der ernste Geist
Jetzt in der kalten Außenwelt umher;
Doch nimmer kehrt der Liebe blinder Glaube
Dem tief erschütterten Gemüthe wieder. — —

Schilderungen dieser Art finden jederzeit bei dem Leser ihren Anklang und sichern dem Schriftsteller sein Verdienst. Jedoch entstände für die dramatische Poesie überhaupt die Frage, ob sie nicht von Zeit zu Zeit durch ein Neues dem bisherigen Unähnliches aufgefrischt werden müsse, um stark und überraschend zu ergreifen; etwa den Eroberern ähnlich, welche nicht zufrieden mit ihres Reiches Gränzen zur größten Ferne und bis an den Ganges ihre Heerzüge ausdehnen? Dem Romane hat man wohl eine solche innre Nothwendigkeit eingeräumt, und daß ein Farbenwechsel mehr reitze als bekanntes Colorit, oder bekannte Gruppirung; ja einem darin gefundenen Neuen haben die Romanendichter meistens ihr Glück zu verdanken. Wirkt doch Walter Scott in unsrer Zeit durch hochländische Sitten-Schilderungen und Naturbeschreibungen, ein ungewohntes Wirkliche kunstvoll in seine Dichtungen verwebend! Manche Theaterdichter haben dieses gleichfalls versucht, und bringen das Abentheuerlichste, Unwahrscheinliche, Uebertriebene in ihre Werke, zum Verdruß der Kunstrichter, aber nicht ohne mancherlei Beifall der Leser oder Zuschauer. Ist dergleichen nun grade nicht zu loben, so wirkt es doch hin auf das Bedürfniß der Kunst, frische Geburt. Wer die alten Leidenschaften der Menschen in ganz neue Charaktere hineinzubilden, und diese mit der größten Wahrheit und Natürlichkeit darzustellen wüßte, dürfte eines gewaltigen dramatischen Eindrucks gewiß seyn. Hierin besteht die unnachahmliche Kunst und Gewalt Shakespear's; seine tragischen und komischen Geister steigen immer in neue Leiber, der Natur vergleichbar, welche Menschen von Geschlecht zu Geschlecht auf der Erde hervorbringt, einander ähnlich und doch unähnlich, oder der Völkergeschichte vergleichbar, welche dasselbe Spiel zwischen Regieren und Regiertwerden, Dulden und Siegen wiederbringt, und dennoch in jedem Jahrzehend ihre ganz eignen Wege geht. 25.

Kritische Bemerkungen auf dem Wege der Journallectüre gemacht.

1.

Der in dem literarischen Merkur neu geborene, aber von seiner Geisteslängnerei noch nicht wiedergeborene Kotzebue, nimmt natürlich die Parthie des Quedlinburgers gegen Göthe. Ob sich aber dieser über eine solche Gesellschaft freuen wird, ist eine sehr zweifelhafte Frage; wenigstens glauben wir, daß der Quedlinburger das Prädicat „malitiös" nicht verdiene, was jener ihm (par malice gegen Göthe?) beilegt. Unser Kotzebue junior vertheidigt nämlich den großen Dichter gegen den Quedlinburger mit der platten Ironie (lit. Merkur Nr. 4, dieses J.): daß die Lesewelt große Ideen nicht möge, weshalb der Weltmann Göthe die kleinen Ideen, welche die Lesewelt liebe, ausgeschmückt und poetisch in einen gewissen Adelstand erhoben, oder den großen Ideen, wenn er sie doch berühren mußte, so viel Kleines beigemischt habe, daß sie mit ihrem unbequemen, imposanten Wesen den Genuß der Leser nicht sonderlich gestört hätten. Dies wird an Göthe's Egmont und Tasso nachgewiesen, wobei Schiller mit seinem Tell über jenen begreiflicherweise erhoben wird. Wüßte man nicht, daß dem besagten Schatten die Gründlichkeit gründlich zuwider wäre, so könnte man ihn etwa fragen, was große und was kleine Ideen wären, und ob der Dichter, wenn er Ideen ausspricht, auch immer von ihnen sprechen muß? Aber wozu die Mühe? — Die Sache ist viel einfacher und ad hominem zu erklären. Der große Mann wollte den kleinen nie für einen großen halten (der junior muß ihm ganz gleichgültig geblieben seyn, denn er hat nie über ihn ein Wort verlauten lassen), darum sucht der kleine zur schuldigen Vergeltung den großen klein zu machen. — Uebrigens gelingt es den Kleinen weit eher, sich an Schiller, als an Göthe anzuhängen — das vermittelnde Glied ist der Pomp der Verse, wodurch es oft gelingt große Worte statt großer Ideen einzuschwärzen, — eine Kunst, worin alle neuere Tragöden so stark seyn sollen. 83.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 36.

13. Februar 1822.

Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft; oder Versuch neuer Ansichten der politischen Oekonomie. München, Thienemann.

Selten ist den Schriften zu trauen, die auf dem Titelblatte sich mit neuen Ansichten rühmen. Es ist des Wissens, des schon Gedachten und Erforschten in der Welt so viel, daß das menschliche Leben kaum hinreicht, das schon Erfundene sich anzueignen, geschweige denn viel Neues dazu zu thun. In den meisten Fällen gründet sich daher die Einbildung neuer Erfindungen in den Wissenschaften auf wirkliche Unwissenheit des bereits Vorhandenen, wo nicht gar auf eine grobe Verirrung von dem gebahnten geraden Wege. Die wirklichen und wahrhaften Bereicherungen einer Wissenschaft sind meistentheils so sehr und so innig mit dem schon Bekannten verbunden, und betreffen so sehr das Einzelne, daß in der Regel ihr Erfinder sich am wenigsten bewußt ist, etwas Neues geschaffen zu haben. Indessen ist keine Regel ohne Ausnahme! Hier liegt in der That eine Ausnahme vor. Zwar der Titel ist nicht ganz richtig gefaßt; er sollte lauten: Versuch einer Uebersicht der politischen Oekonomie mit einigen neuen Ansichten. Denn das Allermeiste, was der Verf. vorträgt, ist bereits hie und da gelehrt worden; aber unleugbar ist es von ihm gut zusammengestellt, lichtvoll begründet und durch einige wirklich neue Gedanken bereichert worden. Der unbekannte Verf. muß recht sehr viel gelesen und studirt, alles verdaut, und noch mehr selbst gedacht, überdem auf einem Standpuncte gestanden haben, wo er viele praktische Erfahrung, richtige Beobachtungen und eine große Uebersicht gewonnen hat. Es wird wenig Bücher in dem Meßkataloge geben, welche dieser Schrift den Vorrang an gründlicher Theorie, treffenden Bemerkungen und praktischer Nützlichkeit streitig machen können, obgleich sie nur ihren Gegenstand auf 247 Seiten aphoristisch behandelt.

Das größte Verdienst des Verfs. beruht in der Verfechtung des Grundsatzes, daß die Nationalökonomie durchaus nicht als eine unabhängige Wissenschaft behandelt werden dürfe, sondern stets in der gehörigen Unterordnung unter die höheren Gesetze der Moral und des Rechts überhaupt und der Politik insbesondere. Reichthum ist nicht das höchste, wornach die Menschen streben sollen, noch die Staaten. Er ist immer nur Mittel zur Erreichung ihrer wahren Bestimmung, und muß deshalb allemal dem Zwecke nachstehen. Die geistige Vervollkommnung der Menschen ist stets das erste Gebot; nächstdem die Ruhe, Sicherheit und Unabhängigkeit eines jeden Staates. Wo das größere Einkommen irgend eines Erwerbszweiges mit diesen Zwecken in Collision kommt, muß solches allemal hintenangesetzt, und ihm ein minderes vorgezogen werden, das diesen Zwecken förderlich ist. Die Verfolgung dieser Regel führt dahin, sich zu überzeugen, daß viele Dinge, welche geschehen sind, und mit deren Einführung diejenigen Staatswirthe, die nichts weiter gewußt haben, als ihre unbegrenzte Oekonomiewissenschaft, und deren einziges Streben auf die Vermehrung materieller Güter gegangen ist, sich recht viel gewußt haben, niemals hätten geschehen sollen. Hierher gehöret das englische Verpachtungssystem, die künstliche Beförderung des Fabrikenwesens, die Aufhebung der Zünfte, der Anbau der Dörfer auf dem Lande, die Gleichstellung von Stadt und Land u. m. d. Maßregeln der Art führen dahin, daß ein Staat nach und nach zu den widersprechendsten Mitteln seine Zuflucht nehmen muß, sein Daseyn nur durch Palliativkuren fristen kann und stets in der drohendsten Gefahr des Zusammenstürzens schwebt, wie z. B. England, durch dessen äußeren Glanz so viele schwache Augen geblendet worden sind, dessen höchst kritische Lage der Verf. aber ganz durchschaut.

Hierzu kommt, daß es schon an sich unrichtig ist, das Princip des Eigennutzes zum allein regelnden in der Wissenschaft der Oekonomie zu machen, weil die Menschen nicht von dieser Begierde allein oder am meisten beherrscht werden, sondern noch durch eine Menge andrer Neigungen, Triebe und Begierden, die einen eben so großen Einfluß haben; ferner, daß die Berechnungen des Eigennutzes selbst so weitläuftig sind, und so viele Verhältnisse und Umstände in den Calcul mit aufgenommen werden müssen, daß gar häufig die Menschen sich dabei verrechnen und sich selbst betrügen. So z. B. weist der Verf. nach, wie grundfalsch die allgemeine Behauptung sey, daß freie Concurrenz die Wohlfeilheit befördere, da sie vielmehr bei dem Verkaufe aus der zweiten und dritten Hand einen natürlichen Hang zur Vertheurung in sich trägt. So zeigt er, daß die meisten Operationen der Staatsschuldenmacherei um deswillen ganz andre Resultate geliefert haben, als man erwartet hatte, weil die mitwirkenden moralischen Ursachen nicht in Anschlag gebracht worden waren; so wie, daß die Leichtigkeit, womit schwer verschuldete Staaten noch immer Credit finden, größtentheils aus

einer Täuschung entspringt, in welche sich die Capitalisten selbst versetzen, oder sie doch nicht gewahr werden.

Der zweite Hauptgrundsatz des Verf. ist, daß in der Behandlung der Wissenschaft, die Oekonomie des Weltreichthumes, des Nationalreichthumes und des Staatsreichthumes gehörig und strenge geschieden werden müsse. Weltreichthum nennt der Verf. den Inbegriff der Güter, die zum Leben des Menschen im gesellschaftlichen Zustande auf der ganzen Erde dienen; Nationalreichthum hingegen denjenigen Antheil, den eine jede Nation am Weltreichthume sich besonders zu eigen gemacht hat. Es möge ungerügt bleiben, daß in dieser Definition Vermögen und Reichthum verwechselt worden sind; aber wichtiger ist es, zu erinnern, daß der Verf. Unrecht hat, wenn er den Begriff des Luxus aus der Oekonomie ganz verbannen will, theils weil es keine feste Grenzlinie zwischen den Bedürfnissen der Nothwendigkeit und den Luxusartikeln gebe, theils weil in Bezug auf die Ausbildungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts alle Güter der Welt für dasselbe nicht blos genießbar, sondern auch moralisches Bedürfniß würden. Allerdings ist Luxus ein blos relativer Begriff; allein diese Eigenschaft hat er gemein mit allen aus dem Leben und der Welt abgezogenen Begriffen, weil die Erscheinungen des Lebens und der Welt etwas an sich nur Relatives sind. Gerade um deswillen steht der Luxus dem Umfange nach immer im genauesten Verhältnisse zu der jedesmaligen Bildungsstufe einer Nation. Außerdem aber hat der Luxus seine eignen charakteristischen Merkmale, und theilt sich hiernach in zwei Gattungen, deren erste auf Genüsse der höheren geistigen Cultur gerichtet ist und nur aus den Ueberschüssen des reinen Erwerbes befriediget wird, die andere hingegen vorübergehendem Sinnengenuß nachgeht und das Betriebscapital angreift. Es ist ein Unterschied, ob in einem Lande der Sinn für reinliche und bequeme Wohnung unter allen Ständen, unter den höheren noch besonders für allmählige Ansammlung von Kunstschätzen rege ist, oder ob die Völlerei daselbst zu Hause ist, und den gemeinen Mann im Branntwein, die Vornehmeren an Lucullischen Tafeln ihr Geld und ihre Zeit verprassen läßt. Die Regierung wird in beiden Fällen sich sehr verschieden dabei zu benehmen haben, und dieser Unterschied auch auf die Staatswirthschaft von wichtigen Folgen seyn.

Den Begriff von Staatswirthschaft faßt der Verf. viel zu eng, da er darunter nur die Lehre vom Staatshaushalte, in Bezug auf seine Finanzen, versteht. Die Finanzen sind aber nur derjenige Theil des Staatshaushaltes, welcher das zu Gesammtzwecken oder Bedürfuissen zu verwendende Einkommen des Landes in sich begreift. Die Finanzwissenschaft ist also nur ein Theil der Staatswirthschaft, und diese letztere das System derjenigen Erkenntnisse und Regeln, nach welchen die Regierung verfahren muß, um der Nation und jedem Theile derselben die Ausübung der Vorschriften der Nationalwirthschaft nicht blos möglich, sondern auch leicht, sicher und erfolgreich zu machen, alle Hindernisse aber zu entfernen. Die Nationalwirthschaft hingegen ist wiederum der Inbegriff von Lehren, nach welchen jede Nation von dem Vermögen der ganzen Welt so viel, als sie zu gebrauchen vermag, anzueignen, zu erhalten und zu vermehren sich geschickt machen kann. Die allgemeine (Welt-) Oekonomie enthält sonach nur die Kenntnisse von der Entstehung der Güter, von ihrem Werthe, ihren Wirkungen und den Bedingungen ihrer privativen Aneignung. Daß sich ganz andre Gesichtspuncte, mithin ganz andre Regeln ergeben, je nachdem ein Gegenstand blos als Gut an sich, oder als Gegenstand des Nationalerwerbs, oder als Vorwurf der Staatsvorsorge betrachtet wird, springt in die Augen. So z. B. lehrt die Nationalökonomie, daß kein Gewerbe zu treiben sey, wobei die Erzeugnisse, der Qualität nach, höher zu stehen kommen, als sie vom Auslande zu beziehen sind. Der Staatswirth aber hat hierbei noch das bloße Daseyn der Arbeiter im Lande, so wie die Unabhängigkeit des Landes in Betrachtung zu ziehen. Er wird also, z. B., wie der Verf. ausführt, den Bergbau betreiben lassen, selbst wenn er davon keinen Gewinn hat, sogar mit Zubuße, wenn entweder diese nicht den Betrag aller von den Bergleuten entrichteten Steuern übersteigt, oder wenn die geförderten Mineralien für das Land von politischer Wichkeit sind. Geld, um ein anderes Beispiel des Verf. anzuführen, behält in dem Weltvermögen immer die Natur des Geldes; aber im Nationalvermögen verändert es sehr häufig dieselbe und wird Waare oder Capital. Am deutlichsten aber erhellet der Unterschied der allgemeinen Oekonomie von der Nationalökonomie darin, daß in der ersteren alle und jede Arten der bloßen Uebertragung von Vermögensstücken gar nicht zu den Quellen des Vermögens gehören, weil dadurch nur der Besitzer, nicht die Masse der Güter verändert wird. Sehr wahr ist es, daß aller Gewinn, welcher beim Tausche zu machen ist, auf der verschiedenen Werthschätzung der zu vertauschenden Sachen von deren Besitzern beruht. Für das Nationalvermögen aber ist es höchst wichtig, daß solchergestalt demselben zuwachse, was das Vermögen andrer Nationen einbüßt, eben weil das Nationalvermögen im Verhältnisse zum Weltvermögen ein privatives ist. Es ist aber eine offenbare Verwechselung der ähnlich klingenden Worte: privat und Privation, wenn der Verf. sagt, daß die Privation, ja Raub und Gewalt, abgesehen von ihrer Rechtmäßigkeit, eine der ergiebigsten Quellen des Nationalreichthums wären. Denn obgleich das, was zu dem Vermögen der einen Nation aus dem einer andern hinzukommt, dieser letztern entzogen wird, so ist das doch noch keine Privation derselben. Der Verf. selbst bemerkt ja, daß im activen Handel, wie überhaupt in der Benutzung der Localvortheile, der Umstände und des geistigen und materiellen Eigenthums, nichts Unmoralisches enthalten sey, vorausgesetzt daß Alles im Kreise des freien und ehrlichen Verkehres bleibe. Hier-

nach ist also der lang geführte Streit darüber: ob der Handel zu den productiven Arbeiten gehöre oder nicht, leicht zu beantworten, jenachdem man ihn aus dem Standpuncte der Welt- oder der Nationalökonomie betrachtet.

Nicht so ist dem Verf. beizustimmen, wenn er behauptet, daß für das Weltvermögen nur die Natur und das Genie productive Kräfte wären, keineswegs die menschliche Arbeit, gleichviel ob solche in blos mechanischer Arbeit oder industrieller bestehe. Genie nennt nämlich der Verf. das geistige Vermögen der Erfindung, neuer geistiger Schöpfung. Industrie hingegen die Benutzung der schon vorhandenen geistigen Schätze. Es macht dem Verf. Ehre, daß er dem Genie sein Recht widerfahren läßt; aber er sollte solches dem Ganzen, nämlich der Intelligenz, ertheilen, von welcher das Genie doch nur eine besondre Art der Anwendung ist. Ueberhaupt ist die menschliche Arbeit eine der erheblichsten Quellen der Production, und es ist ganz unrichtig, daß sie solches darum nicht seyn solle, weil dadurch nur der Ersatz für dasjenige gewonnen werde, was zur Erlangung der nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten, und was während der Arbeit selbst zum Lebensunterhalte verbraucht worden ist. Man darf nur die Augen aufthun, um durch die tägliche Erfahrung von der Unrichtigkeit dieses Satzes sich zu überzeugen; denn jeder Tagelöhner, jeder Handwerksmann verdient über seinen und seiner Familie Lebensunterhalt wenigstens noch so viel, als er an den Staat und seine Commune an Abgaben entrichten muß. Mancher sammelt dabei noch ein leibliches Capitälchen. Dies im ganzen Lande zusammengenommen, ergiebt einen ganz hübschen Productionsbetrag. Aber auch bei der Production des Landbaues ist ja der Ueberschuß des Bodens, den derselbe vermöge seiner Bearbeitung über seinen natürlichen Ertrag abwirft, nur durch die Arbeit gewonnen worden. Es liegt der ganzen Behauptung eine unrichtige Vorstellung von der Production zum Grunde. Produciren heißt nicht erschaffen, sondern aus vorhandenem Stoffe etwas hervorbringen, gestalten, das einen Werth hat. Weder die Natur, noch das Genie vermögen zu erschaffen, sie bewirken blos eine durch sie bestimmte Verbindung der schon in ihnen vorhandenen physischen und intellectuellen Elemente zu einer neuen Gestalt. Eben das aber bewirkt auch die menschliche Arbeit, sie geschehe mit dem Kopfe oder mit den Händen. Der Rechnenmeister zieht aus gegebenen Zahlen eine neue, und der Schneider verwandelt ein Gewand in ein Kleid. Das Productive aller dieser Hervorbringungen beruht darauf, daß der Werth der neuen Gestaltung den Werth des dazu Verwendeten übersteige. Von dem Productionswerthe kann hier natürlich gar nicht die Rede seyn, da es sich eben darum handelt, zu erfahren, ob dieser durch die neue Gestaltung gewährt oder überstiegen werde, oder nicht. Es muß sich dies also nach dem Gebrauchswerthe richten. Da nun durch die Umschaffung der vorhandenen Dinge zum besseren Gebrauche für die Menschen deren Gebrauchswerth vermehrt wird, so ergibt sich, daß in allen Fällen, wo diese Erhöhung den Productionswerth übersteigt, die menschliche Arbeit productiv gewesen ist.

Daß der Arbeitslohn nach der Verschiedenheit der Arbeit, ihrer Geistigkeit, Seltenheit, Beschwerlichkeit, Gefährlichkeit, sehr verschieden seyn müsse, versteht sich von selbst. Ja derjenige Gewinn, den der Arbeiter aus der Arbeit selbst unmittelbar zieht, kommt dabei ebenfalls in Anschlag. Hierin liegt wohl der Hauptgrund, warum der Arbeitslohn der Gelehrten überall so unverhältnißmäßig gering ist. Auch der Standpunct, den der Arbeiter in der bürgerlichen Rangordnung einzunehmen nicht umhin kann, bestimmt das Maß des Lohnes nach dem Bedürfnisse. Immer aber muß der Lohn, wenn er vollständig seyn soll, nach Stand, Gebür und Würden, dem Arbeiter, wie der Verf. lehrt, Folgendes gewähren: 1) Laufenden Unterhalt an Speisung, Bekleidung, Wohnung ꝛc.; 2) einen Ueberschuß zur verhältnißmäßigen Ruhe und zur Ergötzlichkeit, um die Reizlosigkeit der Seele zu vermeiden, mit welcher selbst die physische Kraft erschlaffen würde; 3) den fortwährenden Nachzug gleicher Kräfte, also Erhaltung, Erziehung, Anlernung und Ausbildung der Kinder; 4) endlich den Invalidengehalt für's Alter und Krankheit. Wer freut sich nicht dieser eben so gerechten und richtigen, als menschenfreundlichen Lehre! Ein Paar andere Erfordernisse, worauf man sonst wohl noch gedrungen hat, nämlich der Betrag der öffentlichen Abgaben, und der Ersatz der auf die Erwerbung der nöthigen Geschicklichkeit verwendeten Kosten, sind hier schon unter No. 1 und 3 einbegriffen.

Siegend wiederlegt der Verf. diejenigen, welche die Arbeit zum alleinigen Fundamente, daher auch zum Maßstabe des Productionswerthes aller der Dinge haben machen wollen, deren Inbegriff den Weltreichthum ausmacht. Alles, was da ist, ist das Product derjenigen Kräfte, deren Zusammenwirkung sich dadurch offenbart. Jeder Vorrath von Kräften, worüber eine Verfügung zusteht, ist ein Capital. Alle Capitalien sind entweder real, oder blos ideal, d. h. sie bestehen entweder in Gegenständen, oder in bloßen Vorstellungen von einem Rechte und daraus hervorgehenden Befugnissen und Macht. Die Kräfte, woraus das reale Capital besteht, sind entweder die Kräfte der Menschen selbst, sowohl die psychischen als physischen, oder die Kräfte der außer dem Menschen vorhandenen Natur. Diese beiden Arten von Kräften können sich aber auch vereinigen, und dasjenige, was durch diese Vereinignng hervorgebracht ist und fortbesteht, wirkt, als etwas Vorhandenes, wieder auf die Menschen und auf die Natur zurück. Hieraus wird ersichtlich, daß das Grundvermögen der Welt, also auch die Capitalien, von dreierlei Art seyn müssen: 1) das persönliche, was die Menschen in sich tragen; 2) das rohe Naturcapital, was meistentheils unbeweglich ist; 3) das industrielle Capital, bestehend in alle dem, was durch Arbeit der Natur bereits gewonnen oder ihr selbst hinzugefügt worden ist, z. B. die Meliorationen von Grund und Boden.

Das ideale Capital gründet sich auf die Vorstellung von der Macht und Befugniß des Inhabers desselben, über gewisse reelle Kräfte verfügen zu können, welche zwar nicht in seiner physischen Gewalt wirklich vorhanden sind, die er aber darein nach seinem Belieben versetzen kann. Ein ideales Capital ist daher allemal der Repräsentant eines gleichen realen. Da aber beide als Capitalien gebraucht werden und wirken, so wird durch die Erschaffung idealer Capitalien immer die Summe der wirkenden Kräfte, folglich das Vermögen der Gesammtheit, der diese Capitalien angehören, verdoppelt, versteht sich, nicht nach dem Nominal-, sondern dem Realwerthe der Capitale. Diese Vervielfältigung kann noch weiter gehen, in sofern bereits vorhandene ideale Capitale zum Gegenstande einer neuen Befugniß gemacht werden, z. B. bei gezogenen Wechseln. Welch ein wesentlicher Unterschied zwischen Capital und Gelde als Werthsausgleichungsmittel sey, springt hieraus in die Augen. In sofern das Geld dieser seiner Bestimmung dient, kann es nie Capital seyn; und sobald es zu Capital gemacht wird, kann es nicht zur Werthsausgleichung dienen. Diese zweifache Natur der Münze, die ideale als Geld, und die physische als Waare, kann nicht scharf genug bestimmt werden, und ihre Verwechselung ist die Quelle der größten Irrthümer in der Oekonomie gewesen. Daß unter den realen Capitalen die Münze nur einen sehr kleinen Theil ausmachen kann, muß sogleich einleuchten; eben so natürlich ist es aber auch, daß das ideale Capital in der Regel auf die ideale Beschaffenheit der Münze, d. h. auf Geld gegründet sey. Doch ist dies nicht nothwendig. Der Auszügler, dem aus dem an seinen Sohn abgetretenen Gute jährlich eine gewisse Quantität an Lebensmitteln gereicht werden muß, der Gutsbesitzer, der gewisse Frohnarbeiten zu fordern hat, ist Herr eines idealen Capitales.

(Der Beschluß folgt.)

Der Seeräuber, ein Roman von dem Verfasser von Waverley.

(Beschluß aus No. 35.)

Jetzt ändert sich die Scene. Wir kehren in das Haus des Udaller's zurück, wo Minna an einer schweren Krankheit darniederliegt, gegen die keine Arznei fruchten will. Da beschließt man endlich, sich zu der klugen Frau zu begeben und von ihrer Zauberei Hülfe zu erflehen. Die Höhle der Zauberin ist trefflich beschrieben, ein Bild, würdig eines Salvator Rosa. Als sich das Thor der unterirdischen Wohnung öffnet, tritt, zum Schrecken der beiden Mädchen, ein kleiner dicker Zwerg, mit einem entsetzlich großen Kopfe, den Ankömmlingen entgegen. Die Mädchen glaubten den prophetischen Zwerg Trollb vor sich zu sehn, dessen sie sich aus Norna's Erzählung mit Schauer erinnerten. Eine neue Zauberscene beginnt, und ihr Erfolg ist Minna's Heilung. Das ganze Wunder besteht aber darin, daß das unglückliche Mädchen durch Norna die heimliche Nachricht erhält, Mordaunt sey nicht todt. Norna will nicht leiden, daß die Besuchenden ihre heilige Wohnung durch Essen oder Uebernachten entweihen, und treibt die Gesellschaft ohne Umstände hinaus. Die Abenteuer des Heimweges sind mannichfaltig und größtentheils sehr belustigend, besonders in den Partien, deren Helden Triptolemus und Halcro sind.

Der große Jahrmarkt zu Kirkwall führt fast das sämmtliche Personal des Romans von der Insel Shetland nach der Hauptstadt der größten orkadischen Insel, Pomona, hinüber. Dort finden wir den Capitain Cleveland wieder, der den Entschluß gefaßt hat, den Sündenweg des Seeräuberlebens zu verlassen und sich von seinen verworfenen Gefährten los zu machen. Aber das Schicksal vereitelt seinen edlen Vorsatz. Ein Streit mit dem Hausirer Snaelsfoot gibt Veranlassung, daß der Capitain fest genommen wird. Aber seine Gefährten machen ihn frei und tragen ihn im Triumph auf das Schiff. Der erschreckte Magistrat von Kirkwall macht nun mit den Seeräubern den Vergleich, daß ihr Schiff verproviantirt werden soll, und sie alsdann unverzüglich die Anker lichten und die orkadischen Inseln verlassen sollen. Als Geisel bleibt Cleveland in Kirkwall, und Triptolemus wird den Seeräubern zu ihrer Sicherheit mitgegeben; aber er entspringt. Um sich schadlos zu halten, fangen die Seeräuber ein Boot ein, das eben in den Hafen einläuft, und worauf sich der würdige Udaller mit seiner Familie und dem Dichter Halcro befindet. Die Lage der Gefangenen ist mißlich und wird von Stunde zu Stunde gefährlicher. Aber glücklicherweise findet der vielgewanderte Halcro in dem Seeräuberlieutenant Bunce eine alte Bekanntschaft und bewirkt durch seine Beredtsamkeit, daß er mit den beiden Mädchen an das Land geschickt wird, um mit dem Magistrat von Kirkwall wegen einer Auswechselung zwischen dem Udaller und dem Capitain zu unterhandeln. Der Vorschlag wird nicht angenommen, und Cleveland bleibt Gefangener. In einer zerstörten Kirche finden wir ihn umherwandelnd und seinen traurigen Gedanken nachhängend.

„Bald, bald, sprach er, indem er auf die Grabsteine blickte, die ringsum den Fußboden der Kirche bedeckten, bald werde ich zu diesen Todten gehören. Aber kein heiliger Mann wird einen Seegen über mich sprechen — keine freundliche Hand eine Inschrift auf meinen Stein graben — kein stolzer Nachkömmling mein Wappen darüber stellen. Meine weißen Gebeine werden an einem Galgen hin und her schweben, auf einem einsamen Vorgebirge, an einem wüsten Ufer, das meinetwegen unheimlich und verflucht seyn wird. Der alte Schiffer, wenn er vorüberfährt, wird sein Haupt schütteln und von meinem Namen und meinen Thaten, zur Warnung für seine jüngeren Gefährten, reden. — Aber Minna! — Minna, was wirst du denken, wenn diese Nachrichten dein Ohr erreichen? O wollte der Himmel, sie lägen zwischen Kirkwall und Burgh-Westra im tiefsten Winkel des Meeres ersäuft und kämen nie in dein Ohr! O wollte der Himmel, wir hätten uns nie gesehen, da wir uns doch nie wieder sehen werden!"

Er schlug seine Augen auf, und Minna Troil stand vor ihm. Sie hatte den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, ihm auf ewig Lebewohl zu sagen und ihn in Freiheit zu setzen. Norna erscheint geheimnißvoll und unterbricht die Abschiedsscene. Sie öffnet alle Schlösser und Riegel und führt den Gefangenen aus seinem Kerker. Eine Schaluppe liegt segelfertig, den Capitain aufzunehmen und ihn auf das offne Meer zu bringen, ehe die Fregatte Halcyon, deren Ankunft man erwartet, ihm den Weg abschneide. Aber Cleveland trotzt den Drohungen der Norna und beschließt, es koste, was es wolle, seine geliebte Minna noch einmal zu sehen, und der Lieutenant Bunce macht einen Plan, die Geliebte seines Capitains mitzuentführen, in der Hoffnung, auf diese Weise alle Parteien zufrieden zu stellen und die Geschichte, wie eine gute Komödie, mit einer Hochzeit zu schließen. Dieser Plan schlägt fehl; die Schaluppe wird überfallen, und die Mannschaft derselben theils niedergemacht, theils gefangen. Das letzte Schicksal haben der Capitain Cleveland und sein Lieutenant. Die Fregatte Halcyon landet, und die Gefangenen werden nach Kirkwall gebracht, Cleveland von der ganzen Insel bedauert.

Unterdessen war der Tag erschienen, an welchem Norna den alten Mertoun zu einer Zusammenkunft nach Kirkwall beschieden hatte. Beide treffen an dem bestimmten Platze ein, und eine gegenseitige Entdeckung und Erklärung erfolgt. Mertoun ist jener Geliebte, dem sie das Leben ihres Vaters zum Opfer brachte, und Cleveland ist die Frucht ihrer verstohlenen Verbindung. Norna hatte, in Irrthum befangen, den Mordaunt für ihren Sohn gehalten und deswegen mit so vieler Liebe und Sorgfalt seine Schritte bewacht. Dieser ist Mertoun's Sohn von einer Spanierin, und Mertoun's eigentlicher Name Vaughan.

In London erhält Cleveland Pardon, da man die sichersten Nachrichten eingezogen hat, wie großmüthig und menschenfreundlich er sich einiger ausgezeichneten Personen angenommen hatte, die in die Hände der Seeräuber gefallen waren. Er findet bald hernach im Dienste seines Vaterlandes einen rühmlichen Tod. Der alte Mertoun zieht sich in ein ausländisches Kloster zurück. Norna stirbt nach wenigen Jahren. Brenda wird Mordaunt's glückliche Gattin, und Minna sucht Trost in der eifrigsten Uebung der Menschenliebe und Wohlthätigkeit.

So weit die Inhaltsanzeige des Romans, die uns kaum einen Raum übrig läßt, unser Lob über das treffliche Werk auszusprechen. Der Geschmack ist verschieden, und daher wollen wir keine Vergleichung dieses Romans mit dem vorigen desselben Verfassers anstellen, überzeugt, daß es eben so viele Leser geben wird, die den Seeräuber über Waverley und Rob Roy, als solche, die ihn unter diese Vorgänger stellen werden. Was die Charaktere betrifft, so scheint uns Norna eine Steigerung von Mag-Merrilies, Triptolemus eine Variation von Dominie Sampson, Minna, eine Verwandte von Miss Flora Mac Ivor und Annot Lyle. Aber Magnus Troil, Halcro, Baby, Snaelsfoot, und überhaupt die Shetländer sind durchaus neue Erscheinungen. Eine Meisterhand ist durch den ganzen Roman nicht zu verkennen, und an eindringlichen Reflectionen, wahren Gefühlen, sicher gezeichneten Charakteren, schönen Naturgemälden steht der Seeräuber keinem früheren Werke des gefeierten Dichters nach.

31.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 37.

14. Februar 1822.

Der Kerker von Edinburgh, die Schwärmer und der Alterthümler.

Zweiter Artikel.

(No. 1 über den Kerker v. E. siehe in No. 263 von 1821.)

Die Schwärmer nach Scott, von W. A. Lindau (Leipzig, bei Hartmann in 3 Theilen) heißt im Original old Mortality, nach einer Einleitung, die, obgleich sie nicht ohne Interesse ist, doch in die Geschichte selbst nicht eingreift, und daher füglich wegbleiben könnte. Dafür hat Herr Lindau eine eigne gegeben, für die die deutschen Leser ihm dankbar seyn werden, denn er macht sie mit geschichtlichen Thatsachen bekannt, deren Kenntniß zum bessern Verständniß der Begebenheiten des Romans durchaus nothwendig sind, und welches Wissen man nicht bei den Deutschen, wie bei Scotts Landsleuten, für bekannt annehmen konnte. Er gibt eine kurze Uebersicht der verhängnißvollen Jahre, die dem Zeitraum, in welchem das romantische Gemälde sich ereignet, (1679) vorangehen, und einen gedrängten Abriß der Glaubensunruhen in Schottland, der Entstehung und Fortbildung der Presbyterianer, eine Unterabtheilung davon der Covenanter, oder mit einen Ekelnamen Grindköpfe genannt, und auch der bürgerlichen Kriege, welche durch diese Glaubensirrungen und Streitigkeiten entstanden, auch das Ende davon, was noch über die Geschichte im Buche hinausgeht.

Wahrheit und Dichtung ist kunstvoll im Roman vermischt, gegen innere und äußere Wahrscheinlichkeit und Zusammenhang nirgends gesündigt. Viel weniger als in Scotts übrigen Schriften kann man hier den Helden und der Heldin den Vorwurf machen, sie seyen die unbedeutendsten Personen im Buche, denn gegen die Anmuth der holden Edith läßt sich nichts einwenden, und ihr Wort an Milmood ist auch eine ungewöhnliche Erscheinung, und dabei sind beide in der Sprache der Liebe wohl erfahren, welche die Scott'schen Liebenden auch nur selten verstehen. Von der alten Edeldame Margarethe Bellendon, die auf Rang und Geburt und Loyalität so viel hält, an, bis zu dem Ackerknecht Cuthbert, ein Mittelding zwischen Schalk und Tölpel, herab, sind die vielen Personen, welche dem Leser in einer bunten Reihe von Kriegern und Bauern, feinern Herren und wilden Fanatikern vorgeführt werden, mit einem so kräftigen als sichern Pinsel gemalt, und, wie gewöhnlich, glänzende Belege von des Dichters Charakterkunst. Daß in einer so verworrenen Zeit, wo das Alte mit dem Neuen im letzten Ringen begriffen war, bis dies endlich siegte, Clans und bischöfliche Verfassung unterging, und die jetzige Ordnung der Dinge sich gestaltete, Gewerbsfleiß die Stelle des Rittergeistes einnahm; auch die erdichteten Ereignisse romantischer, ja abenteuerlicher Art sind, kann nicht befremden, vielmehr stehen sie im schönsten Einklang mit dem Boden, worauf, und der Zeit, in der sie geschehen. Ernst und Heiterkeit wechseln in der Erzählung, der fröhliche Ausgang ist aber nothwendig bedingt und durfte nicht fehlen. Sehr kunstreich ist die Exposition, wo drei Hauptpersonen, Morton, Evendale und Cuthbert aufgeführt werden, und zwar in Lagen, wie sie nachher bei ernsten Gelegenheiten sich zeigen; Evendale wird auch im Spas besiegt, und Cuthbert ist der untergeordnete Gehülfe Morton's.

Die historischen Personen, der Herzog von Monmouth, der in Hofsitte wohl erfahrne Lord Claverhouse (vielleicht zu ritterlich und idealisch gehalten), Dalzell, der feinste Schwärmer Balfour und seine Glaubensgenossen, deren Eifer keine Schonung und Menschlichkeit kennt, blos in einer einzigen Covenantern, Frau Maclun, ist die Milde mächtiger als die Verfolgungssucht, sind dem Leben nachgebildet und folgerecht motivirt. Balfour besonders schildert gleich eine ganze Gattung und stellt praktisch auf, zu welchen Greueln verfolgungssüchtiger Glaubenseifer, irrige Vorstellungen von Recht und Unrecht und Sectengeist ein leidenschaftliches Gemüth, einen beschränkten hartnäckigen Verstand verleiten können. Es sind diese Balfoure leider noch nicht ausgestorben. Menschen, denen jede unschuldige Lust ein Werk des Satans ist, die aber vor einem Mord nicht zurückbeben, weil dadurch ein großer Zweck erreicht wird, oder sie sich von Gott als das dazu auserwählte Rüstzeug berufen wähnen, weil sie sich strenger, erleuchteter, der Gnade Gottes theilhaftiger wie diese glauben, begegnen uns noch immer, ja in unsern Tagen häufig wieder; der Ausdruck, die äußere Hülle kann sich verändert haben, die Gesinnung, die Grundbeschaffenheit bleibt immer dieselbe. Darum beherzige ein Jeder das Buch wohl, es lehrt vorschnelle Urtheile zügeln, das Recht wägen und auch den Wahn zerstören, daß alle Sectirer Heuchler seyen und unter frommer Scheinheiligkeit irdische, ehrgeizige Plane verbergen, oder durch Abbüßungen ihr Gewissen beschwichtigen wollen. Es gibt auch wahrhaft fromme, selbst liebevolle und milde Charaktere, die doch das Anathema über Andersdenkende aussprachen, zu den

ärgsten Verfolgungen, Thorheiten und Schandthaten sich hinreißen ließen, weil sie die Stimme der Vernunft ganz verwerfen und nur die verblendete und verblendende Leidenschaft hören, und ihnen nur der Glaube geblieben, die zwei andern himmlischen Schwestern aber, Liebe und Hoffnung, entflohen sind. In einen solchen Spiegel zu schauen, der zugleich in gar originellen Gestaltungen diesen Irrwahn wiederstrahlt, ist eben so unterhaltend wie belehrend. Im zweiten Theil hätte viel gestrichen werden und Herr Lindau die Folterscenen im dritten Bande seinen Landsleuten erlassen können.

Heiterer Art ist endlich die dritte Geschichte, der Alterthümler, übersetzt von Lindau, Berlin bei Duncker und Humblot. Hier spielt das Tragische nur wenig hinein, aber dann ist's auch von drastischer Wirkung und der höchsten Kraft, wie das unter andern auch von Frau von Stael erkannt wurde. Da die Geschichte in neuere Zeiten gerückt wurde, wo die Sitten Schottlands und seine historischen Begebenheiten das Häßliche, aber auch das Auffallende und Eigenthümliche verloren haben, hat sich Scott in diesem Roman, einem seiner frühesten, hauptsächlich auf Charakterschilderungen zu beschränken gehabt. Unter diesen sind dafür auch welche von der meisterhaftesten Vollendung, ja von hochtragischer Großheit. Der Alterthümler selbst ist in seiner prosaischen Tüchtigkeit wie von einem trefflichen niederländischen Meister ausgemalt, sorgfältig wie ein Portrait, und doch in der Gruppirung mit den andern nicht steif, oder ungeschickt. Oldenbuck (so heißt er) ist verständig und umsichtig, sobald es nicht sein Steckenpferd betrifft, überall Alterthümer aufzuspüren, zumal römische; dann ist der sonst so vorsichtige Mann leicht anzuführen und sehr leichtgläubig. Er ist rechtlich, selbst gutmüthig, hat aber dabei eine gewisse Zähigkeit, wenn's auf's Geldausgeben ankömmt, und beträgt sich, wie viele Hagestolzen, gegen die Frauen mit ziemlicher Herbe. Spotten thut er auch ihrer, weniger aus böser Absicht, als weil er die Ueberlegenheit seines Geistes gern fühlbar macht. So ist die heimliche Schadenfreude über Sir Arthurs Unfall, den er doch so herzlich bedauert, auch zu seiner Rettung alles Mögliche anwendet, und die Bemerkung, jetzt werde er sich nicht mehr zum Verfechter der Maria Stuart aufwerfen, da er doch eigentlich ihretwegen in Gefahr gerathen, zu ertrinken, ganz unvergleichlich gedacht, und eben so komisch, wie er wiederholt, seinen Neffen mit dem Phoca, Seekalb, neckt, das er nicht traf. Noch scherzhafter ist der Vorgang, wie er die scharfsinnigsten antiquarischen Untersuchungen wegen eines auf seinem Felde gefundenen Steines anstellt und dadurch das Lager einer römischen Legion in dieser Gegend beweisen will, bis es endlich herauskömmt, daß vor Jahren lustige Bauerburschе bei der Hochzeitfeier eines Kameraden mit ungeübter Hand Buchstaben und Zeichen in diesen Stein gruben.

Der alte Bettler Ochiltree, der zu dieser Entdeckung hilft, ist ein eben so trefflich gezeichneter Charakter und eine edlere Natur wie der Antiquar, die personifizirte gesunde Vernunft. Er drückt sich nie höher aus, als sein Stand und seine Verhältnisse es erlauben, aber jedes Wort ist gediegen, ohne alle Gemeinheit; in seinen Reden erscheint echt praktische Lebensphilosophie, die nicht aus Büchern geschöpft, sondern das Ergebniß eines zufriedenen, wohlwollenden Gemüths und vieler Menschenkenntniß ist. Die Ermahnung, die er den beiden jungen Männern gibt, die sich zu einem Zweikampf anschicken, ist ein Meisterstück, und man braucht sich nicht zu verwundern, daß sie auf dem Theater, worauf sie in den für die Bühne zurecht gemachten Antiquar gebracht wurde, so ungemein wohl gefiel. Mittelbar hilft er zu den wichtigsten Entdeckungen und bedingt die Catastrophe. Er ist die Triebfeder des Ganzen. Ganz auf andere Weise interessant ist die alte Fischerin, die taub und stumpfsinnig für die Gegenwart nur noch die Erinnerung an eine Lasterthat, die sie mit begehen half, festhält, in ihrer rauhen schottischen Mundart erhabene Orakelsprüche redet, die dem Kundigen offenbaren, wie sie, die nur noch mechanisch zu leben scheint, klar denkt und empfindet, wenn es ihre Schuld betrifft; mit der schließt sich ihre Welt ab, was nachdem geschah, existirt für sie nicht mehr. Von der erschütterndsten, ja von ungeheurer Wirkung ist das Geständniß, das sie dem Grafen, und die Art, wie sie es thut. Der Unglückliche wird dadurch mit eins der Qual ledig, von der ihn auch die härtesten Bußen, welche seine Kirche, die katholische, ihm auflegt, nicht befreien konnten; er ist nun überzeugt, nicht seine Schwester geheirathet zu haben. Zur Ausgleichung für Jahrelange Pein wünschten wir ihm einen andern Sohn wie Lovel; der zwar aber alle mögliche negative Tugenden besitzt, von jedermann gelobt wird, auch wegen seiner Sittlichkeit und seines guten Herzens es verdient, aber doch zu sehr der intensiven Kraft eines feurigen Liebesgefühls ermangelt, um recht anzuziehen und einen Vater, der so leiden, so lieben, so bereuen konnte, dauernd zu beglücken. Poetische Naturen sind Scotts Jünglinge fast nie, auch des Alterthümlers Neffe ist keine; aber dennoch gefällt uns dieser aufbrausende Hector, der so schlagfertig ist und über ein schönes Pferdegespann und die Erlaubniß, in einem geschonten Jagdrevier jagen zu dürfen, sich so herzlich freuen kann, weit besser als jener musterhafte Lovel. Isabelle, dessen Geliebte, die Tochter des mit allerlei Einbildungen und Vorurtheilen behafteten Sir Arthur, interessirt mehr wie ihr Erwählter, schon die Art, wie sie mit dem Alterthümler, der sie seine schöne Feindin nennt, sich neckt, hat etwas Anmuthiges. Die Nebenpersonen sind fleißig ausgeführt, einige zu sehr. Eine der ergötzlichsten Figuren ist der deutsche Goldmacher, Schatzgräber u. s. w., Dusterstiefel, jedoch weniger um seiner selbst willen, als wegen der lustigen Ereignisse, die er herbeiführt. Das nächtliche Abenteuer, wie er und der geldgierige und geldbedürftige Sir Arthur in den Trümmern der Klosterkirche nach Schätzen graben und zu des betrügerischen Deutschen größter Verwunderung

wirklich welche finden, und durch das in den hohen Gewölben so schauerlich wiederhallende Nießen des alten Bettlers, und die Fackeln und den Gesang von der Leichenbestattung der Gräfin von Glenalban, in der Abtei so heftig erschrecken, könnte in seiner lebendigen Darstellung selbst auf das Gesicht eines Stoikers ein Lächeln zaubern.

Verschiedene Längen, wie das Geplauder der Frau Postmeisterin und ihrer Basen, die Gespräche der Mrs Griselda Oldbuck und des Ehren Bladdergale in den Citaten und gelehrten Abhandlungen des Alterthümlers hätten, so charakterisirend sie auch sind, dennoch, der Geschichte unbeschadet, in der Uebersetzung gekürzt werden können; dagegen wären manche komische Züge, wie z. B. die Beschreibung der Tapetenfiguren in Oldbucks Studirzimmer, nicht zu verwischen gewesen; ohnehin mußte manches Scherzhafte dadurch wegfallen, daß Dusterstiefels, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Dousterswievels, gebrochenes Englisch in der Uebersetzung nicht wiedergegeben werden konnte. Das Mährchen, welches Fräulein Isabelle nach etlichen Erzählungen des Schatzgräbers verfertigte, ist sehr hübsch, aber (wie es im Original auch gar nicht geleugnet wird) offenbar deutschen Ursprungs, und zwar aus dem Schatzgräber in den Volksmährchen von Musäus und einer Erzählung (wenn wir nicht irren von Contessa) zusammengesetzt, so daß es uns nicht so ganz recht bedünken will, die Uebersetzungen in die Ursprache wieder zurückzuübersetzen.

Dem ersten Bande geht eine gedrängte Uebersicht der Dichtungen und Romane von Sir Walter Scott voraus. Herr Lindau hält es für ausgemacht, daß der Dichter des Fräuleins vom See auch der Verfasser des Waverley und aller darauf folgenden Romane sey. Ueber jeden wird das Nöthige gesagt, sowohl was die historischen Thatsachen, auf welche er sich gründet, den Zeitraum, den Grund und Boden auf dem er vorgeht, betrifft, als was seine Tendenz angeht. Ferner werden die deutschen Uebersetzungen von diesen Romanen angezeigt, und einige anziehende Nachrichten über Walter Scott mitgetheilt. Herr Lindau bewährt sich auch in diesem Vorbericht als ein Mann von Einsicht und Geschmack. 19.

Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft; oder Versuch neuer Ansichten der politischen Oekonomie. München; Thienemann.

(Beschluß aus No. 36.)

Rücksichtlich der Entstehung, des Fundaments und des Gegenstandes ist eine dreifache Steigerung der Idealität der Capitalien gedenkbar, auch diese drei Classen in allen cultivirten Ländern zu finden. Die erste Classe gründet sich unmittelbar auf ein reales Capital, welches dafür weggegeben worden ist; die zweite Classe gründet sich auf den Credit, d. h. auf das Vertrauen, daß der namentlich Verpflichtete seiner Verbindlichkeit zur Realisirung des Capitals nachkommen werde, und die Mittel dazu vorhanden und bereit sind; die dritte Classe endlich gründet sich auf den Credit zur Autorität des Staats, daß die Realisation in der bestimmten Art bewerkstelligt werden werde, sey es durch Einwechselungsbanken, sey es durch die Annahme der über das Capital und dessen kleinste Theile ausgestellte Bescheinigungsmittel in den Staatscassen. Daß also alle Staatspapiere in eine dieser drei Classen gehören müssen, und daß es zu den allerverkehrtesten Maßregeln gehöre, denjenigen Staatspapieren, die auf Credit ausgegeben sind, einen gezwungenen Cours im Privatverkehre geben zu wollen, muß dem blödesten Verstande klar seyn. Oft haben die Finanziers dadurch, daß sie diese drei Classen, oder zwei derselben, unter einander gemischt haben, wodurch mancherlei Modificationen zu Stande gebracht worden sind, den Credit heben wollen, was aber natürlich immer nur durch eine Täuschung hat von Wirkung seyn können. Dergleichen Täuschungen des in den Elementen der Rechenkunst und der Staatswirthschaft unerfahrnen Publicums gelingen zuweilen; früher oder später aber sieht dasselbe doch auf den Grund und wird dann nothwendigerweise um so mißtrauischer. Höchst verständig warnt der Verf. vor allen dergleichen, der Moralität der Regierungen zuwiderlaufenden und am Ende allen Nachtheil auf sie und den Staat zurückwerfenden Kunststücken. Er warnt ernstlich davor, sich bei Finanzoperationen auf kaufmännische Speculationen einzulassen. „Der Kaufmann ist überhaupt selten der treffende Rathgeber bei dem Papiergelde, weil er den Zahlen zu viel Werth beilegt, und die kleinen kaufmännischen Vortheile im Staate keine Anwendung finden. Denn der kaufmännische Gewinn ist immer ein privativer, zusammengesetzt aus den Verlusten Andrer." Wenn die Regierung etwas bei einer Finanzoperation im Lande gewinnen soll, so kann dies nur auf Kosten der Unterthanen geschehen; das hieße die Finanzwissenschaft zu einer Lehre machen, wie die Nationalökonomie zu Grunde zu richten und die Quelle ihrer eigenen Erhaltung abzugraben sey. Mit Recht betrachtet daher auch der Verf. alle Staatsfinanzoperationen aus dem Gesichtspuncte indirecter Abgaben, bald in Form freiwilliger, bald gezwungener Beiträge, immer verstoßend gegen das Gesetz einer gleichmäßigen Vertheilung der Staatslasten.

Den größten Schaden, den alle Arten von Staatspapieren stiften können, setzt aber der wohl unterrichtete Verf. in das, zu verhindern unmögliche, Schwanken des Courses, in die dadurch herbeigeführten unwillkürlichen Verluste und Gewinne, in die daraus hervorgehende große Vermögensungleichheit und in die dadurch veranlaßte Stockgobberie und Wucher. Das sind Uebel, die an der Lebenswurzel der Staaten nagen, weil sie die Moralität des Volks vergiften und dadurch, so wie durch übermäßigen Reichthum und Armuth, die innere Sicherheit vernichten. Um deswillen dringt der Verf ernstlich darauf, sich möglichst vor dem Ausgeben von Staatspapieren zu hüten, ja selbst solche Institute zu vermeiden, die ihrer Natur nach Papiere in den öffentlichen Cours bringen müssen, z. B. Banken, so nützlich sie in anderer Hinsicht seyn mögen. Um deswillen dringt er so sehr darauf, daß, wo Staatsschulden und Papiergeld existiren, alle Mühe angewendet werde, ihren Credit zum Stehen zu bringen. Für die Mittel aber, um dies zu bewirken, gibt er die eine vielumfassende und wichtige Regel: keine halbe Maßregel zu nehmen, und alles nur allmählig zu machen.

Die Erschaffung eines Tilgungsfonds, aus dem die Staatspapiere zum Course verkauft werden, will der Verf. auf keine Weise billigen, sondern meint, daß solcher den Staatscredit untergrabe und zum Staatsbanquerott führe. Allein der Verf. hat übersehen, daß er bei dem Erweise dieser Behauptung die Voraussetzung macht, daß der Staat neue Schulden mache. Wenn dies geschieht, so muß natürlich die Vermehrung der Schuldenmasse nachtheilig auf den Finanzzustand und den Credit wirken, nicht der Tilgungsfonds. Vielmehr muß ja der Verf. zugeben, daß dieser, indem er auf die Verminderung der Schulden hinarbeitet, den Credit der Staatspapiere nothwendigerweise erhöht.

— — — Man kann, bei einigem Scharfsinn, recht gut erweisen, daß Abgaben für die Nationalökonomie mittelbarer Weise wohlthätig werden; ihre unmittelbare Wirkung ist aber immer eine Vereinigung des Vermögens oder Einkommens, in welchem Betrachte sie ein nothwendiges Uebel bleiben. Nach Verschiedenheit der Natur der Steuern, muß sich dieser Nachtheil verschiedentlich modificiren. Es ist unmöglich, irgend eine Abgabe zu ersinnen, die nicht ihre materiellen und formellen Schäden und Gebrechen mit sich führte, die letzteren in Folge der Erhebungsart, die sie erheischt. Nachdem der Verf. diese Nachtheile der einzelnen Arten der Abgaben durchgegangen ist, zieht er daraus den bündigen

Schluß, daß schon darum in jedem Staate eine Mannichfaltigkeit von Abgaben bestehen müsse, um dadurch zu hindern, daß nicht die Nachtheile einer einzigen Art allzuschwer auf die Schultern einer Volksclasse drücken. Eben dies ist ferner darum nöthig, weil die gleiche Vertheilung der Last, welche das Staatsrecht gebietet, in der Ausführung bei keiner Art von Steuern ganz zu bewerkstelligen ist, so daß nur durch eine Vervielfältigung der Abgaben die Ungleichheit einer jeden Art vermindert werden kann. Hieraus folgt aber nicht, daß ein und dieselbe Steuer, z. B. die Grundsteuer, unter mannichfaltigen Namen und Titeln erhoben werde, was immer eine Verschwendung von Zeit und Kräften ist. Am allerwenigsten aber ist es thunlich, nach dem Vorschlage der Physiokraten, alle Abgaben in eine einzige directe Steuer zu verwandeln, aus dem triftigen Grunde, weil der Vorschuß, den solchergestalt die Producenten insonderheit zu machen haben würden, unerschwinglich seyn würde, und selbst bei einer allgemeinen Einkommensteuer, deren sonstige Gebrechen nicht zu erwähnen, von den Contribuenten allzugroße Beiträge in jedem Termin aufgebracht werden müßten.

Daß durch Landstände die Erhöhung der Abgaben, ja selbst das Schuldenmachen der Staaten ungemein erleichtert werde, und dies die für die Nationalökonomie nachtheilige Seite der ständischen Verfassung sey, ist eine sehr bekannte Sache. Hier aber tritt einer der Fälle ein, wo die Staatswirthschaft der Politik nachgesetzt werden muß; denn die geistig-politischen Vortheile wahrhafter Volksvertretung in der Staatsverfassung für das ganze politische Leben einer Nation und für die Censur der Staatsbeamten ist unermeßlich. Hierüber ist der Verf. allzuoberflächlich weggegangen. Gründlicher ist sein Urtheil über den praktischen Werth der Beaufsichtigung der Communalverwaltungen durch Staatsbehörden. „Sicher werden dadurch, sagt er, die Extreme des Bösen verhütet, wenn schon zugleich dadurch manches Bessere gehindert wird." Mit dem höchsten Unwillen erklärt derselbe sich gegen die Verwendung des Vermögens frommer Stiftungen zu Finanzzwecken des Staats. „Selbständigkeit und Autonomie ist allen diesen Anstalten so eigen, daß nur der Finanzunverstand oder die Finanzraubgier ihnen dieses Grundvermögen entziehen kann, um sie in den allgemeinen Schlund der Finanzoperationen hineinzuwerfen, wo sie zuletzt gewöhnlich als Bettler vor der Thür stehen bleiben."

Dieser kurze Auszug wird ergeben, wie höchst interessant diese Schrift ist, und wie wünschenswerth, daß sie von recht Vielen gelesen werden möge, zu einer Zeit, wo die Einzelnen im Volke berufen werden, an den Berathschlagungen über die Angelegenheiten des Staats Antheil zu nehmen und besonders die Abgaben zu verwilligen. Doch nicht blos über die Grundsätze der National- und Staatsökonomie findet man hier reichliche Belehrung. Es kommen nebenbei fast aus allen Theilen der Staatswissenschaft die treffendsten Bemerkungen vor, die nur aus einem überaus hellen und praktisch bewanderten Kopfe kommen können.

So z. B. stellt der Verf., ganz gegen das neuerdings beliebte Verfahren, die technischen Verwaltungsbeamten unter die praktischen Staatsmänner, die die Staatswissenschaften in ihren Dienstverhältnissen zur Anwendung zu bringen haben.

So legt er einen sehr großen Werth auf Geschäftspraktik im Staatsdienste. „Selbst die hohe Staatsweisheit fußt auf der einen Seite auf den Zusammenhang der Grundsätze, auf der andern auf die Geschäftspraktik. Nur ein politischer Pöbel kann sich einbilden, aus dem Comptoir und der Wirthschaftsstube weg, ein tüchtiger Staatsmann zu werden. Der große Parlamentsredner Fox war nur ein sehr kleiner Minister."

Der Staatsmann muß vor allen Dingen die Bedürfnisse seiner Zeit sich klar machen, um zu wissen, was er dazu thun soll. Manches ist für einen krankhaften oder unvollkommnen Zustand nützlich und nöthig, was an sich verwerflich ist. „Die Leibeigenschaft hat zur Erziehung der Völker gedient; Monopole helfen dem aufkeimenden Gewerbe des Landes auf, und octroirte Handelsgesellschaften bringen einen neuen Handel in Gang." Aber dergleichen Dinge haben ihre gemessene Zeit. Klöster, Hierarchie und alle Ausgeburten des Feudalwesens können sich bei einem aufgeklärten Volke nicht erhalten.

„Die Geschwornengerichte, wohl eher ein Rest mittelalterlicher Uncultur als ein gutes Mittel zu Recht, und von dem alten vortrefflichen Schöppenwesen weit entfernt, dürften zu den Auswüchsen des Collegialwesens gerechnet werden. Sie sind vornehmlich deswegen zu mißbilligen, weil sie Empfindungen der Billigkeit des gemeinen Lebens in's Recht bringen, welche, höchst lobenswerth als Richtschnur im Handeln, doch nur eine falsche, ja oft ungerechte Norm des eigentlichen Rechts und Richtens abgeben und die Philanthropie gegen Verbrecher zu weit treiben." 12.

Bemerkungen über Verskunst.

(Fortsetzung aus No. 33.)

IX.

Selbst die Vor- und Nachschlagsylben werden zuweilen lang.

So hat Schiller den Vers, als den zweiten seiner Phädra:

„Ich scheide von dem lieblichen Trezene"

und man darf ihm gewiß keinen Vorwurf machen; denn die letzte Sylbe von „lieblichen" kann im Jamben wohl als lang neben der Vorsylbe von „Trezene" angenommen werden, wiewohl sie (die letzte Sylbe von „lieblichen") zumal neben der vorletzten, welche mehr Kraft hat, auf ihre Länge nicht sehr pochen darf. Deshalb hat jener unsterbliche Meister eine etwas bessere Wahl in folgenden trochäischen Zeilen getroffen (Gedichte I. S. 7):

„Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand."

Nämlich die dritte Sylbe von „Seligen" kann gegen die erste von „verschonet" eher lang seyn.

Preiswürdig sind aber solche nothbehelfliche Verlängerungen der Vor- und Nachsylben keineswegs. Sie haben immer etwas aus den Zeiten der minder sorgsamen Kunst, sind jedoch bei längeren Gedichten kaum zu vermeiden, wenn man nicht unsägliche Mühe verwenden will, welches allerdings jeder echte Musenjünger thun sollte, da wir jetzt eine weit fester ausgebildete Sylbenmaßlehre und Sprache besitzen als früher.

Welche der Vor- und Nachschlagsylben, zumal unter sich selber, man lang brauchen will, hängt meist vom Gefühl für ihren Werth ab. Es walte, wenn solche Längen unvermeidlich sind, wenigstens in der Art, daß die Dehnung nicht zu unangenehm erscheine! Je wesentlicher die Sylbe ist, desto weniger fällt ihre Standeserhöhung auf. Freilich wird manchmal das Feingefühl eines recht erfahrenen Reichswappenherolds erfodert werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

60. *)

*) Diese Bemerkungen, welchen wir hier nach der bei unserm Blatte statt findenden Einrichtung und nach der Reihenfolge der Mitarbeiter und Einsender die Zahlenchiffer 60 gegeben hatten, waren, so wie die „Schriftstellerunannehmlichkeiten" in No. 6, Kroneisler unterzeichnet, welches wir dem ausdrücklichen Verlangen des uns bekannten Einsenders gemäß, hiermit anzeigen. D. Red.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 38.

15. Februar 1822.

Pictet's Briefe über Italien.

Wir haben dieser interessanten Reiseberichte bereits in unserer Collectiv-Uebersicht der Bibliothèque Britannique, wo sie zuerst erschienen sind, vorläufige Erwähnung gethan. Wiewohl nun der erste derselben noch einem frühern Hefte dieser an Reichhaltigkeit, strenger Wissenschaftlichkeit und Universalität vielleicht nicht ihres Gleichen habenden Zeitschrift angehört, so können wir uns doch das Vergnügen nicht versagen, unsere Leser wenigstens mit den Fortsetzungen etwas genauer bekannt zu machen.

Der vor uns liegende zweite Brief, d. d. Florenz den 1. December 1820, zeigt uns unseren Reisenden zu Mailand, in Aldini's physikalischem Cabinette, wo ein Apparat zur Gasbeleuchtung seine Aufmerksamkeit um so mehr fesselt, als davon eine Anwendung im Großen, zur Erleuchtung des Theaters della Scala gemacht werden sollte. Die Bekanntschaft des Chevalier Monrosi verschaffte ihm hiernächst die Erlaubniß zur Besichtigung des dortigen großen Arbeitshauses, das unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia eingerichtet worden ist und seinem Zwecke nach besser entsprechen würde, wenn man dabei den von ihr vorgeschriebenen Plan vollständig befolgt hätte. Mit einer seinem Herzen Ehre machenden Angelegentlichkeit benutzt der Verf. diese Veranlassung zum lauten Lobe des menschenfreundlichen Geistes, in welchem diese Anstalt verwaltet wird, und wozu namentlich der brave, derzeitige Director nach besten Kräften mitwirkt. Dem Verdienste, namentlich aber dem Verdienste um die leidende Menschheit, seine Kronen!

Die berühmte hiesige Cathedrale, il Duomo, an der man seit dem 14ten Jahrhunderte gebaut hat, ist endlich unter Napoleon fertig geworden, „Er wollte, daß die Mailänder die Vollendung ihrer Kirche seinen Händen verdanken sollten; er gab die Vorschüsse her, er betrieb den Bau, und so war eine anscheinend endlose Arbeit bald vollbracht." — Einen außerordentlichen Eindruck brachte auf unsern Reisenden der für das große, schon oben erwähnte Operntheater della Scala, von Monticelli gemalte neue Vorhang hervor, an welchen der Künstler eben die letzte Hand legte, und dazu ihm, als Werkstatt, eine ganze alte Kirche eingeräumt war. „In der That, ein Gemälde von 64 Fuß Höhe und eben so viel Breite ist gewiß eine überschwengliche Maleraufgabe; und wenn man überdies in Betrachtung zieht, daß dies Gemälde, vielleicht ein halbes Jahrhundert lang, wöchentlich mehrere Abende hindurch den Blicken zahlreicher und selten billig gesinnter Zuschauer bloßgestellt wird, welche, in der Erwartung den Vorhang aufgezogen zu sehen, sich mit nichts Beßrem als seiner Kritik zu beschäftigen wissen: so erstaunt man fast über die Dreistigkeit der Unternehmung." Das däucht uns auch, zumal wenn man den Gegenstand des Gemäldes, „die mit der Vervollkommnung des italienischen Theaters beschäftigten schönen Künste," kennt. — Das „Palais royal" ist in den letzten Zeiten vergrößert und gleichsam umgeschaffen: Verzierung, Möbeln, alles ist modern; „indeß erkennt man mit eben so viel Vergnügen als Bewunderung den alten Hauptsaal wieder, dem seine Statuen und Karyatiden vom schönsten Marmor einen unvergleichlichen alterthümlichen Reiz erhalten haben. — Die Festungswerke Mailand's sind bekanntlich unter Napoleon geschleift worden; indeß hat die Stadt dabei prächtige Spaziergänge und einen noch prächtigern Exercierplatz gewonnen. „Hier sollte die neue, über den Simplon führende Heerstraße auslaufen, und das durch den Anblick schauderhafter Abgründe ermüdete Auge des Reisenden auf einem Triumphbogen, dem stolzen Zeugen eines von der Kunst über die Natur davon getragenen Sieges, ausruhen. Ach! das nur zu zwei Drittheilen seiner Höhe herangewachsene Monument bezeugt heute etwas ganz Andres: es bezeugt die Vergänglichkeit menschlicher Größe und den treulosen Unbestand des Glückes." — Der fertige Theil ist schön, wir möchten sagen bewunderungswürdig; und man sieht mit um so größerer Wehmuth auf die Stockung, als alle zur Fortsetzung des Baues erforderlichen Stücke, Basreliefs, Rosetten u. s. w. vom schönsten Marmor und der reichsten Architektur bereit sind, — aber zusammengehäuft unter Schuppen, müssig auf die belebende Hand warten. Schon macht die Zeit ihre Rechte auf diese neuen Ruinen geltend, und man fragt sich mit Bekümmerniß, warum sie nicht entweder vollendet oder ganz abgebrochen werden, „damit der Reisende sich endlich der traurigen Frage nach den Gründen „de l'instatu quo" überhoben sehe?" — Von seinem Besuche des großen Theaters della Scala weiß der Verf. nicht viel Tröstliches zu erzählen. Man geht zu Mailand nicht in's Theater, um zu hören oder zu sehen, „sondern um zu plaudern," woraus dann ein Lerm entsteht, durch den höchstens die Contrabässe dringen. Eine Favoritarie der Signora

Mariani brachte endlich eine kurze Stille hervor, worauf sich die „brouhaha“ aber mit einer solchen Wuth erneuerte, daß wir vor Verdruß den Saal verließen.“ Um so mehr lobt unser Pictet das Marionettentheater des Signor Girolamo, und schließt seine Beschreibung desselben und den gegenwärtigen Brief, indem er den Director glücklich preist, mit hölzernen Puppen zu thun zu haben, statt der lebendigen, die den andern Schauspieldirectoren das bischen Leben oft so blutsauer machen. —

Der dritte Brief, datirt „Florenz, im Januar 1821,“ meldet die Abreise von Mailand und die Ankunft zu Lodi, dessen berühmte Brücke freilich kein Reisender zu sehen versäumt, „ohnerachtet sie vor andern hölzernen Brücken eben nichts voraus hat, und eigentlich nur als Zeugin einer heroischen Großthat der letzten Kriege Aufmerksamkeit verdient, von welcher aber keine Spuren übrig sind.“ — Die Mautheinrichtungen an der parmesanischen Grenze haben unbeschreiblich viel Lästiges und regen die Bitterkeit des Reisenden um so mehr auf, „als es sich um nichts als eine Reise durch das Gebiet von Parma und Piacenza handelt, das seit Jahrhunderten, bei jedem Friedensschlusse den Herrn ändert und bei den großen Theilungstractaten die Stelle der Scheidemünze vertritt.“ — Das berühmte Theater Farnese zu Parma überraschte unsern Reisenden zwar durch seine außerordentliche Größe und seine schönen architektonischen Verhältnisse; „allein so prächtig sich das Ganze zu den Zeiten der Farnese ausgenommen haben mag, so traurig steht es jetzt in seiner Baufälligkeit da, indem es nur von Holz aufgeführt ist; ich dachte mir den Schatten des stolzen Nebenbuhlers, Heinrich's des IV. über diese Bretter schreitend, die zu wurmstichig sind, um schwerere Fußtritte zu ertragen: Vanitas vanitatum! würde er bei dem Anblicke dieser Ruinen ausrufen, warum darf dieser Zeuge der Vergänglichkeit aller menschlichen Größe noch immer meinen Namen führen?“

Wer würde in Bologna versäumen, die beiden überhängenden Thürme zu besehen, deren bloßer Anblick eben so viel Neugier als Schauer erregt! „Der eine derselben, Namens Asinelli, nach der Familie, die ihn im Jahre 1110 hat erbauen lassen, zufolge der Angabe, 307 Fuß Höhe, weicht in der Spitze um 3½ Fuß vom Lothe ab; die Abweichung des andern, der durch die Familie Garizendi aus eifersüchtiger Nachahmung errichtet worden ist, beträgt, bei 130 Fuß Höhe, gar 8 Fuß“ (?). — So geht die Reise fort über Pianora, Lojano, Pietra mala, Corigliano und Tagliaferro, wo um Mittag ein letzter Halt gemacht wurde. „Das bis dahin trübe Wetter fing sich jetzt an aufzuklären, und wir genossen, in der prächtigen Beleuchtung einer scheidenden Abendsonne, des stolzen Anblickes von Florenz und der reichen Landschaft, in der es thront. Wahrhaftig! eine getroffene Schilderung dieser königlichen Stadt, deren Physionomie etwas ganz Individuelles hat, würde die Enthaltsamkeit selbst nach diesem Anblicke lüstern machen. Diese schöne, durchgängig mit den größten, in Form von Vielecken behauenen Steinplatten gepflasterten Straßen; diese zahllosen Kirchen und Paläste, deren neuerliche Formverschiedenheit an die frühere Geschichte der Republik erinnert, wo eifersüchtig ringende Patricier-Familien es einander in allem zuvorzuthun suchten, — geben ihr einen eigenen, charakteristischen Reiz, mit dem keine andere Hauptstadt Europa's geschmückt ist.“ — Die allerwenigsten Kirchen sind indeß ganz vollendet; hier fehlt dieß, dort das. Um so mehr zeichnet unser Reisender daher die Kirche St. Gaetano aus, an der man nichts mehr vermißt. Die Cathedrale (il Duomo) ist bemerkenswerth wegen ihres wunderschönen, achteckigen Domes, dem Meisterstücke von Bruneleschi, „den Michel Angelo, bei seiner Reise nach Rom, um den Bau der Peterskirche zu dirigiren, mit den Worten: Adieu, je vais faire ton pareil et non pas ton égal! apostrophirt haben soll.“

Was die Umgebungen von Florenz betrifft, so ist der Gesichtskreis im Norden, Osten und Süden durch eine Hügelkette begrenzt, die gleichsam das erste Stockwerk der Apenninen ausmacht und mit unzählbaren Landhäusern gekrönt ist; gegen Westen kann das Auge ziemlich weit den schönen Arnostrom verfolgen, bis er sich endlich, nach Pisa zu, den trunknen Blicken entzieht. „Mehr von dem Glücke dieser Landschaft“ schließt der Verf, „denke ich meinen geliebten, entfernten Freunden ein anderesmal zu erzählen.“

Dies geschieht dann im folgenden vierten Briefe, d. d. Florenz im Februar 1821; und der überall sichtbare Wohlstand dieser herrlichen Fluren leitet sehr natürlich das Lob des vortrefflichen Fürsten ein, dessen väterliche Hand ihn begründet. „Welch ein Vergnügen,“ ruft der menschenfreundliche Pictet aus, „seinen Namen überall mit Segenssprüchen zu hören! — und dieses Segnen des Monarchen scheint erblich bei einem Volke, in dessen Gedächtniß der Name Leopold noch lebt. Der Sohn ist in die Fußtapfen des Vaters getreten, und indem er sich, gleich ihm, bemüht, die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, wächst bei diesen die auf eine Masse von Erinnerungen begründete Zuneigung zu einer Art von religiösem Cultus an.“ — Die Aeußerungen eines ausländischen Journals („NB. sie sind hier ohne Ausnahme in freiem Umlaufe“), der Minerva Napolitana fassic. VIII. p. 374 sqq. müssen unserm Verf. dienen, das solchergestalt angefangene, schmeichelhafte Gemälde des jetzt regierenden Großherzogs (Ferdinand des III., Sohn Leopold des II.) zu vollenden; und er kömmt dann, in sehr natürlicher Folge, auf den öffentlichen Unterricht, darüber er seinen Bericht, zwar etwas weit ausholend, aber mit der darum nicht weniger interessanten Frage eröffnet: „Was ist eigentlich das Glück? — denn der wahre Zweck der Gesellschaft besteht gewiß in der Erzielung so vielen und so dauerhaften Glückes ihrer Glieder, als möglich ist, ich glaube, daß, für die Individuen sowohl als für die Völker *le bonheur est l'interêt dans le calme* (ein

charakteristischen Ausdruck! und der um so mehr Eingang finden wird, als er mit den neuesten Theorien vom Staatswohl in einem so vortrefflichen Einklange steht. Freilich erinnern wir uns von Montesquieu, im Geist der Gesetze, in dem meisterhaften Capitel de la constitution d'Angleterre einmal eine andere Definition gelesen zu haben; aber die alten Propheten sind todt und . . .). Je mehr man über diese Erklärung nachdenkt, die wir einer geistreichen Frau (der Frau von Stael in den Mémoires et Considérations sur les principaux événemens de la révolution française; davon beim Verl. dieses Bl. eine artige Taschenausgabe erschienen ist) verdanken, um so richtiger wird man sie in ihrer körnigen Kürze finden. Nun ist aber der unwissende Volkshaufe einem verblendeten, wilden Thiere zu vergleichen; und die größte Wohlthat, die er aus den Händen des Gouvernements erhalten kann, besteht in einem, seiner väterlichen Bestimmung und seinem rechten Platze auf der Staats-Stufen-Leiter angemessnen Unterrichte. Von diesem Gesichtspuncte (und kein mit der Natur von Volksbewegungen vertrauter Mäßigdenkender wird ihm seinen Beifall versagen) ausgehend, sind schon Anfangs des Jahres 1819 sechs Florentinische Edelleute zusammengetreten, um ihre Mitbürger aller Segnungen der Methode des gegenseitigen Unterrichtes theilhaftig zu machen. Einer derselben, der Marchese Ridolfi, setzte in einem, den 3. Januar gedachten Jahres, in der Academie „des Georgophiles" gehaltenen öffentlichen Vortrage die Wohlthaten dieser vortrefflichen Methode auf eine so eindringliche Weise auseinander, daß sich in wenigen Tagen 136 Subscribenten fanden, und schon wenige Monate nachher in einer bis dahin der heiligen Clara gewidmeten Capelle, — die, wahrhaftig! keine würdigere neue Bestimmung hätte erhalten können — eine nach dieser Methode eingerichtete, gleich anfangs von 343 Zöglingen besuchte Lehranstalt eingerichtet war. „Es thut meinem Herzen wohl — fährt der ehrwürdige Verfasser fort — „ausführlich von dieser Schule zu sprechen, die ich mehrmals selbst, und mit immer erneuetem Vergnügen besucht habe. Die Grundsätze und der äußere Modus scheinen mir den unsrigen zu gleichen: Classeneintheilung, Inspectoren, Ertheilung des Unterrichts durch Monitoren, die Regelmäßigkeit beim Uebergange von einer Beschäftigung zu der andern, das Alles ist wie bei uns; aber ich habe auch Vervollkommnungen wahrgenommen, die Erwähnung verdienen." Zu diesen, den hiesigen Anstalten eigenthümlichen Vervollkommnungen, über welche der Verf. in ein Detail eingeht, darin ihm zu folgen der Raum dieser Blätter nur auszugsweise gestattet, gehört, daß an jedem Unterrichtstage ein Zögling besonders damit beauftragt ist, diejenigen Fremden, die die Anstalt zu besuchen kommen, herumzuführen und anzuweisen; eine Einrichtung, von welchem Pictet sehr richtig bemerkt, „daß sie als das paßlichste Mittel erscheine, die Zöglinge zum Tone und den Gebräuchen der Gesellschaft heranzubilden." Besondere Eleven ferner („infirmiers") haben den Auftrag, ihre kranken Kameraden auf den Zimmern zu besuchen und den Lehrern Rapports über deren Befinden abzustatten. — Ueberaus merkwürdig aber ist dem Verf. eine Art von Jury vorgekommen, ein Zöglings-Geschwornen-Gericht, um über gröbere Vergehen der Schüler zu richten. Der Lehrer ruft dieses Gericht, und zwar aus der Classe, in der der kleine Verbrecher sitzt, zusammen, damit ihm kein Zweifel übrig bleibe, daß er von seines Gleichen gerichtet werde; überdies steht ihm selbst die Wahl der einen Hälfte der Beisitzer zu, indeß der Lehrer nur die übrigen bestimmt. Letzterer trägt hierauf den Statum causae vor, sammelt die Stimmen, welche laut abgegeben werden müssen, und überläßt dann dem Generalinspector die Abfassung des Protocoll's und die Strafbestimmung, über welches Alles ein eigenes Buch geführt wird. Pictet hat sich dasselbe vorlegen lassen, und kann die Bestimmtheit des Ausdruckes und die Kürze der Fassung, die manchem andern Tribunale zum Muster dienen könnten, nicht genug loben. In der That, eine ganz vortreffliche Einrichtung, die auf allen Schulanstalten nachgeahmt werden sollte, und wohl selbst auf Universitäten Anwendung fände!

Alle diese Etablissements der Methode des gegenseitigen Unterrichtes stehen übrigens unter der Oberaufsicht eines besondern Ausschusses, dessen Sitzungen Pictet, in seiner Eigenschaft als Ehrenmitglied, beigewohnt hat. Von diesem Centralpuncte aus wird die Organisation neuer Anstalten im Umfange des Großherzogthums durch Deputirtenglieder geleitet; „und, wenn die Umstände gerade deren Entfernung verbieten, so hat man sich wohl selbst der jungen Monitoren zu diesem Zwecke und mit überraschendem Erfolge bedient. Auf diese Weise ist z. B. die Schule zu Piscia durch sechs solche Jünglinge eingerichtet worden, und sie haben ihre Sache ganz vortrefflich gemacht. Ich bin — sagt Pictet — Ohrenzeuge des Vortrages gewesen, den sie darüber erstatteten: Meine Herren! — hob der Chef dieser kleinen Missionarien an, sie werden uns, und namentlich mich, wohl sehr jung für den Auftrag finden, mit dem sie uns beehrt haben; aber ihr Zutrauen wird wachsen, wenn ich ihnen sage, daß die Schule zu Piscia nicht die erste ist, welche ich organisirt habe" u. s. w. — Alljährlich vereinigt sich die ganze Gesellschaft, um sich Bericht über den Erfolg ihrer segensreichen Bemühungen abstatten zu lassen; die diesjährige Versammlung hatte, unter den Augen d. V., in dem Palaste des Marchese Tempi Statt, „und diese zahlreiche Vereinigung von Männern und Frauen aus den edelsten Familien der Stadt, in der einzigen Absicht moralischer Verbesserung ihrer dürftigen Mitbrüder, stellte ein herzerhebendes Schauspiel dar." (Gewiß! — und der Epitomator schreibt diese Stelle mit dem lebhaftesten Antheile nieder, aus der Fülle seiner Seele wünschend, daß alle Leser diesen Antheil mitempfinden mögen.) Der Präsident, Marchese Pucci, eröffnete die Sitzung mit allgemeinen Betrachtungen über den Nutzen gesellschaftlicher Vereinigungen, besonders dieser Natur. Hierauf nahm der Marchese Tempi das Wort und hielt eine auf die Geschichte dieser Einrichtungen bezügliche Rede, deren Schlußworte einen zu zeitgemäßen Sinn haben, als daß wir sie hier übergehen dürften. „Glücklich" sagt der Redner, durchdrungen von der Erhabenheit seines Zweckes, „dreimal glücklich ist das menschliche Geschlecht zu preisen, wenn es dem göttlichen Lichte der Wahrheit endlich gelingt, die Finsterniß zu durchbrechen, in welcher die modernen Finsterlinge bemüht sind, das Volk zu erhalten. Ja! dann erst wird man der Aufrichtigkeit unserer Absichten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; dann erst werden die Familienväter ihre Kinder mit unbeschränktem Vertrauen in unsere Schulen schicken und die Ueberzeugung erhalten, daß unsere eben so leichte als einfache, gleichzeitig auf die Ausbildung des Verstandes und und die Veredlung des Herzens berechnete Methode das sicherste Mittel abgibt, sie zur Glückseligkeit zu führen." u. s. w. Aus dem hiernächst folgenden Vortrage des Marchese Ridolfi, eines der Secretaire der Gesellschaft, heben wir blos den Umstand aus, daß, unter Aufsicht des Vereins, eine der Erziehungswissenschaft gewidmete Zeitschrift herausgegen werden soll (es erscheint davon jetzt wirklich alle zwei Monate ein Heft, bei Piatti zu Florenz), wogegen die Schlußrede eines Herrn Tartini, zweiten Secretairs der Gesellschaft, reich an statistischen Notizen über den jetzigen Zustand der nach der Methode des gegenseitigen Unterrichts eingerichteten Schulanstalten in der alten und neuen Welt ist. Tartini's Angaben zufolge, genießen jetzt allein in England 450,000, in Schottland 180,000, in Irland 80000 Kinder, Unterricht in den nach dieser Methode eingerichteten Schulen; und in Africa wie in America, in Indien wie in Siberien, fängt man an, den segensreichen Einfluß dieses Verfahrens zu würdigen. „Merkwürdig" fährt der Verf. fort, „war die tiefe Stille und der sichtbare, allgemeine Antheil, mit welchem diese zum

Theil weitläufigen Vorträge von der ganzen Gesellschaft angehört wurden; der Geist der Wohlthätigkeit und Menschenliebe paraît repandre une sorte d'électricité morale qui rechauffe le coeur." —

In der Schulanstalt des Grafen Bardi, zu deren Beschreibung d. Verf. alsdann übergeht, hat ihm vorzüglich die Art bemerkenswerth geschienen, auf welche man den Kindern das Alphabet beibringt: die Buchstaben sind nämlich sämmtlich an der Peripherie eines Rades befestigt, welches hinter einer kleinen Oeffnung gedreht wird und nur immer einen auf Einmal sichtbar werden läßt, eine Art von Spiel, das die Aufmerksamkeit der Kinder in einer beständigen Spannung erhält. Gleich angemessen hat unser für das Wohl der Menschheit auf das lebendigste interessirter Pictet die Organisation dieser Schule in anderm Bezuge gefunden, und er schließt seine mit dem innigsten Antheile verfaßte Beschreibung, deren weiteres Detail wir, als weniger erheblich übergehen, endlich mit folgender Apostrophe an die modernen Finsterlinge, die wir nicht übergehen dürfen. „Ich wende mich jetzt," ruft der ehrwürdige Mann, „an euch, ihr Obscuranten, denen ich noch Aufrichtigkeit in der Befangenheit zutraue: ich stelle auf eine Seite eine Anzahl Kinder, die in den eben beschriebenen Schulen Lesen, Schreiben und Rechnen erlernt haben, deren Verstand gebildet, deren Herz veredelt worden ist; ich stelle auf die andere Seite eine gleich große Zahl von Kindern, wie sie unsere gewöhnlichen Volksschulen in ihrer tiefen Vernachläßigung zu Taugenichtsen heranbilden; ich denke mir sie beide zum Mannsalter aufgewachsen, der Prüfung durch Umstände, dem Drucke der Armuth, der Verzweiflung der Noth blos gestellt in welcher von beiden Gruppen wird der verführerische Eifer der Demagogen, zur Zeit politischer Stürme, am leichtesten Anhänger finden, — in welcher dagegen möchte der Fürst, von seinem erschüttertem Throne herab, die meisten Freunde der bedrohten Ordnung und seiner auf Erhaltung derselben berechneten Rechte suchen dürfen, und welche Art von Volkserziehung wird also ein aufgeklärtes, seinen eigenen Vortheil richtig in's Auge fassendes Gouvernement vorzuziehen haben? Könnt ihr noch zweifeln?

Gratum est, quod patriae civem populoque dedisti,
Si facis, ut patriae sit idoneus, utilis agris,
Utilis et bellorum et pacis rebus agendis."

II.

Noch ein Wort über die Schlacht bei Waterloo.

Bekanntlich hat General Gourgaud in seiner Schrift: Campagne de Dix-huit Cent Quinze etc. behauptet, Napoleon habe an den Marschall Grouchy einen Officier am 17. Junius, Abends um 10 Uhr, und einen zweiten Officier am 18. um 3 Uhr Morgens, mit der wiederholten Ordre geschickt, sich nach Saint Lambert zu ziehn und sich mit dem rechten Flügel der französischen Armee in Verbindung zu setzen, um zu rechter Zeit an der Schlacht, die den 18. geliefert wurde, Theil zu nehmen. Auch der Marechal de Camp Breton hatte in seinem Précis historique, militaire et critique des batailles de Fleurus et de Waterloo, en Juin 1815 (Paris 1818. 83 S.), — eine Schrift, die hauptsächlich gegen die von Rogniat in seinen Considérations sur l'art de la guerre, über die Schlacht bei Waterloo gemachten Bemerkungen gerichtet war, — die Niederlage bei Waterloo gänzlich auf die Rechnung der Fehler, welche die Befehlshaber von zwei detachirten Corps, nämlich Graf Erlon, der die Reserve am 16. anführte, und Grouchy, der mit 35,000 Mann bei Wavre stand, am 17. und 18. begangen haben sollten, gesetzt. Gourgaud's Vorgeben hat Grouchy selbst in seinen Observations sur la rélation de la Campagne de 1815, publiée par le Général Gourgaud, widerlegt. Es fehlte nur noch die öffentliche Aussage einer Hauptperson, die des Officiers, welcher die das Schicksal des Tages betreffende Depesche an Grouchy überbracht hat. Diese Aussage liegt jetzt vor uns, und sie stimmt mit den Behauptungen des Marschalls Grouchy überein; mithin scheint Gourgaud in Ansehung desjenigen Punctes, der dem Marschall Grouchy zur Last fallen sollte, eben so widerlegt zu seyn, wie in Ansehung der von ihm dem Marschall Ney aufgebürdeten Fehler, die, wie wir wissen, der Expräfect Gamot durch den Abdruck der Originalbefehle, nach welchen Ney nicht anders handeln konnte, von Ney's Andenken abgewehrt hat.

Jener Officier, der den Marschall Grouchy rechtfertigt, ist der Oberste Zenowitz, ein tapferer und erfahrner Krieger, der sich jetzt, wie es heißt, bei Demetrius Ypsilanti in Griechenland befinden soll. Er hat eine — etwas incorrect geschriebene von vielen Druckfehlern entstellte — Opinion sur l'affaire (?) de Waterloo, (1820. 45 S. 12. ohne Angabe des Orts) drucken lassen, aus der wir Folgendes ausheben. Am Tage der Schlacht bei Waterloo hatte der Oberste Zenowitz den Dienst als Stabsofficier im kaiserlichen Hauptquartier. An diesem Tage, um 9 Uhr Morgens, wurde er zum Kaiser gerufen, der ihm den oben angeführten Befehl, welchen er dem Marschall Grouchy überbringen sollte, mündlich gab; vorher sollte er jedoch die schriftliche Ausfertigung desselben von dem Major général, dem Herzog von Dalmatien, Marschall Soult, sich geben lassen. Man fragt hier wohl mit Recht, wozu diese Umstände? Konnte nicht die so wichtige Ordre, bei der kein Augenblick zu verlieren war, von Napoleon selbst auf der Stelle dictirt und unterzeichnet werden? Genug, der Oberst Zenowitz suchte den Marschall Soult auf, fand ihn bald, wurde aber von demselben erst Mittags mit der schriftlichen Ordre abgefertigt, daß Grouchy sofort über die Dyle gehen, nach St. Lambert marschiren und sich mit dem rechten Flügel der französischen Armee in Verbindung setzen sollte. Diese Ordre überbrachte Zenowitz dem Marschall Grouchy etwas nach fünf Uhr, worauf jener sogleich aufbrach und den Uebergang über die Dyle erkämpfte. Oberst Zenowitz bemerkte dabei, dies sey einer von den Fällen gewesen, wo ein untergeordneter Befehlshaber auch ohne Ordre, nach seiner eigenen Einsicht hätte handeln und der Absicht des Oberfeldherrn entgegen kommen können, (was auch wirklich, wie man aus einigen Aeußerungen des Generals Gerard schließen darf, bei Grouchy besprochen worden seyn mag); nur dürfte man nicht behaupten, daß er ohne Ordre so handeln solle. Denn Grouchy war freilich durch den früheren Befehl gebunden: de ne pas perdre de vue l'armee prussienne, und der Herzog von Wellington wußte nur zu gut, daß das Corps des Grafen Grouchy an dem Vorrücken des Hauptheeres nicht Theil nehmen könne. — Kurz, Grouchy mußte anderweite Befehle abwarten. Diese brachte Zenowitz; aber, wie Grouchy in seinem Bericht an den Kaiser (Dinant den 20. Junius) behauptet, will er die Ordre Napoleon's durch den Obersten Zenowitz erst um sieben Uhr Abends erhalten haben. Sire, sind seine Worte, ce n'est qu'après *sept heures du soir* le 18. Juin, que j'ai reçu la lettre du Duc de Dalmatie, qui me prescrivait, de marcher sur St. Lambert et d'attaquer le général Bulow." Diese verspätete Ausfertigung der Ordre entschied also das Schicksal des Tages — und das von Europa. Denn, setzt der Oberste von Zenowitz wohl mit vollem Grunde hinzu: „Il n'y a pas de doute, que ce sont les deux corps prussiens, qui décidèrent le sort de la bataille; ces mêmes corps qui suivant le plan de Napoléon devaient être paralysés par le Comte de Grouchy. Si le Comte de Grouchy avait été maitre de la *gauche* de la *Dyle le* 18. *au matin au plus tard*, le maréchal Blucher n'aurait pas pu avec la moitié de ses forces faire sa jonction avec le Duc de Wellington.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 39.

16. Februar 1822.

Politische Literatur.

Des moyens de Gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France par *F. Guizot*. Paris Oct. 1821. 8.

Zweiter Artikel.

Die erste und wichtigste Ursache dieser Erscheinung, des Mangels realer Macht bei der Regierung sucht der Verf in dem Systeme, welches seit der Entlassung des Herzogs Decazes in dem Ministerium vorherrschend gewesen ist, und allerdings wird man ihm darin wenigstens nicht ganz widersprechen können. Hat doch die Opposition, welche nun den Sieg davon getragen zu haben scheint, indem sie die vorigen Minister abzutreten nöthigte, und das neue Ministerium in ihrem Sinne besetzte, ganz dasselbe behauptet. In seinem vorigen Werke bemühte sich Guizot zu erweisen, daß bis auf den Herzog Decazes alle Ministerien im Grunde dem Systeme der Revolution zugethan gewesen seyen, und auch den vorigen macht er nicht zum schwersten Vorwurf, daß sie entschieden das alte System der Privilegien hätten durchführen wollen, sondern er beschuldigt sie nur des Mangels an Thätigkeit und Kraft für irgend eine entschieden und klar aufgefaßte politische Theorie.

So wie der Verf. es sehr schwer findet, die hier vorkommenden Gegensätze mit bestimmten Ausdrücken zu bezeichnen, welche nicht zugleich einen feindseligen Nebenbegriff, oder irgend einen alten Parteihaß erwecken, so geht es auch uns. Mit einem Worte weiß Ref. die Sache in der That nicht auszudrücken; es ist eben so falsch, Royalisten und Liberale, als Aristokraten und Demokraten, oder gar Monarchisten und Republikaner, einander entgegen zu stellen. Es gibt eben so gut einen servilen Sinn im Democratismus, als ein echter Freiheitsgeist sich mit den strengsten monarchischen Grundsätzen vereinigen läßt. Der Herzog von Sülly zeigte sich als einen wahren Republikaner im edelsten Sinne, als er das Heirathsversprechen seines Königs für die schöne Gabriele zerriß; und wer den Leidenschaften und Vorurtheilen der Menge zu schmeicheln sucht, ist doch um kein Haar besser als ein Mann, der vielleicht von Jugend an im Hofleben die Tugend der Selbstständigkeit im Urtheilen und Handeln verlernt hat. Dabei sind die im öffentlichen Leben wirklich vorhandenen Gegensätze so unendlich mannichfaltig nüancirt, daß man sich auch in dieser Hinsicht sehr enthalten sollte, Parteinamen zu brauchen, welche gar nicht mehr denselben Sinn haben, wenn sie in einem andern Lande ausgesprochen werden. Protestationen helfen hierbei nichts; wer davon spricht, daß die Regierung im Systeme der Revolution handeln müsse, wird nie dem Vorwurfe entgehen, als lehne er die Gräuel des 2ten Sept. und 21sten Januar nur ehrenthalber von sich ab; wer sich zum Republikaner bekennen wollte, würde trotz alles Versicherns, daß er die constitutionelle Monarchie für die vollkommenste Republik halte, von dem Verdachte eines geheimen Vorbehalts nicht freigesprochen werden. Um die Stellung der verschiedenen Parteien richtig zu bezeichnen, müßte man erst die eigentliche Verschiedenheit der politischen Theorien genau bestimmen, welche ihnen zum Vereinigungspuncte dienen, und sie also eigentlich zur Partei machen. Dies ist aber darum wieder schwer, weil jede solche Partei von der andern beschuldigt wird, die Theorie nur zum Vorwand egoistischer und sogar bürgerlich strafbarer Ansichten zu brauchen.

Was nun besonders Frankreich betrifft, so sind besonders die Namen Royalisten und Liberale sehr übel gewählt und erwecken einen ganz falschen Begriff. Einer ganz unbeschränkten monarchischen Gewalt huldigen nur einzelne Männer, aber keine Partei, die Royalisten so wenig als die Liberalen. Wie wäre sonst der bloße Gedanke einer royalistischen Opposition möglich, da man bei einer solchen Ansicht den Monarchen unmöglich von seinen Ministern trennen könnte? Die letzten Sitzungen der Reichsstände haben den Beweis geliefert, daß beide Theile der Opposition nur über die Mittel der Beschränkung verschieden denken, indem die Einen der Regierung mehr rein persönliche, die Andern ihr mehr aus den Sachen hervorgehende Gegenkräfte entgegen stellen wollen. Jene suchen das Heil der Monarchie in den Corporationen und ihren Vorrechten, in einer Theilung der Regierungsgewalt mit der Geistlichkeit, dem Adel, den Gemeinde-Obrigkeiten, in welchen letztern sie wieder ein oligarchisches (demokratisches) Uebergewicht der Reichen zu begründen wünschen. Diese wollen denselben Zweck durch eine allgemeinere Theilnahme des Volkes an dem höhern Staatsbürgerrechte durch größere Unabhängigkeit der Rechtspflege und des Staatsdienstes überhaupt, vorzüglich aber durch die Freiheit der Presse erreichen. Der Streit ist also zwischen ihnen gar nicht darüber, ob eine unbeschränkte monarchische Gewalt aufzustellen sey, noch, ob eine andere Verfassung, als die Monarchie, eingesetzt werden

solle, sondern nur darüber, ob für die Monarchie, wie sie in einem gebildeten regsamen Volke bestehen kann, das System der corporativen Mitregierung oder der allgemeinen Volksfreiheiten am zuträglichsten sey. So stehen die Streitpuncte öffentlich; Royalisten wollen demnach beide Parteien seyn; selbst für constitutionell geben sich beide, nur über den Inhalt der Constitution und ihre Vervollständigung denken sie verschieden. Die Beschuldigung der Unredlichkeit, welche sich beide einander machen, ist von der einen Seite so unerweislich, wie von der andern; es ist eben so wenig Werth darauf zu legen, wenn man die Rechten anklagt, daß sie Dinge wieder herstellen wollten, deren rechtmäßiger Ursprung mehr als zweifelhaft und deren Vernichtung theuer erkauft worden ist, als wenn man den Linken den noch schwerern Vorwurf macht, daß sie den politischen Fanatismus und die Gräuel der Revolution zu wiederholen gedächten. Daher hat sich besonders der vorige Minister Deserre großem und verdientem Tadel ausgesetzt, als er den unglücklichen Versuch machte, seine Gegner in der Deputirtenkammer mit dergleichen Anklagen und Schmähungen niederzuwerfen. Da aber doch einmal die Dinge ihren Namen haben müssen, so wollen wir hier uns der Bezeichnung oligarchisch und liberal für die beiden in Frankreich entgegenstehenden Parteien bedienen, ohne mit einer dieser Benennungen Tadel oder Lob aussprechen zu wollen. Sie bezeichnen noch am richtigsten die Systeme beider Theile.

Den Geist des abgetretenen Ministeriums scheint uns der Verf. (Cap. II) nicht übel zu bezeichnen, indem er sagt, es habe die Trümmer des bonapartischen Despotismus, der auf die Ansichten der Revolution gestützt war, mit Hülfe und zum Vortheil der alten Verfassung aufrecht zu halten gesucht. Die Wiederherstellung jener alten Verfassung war nicht der Zweck der Regierung, aber wohl betrachtete sie die Begünstigung derer, welche dieses Ziel vor Augen haben, als ein Mittel, wodurch sie die eine Seite der Opposition an sich ziehen und dadurch stark genug werden könne, um der zweiten Oppositions-Partei nach Belieben Gesetze vorschreiben zu können. Sie verlangte freilich dabei, und mußte es verlangen, wenn sie Regierung bleiben wollte, daß nun jede oligarchische Opposition sich ganz an sie anschließen und zur ministeriellen Partei werden solle; aber dazu waren, wie früher, als Herzog Decazes ähnliche Versuche machte, die Verwilligungen nicht bedeutend genug. Sie nahm zwei Sprecher dieser Opposition in das Ministerium, ohne ihnen jedoch einen bestimmten Wirkungskreis anzuweisen. Dabei mußten freilich die Absichten beider Theile sehr verschieden seyn. Die Minister wollten durch diese beiden Collegen die Partei derselben, die Partei hingegen durch die Herren de Villele und Corbiere das Ministerium beherrschen, und es konnte nicht fehlen, beide Absichten mußten unerreicht bleiben. Zuletzt trennten sich daher beide Theile wieder, und dann mußte das Ministerium im Ganzen der vereinigten oligarchischen und republicanischen Opposition weichen.

Aus dieser Stellung des Ministeriums erklärt sich die Unthätigkeit von selbst, zu welcher es vom Anfang bis zu Ende verdammt gewesen ist. Es ist während seiner Geschäftsführung durchaus nichts bedeutendes geschehen, und die Sitzung der Reichsstände für das Jahr 1820 vorüber gegangen, ohne irgend ein wichtiges Gesetz. An sich wäre dies kein Tadel; es wäre der wünschenswertheste Zustand eines Staates, wenn eine geraume Zeit hindurch gar kein neues Gesetz nöthig wäre. Aber auf diesem Standpuncte stehen eben jetzt nicht viele Staaten, und Frankreich am allerwenigsten, wo so vieles eingerissen und nun erst wieder zu bauen ist. Die Gesetze über die Preßfreiheit und eine regelmäßige Bestrafung ihres Mißbrauchs, über die Verantwortlichkeit der Staatsminister, über die Municipalverfassung, über die Abtheilung der Kreise in den Departements, sind nicht allein versprochen, sie sind nothwendig, wenn die Verfassung in's Leben treten soll. Von allen diesen hat die Sitzung des J. 1820 nichts geleistet, die Minister haben nicht einmal unternommen, etwas davon leisten zu wollen. Der Versuch, welchen sie mit einem Gesetze über die Municipalverfassung machten, zeigt freilich den Geist, in welchem sie jene großen Institutionen zu begründen suchten, so deutlich, daß man zu ihrer Unthätigkeit Frankreich nur Glück wünschen kann. Es war wieder nichts, als abermals das bonapartische System, oligarchisch verschlimmert und zum Werkzeug der Oligarchie gemacht, statt daß es unter Napoleon ein Werkzeug der Regierungsgewalt gewesen war. Das Bedürfniß einer unabhängigen Gemeinde- und Kreisverfassung, wodurch die Mitglieder dieser Vereine über ihre besondern Angelegenheiten freiere Hand, eben dadurch aber auch für sie eine größere Theilnahme bekommen, gehört in Frankreich zu den dringendsten. Jetzt liegt diese Verwaltung ganz in den Händen der Regierungsbeamten. Die Vorsteher werden von dem Könige, den Präfecten und Unterpräfecten ernannt und sind daher selbst nicht wahre Gemeinde-Obere, sondern untergeordnete Regierungsbeamte. Daran hätte die von den vorigen Ministern vorgeschlagene Einrichtung wenig geändert, wohl aber den Maires der Gemeinden einen Ausschuß an die Seite gesetzt, welcher blos aus den Reichsten des Orts genommen worden wäre, eine Einrichtung, welche unter allen möglichen die unvernünftigste ist, man mag dabei von dem Zwecke der Macht, oder der Freiheit ausgehen wollen. In gleichem Geiste ist während dieser Zeit die gesammte innere Verwaltung und die auswärtige Politik Frankreichs behandelt worden.

Aber auch in dem persönlichen Charakter der vorigen Minister findet der Verf. noch mitwirkende Ursachen jener Unthätigkeit. Dem Herzog von Richelieu, seiner Rechtschaffenheit, Geradheit, seinen ritterlich-edlen Gesinnungen, läßt er, wie billig, alle Gerechtigkeit wi-

verfahren, aber es fehlt ihm, nach Herrn Guizot, jene Entschlossenheit des Geistes, welche dem Führer eines Ministeriums oder einer Partei durchaus unentbehrlich ist. Er ist nicht gemacht, irgend ein System vollständig und kraftvoll durchzuführen, so leicht er auch zu den ersten Schritten desselben bewogen werden kann. Es ist nicht persönliche Furcht, was ihn zurückhält, sondern eine gewisse Beschränktheit des Blickes, welche ihn über die Grenzen des Rechts und seiner Pflicht ungewiß macht. Daher greift er im Anfange ziemlich rasch nnd kräftig ein; so wie aber die Schwierigkeiten sich mehren, der Gang der Dinge sich beschleunigt, bleibt er auf halbem Wege stehen und wird immer unbeweglicher, je mehr man sich bemüht, ihn weiter zu bringen. Er wehrt sich gegen die Fortsetzung seiner eignen Handlungen; alles gewaltsame Durchgreifen ist ihm zuwider; das schwierige übersteigt seine Kraft, und wenn er auf diesem Puncte steht, bemächtigt sich seiner ein einziges Gefühl, Widerwillen gegen den spröden Stoff, dessen er Meister werden sollte, und gegen ein Volk, welches sich von einem rechtschaffenen Manne, dem am Herrschen selbst so wenig gelegen ist, und der sich nur aus reinem Eifer für das allgemeine Wohl an das Ruder stellte, gar nicht lenken lassen will.

Wir wissen nicht, ob diese Charakterschilderung auf den Herzog von Richelieu paßt, aber objective Wahrheit ist ihr nicht abzusprechen. Es ist Leben und jenes Zusammenstemmen darin, welches uns oft von einem Gemälde, dessen Original wir nicht kennen, die Ueberzeugung gewährt, daß seine Züge ganz aus der Natur genommen sind. Man könnte beinahe sagen, daß auf die Systeme selbst weniger ankomme, als darauf, daß das einmal ergriffene, welches es auch sey, vollständig, consequent und fest befolgt werde, und daß das meiste Unheil in der Welt nicht von durchaus falschen, sondern von halben Maßregeln komme, welche keinen Theil befriedigen können und nur gar zu häufig vorgezogen werden. Aber freilich, volle Consequenz in der Ausführung verträgt auch nur ein vollkommen richtiges System, jedes einseitige muß bei strenger Anwendung in allen seinen Folgen zur Ungereimtheit werden. Und eben darum begnügt man sich so gern mit jenen halben Maßregeln, und verwirft alle Theorie, welcher man die Fehler zur Last legt, die nur eine Folge des Irrthums und des Mangels der Theorie sind.

Härter als der Herzog von Richelieu, werden die Minister Pasquier und Deserre beurtheilt. Herrn Pasquier werden Geist und Kenntnisse zugestanden, ihm aber, außer einem aus bloßer Eitelkeit hervorgehenden Streben nach dem Range und der Gewalt eines Ministers, der gänzliche Mangel irgend eines entschiedenen politischen Systems zur Last gelegt. Er gehöre, sagt Guizot, zu der besonders in Frankreich zahlreichen Classe von Männern, deren gesunder Verstand durch die Thorheiten, deren rechtlicher Sinn durch die Verbrechen der Revolution verletzt worden sey, welche aber nun, die echte bürgerliche Freiheit damit verwechselnd, diese für unmöglich erklärten und gegen jede allgemeine Idee scheu und mißtrauisch geworden seyn. Diese Classe von Leuten habe sich lange unter Napoleon recht wohl befunden, und sie hätten erst bei seinem Falle die Ueberzeugung bekommen, daß er auch Unrecht gehabt haben könne. Sie hätten eingesehen, daß auch der geschickteste Despotismus die Grenzen unklug überschreiten und sich selbst vernichten könne, ohne deshalb mehr Zutrauen zu der wahrhaft repräsentativen Verfassung zu bekommen. Nur ihr Widerwille gegen eine jede fest ausgesprochene Meinung, jedes bestimmte System, jede muthvolle Unternehmung sey noch stärker geworden, und ihre ganze Weisheit bestehe darin, jede allgemeine Wahrheit zweifelhaft zu machen, der Nothwendigkeit nachzugeben, Schwierigkeiten zu umgehen, jede Entscheidung zu verschieben, und durch Zögerung zu regieren. Daher fand man Herrn Pasquier, als Minister, sowohl dem Herzog Decazes, als dem Herzog von Richelieu, aber nie einer Partei entschieden angehörend. Indessen gibt ihm doch Guizot das rühmliche Zeugniß, daß er, wenn auch ohne politisches System, doch nicht ohne politische Moral sey; daß er sich jeder Uebertreibung, jedem Gewaltstreiche immer entgegengesetzt und den Ruf eines redlichen Mannes unbefleckt erhalten habe. Da er allem Parteiwesen abgeneigt ist, so hat er auch zuletzt der oligarchischen und besonders Herrn de Villele einen bedeutenden Widerstand geleistet, für welchen man ihm um so mehr Dank wußte, je weniger man ihn erwartet hatte. Es wird wohl manchem scheinen, als wenn gerade diese Abneigung gegen alle Parteisysteme dem Hrn. Pasquier mehr zum Lobe, als zum Tadel gereichen müsse, allein die Sache hat doch verschiedene Seiten. Wenigstens muß derjenige, welcher sich an die Verwaltung eines großen Staats stellen will, in einem wohl durchdachten Systeme ein fest bestimmtes Ziel seines Strebens erkannt haben, wenn er nicht sich einer ungewissen Fahrt auf gut Glück überlassen und in einem unsichern Hin- und Herschwanken scheitern will. Wo, wie in Frankreich, die Hauptgrundsätze der verschiedenen möglichen Theorie zugleich den Vereinigungspunct politischer Parteien ausmachen, wird er sich wenigstens in den Hauptpuncten der einen oder der andern derselben entschieden und fest anschließen müsse, um für sein Wirken Gefühle zu finden, welche es nicht blos als Handlanger mit bloßem Gehorsam, sondern als verständige Mitarbeiter mit theilnehmendem Eifer unterstützen. Er wird dann, was nach reiflicher Ueberlegung beschlossen wurde, mit rascher Thätigkeit ausführen, damit er selbst im Gelingen seinen Lohn finde, und das Gebäude sich als fest und brauchbar bewähre. Von zwei berühmten Ministern Frankreichs erzählt man, daß sie gerade die entgegengesetzte Maxime beobachtet hätten; Cardinal Richelieu pflegte zu sagen: „Was du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen;“ Cardinal Mazarin hingegen: „Was sich auf morgen verschieben läßt, thue nicht heute;“ aber eben darum war auch jener ein großer (wenn gleich oft ungerechter), dieser nur ein gewandter und listiger Staatsmann.

In der innern Verwaltung ist es hauptsächlich Hr. Corbieres, der jetzige Minister des Innern, dessen Amtshandlungen als Director der Unterrichtsanstalten Hr. Guizot einer scharfen Kritik unterwirft. Der Oberschulrath (Conseil royal de université) ist bei den neuen Statuten vom 29. Februar 1821 gar nicht einmal zu Rathe gezogen worden. Die Rechte der Universität sind dabei durch die der katholischen Geistlichkeit zugestandenen Schulanstalten so gut wie vernichtet, und die Freiheiten der Nichtkatholischen durch die den Bischöfen übertragene Aufsicht über den Religionsunterricht in allen Schulen ihres Sprengels wenigstens sehr gefährdet worden. Denn obgleich Hr. Corbiere damals den Grundsatz anerkannte, daß bei den Protestanten diese Aufsicht ihrer Pfarren und Consistorien gebühre, so hat er sich doch beharrlich geweigert, denselben auf eine officielle und unumwundene Weise öffentlich auszusprechen. Vorzüglich ist die Philosophie in den erwähnten neuen Statuten übel angekommen; um wenigstens den Unterricht in den neuern Fortschritten derselben zu erschweren, soll er in lateinischer Sprache ertheilt werden. Die Geschichte aber hat man aus der Classe der Rhetorik ganz verbannt, und den akademischen Grad des Baccalaureats der Philosophie, welchen ein jeder haben muß, ehe er den juristischen oder medicinischen Cursus beginnen kann, mit solchen Schwierigkeiten umgarnt, daß man die Absicht, junge Leute von diesen Studien abzuschrecken, deutlich gewahr wird. Da nun die Unterrichtsanstalten wieder zum Ministerial-Departement des Hrn. Corbiere gehören, so ist die Aussicht für sie gewiß nicht sehr erfreulich. Indessen, der wissenschaftliche Geist der Menschen gleicht der Palme, die mit desto größerer Kraft

empor wächst, mit je schwererer Last man dies Wachsthum zu verhindern sucht.

49.

(Ein dritter Artikel folgt bald.)

Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive.

(Fortsetzung aus No. 32.)

IV.

Gleim und Bürger.

15. Bürger an Gleim.

„Appenrode, den 22. März 1784.

Ehrwürdiger, lieber Vater, ich bitte demüthig, Sie wollen mir meine Sünde vergeben, daß ich für das so holde Geschenk Ihrer von außen und innen so schönen Episteln nicht gedankt habe. Wahrhaftig, mehr Wollust hat nicht Paris bei Helenen empfunden,

Selbst nicht da, als er der holden Stadt Lakedaimon
Sie entführend, auf meerdurchwallenden Schiffen enteilte,
Und auf Kranae Beide das Lager der Liebe vereinte,

als man empfindet, wenn man ein an Geist, Herz und Sinnen so behagliches Buch lieset. Das haben Sie brav gemacht, daß Sie lateinische Schrift gewählt haben; ich werde es ebenfalls bei meinen Gedichten sowohl, als auch künftig bei der Ausgabe meines Homers thun, wenn diese anders nicht eine allzugroße Gleichgültigkeit des Publicums zurückhalten sollte. Sauer, mein Lieber, wie Sie sagen, ist diese Arbeit freilich gewesen, und undankbar wird sie in Rücksicht auf das Publicum höchst wahrscheinlich auch seyn; allein sie hat mir doch auch manches Vergnügen gewährt. Da sie nun größtentheils überstanden ist, so mag ihr Lohn seyn, welcher er will. Sie haben mir aber, lieber Mann, einen Stachel in's Herz gestoßen, daß Sie schon in dem ersten Gesange Versifications-Fehler — wenn Sie sie gleich nur klein nennen — bemerkt haben wollen. Das will fast meinen Muth erschüttern, weil ich blinder Hiob sie, trotz meines nochmaligen Durchlesens, nicht entdecken kann, es müßten denn anders einige durch Druckfehler entstanden seyn. Druckfehler sind leider mehrere eingeschlichen, so kräftige Protestationen ich auch zum voraus bei Göckingk eingelegt hatte. Dieses ist nun einmal bei unserm deutschen Druckerwesen ein so eingerissener Gräuel, daß es sich vermuthlich nicht eher damit geben wird, als bis einmal alle Setzer und Correctores aus ganz Deutschland zusammengebracht und durch eine preußische Grenadier-Gasse von 500 Mann drei Tage lang, jeden Tag 12 Mal, in Summa also 36 Mal, gejagt werden. Das möchte vielleicht für die Zukunft etwas helfen.

Die sonst wirklich bemerkten Versifications-Fehler müssen Sie mir anzeigen, lieber, bester Gleim, oder ich träume sonst alle Nächte davon und kann nicht ruhig schlafen; denn ich liebe Genauigkeit und opiniatrire mich, sie bei meiner Uebersetzung auf das äußerste zu treiben.

Uebrigens kann ich nicht rühmen, daß ich bisher glücklich gelebt hätte. Ich ließ mich vor vier Jahren verleiten, ein hiesiges adeliches Gut in Pacht zu nehmen, welches für mich sehr ruinös gewesen ist. Vor 14 Tagen habe ich diese fatale Pachtung wieder abgetreten und mich wieder in's Engere zusammengezogen. Verdruß und nichtswürdige Plackerei bei meinem so schlechtergiebigen Amte, durch welche ich mich nun zwölf Jahre mit Verlust meiner Leibes- und Seelenkräfte durchgefressen, stiegen zuletzt so hoch, daß ich, um nur den zusammengeschmolzenen Rest dieses Capitals vor dem gänzlichen Banqueront zu retten, mich entschloß, das elende Amt aufzugeben. Dieses ist schon vor 3 Monaten geschehen, und künftige Johannis, als bis dahin ich nun noch in meinem Karren ziehen muß, lege ich die hiesige Justiz-Verwaltung ganz nieder. Noch habe ich zwar kein gewisses Emploi wieder, allein dafür habe ich auch noch Kräfte und Muth, die, je näher ich dem Ziel meiner Erlösung rücke, immer frischer und grüner aus der noch gesunden Wurzel des bisher von oben verwüstelen Baumes wieder ausschlagen. Fügt es das Schicksal nicht etwa bald noch anders mit mir, so widme ich mich hinfort dem akademischen Leben, weil ich noch jung genug bin, und lasse mein einziges Studium Geschichte und Philosophie seyn, welche mich schon seit verschiedenen Jahren vornehmlich an sich gezogen haben. Meine poetische Laufbahn wird mit der zweiten Ausgabe meiner Gedichte und der Uebersetzung Homer's vermuthlich beschlossen seyn. Von beiden sollen Sie, mein bester Gleim, die ersten und schönsten Exemplare haben.

Gott gebe Ihnen ein freudiges Alter!

Bürger."

16. Bürger an Gleim.

„Göttingen, den 20. April 1789.

Gott segne den theuern, ehrwürdigen Vater Gleim mit Freude! In die lieben Hände, die ich kindlich mit Thränen süßer Wehmuth küsse, lege ich eine arme kleine Gabe, wofür ich mir einen gütigen, verzeihenden Blick für mein langes Todtenschweigen, selbst bei Gelegenheiten, da Reden Pflicht war, von ihm erflehe. Lieber Vater, ich mochte ja lange, lange nicht mehr leben, wie hätte ich denn reden mögen, wenn auch Gott oder Göttin mir die Lippen durch Küsse hätten entsiegeln wollen? Ich habe es Allen so gemacht, wie Ihnen; Allen, Allen, die mir noch so wohl wollten.

Aber die Kühlungen im heiligen Hain Apollo's haben meine Seele, und die Balsame Aesculap's meinen Körper wieder erquickt, und es kommt mir seit einiger Zeit vor, als ob ich mich besser fühlte. Das Vorgefühl der Gesundheit, das ich Boien zusang, ist nicht ganz poetische Fiction.

Sie werden in der Beilage manches Bächlein entdecken, das aus der Hauptquelle der Freuden und Leiden meines Lebens entsprang. Jene sind vertrocknet, und diese — nun, wenn sie nur nicht mehr überschwemmen.

Lieber Gleim, wenn Ihnen auch nichts in dieser Sammlung gefällt, so — was soll ich's leugnen, daß ich alles Uebrige für meinen Liebling, den Sie selbst suchen mögen, Preis gebe?

Ich beharre unter dem obigen Segenswunsche mit kindlichem Herzen

Ihr

dankbarer

Bürger."

17. Gleim an Bürger.

„Halberstadt, den 18. Oct. 1789.

Hier, mein theurer Bürger, in größter Eil, sende ich einen goldnen Friedrich den Zweiten. Ich möchte gern der Erste seyn, (der erste Preuße kann ich seyn) der Ihrem Vorhaben, uns einen schönen Bürger zu geben, seinen Beifall gäbe. — Meinen völligen Beifall hat auch, daß Sie die Vorrede, bei deren Abfassung Sie übellaunig waren, weglassen wollen. Statt ihrer wünscht' ich aber doch eine, die wieder gut machte, was jene verdarb! Ich mag so gern, daß unsre Dichter zur Zufriedenheit der Menschen mit Gott und Ihresgleichen das Ihrige beitragen. In jener war mein Bürger über die Kleinigkeiten der Erde nicht erhaben, wie er es ist beinahe in allen seinen Liedern. Ich umarme den deutschen Dichter des hohen Liedes, das mir lieber ist, als alle die ebräischen, und bin von ganzem Herzen

sein alter treuer

Gleim."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 6. Februar 16.

Was ist Wahrheit vor Gericht? — ist sie im Criminalproceß eine andere, als im Civilproceß? — gewährt das Geschwornengericht eine zuverlässigere Erkenntniß der wahren Thatsachen, als der Inquisitionsproceß? ist dieser überhaupt der Jury vorzuziehen?

(Als friedliche Bemerkungen über die Kritik der Schrift: „Anweisung zur Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften" in No. 293 und 294 des Literar. Conv.-Blatts, Jahrg. 1821.)

Wer jene Kritik bis zu Ende gelesen hat, wird gewiß nicht glauben, daß diese Gegenbemerkungen eine Antikritik im gewöhnlichen Sinne seyn sollen; ich habe eher Ursache, durch zu vieles Lob, als durch den über einige gelegentliche und unwesentliche Aeußerungen ausgesprochnen Tadel beschämt zu seyn. Der Verf. berührt unterdessen Gegenstände, deren etwas genauere Erörterung zeitgemäß, also für die Leser des Conversf. Blatts geeignet seyn dürfte. Er ist, wie man sieht, ein unversöhnlicher Feind des Geschwornengerichts; er findet in Deutschland die eifrigsten Vertheidiger der Jury unter den Sachwaltern und wähnt, Erwartung einer glänzendern Rolle bestimme sie zur Vorliebe für dieses Institut, — er hält die Wahrheit im Civilproceß für nicht wesentlich verschieden von der in Untersuchungssachen, — ihm scheint die von mir getadelte zunehmende Vervielfältigung der Rhetoriken nicht tadelnswürdig, — er hält die sorgsame Ausführung aller Vertheidigungsgründe in Schutzschriften für ermüdend und breit. Eine kurze Prüfung dieser Aeußerungen kann und wird den Lesern des Conversf. Blatts nicht zuwider seyn.

Zuvor muß ich bemerken, daß der wahre Zweck und Inhalt meines Buches in der Anzeige nicht ganz richtig angegeben ist. Wer das Buch nicht selbst zur Hand nimmt, muß es sehr befremdend finden, daß über das Geschwornengericht so viel in ihm gesagt seyn soll, da doch der ganze erste Band nur von der Vertheidigung im Inquisitionsproceß handle. — Allein die genaue Charakterisirung des Geschwornengerichts und die Unterscheidung des vor ihm stattfindenden Verfahrens von dem Verfahren im Inquisitionsproceß war um deswillen wesentlich nothwendig, weil ja mein Werk, laut der Einleitung S. XI., für die Vertheidigung in beiden in Deutschland üblichen Verfahrungsarten — der im Inquisitionsproceß und der vor dem Geschwornengericht — Regeln und Beispiele aufstellen, und sonach die ganze gerichtliche Vertheidigungskunst umfassen soll. Die ersten beiden Bände (der zweite wird in einigen Wochen ausgegeben!) befassen nämlich die Vertheidigung im Inquisitionsproceß, als der in Deutschland gewöhnlichern Proceßart. Werden diese vom Publicum günstig aufgenommen, so soll der dritte theils einige selten vorkommende Schutzschriften, theils und vornämlich in einem Anhang die abweichenden Regeln für die Vertheidigung vor dem Geschwornengericht aufstellen und durch die besten (englischen, französischen, griechischen, römischen und andere) Muster erläutern. Im Eingang des Werks mußte daher nothwendig der Unterschied beider Proceßarten festgesetzt und dadurch die Verschiedenheit der Vertheidigung in beiden erläutert werden. Um diesen Unterschied klar zu machen, mußte ich die Jury so, wie sie in dem Land ihrer Geburt und höchsten Ausbildung (England) wirklich ist, darstellen. Da ich keine kürzere und treuere Darstellung kenne, als die von de Lolme (davon habe ich mich durch des neuesten Augenzeugens, Cottu's, sehr vorzügliches Werk: „de l'administration de la justice criminelle en Angleterre" überzeugt) so habe ich einen Auszug aus de Lolme's Darstellung der englischen Jury aufgenommen. Demnach beruhet im Grunde gar nichts darauf, ob ich für oder gegen die Jury gesprochen habe, denn mein Buch wird durch keins von beiden anders. In beiden Fällen mußte ich das wahre Wesen des Inquisitionsverfahrens, so wie des Processes vor der Jury im Auge haben, — darnach die Regeln der Vertheidigung in beiden bestimmen. Hätte ich nur den Inquisitionsproceß und die schriftliche Vertheidigung zum Inhalt meines Buches machen wollen, so würde es unvollständig seyn; ich wollte aber für alle angehende Vertheidiger Deutschlands schreiben, mußte mithin die hin und wieder in Deutschland (z. B. in den Pr. Rheinprovinzen) beibehaltenen Geschwornengerichte nothwendig mit berücksichtigen. Auch steht, glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, so manchem deutschen Lande die Einführung der Geschwornengerichte für Criminalsachen bevor. Wer also jetzt eine Anleitung zur Vertheidigung vor Gericht schreiben wollte, mußte nothwendig auch die vor den Geschwornengerichten beachten. Uebrigens ist der Titel meines Buchs nicht vollständig angegeben. Schon aus dem Zusatz: „nebst einem Anhang, in welchem die abweichenden Regeln für die mündliche Vertheidigung vor dem Geschwornengericht entwickelt und durch Beispiele erläutert werden", war die Tendenz des ganzen Werks zu ersehen. Auch wäre es ohne Zweifel besser gewesen, das Erscheinen des zweiten Theils abzuwarten, denn nur aus diesem konnte die Nützlichkeit meines Unternehmens in Bezug auf die schriftliche Vertheidigung, ausreichend erhellen. Im ersten Theil sind blos in Bezug auf die Verbrechen des Todtschlags, der Brandstiftung, des Raubmords, Straßenraubes und Kindermords (9) Schutzschriften aufgenommen. Die in dem zweiten Theil aufgenommenen 25 Vertheidigungsschriften hingegen beziehen sich auf folgende Verbrechen: Marodirung, Duell mit Tödtung, Aufruhr, Wilddiebstahl, Verfälschung des landesherrlichen Stempels, Ehebruch, Mißbrauch eines Kindes zur Wollust, vorsätzliche Ansteckung mit der Lustseuche, Meineid, Wechselverfälschung, Verbreitung sittenloser Bücher und Angabe eines falschen Verlegers und Druckorts, viele Diebstähle aller Art (versuchte, vollendete, große, kleine), Betrug, Druck ohne Censur u. s. w. Für die gewöhnlichsten Fälle und Verhältnisse dürfte daher durch die Beispielsammlung hinreichend gesorgt seyn. In dieser Vorsorge für Beispielsarbeiten, welche in den gewöhnlichsten Fällen ausreichen, suche ich aber die Nützlichkeit meines Buchs für angehende Vertheidiger ganz vorzüglich.

Daß die

Wahrheit vor Gericht

im Civilproceß eine andere seyn soll, als im Criminalproceß, muß freilich Vielen als eine sonderbare Behauptung erscheinen. Gleichwohl ist nichts gewisser! Im Civilproceß verurtheilt z. B. der Richter einen Beklagten blos um deswillen, weil er ein Schulddocument anerkannt hat, unbekümmert, ob die verschriebene Schuld erdichtet oder wahr ist. Aber im Criminalproceß darf er das schriftliche Bekenntniß eines Mordes, wenn es der Aussteller gleich anerkannt hat, nicht zur Grundlage der Verurtheilung machen, sondern muß — wenn er sich auch nur an das durch Zwang erpreßte

Billet in Schiller's Kabale und Liebe erinnerte — erst die Wahrheit und Glaubwürdigkeit eines solchen Geständnisses untersuchen. — Schon hieraus ist klar, daß die Wahrheit (d. i. das, was der Richter für Wahrheit halten und zur Basis seiner Entscheidungen machen muß) im Civilproceß eine weit oberflächlichere, die im Criminalproceß eine weit gründlichere, also eine ganz andere seyn müsse. Der Grund liegt auch eben nicht tief Der Staat ist es ja allein, dem wir den Beweis des äußern Eigenthums (d. i. des von unserer Person getrennten — denn das Eigenthum, welches wir bei uns tragen, bedarf auch außer dem Staat keines Beweises) verdanken. Außer dem Staat kann vom Beweis durch Zeugen, Urkunden u. s. w. natürlich nicht die Rede seyn. Da also der Staat die Quelle dieses Beweises ist, so kann er auch wohl in den Gesetzen vorschreiben: „der Sicherung und Befestigung des Eigenthums wegen solle diese und jene Thatsache dann als bewiesen betrachtet werden, wenn z. B. für Jemanden gewisse Vermuthungen sprächen, welche seine Gegner nicht sofort zu widerlegen vermögen, wenn Jemand ein Document ausgestellt und dieses anerkannt habe u. s. w. Aber mit nichten darf sich derselbe Staat so erklären: „Ich befehle den Tribunälen, daß sie alsdann annehmen sollen, es habe Jemand ein Verbrechen begangen, wenn z. B. mehrere in den Gesetzen aufgeführte Verdachtsgründe gegen ihn vorhanden sind", vielmehr muß er die Beurtheilung der Frage, „ob Jemand ein Verbrechen wirklich begangen habe", der Ueberzeugung des Richters überlassen. Im Civilproceß ist also eine gleichsam anbefohlne, conventionelle Wahrheit möglich, und (da außerdem keine Bestimmtheit und Festigkeit des äußern Eigenthums denkbar wäre) — nicht ungerecht; im Criminalproceß hingegen ist, so zu sagen, nur die wahre Wahrheit gerecht, und jedes in den Gesetzen dem Richter vorgeschriebene Fürwahrhalten — grausam. Aus der in der peinl. Ger. Ordn. vorkommenden Aufzählung der Verdachtsgründe — die sämmtlich so beschaffen sind, daß nach ihnen sehr leicht auch der Unschuldigste schuldig erscheinen kann, — schreiben sich unzählige Verurtheilungen (nachher als solche anerkannter) Unschuldiger her. Und warum? Weil die Richter in diesen Indicien gemessene Befehle und Vorschriften erblickten, Thatsachen für (ganz, halb oder gar zum vierten Theil) erwiesen zu betrachten, deren Beweis sich durch die Gesetze gar nicht vorschreiben ließ, weil er nur aus der sorgsamen Betrachtung aller Umständen hervorgehen, nicht aus einzelnen gesetzlich vorgeschriebenen Indicien, und deren Zusammenzählung resultiren konnte.

Daß ich die
Wahrheit gerichtlicher Thatsachen
nicht so definirt habe, als es der Kritiker angibt, zeigen meine Worte S. 61. „Die Wahrheit einer Thatsache besteht in der Nachweisung der Unmöglichkeit, ihr Gegentheil zu denken. Die Gesetze haben diese Nachweisung bei todeswürdigen Verbrechen dann angenommen, wenn zwei unverwerfliche Zeugen den Urheber der außerdem ausgemittelten That herstellen und die Absicht von dem Beschuldigten zugestanden wird. Haben die Zeugen die Verübung der That nicht selbst wahrgenommen, sondern blos Thatsachen und Umstände, von denen auf eine bestimmte Person, als Urheber, geschlossen werden kann; oder bewirken die übrigen Beweismittel nur Grundlagen zu solchen Wahrscheinlichkeitsschlüssen, so muß der Vertheidiger zeigen: daß allen diesen Schlüssen keine Nothwendigkeit einwohne, daß vielmehr alle jene Umstände aus ganz andern, oder ganz unschuldigen Ursachen erklärbar seyen, nicht aber in der Verübung der That durch den Angeschuldigten, als Ursache, ihren Grund hatten."

Aus ihnen erhellet, daß ich die objective Wahrheit der Thatsachen an sich definiren, aber zugleich, was im Staat als Aequivalent dafür gehalten werde, andeuten wollte. Auch ist ja S. 61 blos vom künstlichen, aus Wahrscheinlichkeitsgründen entlehnten Beweis die Rede. Für diesen (der so unendlich viele Schuldlose ins Verderben gestürzt hat), sogar das Princip aufzustellen, „daß man nur dann das angeschuldigte Verbrechen als durch Wahrscheinlichkeitsgründe erwiesen betrachten solle, wenn diese Gründe so dringend, so einander ergänzend und zusammenhangend wären, daß man das Gegentheil der Beschuldigung gar nicht denken könne", würde (wenn ich es aufgestellt hätte), sehr leicht zu rechtfertigen seyn. Die Wahrheit an sich ist übrigens von mir ganz richtig definirt. Die Nothwendigkeit allein ist das allgemeine Merkmal aller und jeder Wahrheit. Hält wohl z. B. ein echter Naturforscher etwas eher für wahr, als bis er durch allseitige Experimente die Unmöglichkeit des Gegentheils, mithin die Nothwendigkeit einer Behauptung eingesehen hat?

Würde es zur allgemeinen Gewohnheit, sobald Jemand etwas behauptete, sogleich die Beschuldigung zu äußern: „er habe bei dieser Behauptung offenbar ein eignes Interesse, — nicht Ueberzeugung von der Wahrheit der Behauptung spreche aus ihm", so müßte sehr bald ein allgemeines Verstummen der bescheidnen und friedliebenden Wahrheitsfreunde die traurige Folge seyn. Dies hätte der Verfasser der Anzeige bedenken und den Vorwurf, als sey meine (auf so tüchtige Gründe basirte) Vorliebe für die Jury aus Egoismus zu erklären, zurückbehalten sollen. Wenn ein Physiker, der zugleich ausübender Mechanikus wäre, die gekugelten Gewitterableiter (wie Einige) für besser als die spitzigen erklärt hätte, wie auffallend wäre es dann, wenn ein Beurtheiler seiner Meinung äußern wollte: „ohne Zweifel wolle der gute Mann die erstere Art Ableiter selbst fabriciren und sie nur durch seine Empfehlung an den Mann bringen. Egoismus sey es offenbar, was aus seiner Empfehlung spreche, nicht Wahrheitsliebe." Wen könnte man wohl, wenn diese Art der Kritik (— Persönlichkeiten statt der Gründe) einrisse, von dem Verdacht des Egoismus freisprechen? Die Jury haben denkende Männer aller Stände — Geheime Räthe, Präsidenten von Tribunälen, Professoren u. s. w. vertheidigt. Ja die Sachwalter Deutschlands würden sogar offenbar bei ihrer Einführung verlieren. Es ist ja weit bequemer und zeitersparender, an seinem Schreibtisch die Desensionen aus den Acten gemächlich auszuarbeiten, als erst einer Menge von Verhören mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beiwohnen, den Zeugen Fragen vorlegen, und dann eine mündliche Vertheidigungsrede vor einem zahlreichen Publicum halten zu müssen. Wer sich nicht diesem Geschäft ausschließlich widmen kann (und wer unter den Sachwaltern Deutschlands könnte dies?) wird (wie die Consulenten im vormaligen Königreich Westphalen) die Vertheidigung der Angeklagten für die drückendste Last ansehen. Denn sie müßte ihm ja die beste Zeit für andere einträglichere Geschäfte rauben. Auch darf man die Sachwalter Deutschlands (wenn von Vergütung der Bemühungen die Rede ist) nicht mit den Sachwaltern Englands zusammenstellen. Nie werden die Denfensoren in Deutschland eine Rolle spielen wie die in England. Auch die öffentliche Vertheidigung würde, ebenso wie gewöhnlich die schriftliche, mit der angewandten Mühe und der hingeopferten vielen Zeit in keinem gehörigen Verhältniß stehen! Frage man nur vielbeschäftigte Sachwalter, ob sie Schutzschriften für vortheilhafte, oder nicht vielmehr für unerträgliche Arbeiten halten. Wie vielmehr müßte dies bei dem großen Zeitverlust durch viele öffentliche Verhöre der Fall seyn? Der Vorwurf selbstsüchtiger Absichten ist also nicht nur ungebührlich (denn die Absichten der Meinungen gehören, als Persönlichkeiten, nicht vor die Kritik), sondern auch — widersprechend.

Um von der überwiegenden Vortrefflichkeit der Jury überzeugt zu werden, ist es nöthig, daß man sich zuvor von der Unmöglichkeit jeder ausreichenden gesetzlichen Theorie des Beweises in Criminalsachen überzeugt habe. Ist man zu dieser Ueberzeugung gelangt — und sie kann bei einigem Nachdenken und bei Betrachtung der Gesetzbücher sowohl, als der Gesetzentwürfe, nicht ausbleiben — so folgt unmittelbar darauf die Einsicht: daß der ständige Richter nicht minder, als die Geschwornen, das Schuldig oder Nichtschuldig blos nach subjectivem Fürwahrhalten ausspreche. Denn noch ist man bei dem (nothwendigen) Mangel einer vollständigen gesetzlichen Beweistheorie nicht dahin gelangt, einen ständigen Richter durch die Gesetze überführen zu können, daß er (wenn er anders actenmäßig entschied), ungerecht verurtheilt oder losgesprochen habe! — Gewährt aber der Inquisitionsproceß in diesem Hauptpunct keinen Vorzug vor der Jury, so entsteht nun die zweite Frage: „Wer kann sich der Wahrheit leichter und gewisser nähern, die Jury, welche Angeklagte und Zeugen selbst verhört, oder der ständige Richter, welcher das Urtheil blos aus Acten fällt, mithin die der Entscheidung zu Grunde zu legenden Thatsachen nur durch fremde Augen sieht, — dabei auf zwei Classen von Erzählern trgut, nämlich erstens auf den Inquirenten und dessen Protocolle, und dann auf den Referenten, welcher aus des erstern Protocollen wieder willkürliche Erzählungen vorträgt, und oft nicht einmal den Acteninhalt treu wiedergibt. Schon der gemeine Verstand muß der Jury den Preis zuerkennen und urtheilen, daß man den Urheber einer That sichrer und eher kennen lerne, wenn man die Zeugen selbst befragt, als wenn man sie durch Andere befragen läßt.

Mit gutem Grund habe ich, obwohl blos im Vorbeigehen, die zunehmende Vervielfältigung der

Rhetoriken

getadelt und geäußert, daß wir wohl noch eine — Lohnbedienterrhetorik erleben würden! — Die mir entgegengestellten Gründe überzeugen nicht. Die Rhetorik ist durch die Bemühungen der Griechen und Römer völlig erschöpft, Neues in ihr nicht mehr möglich. — Die Neuern haben daher nur Aristoteles, Cicero und Quintilian wiederholt. Ein auffallender Beweis davon ist z. B. das sonst so schätzbare Werk des Cardinal Maury: „essai sur l'éloquence de la chaire etc.“ (dessen neueste Ausgabe im Jahr 1810 erschienen ist). Die gerichtliche Beredtsamkeit insbesondere ist durch die Regeln der griechischen und römischen Rhetoren bereits vollständig dargestellt, bedarf daher (zumal da das Geschwornengericht den Gerichten der Römer und Griechen sehr ähnlich ist), keiner eignen Darstellung, indem diese schon in der allgemeinen Rhetorik (in dem Abschnitt de genere judiciali) in reichlichstem Maße gegeben wird. Die Theoreme der Alten über das genus demonstrativum und deliberativum enthalten übrigens alles, was z. B. über geistliche Beredtsamkeit nur gesagt werden kann. Will man aber die besondern Rhetoriken durch die Eigenthümlichkeiten der Stände und Verhältnisse begründen, wo ist dann für die Vervielfältigung derselben eine Grenze zu entdecken? Es muß dann nothwendig eben so gut eine Theorie der Dorfrichterberedtsamkeit geben, als eine für die Kanzelberedtsamkeit. Die Wahrheit ist, daß man weit besser thäte, allen, einer Anweisung Bedürftigen die trefflichen rhetorischen Lehren der Griechen und Römer im Allgemeinen vorzutragen und sie dann auf die besten Muster aller Arten von Reden und beredten Vorträgen (auf Staats- und Parlamentsreden, auf Reden vom Thron, auf treffliche Predigten, beredte Proclamationen, feurige Schlachtberichte u. s. w.) hinwiese. Durch die Mannichfaltigkeit der Beispiele aller Art würde die Urtheilskraft darüber, was von den allgemeinen Regeln in jedem besondern Verhältniß schicklich und anwendbar sey, besser belehrt als durch das ängstlichste Hinstoßen in besondere Kanzel- Gerichts- Parlaments- Geschichtsschreiber- und wer weiß was sonst noch für Rhetoriken! — Das Beispiel von der Theaterberedtsamkeit ist nicht treffend. Denn das Rhetorische der Dramen ist ja eben der größte Fehler, den man so vielen Erzeugnissen der neuesten Zeit mit Recht vorwirft. Diese Art von Rhetorik mag also immer die Flucht ergreifen; ihre Existenz würde die echte dramatische Kunst nur noch tiefer herabwürdigen. Auf das Theater gehört echte Poesie, nicht Beredtsamkeit. Und soll etwa die Theaterrhetorik auch die Schöpfung und Durchführung (Haltung) der Charaktere lehren, denen doch alles, was in einem Drama gesprochen wird, angemessen seyn muß, wenn es nicht (so beredt es auch an sich selbst seyn mag) gerechten Spott erregen soll?

Der Vorwurf „zu ausführlicher (breiter) Darstellung mancher Vertheidigungsgründe“ darf dann am wenigsten gemacht werden, wenn durch die Schutzschrift ein Todesurtheil oder lebenslängliches Zuchthaus abgewandt werden soll. Von dieser Art sind aber alle, im ersten Theil aufgenommene Schutzschriften. Wenigstens könnte ich mir es nie verzeihen, wenn ich in einer solchen Schutzschrift auch nur Einen Vertheidigungsgrund entweder ganz übergangen, oder blos oberflächlich berührt hätte, auf welchen entweder der Angeklagte selbst sich berufen hätte, oder welcher sonst in den Acten läge. Müßte nicht der Angeklagte alles Vertrauen verlieren, wenn er, die Vorlesung der Schutzschrift verlangend, die von ihm selbst angeführten Gründe vermißte? Und gesetzt, diese Gründe allein wirkten nicht bedeutend; ist der Defensor nicht schon als Bevollmächtigter verbunden, die eigne Vertheidigung des Angeklagten darzustellen? Sehr gern werde ich mich daher dem Vorwurf der „Breite“ aussetzen, wenn ich das Lob der „Kürze“ nur durch Vernichtung des dem Angeklagten allein übrigbleibenden, ohnedies armseligen Trostes, daß bei seiner Vertheidigung nichts übergangen sey, erkaufen soll.

Leipzig den 2ten Januar 1822.

Dr. Karl Friedrich Wilhelm Gerstäcker.

Romantische Darstellungen, von Johann Friedrich Schink. Altenburg bei Hahn.

So vieles auch über die Verdeutlichung des Worts, romantisch, bereits geschrieben, so häufig sich auch, oft mit vielem Geist und Scharfsinn, bemüht wurde, den Begriff davon festzustellen, immer ist es noch beim Alten geblieben, die Meinungen darüber schwanken, ein Jeder hat seine eigne Romantik, und bedenkt man dies, so wird man Herrn Schink nicht tadeln, wenn die seinige sich mitunter etwas prosaisch ausnimmt. Es sind der Darstellungen fünf. Der gefährliche Bund ist ein wenig flach und ohne sonderliches Interesse. Um einem geliebten Mann den Glauben an Unsterblichkeit zu geben, sollte ein zartfühlendes Mädchen doch andre Mittel wählen, den Leugner zu überzeugen, als durch vorgespiegelte Geistererscheinungen zu mystificiren, deren Unwahrheit noch überdies sich bald verrathen muß. Melanie mag ihren Graf Dürnach bei alledem besser beurtheilt haben als wir, er durchschaut zwar so halb und halb den Betrug, aber dennoch glaubt er, es sey ihm so plötzlich über Nacht das rechte Licht aufgegangen man erfährt nicht wie, und wodurch.

Schuld und Reue versetzt uns zu einem finstern, verzweifelnden Büßer, der seine Missethaten durch die gräßlichsten Selbstpeinigungen zu sühnen sucht. Ein frommer

Diener des Worts, ein echter Priester der milden Christuslehre überzeugt ihn, daß eine Gott wohlgefällige Reue nicht in einer unmenschlichen Buße bestehe, der Wiederaufgerichtete erliegt der Seligkeit der Versöhnung mit Gott und seinem Gewissen, er stirbt in Benedetto's Armen. Der ehrwürdige Priester söhnt nicht allein den renigen Sünder mit sich selbst aus, sondern auch den Leser mit den Unwahrscheinlichkeiten in der Erzählung Antonio's; die erhebenden Trostgründe, sein schöner Glaube an das göttliche Erbarmen haben so etwas Beruhigendes und Kräftiges, daß man das kalten Feuers in Antonio's Aufwallungen vergißt, der viel von der Leidenschaft spricht, ohne daß man diese auch wirklich sähe.

Dichter und Liebeszauber u. die Gefahren der Schwärmerei gehören zusammen, letztere sind jedoch ungleich gelungener als der erste, der uns völlig unbezaubert ließ. Man könnte Strahlen auf's Wort glauben, daß er ein Dichter sey, wenn er nicht auf den ungeschickten Gedanken geriethe, Proben seiner Poesie zu geben, die für Erzeugnisse genialen Witzes, oder begeisterten Aufflugs angesehen werden, uns aber die Meinung aufdrangen, der Verfasser halte leichtfließend Reimen und wirklich Dichten für dasselbe. In Strahlen, den Dichter par excellence, verliebt sich eine junge schöne, liebenswürdige Hofdame und trägt sich ihm, den sie noch nie gesehen, der ihr aber ein Geistes-Verwandter ist, in einem Gedicht an. Strahlen erklärt sich beifällig, eine persönliche Zusammenkunft soll vollends entscheiden; sie sehen sich; Sidonie ist entzückt, denn Strahlen, der Mensch, bleibt nicht hinter Strahlen, dem Dichter, zurück; auch er würde das Fräulein lieben, wenn Amor ihr nicht einen schlimmen Streich gespielt und bereits schon einen Pfeil auf Strahlens Herz abgedrückt und ihn Knall und Fall in eine am Brunnen sitzende Amtmannstochter verliebt gemacht hätte. Die Schöne erkennt ihn sogleich an den Gedichten, die er zum Besten gibt, krönt ihn mit einem Lorbeerkranz, und spendet noch obendrein süß schmeichelnde Lobsprüche. In dem Lande, wo alles dies vorgeht, muß es blos überaus vortreffliche, oder elende Dichter geben; bei uns gleichen sich die mittelmäßigen zu sehr, als daß man im Stande seyn sollte, ohne sich zu irren, gleich anzugeben, welcher unter ihnen so ein Lied singen könnte. — Strahlen bestrebt sich, Josephinen zu vergessen und Sidonien, an die er sich gebunden glaubt, recht aus Herzens-Grund zu lieben. Es wird viel gedichtet, zumal von Isidoren; und da sie jung und hübsch ist, die selbstverfaßten Lieder mit einer schönen Stimme singt, mit grazienhaft bewegten Armen ihren Gesang begleitet, so wundern wir uns nicht, daß die Männer, und also auch Herr Schink, sie für eine vorzügliche Dichterin halten. Es erscheinen noch ein tyrannischer, wollüstiger Fürst, und ein jämmerlicher Kammerherr, Zerrbilder, die völlig veraltet sind und uns an Großmann's unappetitliche sechs Schüsseln und an die Theaterbösewichter erinnern, die vor Zeiten aus den ersten Chargen des Adreßkalenders erkießt wurden. So überaus abgeschmackt wie dieser Kammerherr hat sich wohl niemals Jemand geäußert; wenn das Laster als gefährlich dargestellt werden soll, muß es nicht zur wesenlosen Fratze verfließen. Auch kommen diese Gräuelbilder nicht wieder vor, noch tragen sie zum Schürzen des Knotens das mindeste bei, wären also schon, als völlig überflüssige Personen betrachtet, besser wegzulassen gewesen. Sidonie ahnet aus einem verrätherischen Gedicht, das ein Zufall ihr in die Hände spielte, wie nicht sie, sondern Josephine von Strahlen geliebt werde. Sie, ganz aufopfernde Liebe, hebt jedes Hinderniß, das die Vereinigung der Liebenden verzögern könnte, und erwählt auch noch die kluge Partie, nicht in ihrer Nähe zu bleiben, sondern sie geht auf Reisen mit ihrer Tante. Im zweiten Theil sehen wir sie auf einem gefährlichen Wege. Ein italienischer Maler und — Weltpriester hat ihr Kunsttalent weiter ausgebildet, aber auch ihren Hang zur Schwärmerei genährt. Ein Besuch in einem Nonnenkloster, das Wiedersehen ihrer Freundin, Josephine, die ihr als Typus der jungfräulichen Gottesmutter erscheint, stärkt sie in ihren Schwärmereien und in ihrer mystischen Andacht zur heiligen Jungfrau. Der Priester, voll Eifer, in den Schooß seiner Kirche ein abtrünniges Schäflein zurückzuführen, verleitet sie zur Flucht, zu dem Aufenhalt in der Nähe eines französischen Klosters. Sie wähnt sich von Geistern umgeben, überirdischer Erscheinungen gewürdigt zu werden; bei einer so aufgereizten Phantasie, einem halb zerrütteten Verstand, bedurfte der Italiener keiner Gaukeleien, sie zu dem Wahne zu bringen, die Jungfrau Maria hege sonderliche Lieb zu ihr und würdige sie ihres Umganges. Statt uns die kindischen Täuschungen vorzuführen, wäre es besser gewesen, der Verfasser hätte der Mystik seiner Heldin mehr Tiefe gegeben; die Gespräche des Priesters mit Sidonien, die Art ihrer Schwärmereien sind scharfsinnig angelegt und psychologisch wahr, aber dennoch zu oberflächlich behandelt. Keine vorgespiegelte Erscheinung, keine noch so lockenden Scheingründe können sie zu dem letzten äußersten Schritt bewegen, sie will, wie sie sich ausdrückt, nicht der Vernunft entsagen, nicht der protestantischen Lehre untreu werden. Mit dem Vorhergegangenen und Nachfolgenden ist dies ziemlich in Widerspruch, jedoch so geschickt dargestellt, daß man erst hinterdrein, bei reiflichem Nachdenken, das Unstatthafte eines solchen Entschlusses einsieht. Sie malt die heilige Jungfrau für die Kirche, an deren Altar sie so oft betet; es ist das Bildniß Josephine's. Ein junger Deutscher, den Sidonie für ihren Engel hält, und der das Bild gesehen hat, ist Veranlassung, daß Josephine, die wegen der Aehnlichkeit mit der Madonna des Altarblattes ihm auffällt, und ihr Freund sie wieder auffinden. Sie meinen die Schwärmerin nicht durch Vernunftgründe gewinnen zu können, sie, die im Reich des Idealen, der Träume lebt, kann auch nur durch Täuschung auf die richtige Bahn geführt werden. Abermals gibt's Erscheinungen, himmlische Töne, Winke u. d. g. Sidonie folgt willig und zürnt nicht, wie ihre Freunde ihr den Trug erklären, ja sie lernt in dem Engel nun auch den Menschen lieben, und wird, von ihrer Schwärmerei durch die Macht der Liebe geheilt, ihres Erretters glückliche und beglückende Gattin.

Der Fürstenpflegling scheint sich auf Eigenthümlichkeiten zu beziehen, und damit ists eine mißliche Sache. Die Freude, welche der Verfasser und die, welche das Wort des Räthsels wissen, in der Einkleidung gewisser erlebten Begebenheiten, der versteckten Huldigung, die in solcher halb wahren, halb erfundenen Geschichte verehrten und geliebten Personen dargebracht wird, empfinden, verblendet sie über den Gehalt der Dichtung; die, welche die Anspielungen nicht verstehen, werden leicht ungerechter und achten sie für schaaler, als sie es eigentlich ist; sie mögen sich nicht mit ihrer Phantasie das hier denken, was der Verfasser für unnöthig erachtete, weiter auszumalen, weil es in ihnen selbst so frisch und ganz lebte. Diese vier Fürstenfrauen werden nun als ein Ausbund jeder Anmuth und Schöne gepriesen: Armida's Gärten verschwinden gegen die Reize ihres Landsitzes, wo jede Muse, jede Grazie, auch die sittliche, thront; das hören wir nun alles, es wird uns versichert, aber wir sehen es nicht; der Verfasser hat es nicht verstanden, uns Damen und Gegend und Lebensweise so darzustellen, daß wir nicht blos auf Treu und Glauben, sondern aus voller Ueberzeugung so vortrefflich sie finden, sie mit eignen Augen just so sehen, wie er selbst es gethan. Hier fuhlen wir uns erkältet; offenbar die Schuld des Schriftstellers! Die Art, wie der Pflegling den fürstlichen Damen überreicht wird, ist sehr phantastisch, und zwar ohne Grund, denn Herr Schink hat die edlen Herrinnen viel zu liebevoll und zu klar geschildert, als daß es bei ihnen, solcher Mummereien bedurft hätte, sie zur Annahme des Kindes zu bewegen. — Diese Erzählung hätte einer Umarbeitung bedurft, um würdig sich neben die andern zu reihen, die gemeinschaftlich eine Sammlung ausmachen, die zu den bessern Unterhaltungsschriften gehören.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 40.

18. Februar 1822.

F. Salfi's Urtheil über: „Lady Morgan Reise durch Italien", 4 Bände. (London, Paris und Leipzig, 1821 und 1822.)

Wenn ein Werk durch inwohnende Schärfe und Tiefe der Ansichten binnen kurzem eine so große Zahl von Lesern und Bewunderern unter mehr als Einer Nation fand, wie die Reiseberichte der Lady Morgan, so ist es doppelt interessant, auch das Urtheil zu erfahren, welches Menschen von ausgezeichneter Bildung und Gelehrsamkeit im Auslande darüber fällen, da hierdurch nicht allein das eigene berichtigt und geläutert, sondern auch für das Werk selbst ein Standpunct gewonnen wird, von dem aus es in neuen Beziehungen bedeutend und anweisend erscheint.

Dies ist der Grund, warum wir unsern Lesern hier einen Extract der Kritik geben, welche Hr. Salfi, (bekanntlich einer der geistreichsten Gelehrten Italien's, jetzt aber in Paris lebend) über das genannte Buch in einem kürzlich erschienenen Heft der Révue encyclopédique abdrucken ließ, einer Kritik, die zugleich mancher unter uns wohnenden, in Vorurtheilen bewunderungswerth erstarkten Seele als Fingerzeig dienen mag, wie man Geistreiches zu betrachten hat.

Nachdem Hr. S. am Eingange mit wenig Worten treffend angedeutet hat, wie erfreulich es ist, daß endlich unter der Masse von Reisenden und Reisebeschreibern, die nach dem gelobten Lande der Kunst alljährlich wallfahrten, einige sich zu finden anfangen, die aus andern Augen als den gewöhnlichen den Standpunct Italien's betrachten, und — statt wie bisher üblich — die Seiten mit oft hohlen Exclamationen über Kunstsachen und Alterthümer — tausend und tausendmal bereits in hergebrachten Redeformen abgehandelt — zu füllen, ihren Lesern einen Blick in das innere lebendige Leben dieser Halbinsel thun lassen, gedenkt er des Werks der brittischen Verfasserin, gerade in dieser Hinsicht, mit großem Lobe, wie er denn überhaupt besonders den Standpunct, welchen L. M. sich wählte, um Italien's Kunst- und Naturschönheiten zu betrachten, mit Recht als den wichtigsten bezeichnet, von welchem aus sich zugleich dieses Landes dermalige intellectuelle und politische Verhältnisse am treffendsten würdigen lassen.

„Die Erinnerung an jene vergangenen Zeiten des Glanzes und der Größe zeigen nur noch mehr, in welche Erniedrigung ein Land durch Ungunst des Schicksals, durch Herrsch- und Ehrsucht von außen und Parteiung von innen im Laufe von Jahrhunderten gesunken ist, und mit Recht betrachtet die Vf. nächst dem Papst und den deutschen Kaisern — deren beider Feindschaft und Herrschsucht wechselsweise den schönen Garten der Erde verwüstete — das oft so gerühmte Haus der Medicis als eine Hauptquelle mit zu dem Unglück, welches Italien traf."

„Man glaube aber — fährt Salfi fort — ja nicht, daß L. M., da sie hier nur zu oft Gelegenheit findet, gegen die Bedrückungen und das Verfinsterungssystem, welches manche gekrönte Häupter sich schuldig gemacht haben, mit edler, freisinniger Erhebung zu Felde zu ziehen, als hasse die Vf., befangen in einer einseitigen, trübseligen Verblendung, das Walten einer gesetzmäßigen Macht, und als wolle sie nur einer zügellosen Freiheit das Wort reden, die nie, so wenig wie ihr Gegensatz, zum Gedeihen ausschlägt. Keineswegs! Im Gegentheil spricht sie mit Wärme und voller gerechter Anerkennung von Fürsten, die durch ihre Thaten, ihren Charakter und ihren edlen Willen den Ruhm der Zeit und Nachzeit verdienen, und ein Joseph II., ein Leopold, finden an ihr, der constitutionell gesinnten Brittin, einen Vertheidiger, wie sie leider, selbst noch am Leben nicht immer in ihren eigenen Landen fanden, für deren Culturzustand und geistige Entwickelung ein Joseph II. freilich zu hoch stand. Daß L. M. aber nicht oft Gelegenheit findet, eine so gebührende Anerkennung zu spenden, ist das ihre Schuld? — — Eben so ist ihr Urtheil über Napoleon und über ihr eigenes Vaterland, das, wie sie sehr wahr sagt, sich jetzt darin gefällt, Ketten für andere Völker schmieden zu helfen, nicht bedenkend, daß es dadurch die eigenen sich bereite. Vortrefflich ist, was sie in Bezug auf die von Napoleon gemachte Reorganisation des Königreichs Italien bemerkt. „„Alles — sagt sie — wurde dem Lande gewährt, alles, nur die Unabhängigkeit nicht. — Künste, Wissenschaften, Fabriken, Industrie jeder Art bekamen unter Napoleon's Regierung einen neuen Schwung in diesen Gegenden. Aber das Eine, was nothwendig aus diesem Aufschwung des geistigen und bürgerlichen Lebens folgen mußte, die Freiheit des Worts und der Schrift, blieb untersagt. — So machte Napoleon durch trübselige Nachahmung der Maßregeln despotischer Verwaltungen sich selbst aus einem großen Kaiser zu einem halbgroßen Mann, und mit Recht wird ihn noch die späteste Nachwelt dafür anklagen,

daß er, in dessen Hand die Vorsehung eine Kraft legte, wie in die keines andern Sterblichen seiner Zeit, daß er, der berufen war, die alte Hyder des Unrechts, des Wahns und der üblen Gewohnheit, ein zweiter Hercules, auf immer zu vernichten, die Emancipation des Menschengeschlechtes verhinderte (wenigstens verzögerte), um dem Schein- und Truggebilde einer absoluten Macht nachzujagen.““ Aber mit gleicher Freimüthigkeit und Schärfe beobachtet L. M. auch den Zustand des Volks in den verschiedenen Provinzen, welche sie durchreist; allein, so betrübend eine solche Betrachtung auch für jedes edlere, für Menschenglück glühende Herz seyn muß, so bricht sie doch deswegen nicht, wie die meisten andern Reisenden, in leere und ungerechte Declamationen gegen die Gesunkenen selbst aus, sondern mißt — folgerecht und richtig — den betrübten Zustand allein denen bei, in deren Hand es lag, ihn abzuwenden. Und eben so wenig entging ihr das Einzige, was bei solchen Umständen dem Menschenfreunde Trost gewähren kann, daß nämlich, trotz Druck und Wiederdruck, trotz Reactionen jeder Art, hervorgerufen durch den Gang der Begebenheiten eines Menschenalters, gleich dem Phönix unter der Asche, in jenen Gegenden ein Geist sich regt, der unverkennbar den Anbruch einer Morgenröthe des Erwachens verkündet, und der bereits Ausbreitung und Stärke genug erhalten hat, um nicht den Barrieren zu unterliegen, welche widerstrebende Ansichten um ihn zu ziehen, sich mühen. Nach ihr hat eine durch die Stürme der Zeit herbeigeführte gleichere Vertheilung der Glücksgüter, verbunden mit einer gänzlichen Umwandlung des häuslichen und bürgerlichen Lebens gegen sonst, die Vorsehung in Italien eine Scheidewand zwischen der werdenden Generation und der dahin welkenden gezogen, die nicht mehr niedergerissen werden kann, und Familien, die sonst ihren Stolz und ihren Beruf darin suchten, recht fest an den alten Institutionen des Feudalwesens zu hängen und allen Aufschwung im Volke niederzuhalten, finden jetzt in ganz entgegengesetzten Bestrebungen ihre Pflicht und suchen durch Wort, That und Lehranstalten, so weit es in ihren Kreisen liegt oder Umstände es möglich machen, da Licht und Einsicht zu verbreiten, wo ehedem nur die finsterste Nacht herrschte. So — fährt der französische Beurtheiler fort — läßt L. M. es sich angelegen seyn, ihren Landsleuten und dem Auslande ein Bild von jenen Gegenden in einer Beziehung zu entwerfen, unter welcher sie bis daher noch kaum aufgestellt worden sind, und welches um so zeitgemäßer ist, da eben die Zeit, die wir durchleben, dadurch vor andern sich auszeichnet, daß sie im gewaltsamen Ringen nach neuer, dauernder Gestaltung alle Kräfte des Menschen in Bewegung setzt.“

Einige geschichtliche und bibliographische Errata, die der Vf. bei Allegirung von Thatsachen, Namen oder Werken begegnet sind, und die man einer Schriftstellerin wohl verzeihen kann, welche übrigens mit einem so sichern und scharfen Blick, und so viel Geist, daß jeder Mann sie darum beneiden könnte, ihren Gegenstand erfaßt — werden nach diesem allen noch der Lady von ihrem berühmten ital. Kritiker nachgewiesen, der den Bericht über die italienische Reise derselben mit Aushebung einer Stelle aus dem 4ten Bande und Berichtigung einer andern (gleichfalls aus dem genannten Bande) schließt, die wir beiderseits unsern Lesern hier mittheilen wollen. „Seit einiger Zeit — sagt Hr. S. — sind die Carbonari Italiens ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit für Viele geworden. Auch Lady M. hat natürlich derselben in ihrem Werke gedacht, allein zum Theil auf eine Art, die nicht ganz in der Wahrheit begründet ist, da die Nachrichten, welche sie, die Fremde, an Ort und Stelle einzog, vielleicht nicht ganz aus ungetrübter Quelle kamen, was ihr freilich nicht zuzurechnen ist. Denn, wenn sie sagt, die Glieder jener geheimen Verbindung seyen unter Mürat's Regierung in Neapel nicht allein tolerirt, sondern sogar protegirt worden, so ist dies ein Irrthum. Sie wurden im Gegentheil, wie dies allgemein in Italien und Frankreich (und auch zum Theil in Deutschland) bekannt ist, fortwährend zu jener Zeit verfolgt, besonders in Calabrien und den Abruzzos (wo sie damals ihren Hauptsitz zu haben schienen) indem man sie stets von Seiten der Napoleonisch-Müratschen Regierung als eine Frankreich abholde Partei betrachtete, deren Tendenz auf die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes von fremder Herrschaft und Einfluß abzielte. — Ja — setzt S. hinzu — es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß manche derjenigen, welche jetzt am heftigsten ihre Blitze gegen diese Vereinigung schleudern, damals dieses Ordens im geheim sich mit bedienten, um ein Gouvernement zu stürzen, das ihnen verhaßt war.“

Die Stelle, welche der Kritiker aus dem Werke citirt, betrifft das Volksleben und die Lazaroni in Neapel und schildert uns einen jener die Straßen dieser großen Hauptstadt durchwandernden Improvisatoren, oder eigentlich Volksdeclamatoren, deren Horaz bereits gedenkt. „Auf dem Molo in Neapel — erzählt L. M. — sieht man häufig eine ansehnliche Volksmasse im Kreise versammelt, aufmerksam und begierig der Worte horchend, die ein solcher neuer Orpheus mit beredten Lippen ausströmt. Mit einer ungeheuern Perücke und einem wunderlich aufgestutzten Hute geziert, dabei eine abgetragene Postillionsjacke anhabend, übrigens aber ohne Schuhe und Strümpfe, sah ich einst einen solchen Declamator, der, eine furchtbare Brille auf der Nase, in einer Hand den Tasso hielt und mit Stentorstimme ablas, während er mit der andern, vermittelst eines Stöckchens, dermaßen in der Luft herum vagirte, daß es gefährlich war, sich ihm auf einige Schritte zu nahen. Um ihn her standen oder saßen auf Bänken oder auf platter Erde eine Menge Zuhörer in mehreren Kreisen, deren äußerster von sonneverbrannten, halbnackten Lazaronis gebildet war, die gleich den Uebrigen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes Wort horchten, welches der Schreihals in ihrer Mitte von sich gab. Was aber die

Komik dieser Scene noch mehr erhöhte, waren die Commentare, die der Declamator hinter jedem abgelesenen Verse mit großem Ernst und wichtig gelehrter Miene seinem Auditorium glaubte geben zu müssen, und die auch von den Zuhörern, sowohl wie der Text, der ihnen zur Unterlage diente, mit der größten Aufmerksamkeit aufgenommen wurden. Ueberhaupt — fährt die Reisende fort — kann man in der That nichts Charakteristischeres sehen, als eine solche Versammlung, die leblos und belebt zugleich in allen ihren Theilen erscheint. Während, um kein Wort zu verlieren, die größte Stille herrscht, und nur dann und wann durch ein leises Ach! der Bewunderung, des Schreckens oder der Freude über die hundertmal vernommenen Abenteuer und Gefahren der Rinalde, der Clorinden und der Tancrede den halbgeöffneten Lippen entschlüpft, zeigt jede Muskel des Gesichts die innere Bewegung der Gemüther, und mancher unter der Menge hob sich wie willkürlich, bei besonders ergreifenden Stellen, halb von seinem Platze auf, während sein Mund ein leises Bravo! aushauchte."

Sehr richtig bemerkt Hr. Salfi hierbei noch: Schon mehrere Reisende stimmen in ihren Berichten über die Empfänglichkeit des neapolitanischen Volks, und namentlich der Lazaroni, überein, und man kann sich dabei des Gedankens nicht enthalten, was aus diesem uncivilisirtesten Volke des schönen Italiens wohl werden könnte, wenn einst dessen natürliche Fähigkeiten auf eine zweckmäßige Art durch vernünftigen Unterricht ausgebildet würden.

40.

Antikritik.

Der Verfasser der im Hermes St. XI S. 21 abgedruckten Recension meiner Prüfung der Gutachten der Immediatjustizcommission ꝛc, welcher von einer Höhe philosophischer Erkenntniß spricht, zu welcher ich noch nicht gelangt sey, aber auch kein Verlangen darnach trage, da ich das Beispiel vor mir sehe, von welchem Schwindel die Leute auf dieser Höhe befallen werden, vermeint, daß es ganz überflüssig sey, theoretische Untersuchungen über die Vorzüglichkeit der zu vergleichenden Justizeinrichtungen anzustellen, da durch die Erfahrung die Sache vollkommen entschieden sey. Ich weiß nicht, welche traurige Erfahrungen dem Rec. diejenige Justizform verleidet haben, die er allein aus eigner Erfahrung kennt. So viel weiß ich, daß er über die beiden andern Formen, von denen die Rede ist, der preußischen und neu-französischen, mit eignen Augen und Ohren, durch welche doch, wie er behauptet, allein Gewißheit zu erlangen ist, sehr wenig oder gar nichts wissen kann. Denn derselbe hat allzu viel von sich gesprochen, als daß ich ihn nicht sogleich hätte erkennen sollen. Diejenigen Beispiele aber, worauf sich der Rec. zum Erweise der Vortrefflichkeit des sogenannten öffentlichen mündlichen Verfahrens und des Geschwornengerichts beruft, beweisen hinlänglich, wie es mit der Erfahrungskenntniß desselben beschaffen ist. Denn es sind die bekannte Fualdès'sche und Hamacher'sche Sache. Daß in der ersteren unschuldige Menschen zum Tode verurtheilt worden sind, steht gerichtlich fest. Die Acten gegen Hamacher und Fonk liegen mir zur Veröffentlichung vor, und ich hege keinen Zweifel, daß wer noch kein Verehrer dieser Procedur gewesen ist, es nach deren Lesung werden wird. Um das Kleeblatt berühmter Rechtsfälle voll zu machen, hätte Rec. noch den Prozeß des unschuldig zum Tode verurtheilten Lesurque anführen können. Wenn es zu etwas frommte, wäre es ein leichtes, ein Paar Dutzend ähnlicher Vorfälle aus den Registern der englischen Jury aufzuzählen, und alsdann den Rec. aufzufordern, Parallelen zu liefern. Ich bin aber der Meinung, daß dadurch sehr wenig ausgemacht wird. Als eben das Prozeßverfahren, gegen welches der Rec. eifert, in Deutschland sich selbst einführte, stritten die Parteien, wie heut zu Tage. Jeder möge seine Meinung vertheidigen! Es ist aber ein Unterschied zwischen einer Parteischrift und einer Recension! Ein Recensent, der seine Ansicht zur Regel erhebt, darnach sein Urtheil abmißt und nicht den Schriftsteller aus sich selbst beurtheilt, versteht sein Handwerk nicht.

Wer sich selbst einer ausgezeichneten Höhe der Einsicht rühmt und auf andre denkende Männer mit Hoheit herabsieht, indem er nicht ihre Erklärungen mit Gründen widerlegt, sondern ein allgemeines qualitatives Urtheil sich herausnimmt, offenbart seine intellectuelle und moralische Schwäche.

Wer insonderheit von mündlich-öffentlicher und schriftlich-geheimer Justiz, ohne Unterscheidung dieser Beiwörter, spricht, will entweder täuschen, oder hat selbst nur höchst verworrene und unklare Vorstellungen von der Sache.

Gräwell.

Antwort des Recensenten.

Recensent, der mit dem Herrn Regierungsrath Gräwell niemals in die entfernteste Berührung gekommen, bei welchem mithin Parteilichkeit geradezu undenkbar ist, hat das viele Scharfsinnige und Gute in seinem Werk im XI. Stück des Hermes, S. 21, willig anerkannt, auch die Nützlichkeit und Bedeutsamkeit dieser Schrift für die Literatur, sofern sie eine ziemlich vollständige Darstellung der wider das Geschwornengericht gewöhnlich vorgebracht werdenden Gründe, enthält, S. 65, gerühmt. Er hat aber auch eben so unparteiisch Hrn. Gräwell's Unternehmen, die Verwerflichkeit des Geschwornengerichts durch bloße Scheingründe erweisen zu wollen, getadelt, die Jury in Criminalsachen als die relativ (verglichen mit dem Inquisitionsprozeß nämlich) beste Justizform darzustellen, und diese Darstellung durch eine Menge von Gründen zu rechtfertigen gesucht, dadurch aber nur seine rücksichtlose Ueberzeugung ausgesprochen!

Es ist unwahr, daß Recens. alle theoretischen Gründe für überflüssig und die Erfahrung für die alleinige Schiedsrichterin über beide Justizeinrichtungen erklärt hätte. Er hat S. 13, ff. blos gesagt, daß die Stimme der Jahrhunderte, welche die Verwerflichkeit des Inquisitionsprozesses so laut ausgesprochen habe, bei der Frage „ob die Jury für Criminalsachen in Deutschland einzuführen sey" auch gehört werden müsse, aber von den Feinden derselben ganz überhört werde. Uebrigens sind die vom Recens. über die Jury in Criminalsachen aufgestellten theoretischen Gründe von S. 1 — 65, also auf einer ziemlichen Reihe von Blättern, zu lesen! — Recens. wundert sich, wie ein wahrheitsliebender Mann, wie Hr. G., so — actenwidrige Dinge behaupten kann! —

Daß Recens. (nach dessen durch eine große Menge von Gründen gerechtfertigten Ueberzeugung die Jury für Criminalsachen nun einmal die relativ beste — am wenigsten unvollkommene — Justizeinrichtung ist!) von dem Standpunct dieser Ueberzeugung aus, Hrn. Gräwell's feindliche Angriffe auf dieses treffliche Institut würdigte und beurtheilte, lag ja wohl in der Natur der Sache und in dem ewigen Weltgesetz, daß Niemand — über seine eignen Schultern hinwegspringen (seine Ueberzeugung vernichten) kann. Hätte er ihm etwa Recht geben, seine innerlich für falsch gehaltenen Einwürfe äußerlich für wahr erklären sollen? Der von Hr. G. zwischen einer Parteischrift und einer Recension angenommene Unterschied ist offenbar grundlos. Denn im Reiche der Wahrheit und Wissen-

schaft soll es keine Parteien geben, in ihm lassen sich daher Parteischriften (nämlich als herrührend von wahrheitsliebenden Männern, nicht von Sophisten) gar nicht denken. Wer die Wahrheit aus einem andern Grunde darstellt, als weil er sie für Wahrheit hält (weil er z. B. durch eine bestimmte Darstellung irdische Vortheile erhaschen will), ist nicht würdig, das Organ der Göttlichen zu seyn. Und dann, was ist denn Hrn. Grävell's Buch? Ist es eine Parteischrift, oder eine Kritik und Recension der Gutachten der Immediatcommission? Gewiß kann es (wenn man Herrn G., wie Recht und billig, keine Nebenabsichten zutraut) nur die letztere seyn sollen! Aber dann hätte ja auch Hr. G. sein Werk nicht auf der Basis seines grundlosen Widerwillens gegen die Jury aufbauen, sondern gegen seine Ueberzeugung die Jury eben so rühmen sollen, als er das Rühmen des Inquisitionsprocesses vom Recens. gegen dessen Ueberzeugung erwartet hat. Sein Einwurf ist also offenbar inconsequent. Auch ist es unmöglich, wenigstens sehr zweckwidrig, einen Schriftsteller über Staatseinrichtungen aus ihm selbst zu beurtheilen. Denn dann könnte das Urtheil höchstens die Consequenz oder Inconsequenz seiner Behauptungen betreffen. Aber was gewinnt die Staatswissenschaft, was gewinnen die, besserer Justizeinrichtungen bedürfenden Völker dabei, wenn man auch weiß, daß in dem Gedankengang eines Schriftstellers Consequenz sey, sobald man gleichwohl urtheilen muß, daß das Ganze seiner consequenten Gedanken — Unwahrheit und dem Staate Schädliches enthalte? Hr. G. thut, als habe er Recens. errathen. So gleichgültig nun dieses dem letztern wäre, so irrt er doch wohl! Wenigstens trifft die von ihm beliebte Bezeichnung, „daß der Recens. immer nur eigenliebig von sich rede," diesen nicht im mindesten. Weder in der Recension im Hermes, noch sonst wo, hat er ruhmredig von sich gesprochen. Was er aber behauptet hat, ist von ihm stets mit Gründen belegt worden. Daß Hr. G. zur wahren Idee der in Criminalsachen bei Gericht allein erlangbaren Wahrheit nicht emporgedrungen sey, sieht man schon daher, weil er eine vollständige (nicht etwa blos negative, sondern sogar positive) gesetzliche Theorie des Beweises in Criminalsachen für möglich hält, mithin nicht zugibt, daß (bei dem ewig nothwendigen Mangel einer solchen vollständigen gesetzlichen Theorie des Beweises) die Grundlage der Entscheidungen bei dem Inquisitionsrichter eben so gut, als bei der Jury, nur subjectives Fürwahrhalten, nie objective Erkenntniß sey und je werden könne. Auch sieht man schon aus seiner den neuern philosophischen Forschungen so fremden, durch sie längst widerlegten Erklärung der Wahrheit, „als sey sie die Uebereinstimmung der Begriffe mit den Objecten," wie irrig seine Theorie des factischen Wissens ist. Hr. G. hat übrigens die Belege der Behauptung ganz vergessen, als sey dem Recens. das preußische und französische Criminalverfahren nicht hinreichend bekannt. Recens. hat seit vielen Jahren aus der Jury ein eignes Studium gemacht; nach Frankreich und England ist er freilich deshalb nicht gereiset. Dies hat ja Hr. G. auch nicht für nöthig erachtet, als er 826 Seiten gegen die Jury schrieb. — Hr. G. sagt selbst, daß einzelne Fälle weder für noch gegen die Jury bewiesen. Aber Recens. hat sogar die von Hrn. G. erwähnten Fälle (S. 37 und S. 38) nur in dem Zusammenhang angeführt, um anzudeuten, daß die ganze Welt von merkwürdigen Untersuchungen vor der Jury die genauesten gedruckten (und also wenigstens eben so, wie Acten, dauernden) Nachrichten erhalte; die der Jury nachgerühmte wahre Oeffentlichkeit mithin keine Erdichtung sey. Deswegen führte er den Prozeß wegen Fualdes und gegen Hamacher an, nicht, um sie als glänzende Beispiele gerechter Entscheidungen zu rühmen. Die Aeußerung, als habe Recens. durch den Gegensatz: „geheimes-schriftliches — öffentlich-mündliches Verfahren täuschen wollen, ist des Hrn. Regierungsraths ganz unwürdig!" Wie will er auch die Absichten des Recens., in dessen Innerem er doch wohl schwerlich lesen wird, errathen? Und wer dürfte ohne Furcht vor ähnlichen Vorwürfen für irgend eine große Wahrheit den Mund öffnen? — Uebrigens hat Recens. auch stets nur so gesagt: „das schriftlich-heimliche Verfahren im Inquisitionsprozeß, und das mündlich-öffentliche vor dem Geschwornengericht in Criminalsachen," um dadurch dem Vorwurf, als verwechsle er Jury und Mündlich-Oeffentlichkeit, zu begegnen. Der Gegensatz ist vollkommen richtig. Denn im Inquisitionsprozeß ist nur die Arretirung, die Fortschaffung ins Zuchthaus, die Ausstellung an den Pranger und das hochnothpeinliche Halsgericht öffentlich; alles andere ist heimlich, selbst bis auf die Publication des Urtheils; vor der Jury dagegen ist alles öffentlich bis auf die Berathschlagung der Geschwornen über das Schuldig oder Nichtschuldig, welches der Natur der Sache nach nicht öffentlich seyn kann. Mit Hoheit blickt Recens. auf Niemanden herab, außer etwa in dem Falle, wenn er offenbare, für Völker und Staaten höchst nachtheilige Unwahrheiten mit blinder leidenschaftlicher Hitze, durch bloße Sophismen und Persönlichkeiten vertheidigen sieht, Unwahrheiten, welche selbst der gemeinste Verstand als solche erkennt, wie z. B. die Behauptung, daß der Richter, der das Schuldig oder Nichtschuldig über den Angeklagten aussprechen soll, der Wahrheit nicht näher komme, wenn er den Beklagten, so wie die Ueberführungs- und Vertheidigungszeugen, selbst verhört, als, wenn er sie erst durch einen nie gehörig controlirten Inquirenten verhören und sich aus dessen Protocollen (den Acten) von dem Referenten erst wieder eine Erzählung machen läßt. — Wohl aber blickt Herr G. auf den gebildeten Bürgerstand — (Kaufleute und Schneider — wie er sich ausdrückt) mit Hoheit herab und erklärt ihn selbst zu dem Urtheile: „ob Jemand einen Diebstahl begangen, oder nicht begangen habe" für unfähig! — Von dem Schwindel, den Recens. ergriffen haben soll, weiß derselbe nichts; er weiß aus Gründen, daß die Jury in Criminalsachen weit besser ist als der Inquisitionsprozeß. — Ob diese Gründe — gründlich seyen, mag das Publicum des Hermes erwägen. Wie es aber auch urtheile, Recens. wird seiner besonnenen Vorliebe demohngeachtet treu beiben. Hr. Grävell hat wenigstens in seiner Antikritik nicht das Mindeste zu ihrer Widerlegung vorgebracht. Schließlich bemerkt Recens. noch, daß des Hr. G. Buch blos die Veranlassung zu einer ausführlichen Mittheilung über die Jury in Criminalsachen seyn sollte, daß also vieles in der Anzeige vorkommt, was auch andre, zum Theil sehr mit Unrecht berühmte Gegner der Jury angeht, was derselbe also ohne Grund blos auf sich bezogen hat. Bei allen scheinbaren Verbesserungen des positiven Criminalrechts in unserm Zeitalter ist doch (wie der ehrwürdige K. Sächs. Minister von Globig im seinem trefflichen Buche „Theorie der Wahrscheinlichkeit gerichtlicher Beweise ꝛc." mit Recht klagt), die Hauptlehre, nämlich die vom Beweis, beinahe ganz vernachläßigt! Die Natur des Beweises vor Gericht, zumal in Criminalsachen, wird aber Niemand zu begreifen fähig seyn, der die höchsten Gründe des Wissens nicht erforscht hat. Daß der Verf. zu den letztern nicht gehöre, dies hat Recens. vielfach dargethan. Möge, wer zweifelt, die Recension selbst nachlesen.

der Recensent.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 41.

19. Februar 1822.

Todtenfeier der Herzogin Dorothea von Curland.

Mit tiefer Wehmuth erinnern wir unsere Leser an einen im Leben hochgefeierten Namen. Die verewigte Herzogin von Curland besaß nicht bloß die Achtung und Verehrung Aller, die ihr nahe zu stehn das Glück hatten, sondern ihr huldigte gern auch Jeder, der aus der Ferne ihr Leben beobachtete, wie es der Freude am Guten und Schönen, dem Wohlthun und der Beförderung gemeinnütziger Zwecke geweiht war. Ein Volk, das ehemals sie als seine Fürstin verehrte, bewahrte ihr diese Gesinnung auch dann noch, als die seltne Frau nicht mehr die Krone ihres Landes trug; ihr blieb ja die, welche Schiller die höchste der Kronen nannte, die Krone der Anmuth. Durch Anmuth allein herrschte die fürstliche Frau, und ihr Landsitz, Löbichau bei Altenburg, war, wenn sie ihn bewohnte, ein der geistvollsten Geselligkeit geöffneter Tempel der Gastfreundschaft.

Wie dort die harmlose Freude am Guten und Schönen in ihrer Hand den Blumenscepter führte, hat uns Jean Paul schon gesagt in seinem Taschenbuche für Damen vom J. 1821. Noch vertrauter wurden wir mit den schönen Mysterien des edelsten und heitersten Lebensgenusses, welchen die hohe Frau als Priesterin vorstand, durch eine Sammlung von Feier- und Scherzgesängen, von Huldigungen und Sinnspielen, welche in Berlin 1821 unter dem Titel erschienen ist: Titania, oder Dichter- und Blüthenleben zu Elfenaue. Von Eberhard, Schink und Tiedge. *)

Aber das Edelste im Leben tritt erst nach dem Leben in die Oeffentlichkeit ein. Nicht bloß in der Nähe des Hains, der jetzt die Gruft der Herzogin von Curland umschattet, wird Dorothea's Name mit Achtung, Liebe und Dankbarkeit genannt von Kindern und Greisen, von Stadt- und Landbewohnern und von der ganzen umliegenden Gegend, sondern auch in der Ferne, in ihrem Vaterlande, in Berlin, Dresden, München, Paris, und wo sonst noch Zeugen leben, die das höhere Daseyn ihres Geistes und Herzens in seiner edeln, verborgenen Wirksamkeit kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Dieses Gefühl spricht sich mit der Stärke der Ueberzeugung eben so einfach als rührend aus in der kleinen Schrift:

Gedächtnißfeier der verewigten Frau Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Curland und Sagan, heimgegangen am zwanzigsten des Sommermondes 1821. Von Johann Gottfried Schink. *)

Man halte diese Gedächtnißfeier für keine bloße Gelegenheitsschrift! Sie ist ein wichtiger Beleg zu der Lebensgeschichte der edlen Fürstin, welche anspruchslos in ihrem Leben der Oeffentlichkeit sich entzog, der sie jetzt im Tode mit stiller Hoheit entgegentritt.

Aber auch von dem Gegenstand und von dem Inhalte abgesehen, empfiehlt sich jene Schrift durch ihre Form. Einfach und würdig erzählt der Verfasser, wie er die Fürstin im Leben sah und kannte; er sammelt die Stimmen der Zeitgenossen an ihrem Grabe — nicht Klagetöne, welche verwehn, sondern Zeugnisse, welche der Biograph der Fürstin einst in den Kranz ihres Lebens einzuflechten nicht unterlassen wird.

Es ist kein Zug in dem Bilde, das der Verf. von der trefflichen Herzogin entwirft, welchen nicht Jeder wiederfände, der sie im Leben gesehen hat. — Wie sie in der Mitte der Landgemeine ihre Knie demuthvoll vor Gott beugt; wie sie in dem vertrauteren Kreise ihres Hauses die Sache der Religion als die höchste Angelegenheit des Lebens mit frommer Begeisterung anerkennt und Weiller's Reden über Religion und Christenthum allgemein verbreitet zu sehen wünscht; wie sie muthvoll spricht für der Vernunft heiliges Licht, für des Protestantismus glorreich errungenes Prüfungsrecht; wie sie wirkt für die Verbesserung der Schulen, für die sittlich-religiöse Bildung des Landmanns, für die Erleichterung der Armuth; wie sie Eintracht und Liebe ihren Unterthanen einflößt durch Wort und That; — dann: wie sie der Kunst und der Wissenschaft ihr Ohr leiht; wie sie mit hellem Geiste die Fragen durchblickt, welche hier und da Geist und Gemüth verwirren oder auf Abwege leiten; wie sie alles Unangenehme gutmüthig duldet, nur nicht das Schlechte, die Verblendung und das Unrecht; — endlich: wie sie Frohsinn

*) Von dieser Sammlung haben diese Blätter schon gesprochen Nr. 174. Julius 1821.

*) Altenburg, Verlag von Christian Hahn. S. 82. 8. Auch durch Druck und Papier zeichnet sich diese Schrift aus.

und Zufriedenheit um sich her verbreitet und kein Opfer zu groß achtet, das die Wünsche Andrer, ihrer Unterthanen, ihrer Dienerschaft — und müßte sie selbst den eigenen Wünschen darum entsagen — befriedigen kann; — diese und ähnliche Züge darf kein Lobredner ausmalen, kein Dichter verklären. Sie stehen fest und rein ausgeprägt in ihrem Leben, das den Blick der Nachwelt nicht scheuen darf.

Das zeigte sich, als sie krank war. Die Kinder der Landleute lagen auf ihren Knien und flehten zu Gott um ihre Genesung. Schon wurde das Genesungsfest gefeiert, und der edle Sänger der Urania ordnete den Preisgesang des Chors der Kinder und der Gemeine. Ueber die sinnige Anordnung der ganzen Feier, in der sich Tiedge's zarte Empfindung rein ausdrückt, muß man den Herausgeber S. 20 selbst hören.

Es war das letzte Fest für die seltene Frau, deren Leben für alle ihre Umgebungen nur ein einziger Festtag gewesen war. „Der Todes-Engel trat zu ihr; ein Nervenschlag traf sie, und einundvierzig Stunden rang ihres Lebens Kraft mit dem nächtlichen Genius." Aber Gebet und Erquickung wurden ihr zu Theil: denn an dem Lager der Sterbenden harreten aus die liebende Tochter, die Herzogin von Sagan und die edle, im Geist und Herzen ihr so innig befreundete Schwester, Elisa von der Recke.

Sechsundzwanzig Jahre hatte die Verewigte das Glück ihrer Landgemeinen mit Liebe christlich und verständig befördert. Dies ist die Marmorsäule auf ihrem Grabe. Von Dresden eilten Männer aus Curland's ersten Familien zu der Todtenfeier nach Löbichau, und bezeugten, „daß in Curland kein Herz schlage, das nicht diesen frühen Tod beweinen werde."

Die ganze Schrift ist Idylle und Elegie. In diesem Geiste war die Feier des Begräbnisses geordnet; und was zwei würdige Geistliche, Dr. Schuderoff, Superintendent in Ronneburg, S. 65 ff. und der Pfarrer Pleißner S. 28 ff. und S. 44 ff., im Namen der Kirche sprachen, kann auch in homiletischer Hinsicht als Muster für ähnliche Reden beachtet werden. Kein Wortprunk entstellte die Trauer, nur die Empfindung sprach; nicht Kunst und Absicht, sondern das Herz, der Geist und die innigste Ueberzeugung feierten das Andenken der guten Herzogin, einfach und christlich-fromm, wie es ziemt vor Gott zu reden zu den Menschen von dem Tode des Edlen.

Aus Pleißner's Gedächtnißpredigt müssen wir eine Stelle mittheilen, die vor der Gemeine ein vollgültiges Zeugniß abgelegt hat von dem, was wir oben von dem milden, alles gern vermittelnden und wohlthuenden Charakter der Herzogin gesagt haben. S. 49: „Von sechzig Jahren und sechs Monaten ihres Lebens gehörten sechsundzwanzig Jahre zum Theil euch mit an. — Ihre erste schöne That, mit der sie euch, oder euere zum Theil nun schlafenden Väter segnete, war, daß sie eine Menge Streitigkeiten, welche Jahre lang Herrschaft und Unterthanen entzweiet und erbittert hatten, niederschlug und ausglich. — Obwohl ihre reiche Habe nur ihr hätte dienen können, so machte ihr Herz doch stets dieselbe zu einem Gemeingute für Andere. — Nicht genug aber, daß sie irdischen Bedürfnissen hülfreich entgegenkam, sie verherrlichte ihren Wohlthätigkeitssinn besonders auch dadurch, daß sie auf das freudigste die Mittel darbot, geistigen Bedürfnissen abzuhelfen. Sie war nämlich keiner andern Ueberzeugung, als: daß eines Volkes Glück und Wohlfahrt am zuverlässigsten durch Bildung und Veredlung, durch vernünftige Aufklärung und wahre Gottesfurcht gegründet und befördert werde. Erhielten nicht eure Kinder zu ihrer Bildung in Schulen die unter uns bestehende zweckmäßigere Einrichtung durch ihre thätigste Mitwirkung; stiftete sie nicht ganz allein das freundliche Schulhaus, welchem eure Töchter, ihr Mütter, täglich so gern lernbegierig zueilen; gab sie nicht die trefflichen Lehrbücher, vertheilte sie nicht außerdem so viele gute Schriften unter die Jugend und in Familien?" —

Auch der würdige Schuderoff zeugt von ihr, S. 67. „Wir verloren in dieser stets an sich bessernden, fein- und zartfühlenden, Menschen und menschliche Verhältnisse richtig würdigenden, und selbst bei erfahrenen Kränkungen und Täuschungen lieber still duldenden, als sie feindselig erwiedernden, frommen Frau — eine freisinnige, aller Verfinsterung von Herzen abholde, allen Versuchen, sie in ihrer religiösen Ueberzeugung wankend zu machen, kräftig widerstrebende, gegen Gewissenszwang würdevoll protestirende, alle aufgeklärte Männer wahrhaft und die edleren unter ihnen vorzüglich hochschätzende und selbst im Auslande das Heil der evangelischen Kirche mit nicht geringen Aufopferungen fördernde Bekennerin des Wahren und Guten."

Die mitgetheilten Gedichte stimmen ganz in diesen reinen Ton der herzlichsten Zuneigung und der aufrichtigsten Verehrung. Einfach ist das Trauerwort der Unterthanen Löbichau's, worin die eigenen Worte der Herzogin aufbewahrt stehen, die sie öfter gegen sie ausgesprochen hat: „Werdet gute und fromme Menschen, nur dann fühle ich mich belohnt." Mehrere dieser Gedichte von Tiedge und von Schink sind nicht blos in Beziehung auf den Gegenstand, sondern auch an sich selbst schön zu nennen. Den Beschluß macht eine Todesfeier von einem Gliede der evangelischen Gemeinde in Paris, in der von ihr gesagt wird:

„Und in der schwankenden Zeit, wie stand sie gegründet
im Glauben!"

Mit Wahrheit schrieb Tiedge auf das silberne Gefäß, welches das Herz der edlen Frau umschließt, die rührenden Worte:

„Wohlwollen schlug in diesem Herzen
Und Zartgefühl für fremde Schmerzen."

Eine Frau, wie die Herzogin war, darf von den Zeitgenossen nicht vergessen werden. Wir freuen uns,

daß der ernste, wahrheitliebende Tiedge ihr Leben beschreiben will.

— — Mit gerechter Thräne
Sprengt der Edle dann der geliebten Fürstin
Glühende Asche. *) —

26.

Literarische Briefe an eine Dame.

Mehr Ihren Wünschen — deren Erfüllung mir jederzeit eine süße Pflicht war — als eignem Antriebe folgend, wage ich es, Ihnen einige Gedanken über Houwald's Bild mitzutheilen — obschon ein solches Unternehmen eigentlich außer den Grenzen liegt, welche ich mir vorzeichnete, als ich in Ihr schmeichelhaftes Begehren: Ihnen dann und wann Etwas aus der belletristischen Literatur, mit meinen Ansichten und Gedanken begleitet, zuzusenden, willigte — doch zu welchem Wagniß verleiten uns die Wünsche einer Dame nicht, wenn wir dieselbe zumal unsere Freundin zu nennen uns schmeicheln dürfen? — Wie aber, werthe Freundin, wenn Ihrem Urtheil — denn daß Sie das Bild schon gelesen oder gesehen und mithin auch bei sich ein Urtheil darüber gefällt haben, darf ich voraussetzen; — wie aber, wenn diesem das meinige nicht so völlig entspräche? Ihren Gedanken nicht immer die meinigen begegneten? was Sie gedacht, ich nicht aussprächе? was Sie empfunden, nicht auch ich fühlte? was Sie entzückte, nicht auch ich vortrefflich fände? und — daß Sie das Bild entzückt hat, darf ich beinahe vermuthen, weil es einmal das weibliche Gefühl überhaupt anspricht, und zweitens weil es das allgemeine Urtheil für sich zu haben scheint. — Warum, werden Sie fragen, soll es vorzugsweise das weibliche und nicht das menschliche Gefühl überhaupt in Anspruch nehmen? und ich erlaube mir darauf die Entgegnung: Was in der Welt wird ein Weib — sofern es nichts mehr und nichts weniger als ein Weib ist — so interessiren und zur Theilnahme hinreißen, als eine lang genährte, treu bewahrte — unglückliche Liebe, (denn die Liebe malt, wie die Sonne im Regentropfen, nur im Thränenthaue ungestillter Sehnsucht ihre schönsten Farben) ist sie zumal in edler, empfindsamer Sprache geschildert? — Daß dies aber nicht für die kräftigere Menschenhälfte sey, die am Kühnen und Erhabenen sich ermuthigen, oder in dessen Schilderung sich wiederfinden, und nur dem im Kampfe mit höheren, gewaltigeren Mächten, im Ringen mit dem Unendlichen und nicht im Streit mit „dem kleinen Lande, das man mit einer Hand bedecken mag," Untergehenden, ihr Mitleid zollen will. — Weiter ist Ihr Urtheil für das Bild, weil es das allgemeinere für sich hat, dem das Weib gern das ihre unterwirft; das allgemeine Urtheil aber wird bedingt durch die wieder überhandnehmende Vorliebe für die christlich-dramatische Dichtkunst, welche nun einmal nichts lieber wünscht, als daß sie den Gerechten als Märtyrer sehe, sich blos dem weichlichen Eindruck des Mitleids hingebend, dagegen von Furcht, dem andern Axiom des aristotelischen Trauerspiels (welche doch beide, wie Sie wissen, sich hier die Wage halten sollen), nichts wissen wollend. Jene Furcht aber ist es eben, die zur stummen Anerkennung einer höheren waltenden Macht, „die richtend im Verborgnen wacht," erschütternd hinwirken und den Vorsatz wecken soll, die Leidenschaften zu mäßigen, damit wir den ungezügelten Affect, wie er uns sichtbar und warnend vor Augen gestellt wurde, nicht auch unterliegen und uns in Resignation einer Macht unterwerfen, gegen welche alle irdische Größe nichts ist.

Nehmen wir nun das Bild als christliches Drama — wie denn des Dichters Absicht, jegliches Verhängnißvolle (es sey denn rein objectiv, wie unser Bild) vermeidend und die Schuld in Unschuld, den Fluch in Segen verwandelnd, zu seyn scheint, so ist der Maler allerdings als Held des Stücks, und zwar — wenn ich so sagen darf — als Idio-Heros, indem er, den Maler Lenz begrabend, als Phönix aus eigner Asche glänzend und siegreich empor steigt, zu betrachten. Soll aber, wie Aristoteles will, der Held weder ein Muster moralischer Vollkommenheit, noch vollendeter Bösewicht seyn, weder durch Tugend und Gerechtigkeit sich auszeichnen, noch durch Bosheit und Schändlichkeit, sondern durch irgend eine bedeutende Verirrung in Unglück gerathen, so möchte ich den Marchese als solchen betrachten. Ihn, der zwar stolz und hart, aber doch ein zuverlässiger Freund dem Freunde, ein Vertheidiger der Ehre seines Hauses ist, der, obgleich mit despotischer Gewalt (und wie viele Väter handeln ihm hierin ähnlich?) nichts will, als das Glück seiner Tochter und den Glanz seines Hauses, reißt Ehre und eine scheinbar gerechte Rache zur raschen That — nicht mehr „eine Seele kann er sein nennen auf der Welt!" — Bedarf es hier erst noch des Helden Tod, ihn zum tragischen zu stempeln? — — Mit ihm wirkt vereint zu einem Zwecke der Kastellan und ist dem Rachegefühl des Marchese das, was der Wind dem Feuer; aber auch dessen Rachgier entspringt aus edeln Quellen. Anhänglichkeit und Treue an das Haus und den Herrn, dem er dienend sein Leben weihete, und der, seiner Meinung nach, durch einen feilen Künstler seinen Tod fand, dem er deshalb Haß und Tod schwört; welcher Herr wird eine solche Ergebenheit an seinem alten Diener verabscheuen? — Beide Charaktere also, die offenbar dem Bilde den erforderlichen Schatten geben sollen, sind sie nicht zu wenig in Schwarz gezeichnet? und erhält das Bild dadurch nicht einen zu weichen Ton?

Die blinde, in Liebe kränkelnde, Camilla, der wir bloßes Mitleid schenken können, wird nur durch ihre Liebe, deren Alter wir aus der Gegenwart ihres Sohnes, Leonhardt, nur zu deutlich ermessen, zu einer etwas bedeutenderen Erscheinung, so wie sie die — ich möchte beinah sagen, auf physische Unmöglichkeit begründete Wiedererlangung ihres äußern Gesichtsinnes [die Geschichte vom Sohne des Crösus oder von Aigle aus Samos kann hier nicht ihre Anwendung finden] zu einer physiologischen Merkwürdigkeit erhebt. — Des Malers ausdauernde und in gleichem Feuer fortglimmende Liebe ist kein Mährchen:

„Sie ist die Fabel seines ganzen Seyns,
Die Folie seiner Phantasie und Kunst,
Der Engel, der ihn rein durch's Leben führte."

Camillens Liebe hat dies nicht für sich, ihre Pflichten als Tochter, Gattin, Mutter, endlich ihr gegenwärtiges Lebensalter lassen ihre Liebe nicht in solcher Größe, nicht in solcher reiner, nur den einigen Gegenstand umfassenden Idee erscheinen. — Ihre Freundin Julie dagegen ist ein edler, durchaus natürlicher und darum ansprechender, auch gewiß in diesem Bilde unentbehrlicher Charakter, bei dessen sichern Umrissen das Auge gern verweilt. — Weniger unentbehrlich scheint mir der zwitterhafte, zwischen Knabe und Jüngling schwankende Leonhardt, der einmal, wie schon gesagt, zu sehr an der Camilla Alter erinnert — und welche Dame liebt dies? — und zweitens, zwecklos durch Zweifel an dem Charakter seines Lehrers, Freundes und zweiten Vaters gemartert wird, ohne zu irgend einem Entschlusse zu kommen. — Ist die zweite Scene des vierten Actes, in welcher Leonhardt zur Rache gegen jenen verrätherischen Maler, durch

---

*) — Ibi tu calentem
Debita sparges lacryma
Favillam —
Hor.

dessen feilen Pinsel sein Vater (den er freilich kaum gekannt hat) den Tod fand, und der ihn in seinem Meister denselben vermuthen läßt, eigentlich die, welche den Knoten schürzt, so ist sie doch nur bloße Anlage zu einer — und ich möchte sagen der einzigen — kühnen Situation im ganzen Stück, und sie wäre es geworden, wenn Leonhardt, zwischen Liebe und Dankbarkeit und Haß und Rache kämpfend, sein Gelübde: „für seines Vaters Ehre zu streiten." ausgeführt hätte, aber — hier sind die 16 Jahre wieder im Wege.

Doch ich sehe, verehrte Freundin, daß ich das Maß eines Briefes bereits zu überschreiten beginne, und obgleich über vorliegenden Gegenstand sich noch unendlich mehr sagen ließe, so füge ich blos noch schlüßlich hinzu: — Es scheint dem Bilde an dem eigentlichen Drucker zu fehlen, der darin liegen würde, den verstorbenen Grafen Nord lebend und die verhängnißvolle Geschichte des Bildes sich vor unsern Augen zutragen zu sehen. —

Ist es endlich Forderung an ein Trauerspiel, die That vor unsern Augen geschehen und ihre unausbleiblichen Folgen eintreten zu sehen *) — so ist es mir doch nicht ganz einleuchtend, warum der Maler den von seinen Kunstgenossen so oft begangenen (wohl verzeihlichen) Frevel, der Madonna das Gesicht seiner Geliebten — seines in's Leben getretenen Ideals — zu geben, mit seinem Tode, und Jene mit Blindheit büßen muß? —

Ich bin jedoch überzeugt, daß, wenn sich das zu wenig theatralische und zu romantische Bild auch nicht in Melpomenens Tempel, doch in Minervens Gemäldesammlung, schon seiner feinen und lieblichen Farben wegen, erhalten werde, ob man gleich, wie in der Stelle:

„Auch denkt an ihre nachtumhüllten Augen,
Der schwarze Staar hat d'rin sein Nest gebaut."

zu stark an die Farbentöpfe erinnert wird.

Meine Freundin, nochmals Entschuldigung, wenn wir in unsern Ansichten uns nicht immer begegneten! —

14.

Der italienische Adel.

(Bruchstück aus: Rome in the nineteenth Century etc. Edinburgh. 1820. 3 Vols. 8.)

Der größte Theil des italienischen Adels ist schlecht erzogen, unwissend und ungebildet. Ich könnte manche Beweise davon aufführen, begnüge mich aber, nur eines einzigen zu gedenken. Ich war einst in der Oper, als ein halbes Dutzend Herzoge, Marchesen und Grafen aus verschiedenen Gegenden Italien's in unsrer Loge zu streiten begannen, ob Peru, wo das Stück eben spielte, in Ostindien, in Africa, oder — wie einer der Gesellschaft wundershalber zu denken geneigt war — in America läge!

Aber nicht sowohl der Mangel an Kenntnissen, sondern der an Grundsätzen macht sie verächtlich. Sie kennen keinen edeln Lebenszweck, und darum fehlt ihnen der Sporn zu verdienstlichen Handlungen und die Kraft, Würde und Beständigkeit des Charakters. Ihr Betragen ist gemein, in großen Dingen wie in kleinen. Nützliche Beschäftigungen halten sie für schimpflich; zu oft aber lassen sie sich zu niedrigen Handlungen herab: sie schmeicheln, kriechen und thun leider wohl noch Schlimmeres. Beklagenswerth ist der Mangel an wahrer Würde und rechtem Stolz unter ihnen. Grafen im Hofkleid sprechen euch um ein Allmosen an: Marchesinnen, in Spitzenschleiern und reichen Halsbändern, nehmen dankbar eine halbe Krone an. Man kann von ihnen sagen, daß sie nicht arbeiten können, aber sich nicht schämen, zu betteln.

Im Allgemeinen sind die italienischen Schönen weder gebildet noch anziehend. Eine kindische Eitelkeit beherrscht sie, ihre Leidenschaft für den Putz reißt sie zur verderblichsten Ausschweifung hin. Die neapolitanischen Damen sind dem Spiel mehr ergeben, als die römischen; doch sind auch unter diesen manche, die sich diesem edlen Gewerbe ganz geweiht haben, und in deren Zügen ich an dem nächtlichen Pharotische die tödtliche Leidenschaft ihrer Seele las.

Die vornehmen Frauen Italien's säugen weder ihre Kinder, noch sorgen sie für deren Erziehung. Die Knaben werden zu Haus von irgend einem Geistlichen unterrichtet, oder in öffentliche Anstalten gethan. Die Mädchen wachsen entweder zu Haus ohne alle Aufsicht heran, da ihre Mütter selten geeignet und noch seltner geneigt sind, diese Pflicht zu erfüllen, oder man läßt sie in Klöstern von Nonnen erziehen, die zu oft unwissend, voller Vorurtheile, bigott und vielleicht unter allen Classen von Frauen am wenigsten tauglich sind, einen weiblichen Charakter zu bilden. Diesem düstern Gefängnisse entfliehen dann die Mädchen und treten in die Welt; das Glück der Häuslichkeit kennen sie nicht; die stillen Beschäftigungen im Hause sagen ihnen nicht zu; man verheirathet sie dann an einen Mann, den ihre Aeltern oder Verwandte auswählten und dem sie folglich gleichgültig seyn muß.

Das Ausschließen junger unverheiratheter Frauen aus der Gesellschaft raubt dieser einen ihrer größten Reize.

Die römischen Frauen sowohl, als die Männer aus den höheren Ständen gehen und reiten niemals, sondern bewegen sich stets in ihrem Wagen. Ein einziges Mal kann ich mich erinnern, einen römischen Edelmann zu Pferd gesehen zu haben, das Thier warf ihn aber sogleich herab. Viele Engländer gehen von Rom aus in das Gebürge und machen Jagd auf die wilden Eber, aber die römischen Edelleute jagen niemals. Die Tage, an denen die fernen Echo des Sees von Bolsena von den Jagdhörnern Leo's X. und seiner lebenslustigen Cardinäle wiederklangen, sind in der That vorüber.

Der römische Adel jagt nicht, schießt nicht, reitet nicht, schreibt nicht, denkt nicht, — was thut er dann? Den Mittag vertändeln sie (der Morgen ist dem Schlaf geweiht) vielleicht bei ihrer Donna, vielleicht an der Toilette und dann fahren sie auf dem Corso zwei todtlange Stunden auf und nieder, und das Tag um Tag und gerade vor Nacht, wenn die Luft kalt und feucht geworden. Im Sommer mag ein Genuß dabei seyn, aber im Winter?... Sehen und gesehen werden, ist das einzige Ziel aller Wünsche der Frauen, welche den Corso besuchen (gilt auch von den Männern!), und darum erscheinen sie in offenen Wagen, trotz der kalten Winter-Tramontane, und haben Kopf und Hals unbedeckt. Ich sah oft, in meinem Pelze vor Kälte zitternd, die römischen Schönen bei Anbruch der Nacht im höchsten Putze bewegungslos sitzen und sich der schneidenden Luft blos geben.

In den jetzigen Abendunterhaltungen, den Trümmern schönrer Tage, wird nichts, nicht einmal ein Glas Zuckerwasser gereicht; in vielen dieser Kreise herrscht die Langeweile, doch gibt es, aber wenige schöne Ausnahmen. Die italienischen Gesellschaften werden aber jenen freien, geselligen, feinen Ton nie gewinnen können, den wir in den großen Cirkeln der Städte andrer Länder finden, wenn die Bildung der Frauen nicht eine ganz andere Richtung nimmt. Das System der cavalieri serventi sehe ich für das Verderbniß der Sitten und für den Grund an, daß die italienischen Frauen sich überall ohne wahre Weiblichkeit, ohne Gehalt und Würde zeigen.

80.

---

*) Die Houwald'schen Dramen geben mehr Entwickelung durch Erzählen, als Verwickelung durch Handlung.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 42.

20. Februar 1822.

Französische Uebersetzung von Göthe's dramatischen Werken.

Die deutsche Literatur dringt mit Macht in Frankreich ein. Seitdem wir selbst etwas seyn wollen und seyn können, fangen auch die Andern an, uns gelten zu lassen und zu beachten. Es ist merkwürdig, wie wir den Franzosen bedeutend werden. Nicht nur wird bei ihnen die Erlernung der deutschen Sprache schon als ein höchst schätzbarer Theil der gelehrten und hin und wieder selbst der vornehmen Erziehung betrachtet; außer den zahlreichen Einzelnen, die so gründlich zu Werke gehn, nimmt auch die ganze Nation durch Uebersetzungen lebhaften Antheil an unsern eigenthümlichen Schriftstellern. Die Franzosen besitzen längst in trefflichen Uebersetzungen unsern Geßner und unsern Winckelmann; von Göthe, Wieland, Schiller, Baggesen u. s. w. war ihnen Manches zugekommen; allein der eigentliche Schwung erhebt sich in dieser Dichtung doch erst seit dem gehaltreichen Werke der Frau von Stael, deren Mittheilungen über Deutschland und deutsche Kunst und Wissenschaft, wie sehr wir Deutsche auch glaubten dagegen sprechen zu müssen, für die Franzosen von unschätzbarem Werthe wurden. In dieser Beziehung haben auch wir, wenn wir gerecht seyn wollen, der geistreichen Schriftstellerin, so wie ihren Vorgängern Villers und Constant, den größten Dank zu sagen. Es ist nicht gleichgültig, wie ein großes, geistreiches Volk von seinen Nachbarn urtheilt; es ist wichtig und folgenreich, daß langgenährte Vorurtheile und Unbekanntschaft dem Streben gemeinsamer Bildung endlich weichen. Unsre Literatur gewinnt neues Leben, sie wird eine europäische und dadurch dem Vaterlande selbst bedeutender, wenn sie in den Kreis von Sprache und Bildung eindringt, der, wie der französische, wir mögen uns stellen wie wir wollen, noch heutiges Tages als der herrschende in Europa anzuerkennen ist. Den Gewinn für uns selbst dürfen wir gleichwohl nur als den geringern rechnen; unermeßlich ist der, den die Franzosen davon haben. Wenn sie so fortfahren, wie sie begonnen haben, so steht ihrer ganzen Denkart und Bildung eine geistige Revolution bevor, die sie, wie die politische, weit führen kann, weiter vielleicht, als die kühnste Vermuthung jetzt schon bestimmen dürfte! Alles, was man so lange von den Franzosen gesagt und wiedergesagt, wird binnen wenigen Jahren gar nicht mehr wahr seyn, so wie auch wir Deutsche im Fortschreiten der Wechselwirkungen, vielleicht ehe wir es meinen, ganz Andere werden, auf welche der alte Tadel und manches alte Lob nicht mehr passen mag.

Nachdem vor kurzem eine Uebersetzung von Schiller und Shakespeare — jetzt kein Ungeheuer mehr, sondern das „kühnste Genie" — in Frankreich Glück gemacht, erscheint nunmehr auch die Uebersetzung der dramatischen Werke Göthe's, des Schriftstellers, der vor allen Andern der Name des Dichters und des deutschen Dichters gebührt. In der That, erst mit seinen Werken empfangen die Franzosen den Kern unsrer Literatur und unsres Geistes, ohne den alles Andre der innern Haltung und des wahren Werthes entbehrt. Sie selbst haben mit dem feinen Tact, der ihnen eigen ist, dieses bald gefühlt, und im Wohlgefallen des Publicums, wie im Urtheil der Kritiker, steht Göthe ihnen weit über Schiller. Es wird für deutsche Leser höchst anziehend seyn, die eignen Worte zu vernehmen, mit welchen Hr. Cousin die Uebersetzung der Göthe'schen dramatischen Werke ankündigt. Er beginnt folgendermaßen seine Anzeige, der wir Friedrich den Großen und Voltaire zu Lesern gönnen möchten!

„In einem Zeitpuncte, wo die fremden Literaturen anfangen in Frankreich aufzutreten, wo die mit Recht geschätzte Uebersetzung der dramatischen Werke Schiller's die Aufmerksamkeit des Publicums auf das deutsche Theater hinzieht, und der Kritik wie der Nacheiferung eine neue Bahn eröffnet, in einem solchen Zeitpuncte wird man nicht ohne Theilnahme, so glauben wir, die dramatischen Werke des hochberühmten Göthe erscheinen sehn, den man als den vollständigsten Repräsentanten der deutschen tragischen Schule betrachten kann. In der That, Göthe, unser Zeitgenosse, der gegenwärtig in Weimar lebt, voll Kraft und Genie in einem Alter von zwei und siebenzig Jahren, war von Anfang an Zeuge der Umgestaltung, die Lessing auf der deutschen Bühne einführte; er selbst war einer der mächtigsten Urheber dieser Umgestaltung, er sah die verschiedenen Stufen und alle Entwickelungen derselben, immer an der Spitze ihrer mannichfachen Bewegungen, immer unabhängig von den Richtungen, die er schuf oder förderte, immer erhaben über seine eignen Schriften, wie über die der Andern, immer ursprünglich und daher mannichfaltig, keinen andern Führer und kein andres Gesetz erkennend, als die Beschaffenheit selbst der verschiedenen Gegenstände, die sein

Genie ergriff, und der mannigfachen Zeiten, deren Gemälde er darbot. Abwechselnd classisch und romantisch, beschränkt er die Einbildungskraft und die Poesie auf keine dieser Richtungen allein. Iphigenia in Tauris ist das vollkommenste Muster einer antiken Tragödie, wie Götz von Berlichingen zum Vorbilde der dramatischen Schilderungen des Mittelalters gedinet hat. Göthe ist der Dichter Deutschland's, der am meisten gefühlt hat, daß die Poesie ohne Grenzen ist, daß sie alles schildern darf, und daß, wenn sie die Fesseln dieser oder jener bestimmten Gattung, oder die Farbe dieses oder jenes bestimmten Zeitalters tragen soll, sie mit ihrer Freiheit und Abhängigkeit zugleich ihren größten Zauber einbüßt. Die theatralische Muse ruft nach Belieben die Sitten von Tauris oder von Schwaben auf die Bühne hervor, den Hof von Ferrara, den Markt von Brüssel, und die düstre Kammer, wo die Forschung und der Zweifel die Einbildungskraft des Faust aufregen und irreführen. Die Fruchtbarkeit und die Mannichfaltigkeit sind das Zubehör ihrer Macht; sie kann alles darstellen, wofern sie nur mit Treue darstellt. Hierin gerade besteht das unnachahmliche Talent, welches Göthen über seine Mitbewerber erhebt, über Schiller insbesondre, der ihm seine besten Stücke verdankt. Wallenstein und Wilhelm Tell sind Nachahmungen des Götz von Berlichingen. Vor Göthe hatte Schiller sich nicht zu dieser strengen dramatischen Methode erhoben. Diese darstellende Methode ist so rein, daß sie sich den oberflächlichen Augen entzieht, und dies ist ihr größter Triumph. Die Sachen selbst sind alles in den Werken Göthe's, und der Dichter bleibt außerhalb seiner Schöpfungen zurück. In dieser Hinsicht läßt sich Göthe nur den reinsten Dichtern des Alterthums vergleichen; er ist der Homer der Tragödie; Homer, der kein einzelnes Zeitalter darstellt, sondern alle Zeitalter, und Menschen und Leidenschaften so sehr unter einander verschieden, als die Zeiten es sind, denen sie angehören." —

Hr. Cousin beweist durch diese Anzeige, daß er mit deutschen Ansichten vertraut ist, und wohl versteht, worauf es ankommt. Um nicht ungerecht zu seyn gegen ein Bestreben, dessen unendliche Schwierigkeiten wir auf unsrem vaterländischen Standpuncte kaum ahnen, müssen wir nicht allein die Fortschritte betrachten, die in der betretenen Bahn gemacht sind, sondern auch den Standpunct im Auge behalten, von welchem aus diese Bahn erreicht werden.

Die Ausgabe selbst wird vier Bände in 8. betragen, und führt den Titel: Oeuvres dramatiques de J. W. Goethe, traduites de l'allemand; precédées d'une notice biographique et littéraire sur Goethe. Wir vernehmen, daß Hr. Stapfer Sohn eben jetzt mit Uebersetzung des Faust beschäftigt ist.

Ein Vicomte de Saur hat aus Göthe's deutscher Uebersetzung den Neffen Rameau's, Diderot's nachgelassenes und im Original noch nicht gedrucktes Werk, wieder in's Französische übersetzt, eine Erscheinung, die großes Aufsehn macht.

78.

Aus Morellet's Memoiren.

IV.

Morellet's Reise nach Rom zum Conclave nach Benedict XIV. Tode. Beschäftigungen dort. Sein Manuel des Inquisiteurs. Noch unbekannt gewesene Briefe von Voltaire, d'Alembert u. s. w.

Morellet machte nach dem Tode Benedict XIV. eine Reise nach Rom mit seinem Zögling, dem Abbé Galaizieri, um dem Conclave beizuwohnen; sie kamen aber zu spät an, indem sie alle Conclavistenstellen *) besetzt fanden. Indessen bietet Rom den Reisenden tausend andere Genüsse, und es fehlte also auch ihnen nicht daran. Man höre, wie Morellet sich darüber ausspricht, und womit er sich weiter in Rom beschäftigte.

„Wir begrüßten die Kirchen, die Paläste und die Denkmäler. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß der Eindruck, welchen die Meisterstücke der Kunst auf mich machten, verglichen mit demjenigen, welchen ich bei gründlichen Liebhabern der Kunst und bei den Künstlern selbst wahrzunehmen Gelegenheit hatte, nur schwach war. Schon verliere ich dabei sehr viel dadurch, daß ich kurzsichtig bin. Auch bin ich zu glauben sehr geneigt, daß die Gewohnheit zu tiefem Nachdenken, zur innern Anstrengung aller Seelenkräfte, gewissermaßen zur inneren Anschauung, fast das Schönheitsgefühl für bildliche Darstellung befehdet oder wenigstens schwächt. Schwerlich trifft man unter den Metaphysikern einen Künstler im Fache bildlicher Darstellung, oder daß jemalen der Künstler ein guter Metaphysiker wäre. Dieser ist ein Mann für innere Beschauung, der nur in sich blickt, und wenn ich mich ganz bildlich ausdrücken darf, sein Auge auf's Innere geheftet hat. Der Mann der bildenden Kunst, und der, welcher für hohe Kunst Sinn hat, sind im Gegensatz ganz Auge und Ohr: ihrer Seele entströmt ihre Empfänglichkeit auf's Aeußere. Ihn ergreifen besonders Farben, Formen, Stellungen, den nachdenkenden Philosophen dagegen Verhältnisse, Abweichungen, allgemeine Anwendung und Abstractionen.

„Mag diese verschiedene Richtung der Liebhaberei und des Geschmacks der schönen Künste und der Metaphysik und Philosophie sich unter allen Sterblichen wahrnehmen lassen, oder nicht, so bekenne ich doch, daß sie bis auf einen gewissen Grad bei mir Statt findet. Die Gemälde machten mir wenig Vergnügen.

„Mehr zogen mich schon die Meisterstücke der Bildhauerkunst an. Den größten Eindruck machte aber auf mich die schöne Architektur. Die Peterskirche und alle schöne Kirchen in Rom, das Pantheon, das Colyseum, andre Ruinen des Alterthums, die Gebäude in Florenz und Palladios schöne Architektur zu Padua, Venedig und am Brenta-Ufer hefteten am meisten bei mir Auge und Aufmerksamkeit.

„Diese meine Geistesstimmung bestimmte mich natürlich, mich viel zu Hause zu beschäftigen. Ich las, ich studirte die italienische Sprache. Ich sammelte vorzüglich, wie das meine Art ist, die Ideen, welche mich Tages zuvor ergriffen hatten. Besonders riß mich eine Beschäftigung hin, die mich ganz für sich empfänglich fand, so widersprechend sie auch schon mit meinem geist-

*) Conclaviste heißt, wer einem Cardinal im Conclave folgt und sich mit ihm einschließt.

lichen Amtskleide, mit der Stadt und selbst mit der Oertlichkeit, wo ich wohnte, schien. Der Abbé Canillac, Auditor der Rota, dem wir empfohlen worden waren, hatte mir zum Wohnzimmer seine ganz aus Theologen und Canonisten bestehende Bibliothek angewiesen. Indem ich den Wust durchstöberte, fiel ich auf des Großinquisitors Nikolaus Eymeric im 14ten Jahrhundert, Directorium inquisitorum. Nach dem Titel diente dies Buch, bis zur Einführung der Buchdruckerpresse, in der ganzen Christenheit den Glaubensinquisitoren zum Leitfaden. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts wurde dies Directorium gedruckt. Die Ausgabe, die ich dort vorfand, war aus Rom, in aedibus populi romani, d. h. vom Capitol. Der Wandel der Zeiten wird jedem Denkenden sinnlich, wenn er sich vorstellt, daß jene priesterliche vernunftwidrige und die Menschheit entehrende Gesetzgebung vom nämlichen Capitol hervorging, von dem die Eroberer der Welt Befehle, die Theilung der Reiche der Erde und die Gesetze für alle civilisirte Völker ausgingen. Mit Abscheu las ich das Directorium. Es war ein dicker Foliant, den man nur in Bruchstücken ausziehen konnte.

„Mich reizte die Laune unter dem Titel „Handbuch für Inquisitoren" (Manuel des Inquisiteurs), das empörendste auszuziehen. Wenig Mühe machte es mir, allen den zerstreuten Abscheulichkeiten einen Zusammenhang in einem System des Inquisitionsprocesses zu geben. Ich fing an mit der Information und schloß mit der Hinrichtung der Verurtheilten. Noten fügte ich nicht hinzu, der Text machte sich selbst dem Leser deutlich genug.

„Aus einem andern dicken Folianten, nämlich A. Paramo's, portugiesischen Inquisitors, Geschichte der Inquisition, fügte ich ebenfalls einen Auszug hinzu. Nach solcher, führte ein Schurke, Namens Saavedra, in Lissabon die Inquisition ein. Er hatte erst falsche Bullen, hernach vielen reichen Leuten den Prozeß gemacht, deren Güter er sich zueignete. Endlich kam man ihm auf die Spur, er wurde verhaftet und auf die Galeeren geschickt, aber das Institut der Ketzerverfolgung, was sein Werk war, das wurde heilig beibehalten!

„Erst im Jahr 1762 gab Hr. von Malesherbes mir die Erlaubniß zum Druck des Manuel. Den Anhängern des alten franz. peinlichen Processes, habe ich oft folgende Thatsache erzählt, welche der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient und durch meine Mittheilung des Manuscripts an diesen Minister veranlaßt wurde. Als er mir das Manuscript zurückgab, sagte er zugleich: „Sie glauben vielleicht, in solchem außerordentliche Thatsachen und ein Proceßverfahren ohne Beispiel aufgestellt zu haben, ich muß Ihnen daher sagen, daß, mit wenigen Abweichungen, Eymeric's Rechtslehre und sein Inquisitionsverfahren der bei uns noch gültige Criminalproceß ist." Auffallend war mir diese Aeußerung, die mir eine von Hrn. von Malesherbes sonst beliebten Paradoxen zu seyn schien. Aber ich unterrichtete mich später, daß er ganz recht hatte, und besonders Hr. Seguier hat mich in seiner fiscalischen Anklage, wider die Angeschuldigten, welche Hr. Dupaty vertheidigte, davon überzeugt *).

„Diese kleine Schrift hat, glaube ich, ihren Zweck nicht verfehlt; denn sie flößt den Lesern mehr Abscheu für die Unduldsamkeit christlicher Priester ein, als eine Widerlegung in Form jemals vermocht hätte. Eine Dame, welche ich kannte, hat mir gesagt, daß als sie das Manuel gelesen habe, sie nur bis zur Mitte gelangt wäre, weil ihr der Eindruck des Buchs so unerträglich geworden sey, daß sie eine Art Erleichterung darin gefunden habe, das Buch in's Feuer zu werfen und es mit der Zange auf den Kohlen zu wenden, als wenn sie einen Inquisitor geröstet hätte! Ich sandte das Buch an Voltaire, der darüber an d'Alembert Folgendes schrieb: „Ob ich den saubern Inquisitionsproceß gelesen habe? Allerdings las ich ihn! Er machte auf mich den nämlichen Eindruck, als Cäsar's blutiger Leichnam auf das römische Volk. Die Menschen verdienen nicht zu leben, da sie noch Holz und Feuer haben, und sich dennoch beider nicht bedienen, um die Ungeheuer der Inquisition in ihren Schauderhöhlen zu verbrennen. Umarmen sie den würdigen Abbé, der das herrliche Buch schrieb. Möchte es in's Portugiesische und Spanische übersetzt werden! Je mehr wir der Religion unsers Erlösers Jesus Christus anhangen, je mehr müssen wir den teuflischen Gebrauch verabscheuen, den man täglich vom Gesetze Gottes macht! Man muß sehr wünschen, daß ihre Brüder und Sie monatlich ein eben so erbauliches Werk liefern, welches Christi Reich gründlich befestigt und dessen Mißbräuche vernichtet."

„Noch führe ich zur Rechtfertigung meines Manuel eine große Autorität (diejenige Friedrich's II.) an, welchem d'Alembert, als eine Huldigung meiner Wenigkeit, das Buch überreicht hatte. Er schrieb mir folgenden Brief aus Charlottenburg. Ich nehme ihn hier auf, nicht blos weil er mich betrifft, sondern auch weil er einiges über den großen König enthält, was auch andere als mich interessiren dürfte.

„„Charlottenburg bei Berlin den 16. July 1762.

„„Der König hat mir aufgetragen, mein lieber Abbé, Ihnen für die Bücher zu danken, welche ich ihm Namens Ihrer übergeben habe. Er kannte die kleinen Schriften und hatte geglaubt, daß Voltaire davon Verfasser wäre. Dies mag Ihnen beweisen, daß er sie schätzt. Er hat sie zum zweitenmal gelesen und findet mit Recht, die Ob (si) und

*) Ueber Dupaty's damals vielbesprochene Verfolgung, die von der höheren Justiz ausging, welche ihn hätte beschützen sollen, dürfte es nicht uninteressant seyn, Folgendes wieder in Erinnerung zu bringen: Die Gegner der Jury wollen in unsrer Zeit, auf jede Art dies Institut verdächtig, und die Meinung geltend machen, daß die Geschwornen, oft leidenschaftlicher als die Magistrate, ihre Urtheile fällen. Iliacos intra muros peccatur et citra. Es gibt keine, auch nicht die weiseste menschliche Einrichtung, die nicht von Menschen gemißbraucht werden kann, um ein Instrument der Ungerechtigkeit zu werden, aber nur das scheint klar, daß die immer beträchtliche Zahl der Geschwornen und selbst ihre menschliche Neigung wohl einmal einen wirklich Schuldigen ohne Strafe zu lassen, weil ihnen die Schuld nicht ganz klar einleuchtete, nicht so viel Unglück auf der Erde anrichten kann, als das Ausschreiten mancher nicht strenge bewachten Tribunäle, strenge Gesetze noch strenger auszulegen und da ein Verbrechen zu finden, wo höchstens nur ein Delict ist. Dupaty war erst Generaladvocat beim Parlament zu Bordeaux. Als der Kanzler Meaupeau in Frankreich im Jahr 1770 eine große Justizreform vorhatte und die Parlamente exiliren ließ, auch Cours souveraines dagegen einführte, schrieb Dupaty für die Heilsamkeit dieser neuen Justizpflege. Zur Strafe ließ ihn das Parlament zu Pierre-Encise bei Lyon festsetzen. Als ihn hernach der König zum président à mortier in Bordeaux ernannte, so wollten ihn seine Collegen als einen Unwürdigen nicht aufnehmen. Erst die strengsten königl. Befehle vermochten das Parlament, seine Einführung zu gestatten. Er wagte 3 zum Rade verurtheilte, Lardoise, Limare und Brabier, Einwohner zu Chaumont, als unschuldig zu vertheidigen. Das pariser Parlament ließ das mémoire justificatif, das Seguier's requisitoire in seiner Blöße darstellt, am 11ten August 1786 zerreißen und durch den Henker verbrennen!! Dennoch fand sich doch am Ende, daß die Verurtheilten unschuldig waren!

Von Dupaty's Söhnen glänzt der eine als geschätzter Anwald und häufiger Vertheidiger solcher Personen, die Mächtige gerne beugen möchten, und der andere als dramatischer Dichter, der dritte als Nebenbuhler Canova's.

D. Red. d. L. C. B.

Warum (pourquoi) besser, als die Wann (quand). *) Auch sagte er, daß der Verfasser sicher ein geistvoller Mann sey. Ich erwiderte, der Verf. sey ein braver Geistlicher, der freilich aber nicht viel Messen läse. Gerne, glaube ich, nähme er Sie zum Beichtvater an; besonders seitdem er Ihr Manuel des inquisiteurs gelesen. Sie vermögen sich nicht vorzustellen, welchen Eindruck das Werk auf ihn gemacht hat. Er kannte es noch nicht und hat es gelesen und wiedergelesen und hat mehreremal mit dem Abscheu, den die Inquisitoren verdienen, davon geredet. Gewiß läßt dieser Monarch keinen Sterblichen verbrennen, der in Glaubenssachen irret: ob in Jesus Christus zwei Personen oder eine Natur, oder zwei Naturen und eine Person; oder zwei Willen und zwei Personen gedenkbar sind u. s. w. Sie würden vom Könige bezaubert seyn, wenn Sie ihn sähen und hörten, so groß Ihre Erwartung auch von ihm seyn mag. Ich müßte ein Buch schreiben, wenn ich alles von diesem Monarchen sagen wollte, was ich von ihm weiß, was ich von ihm denke, und was ihn in meinen Augen so verehrungswürdig und liebenswürdig macht. Dies alles Ihnen mitzutheilen, behalte ich mir vor, bis ich das Vergnügen habe Sie zu umarmen, d. h. in den ersten Tagen des Septembers; nur will ich hinzufügen, daß ich von Jedermann alle erdenkliche Beweise freundlicher Aufnahme empfange. Unmöglich konnte ich in aller Rücksicht bisher eine angenehmere Reise machen.

„„Ihr Parlament will also wirklich die pariser theologische Facultät über die erlaubte oder nicht erlaubte Blatterneinimpfung zu Rathe ziehen? Die Einfaltspinsel! Ich freue mich über diese Dummheit, die bei den Ausländern das Parlament lächerlich macht! Gern wünschte ich, daß Sie hörten, mit welcher Verachtung der König von solchen Geschäftsmännern spricht und daß Sie sähen, wie alle nur ein wenig nachdenkende Köpfe über diesen erbaulichen Beschluß, die Achseln zucken.

„„Ma foi, juge et plaideurs, il faudroit tout lier.“ “

Drei neue Anekdoten von Friedrich dem Großen, nebst einem Vorwort über Deutschthümlerei.

Einige Deutschthümler, welche vor einigen Jahren kaum noch in einem dunkeln Schicksals- und Wunderglauben zum Vaterlandskampf Muth fanden und, in Andacht versunken, nicht mehr aus dem Ahnen zum Denken heraufzukommen vermögen, haben auch das Unglück, in einen gedankenlosen Haß gegen Friedrich den Einzigen verfallen zu seyn, weil derselbe, da in Deutschland noch Gottsched und kaum schon Gellert die Geschmacklehrer waren, mehr Geschmack bei den Franzosen suchen und finden mußte. Eben solches junges Volk, dem die Geschichte nur mit ihm selbst anzufangen scheint, verschreit den Selbstregenten, welcher unter allen Deutschen zuerst einen Mark Aurel und Antoninus als Vorbilder anblickte, als einen Despoten, weil Er nicht Sanscülotte war, sondern Republicaner, das ist, ein um die öffentliche Sache besorgter Denker, auf dem Thron selbst. Den gemüthlichen, weichlichen Seelen, die, seit sie nicht mehr zur Vaterlandsrettung von oben herab kommandiert werden, nichts zu thun wissen, ist jener Mann, voll Verstand und Scharfsinn und Selbstständigkeit, nicht andächtelnd, nicht mystisch, nicht bigot, also nicht idealisch genug. O ihr Verstandeshasser! Auf Euch mag wohl jenes gelten: Das Wissen haßt niemand, als der Unwissende, den Verstand der Unverständige. In einer Schrift, deren Ausdehnung leicht das Beste ihres Inhalts ungelesen machen könnte, Beleuchtung manches Tadels (gegen) Friedrich den Großen, veranlaßt (vornehmlich) durch den IV. und V. Theil der Denkwürdigkeiten des Herrn von Dohm: Von (einem alten preußischen Officier, auch gewesenen Landrath) C. v. Seidl. Liegnitz, auf Kosten des Vfs. und in Commission bei Kuhlmey. 574 S. in 8., nebst angehängten vielen Nachbesserungen, findet sich vieles, was diesen Gelbschnabels-Urtheilen aufs neue als Thatbeweis im Einzelnen entgegenzusetzen ist.

I.

S. 481 erzählt der alte Preuße: „Um Italien's Natur und Kunstwunder zu sehen, reiste ich 1819 dahin. Eine Nebenabsicht war, dem ehemaligen preußischen Minister Marchese Lucchesini höchlich anzuliegen, eine Schrift über Friedrich den Großen herauszugeben, oder ihn, im entgegengesetzten Fall, um einige Nachrichten über den großen Mann zu bitten. Er war der vieljährige Freund und Gesellschafter desselben, auch ist er wohl jetzt nur noch der Einzige, welcher uns etwas Ausgezeichnetes in dieser Art liefern könnte.

Ich fand den Herrn Marchese in Florenz. Ich theile hier einige interessante Anekdoten über Friedrich den Großen mit, welche Er mir verbürgte.

Es war in den achtziger Jahren, erzählte der Marchese, als die ausgetretenen Flüsse den größten Schaden angerichtet und der König die unangenehmsten Berichte hierüber eines Tages erhalten hatte.

Als ich mich, nebst den andern Tischgenossen, zu Mittag einfand, bemerkte ich beim Eintritt in den Eßsaal an des Königs Gesicht, daß er im hohen Grade mißvergnügt war; er äußerte sich auch sogleich gegen uns: „Da habe ich aus den Provinzen die allertraurigsten Nachrichten von dem Schaden erhalten, welchen die Ueberschwemmungen verursacht, und was das größte Unglück ist, ich habe gerade kein Geld vorräthig, um zu helfen. In der übelsten Laune setzte er sich nachdenkend zu Tische, ohne ein Wort zu sprechen. Auf einmal erheiterten sich alle seine Gesichtszüge, und voll Freude rief er plötzlich aus: „so eben fällt mir ein, daß ich noch 95000 Thaler zu meiner Disposition habe, um den Unglücklichen zu helfen. Ruft mir gleich den —“ (einen Cabinetssecretair, dessen Namen ich vergessen) „er soll augenblicklich kommen“ — er kam, der König stand vom Tisch auf, ging in ein Nebenzimmer und ließ diesen Secretair mehrere Cabinetsbefehle ausfertigen, in welchem er gedachte Summe anwies. Stafetten gingen deshalb sogleich ab. In der frohesten Stimmung kehrte er zum unterbrochenen Mittagsmale nach einer guten halben Stunde zurück; die größte Heiterkeit war an die Stelle der größten Mißlaune getreten. Er ließ Champagner holen und konnte gar nicht aufhören, seine Freude darüber zu bezeugen, Mittel gefunden zu haben, um den Verunglückten zu helfen.

Wie viele Regenten, außer Friedrich, hätten ihr Mittagsmal aus einer solchen Ursache unterbrochen? Bei ihm sollten die Verunglückten nicht durch den kleinsten Zeitverlust leiden.

2.

Es war, erzählte Lucchesini weiter, wenig Tage vor des Königs Tode, als ich mich in Gesellschaft des Ministers, nachherigen Grafen von Herzberg, des Generals Grafen Görz ꝛc., Vormittags beim Könige einfand. „Ich habe,“ klagte er, „die ganze Nacht kein Auge zugethan, und als ich des Morgens Neigung zum Schlafe fühlte, mußte ich ihm entsagen, um die Cabinetsgeschäfte zu besorgen. Graf Görz meinte: der König hätte lieber den Schlaf abwarten sollen. Der König sah ihn mit großen Augen an, und sagte: comment? croiez vous, mon ami, que je suis payé par l'état pour ne rien faire? “ — *)

(Die dritte Anekdote folgt.)

*) Drei kleine Brochüren von Morellet, die in jener Zeit in der Gesellschaft viel Aufsehn machten.

*) Wie? glauben Sie mein Freund, daß ich vom Staate bezahlt werde, um nichts zu thun?

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 43.

21. Februar 1822.

Verhandlungen über die Polizei der Journale in der französischen Deputirtenkammer.

Paris, den 20sten Januar 1822.

Der neue Gesetzvorschlag des Ministeriums über die Polizei der Journale, da die allen Parteien verhaßt gewordene Censur derselben aufhören soll, eröffnet unsern Rednern in der Deputirtenkammer ein weites Feld zur Entwicklung ihrer Talente und ihrer Einsichten in den wahren Zustand der Gesellschaft, und was dieser auf der jetzigen Stufe der Civilisation ohne Gefahr für ihre Auflösung und für die öffentlichen Freiheiten darin bewilligt werden kann. Sie werden wissen, daß der Hauptknoten sich darum dreht, daß die Erkenntnisse über die Preßvergehen ohne Concurrenz der Jury von den Apellations-Gerichtshöfen (Cours royales) gefällt werden sollen, und daß diesen zugleich das Recht zuerkannt wird, Journale, welche die öffentliche Ruhe gefährden, die Religion herabwürdigen, die Autorität des Königs und das Bestehen der constitutionellen Institutionen angreifen, kürzere oder längere Zeit zu suspendiren, oder gar zu unterdrücken. Doch sollen die Verhandlungen darüber vor den Gerichtshöfen öffentlich seyn. Mit diesem Gesetz über die Polizei der Journale ist, wie Sie wissen, auch ein neues Gesetz über die Preßvergehen überhaupt und ihre Bestrafung in Vorschlag gebracht worden, das die letztere sehr schärft. Beide Gesetze werden durch den Gang der Discussionen in beiden Kammern wahrscheinlich modificirt werden, und vielleicht wird ein vermittelnder Ausweg bei den Journalen auf eine Weise getroffen, die, glaube ich, Ihrem Hrn. Prof. Krug, wenn auch nicht in dieser Form, angehört: daß nämlich Journale, die durch richterliches Erkenntniß des öffentlichen Vertrauens für unwürdig erklärt worden sind, auf längere oder kürzere Zeit zur Correction unter — Censur gestellt werden sollen. Sie werden den hohen Standpunct, aus welchem diese Angelegenheiten bei uns jetzt betrachtet werden, aus einigen Reden der Koryphäen beider Parteien kennen lernen, die ich Ihnen daher für Ihre Leser mitzutheilen gedenke. Hier erhalten Sie zuerst die von Etienne von der Linken. Daß Etienne Freund des Kaisers war, daß er, als glücklicher Dichter und scharfsinniger politischer Schriftsteller, nur Triumphe zählt, wissen Sie, wie er Ihnen vor zwei Jahren ja auch persönlich bekannt geworden ist.

„Die Moral der Regierungen, fängt E. seine Rede an, hat nothwendig einen großen Einfluß auf die Moral der Völker. Das Handeln nach den bestehenden Gesetzen (la loyauté), die Beobachtung der Religion die man beschworen hat, die Heiligkeit der übernommenen Pflichten von Seiten des Staatsoberhaupts steigen vom höchsten Range in alle Classen der Gesellschaft herab und verbreiten dort den Keim aller Tugenden. Ein Volk ist treuherzig und bieder, wenn es mit Vertrauen und Offenheit regiert wird. Welche Wirkung muß also ein Regierungssystem auf die öffentlichen Sitten und auf die öffentliche Moral haben, welches diese wesentliche Bedingung nicht erfüllt?

„Warum verweigert die Regierung seit den sieben Jahren, da uns der König die Repräsentativverfassung gab, beständig die Vollziehung derselben fürs wirkliche Leben (les conséquences)? Jesuitische Erklärungen, scholastische Spitzfindigkeiten, verkehrte Auslegungen (double sens), Glossen über den Geist, Glossen über den Buchstaben, alles hat man benutzt, alles erschöpft.

„Man möchte sagen, daß man aus der Charte nichts schaffen will, als eine Sammlung von Orakeln, die die Auguren nach dem Bedürfniß und der Leidenschaft der Convenienz auslegen wollen. Sie sind so glücklich gewesen, Privilegien in der Gleichheit der Rechte, die Abschaffung des Jurywesens in dem Artikel, der solches heiliget, und die Sklaverei der Presse in dem Artikel zu entdecken, der solche für frei erklärt.

„Darf man sich dann mit meinem geehrten Collegen Alexander de Lameth wundern, daß der Einfluß einer berühmten Gesellschaft (der Jesuiten), die bald alle Zugänge der Macht besetzen wird, beständig zunimmt?

„Der Geist dieser Gesellschaft, der sich allem anschmiegt, paßte sich freilich trefflich zu den Zeiten in welchen wir leben, zu einer Zeit wo die Worte gewisser Menschen so strenge sittlich und dennoch ihre Sitten so lax sind, wo man zu gleicher Zeit Eidschwüre bricht, indem man seine neuntägige Andacht feiert, wo endlich durch eine gotteslästerliche Wahlverwandtschaft man im Budget Einnahmen für Concessionen von neu eröffneten Spielhäusern und Ausgaben für neu zu erbauende Kirchen zusammengestellt sieht!

„Sollte zu solcher Augurschaft jene Secte bestimmt seyn, die jetzt unsre Charte auslegen will, wie sie das Evangelium auslegt, und des Königs Wort wie Gottes Wort verdrehen will? (Zur Rechten Oh! Oh!) *) Aus diesen Mauern erscholl ein Jammerruf, daß Frankreich erschrack. Nicht alle Staatsgewalt, wiederholte eine Menge, hat in der Charte ihre Quelle. Von allen Seiten fragte man, was ist denn der Zweck jener neuen Lehre, die anfangs in dicke Finsterniß gehüllt, es wagt sich dem Sonnenlicht darzustellen? Welcher fernere Gedanke weilt noch im Hintergrund? Welche Entwürfe soll sie ausbrüten helfen? Gewiß ist dies keine jener unfruchtbaren Redensarten, die am Fuße der Rednerbühne

*) Seroit ce donc cette secte qui veut interpréter aujourd'hui notre charte, comme elle interprète l'évangile et travestir la parole royale comme la parole divine?

ohne Resultat bleibt. Ist aber jene Erklärung keine unabsichtliche, so ist sie doch unglückbringend. Diesem Dilemma können diejenigen nicht ausweichen, die jene Behauptung aufstellten, oder sie unterstützten.

„Der König hat die Charte einmal gegeben, alle Gewalten der Staatsfamilie, alle politische und bürgerliche Institutionen, alle öffentliche Freiheiten, alle Pflichten, alle Rechte sind darin begriffen." Selbst die vormalige unumschränkte königl. Gewalt ist darin begriffen und hat sich selbst darin die Schranken ihrer Macht bezeichnet. Man erkläre sich also gerade aus. Wenn man behauptet, daß die Gewalt, welche die Charte gab, höher stehe als die Charte; will man damit heimlich Winke geben (insinuer), daß der Monarch sie vernichten und gleichsam in einem lit de justice zum Opfer bringen könne? *) Wohl, dann ist aber nichts sicher und die Anarchie vor der Thüre. Wagt ihr's zu sagen, das sey nicht euer wahrer Gedanke gewesen? Wozu sprecht ihr denn Phrasen, welche eure Mitbürger erschrecken? Was ist das dann für eine Gewalt, deren Anwendung ihr für unmöglich erklärt und deren Uebung illegitim ist? Ja! die Charte verpflichtet den Monarchen, der sie gab, wie das Volk, das sie annahm. Sie ist die Kette zwischen dem Thron und dem Volke. Beide können solche ohne Gewaltstreich nicht zerbrechen, der beide umstürzen würde. **) (Bravo zur Linken.)

„Wie will man denn solche unverschämte Bekanntmachung angeblich erhabner Wahrheiten aufklären? Durch jene fortdauernde Verschwörung wider die Charte? Man fängt den Angriff damit an, daß man in aller Stille die Grundsätze untergräbt, worauf ihre Unverletzlichkeit beruht, hernach wird man sie öffentlich angreifen durch Gesetze, die sie über den Haufen stürzen, und euch, die ihr nur durch die Charte eine Gewalt habt, will man als Werkzeuge ihrer Zerstörung gebrauchen. Im Großen muß man die Frage in's Auge fassen. Hier ist nicht der Augenblick, um diesen oder jenen Artikel im Schiffbruche der Charte zu retten. Wozu leidige Palliative? Welchen Werth haben einige Tage mehr eines schmerzvollen Todeskampfs unsrer Charte? Mag das Gift schneller oder langsamer wirken, der Keim des Todes ist da. Und erstickt ihr diesen nicht, so hört die Charte bald auf da zu seyn.

„Was heiligte dann die Charte? Die repräsentative Regierung. Das heißt: die Mitregierung der Gesellschaft, die bis dahin blos Unterthan war (l'intervention de la societé dans l'état). Wie übt sie ihre Mitregierung? Durch die Oeffentlichkeit, welche die mit einander Regierenden aufklärt und sie beschützt. Wer diese Oeffentlichkeit zerstört, der zerstört die repräsentative Regierung, zerstört die Charte. (Beifall zur Linken.) ***)

„Noch blieben uns zwei Institutionen, die uns über den Verlust oder den Mangel der andern wenigstens trösten konnten, die die Ruhe der Bürger, wenn auch nicht ihr Glück sicherten, die sie schützten gegen das traurige Ausschreiten der unglücklichen menschlichen Natur, durch den Rausch der Macht oder durch den Mißbrauch der Gewalt hingerissen zu werden. Im Schiffbruche aller unsrer constitutionellen Freiheiten behielten wir doch wenigstens diese beiden Rettungstrümmer. Die neuen Minister nehmen uns auch diese und lassen uns den Abgrund, der die andern verschlang.

„Beide Institutionen (die Jury und die Freiheit der Presse) machen den Ruhm und den Stolz unsrer Nachbaren dergestalt, daß wenn diesem Volke jene geraubt würden, die ersten Patrioten der Britten ihr Land als ein Land der Verfluchung fliehen würden. Beide Institutionen hatte das vorige Ministerium verdorben, und das jetzige rottet sie aus. (Beifallsgeräusch von der Linken.) *)

„War es das, was ihr wolltet, Deputirte Frankreichs? War es um Frankreichs Glück, oder der Befriedigung individuellen Interesses halber, daß ihr zu den Stufen des Throns eure Wünsche niederlegtet? Nein ihr habt eine zu erhabne Vorstellung von eurer Würde und von euren Pflichten, um nur der Spielball Ehrgeiziger und das Instrument von Intriguanten zu seyn, nur um einigen Menschen durchaus ihr Glück zu machen (entrepreneurs de la fortune de quelques hommes). Und doch, welches Resultat hatten eure Reclamationen? Die Freiheiten nahmen ab, und das Budget wurde größer. Man hat die Gnadenliste vermehrt, aber nicht die Abgaben vermindert, die Nomenclatur der Schatzabgabe wurde nur umgestaltet. Frankreich wird Staatsminister mehr und seine Jury weniger besitzen. (Bravo zur Linken.) **)

„Alle Männer einiger Erfahrung hatten dies System der neuen Verwaltung vorausgesehen aus der Art der Zusammensetzung ihrer Persönlichkeit. Sie urtheilten gleich, dies wären nicht die Männer, die nach Gesetzen zu regieren verständen! (Zur Rechten Oh! Oh!) ***) Andre indeß, welche gern den Täuschungen der Menschen nachgeben, die vom Menschen das Edlere vermuthen, beeilten sich nicht, das neue Ministerium anders als aus seinen Handlungen zu beurtheilen. Sie sagten, wir wollen erst sehen, ob die alte Aristokratie in ihrem Unglücke mehr Vernunft gewann, ob sie von den schrecklichen Lehren der Vergangenheit Nutzen zog? Unterrichtet aus der Geschichte von der wenigen Liebe, welche ihre Ahnen in ihrem heißen Kampfe mit dem Volke und dem Throne davon trugen, werden wir sehen, ob sie ihren großen Fehler im J. 1789 begriffen hat, sich der Gleichheit der öffentlichen Rechte und Lasten für alle Stände und endlich den großen Grundsätzen der Freiheit zu widersetzen, die Ludwig XVIII. seitdem in seiner constitutionellen Charte niedergelegt hat (Unruhige Bewegung zur Rechten), gerührt durch das Beispiel des Nachbarstaats, wo die Großen die Freiheit gründeten? Vielleicht hat sie Ueberzeugung gewonnen, daß sie sich nur beliebt machen kann, wenn sie sich als Schutzgöttin der nationalen Freiheiten zeigt. Das war ein hoher Gedanke, er konnte Wurzel fassen bei den großen Köpfen der Partei. Weil die Repräsentativ-Regierung, die Regierung der großen Fähigkeiten ist, so begriffen solche natürlich die jetzigen Minister nicht. (Lebhafter Beifall der linken Seite. Stille zur Rechten.) ****)

---

*) Lit de justice war eine königliche Sitzung im Hauptparlament des Reichs, dem pariser, in den Tagen der reinen Autokratie in Frankreich, wo der König als Vorstand der Reichsjustiz sich die Parlamentsprotokolle bringen ließ und sitzend auf dem Throne die empfangenen Remonstranzen des Parlaments wider Edicte, die er dem Parlament zur Einregistrirung, d. h. zur Publication in ihrer Gerichtsbarkeit, gesandt hatte, persönlich durchstrich und nun erklärte, daß er keine fernern Gegenvorstellungen über diese Edicte hören wolle.

**) C'est le lien par lequel le trône s'est attaché à la nation; ni l'un ni l'autre ne peuvent le briser sans une séparation violente qui ebranleroit tous les deux.

***) Détruire cette publicité c'est donc détruire le gouvernement représentatif, c'est détruire la Charte.

*) Ces deux institutions, le dernier ministère les avoit corrompues, le nouveau ministère les détruit.

**) On a grossi la liste des faveurs et on n'a pas diminué le nombre des taxes, et la France aura des ministres d'état de plus et l'institution des jury de moins.

***) Ils ont jugé sur le champ qu'elle n'étoit pas *de taille* à *gouverner par les lois.*

****) Parceque *le gouvernement representatif* est le *regne*

„Heute hat ihre Untersuchungscommission eines Gesetzes, daß die alten Minister auf die neuen vererbten, vorgeschlagen, solches durch noch strengere Zusätze zu verbessern. Und doch war die Erbschaft schön genug. Der Strafenluxus konnte den befriedigen, welcher am schwierigsten zu befriedigen war. Aber die Erben der Gewalt sind habsüchtig und die Testamentsvollzieher, deren ewig merkwürdigen Bericht sie in der vorgestrigen Sitzung vernommen haben, haben eine feurige Theilnahme (Ardeur), fast möchte ich sagen, einen so außerordentlichen Diensteifer gezeigt, daß man sie in Verdacht haben könnte, einige versteckte Legate in der Erbschaft zu haben und im Geheimniß einiger Codicille zu seyn. (Man lacht zur Linken.) *)

„Die Jury beengte sie, sie schlagen solche nieder. Die Charte war ihnen lästig, sie vernichten sie. (Einige Stimmen zur Rechten: ah das ist zu stark. Zur Linken: nur zu wahr.) **) Dagegen führen sie die Güterconfiscation wieder ein! Gewiß sind sie nicht von ihrer ungereimten (bizarre) Theorie überzeugt, daß nur das confisciren heißt, wovon die Regierung ihren Nutzen zieht. Darnach wurde also im J. 1793 die schöne Façade von Bellecour (in Lyon) nicht confiscirt, weil der Fiscus den Bauschutt nicht erbte ***). (Allgemeine Bewegung.)

„Zwei Zusätze (amendemens) haben alle unsre Institutionen über den Haufen geworfen. Das alte Gesetz über die Preßvergehen strafte die Beleidigungen der constitutionellen Autorität des Königs. Man löscht das Wort „constitutionell" aus, und die Tilgung dieses bezeichnenden Charakters des Königs ist fast eine wahre Revolution ****). Solche Simplification der Politik dachte sich Machiavell wohl nicht möglich (Bravo zur Linken). Nach den Protestationen, nach den Lehren, die Sie vernommen haben, sagt das Verschwinden dieses Worts alles. Aber die Abschaffung der Jury enthüllt den ganzen tiefliegenden Gedanken des Ministers (le fond de la pensée). Diese einzige Absicht hat ihn ganz verrathen. Er verkündet, was das Ministerium ist und was es seyn will. Ich will mich deutlicher erklären. Was ist die Jury? Es ist das Publicum oder die Gesellschaft selbst, dessen Wünsche und Gedanken sie ausdrückt. Besonders beim Preßvergehen kann sie nicht entbehrt werden, in den Anfechtungen der Gewaltigen im Staat wider die Schriftsteller.

„Ist die Staatsgewalt ungezügelt (abandonné à lui même), so ist sie stets ein schlimmer Richter in Fragen, die jene tief verwundeten (les touchent jusqu'au vif). Die Gewaltigen im Staat, sind geschworne Feinde der Preßfreiheit, weil sie Menschen sind und jeder Mensch gerne seine Fesseln abwirft und die Hindernisse verbannt, die sein Wollen aufhalten. Die Richter selbst stehen unter der Censur der öffentlichen Meinung. Ihre Erkenntnisse, wenn sie sich erkühnen, sich vom Anwenden des Gesetzes zu entfernen, können durch die Presse kritisirt werden. Mit welcher Mäßigung sie auch aufzutreten scheinen, sie werden immer darüber Groll fassen (s'en irriteront). Diesen Vortheil des Corporationsgeistes hat der Berichtserstatter in seiner langen Liste derselben aufzunehmen vergessen. Die beleidigte Eigenliebe ist ein schlechter Richter der Beleidigungen. Wenn man auch voraussetzt, er werde sie ruhig ertragen, erwartet er doch nur die Gelegenheit sich zu rächen. Wenn sie auch anfangs der Stolz nicht straft, so straft sie später der heimliche Haß (rancune).

„Die Tribunale, so wie sie jetzt gestellt, sind von Rechts wegen zwar unabhängig, aber abhängig in der That *) (Lebhafte Bewegung). Kann eine erzwungne Versetzung ihre ganze Lage nicht verändern? Und kann nicht der Ehrgeiz einen Richter befallen, wenn eine hohe Magistratur offen ist, ein Sitz im Cassationshofe, ein Lehnsstuhl im Staatsrath, eine Polizeipräfektur und selbst höher hinauf, wenn die Staats-Siegel nicht fest sind in der Hand die sie halten **). Vermag er der Hoffnung der Ministerialgunst zu widerstehen ehe er die Gunst besaß, wird er ihr auch noch widerstehen nachdem er sie erlangt hat? Die Erkenntlichkeit ist eine so sanfte Tugend, daß man nicht glaubt durch Dankbarkeit ungerecht werden zu können.

„Die Männer, welche Gewalt haben, finden oder schaffen immer Richter nach ihrem Ebenbilde. Unter einem Despoten wie Richelieu gibt es Labardemonts. Unter einer Gewalt, die mit dem ganzen Unterthanenpublicum im Streit ist, gibt es Jefferies. Alle solche Gewalt-Männer haben in ihrer Zeit ihre Vertheidiger gefunden, die ihre Tugenden und selbst ihre Unabhängigkeit lobpriesen. Solche Schmeichler würden den Minister gegen den Mißbrauch des Mandats der Freisprechungen beruhigt haben. Sie würden treffliche Richter zur Hülfe jener leicht reizbaren Menschen gewesen seyn, die die strengsten Verurtheilungen nicht befriedigen können, und die nur über Freisprechungen Thränen vergossen haben. (Murren zur Rechten.) ***)

„Unter einer repräsentativen Regierung giebt es stets zwei Parteien. Dies ist eine Eigenthümlichkeit derselben. Läßt man dort die Opposition durch die herrschende Partei richten, so ist im voraus der Opposition Verurtheilung sicher, weil der Parteigeist von Natur leidenschaftlich ist, weil er stets des Gegners Meinungen als unglückbringend und zerstörend für das Publicum betrachtet. Selbst die gewissenhaftesten Richter in Civilsachen sind in Sachen der politischen Meinung weit weniger gewissenhaft. Dann sehen sie sich als Staatsmänner (hommes politiques) an. Man hat darüber offenherzige Geständnisse vernommen, über die man schaudern möchte.

„In jeder gemischten Verfassung giebt es Garantien für die Gewalt und Garantien für die öffentlichen Rechte. Die Männer im Amte wollen die ersteren erweitern und die Privaten die letzteren besser befestigen. Das ist der reine Gang der Dinge in jeder Repräsentativverfassung. Was bedeutet also die Anrede des Hrn. Berichterstatters, der in der Auslegungskunst, welche er von unsern jungen Sophisten im Parquet der Staatsanwaldschaft entlehnte, in den constitutionellen Lehren eine republicanische Tendenz verspürt? Könnten wir nicht eben so folgerichtig und vielleicht eben so leidenschaftlich

---

des *hautes capacités*, elle n'est pas venue aux Ministres actuels.

*) Il pourroit les faire soupçonner d'avoir quelques legs cachés dans l'héritage et d'être dans le secret de quelque codicile.

**) Le jury les gênait, ils l'abattent. La charte leur étoit incommode, ils l'annullent.

***) Ainsi quand en 1793, la magnifique façade de Bellecour fut démolie, elle ne fut pas confisquée, car le fisc ne jouit pas des édifices abattus.

****) In dem seitherigen Gesetze war die Strafe verhängt gegen einen Angriff auf die „autorité *constitutionnelle* du roi". In dem neuen Gesetz ist das Wort „constitutionnelle" weggelassen und es heißt einfach „contre l'autorité."

*) Les tribunaux, tels qu'ils sont institués, sont indépendans de droit et *dépendans de fait*.

**) Anspielung auf den jetzigen Garde des sceaux der noch vor kurzem Präsident eines Appellationshofes war.

***) Ils eussent été des excellens juges pour venir au secours de ces hommes sensibles, que les plus sevères arrêts ne peuvent satisfaire *et qui n'ont jamais versé des larmes que sur les absolutions.*

ihnen sagen, daß auch die oligarchischen Grundsätze sich mit der Maske der Vorliebe für die Monarchie decken? Wer ist denn aber der unparteiische und nothwendige Richter in politischen Processen, im Conflict der vollziehenden Macht und der Freiheit? Das ist das Publicum, oder vielmehr die Jury, die das Organ von jenem ist. Das Publicum hat einen Instinct der Selbsterhaltung und daher ein Interesse, daß die vollziehende Macht stark genug sey um das Publicum gegen jedes Ausschreiten aus der Bahn des Erlaubten (licence) zu schützen, aber auch, daß die Freiheit genug beschützt sey und eine Mauer gegen Angriffe der Willkür bilde. Das Publicum allein hat den richtigen Tact um das zu unterscheiden, was blos anstößiges Aufsehen erregt, oder was bei der Vertheidigung der Volksrechte nur Unruhe anrichtet; aber auch über das blos Eitele und Leidenschaftliche in den Klagen der vollziehenden Macht. Die Jury spricht zu oft los, sagt der Berichtserstatter. Natürlich! denn alsdenn sieht die Nation das nicht mehr für Verbrechen an, was der Regierung mißfällt; die Nation will dann nicht das Joch der Leidenschaften der Beamten und die stolze Anmaßung aller ihrer Launen annehmen. Lassen Sie sich, meine Herren, nicht durch die Verachtung der Einsichten der Jury hintergehen. Sie ist nicht so lenksam gegen beredte Worte und trügerische Schlußfolgen als man sie häufig darstellt. Ich will nichts was wir alle hassen wieder in Erinnerung bringen, aber das darf ich geltend machen, daß in der traurigen Epoche unserer Revolution, man aus der nämlichen Ursache den Angeklagten ihre Vertheidiger nahm, weil die Unterdrückung unter welchem Namen und unter welcher Farbe sie auch trifft, doch gleiche Mittel braucht und durch die nämlichen Sophismen sich vertheidigt. (Langes Bravo zur Linken.) *)

„Ist die Jury nichts als der Ausdruck des öffentlichen Gedankens, wie sie in der Wirklichkeit nichts anders ist; so gesteht der Minister an dem nämlichen Tage, wo er das schrecklichste Geständniß ablegt was der Amtsmacht entwischen kann, indem er auf die Vernichtung der Jury anträgt, daß die Gesellschaft (société) feindlich gegen ihn gesinnt ist; oder vielmehr, daß er als Feind gegen die Unterthanen auftritt (Stimme zur Linken: „So ist es recht, so ist es sehr recht"). Ein geheimer Instinct warnt den Minister, daß er aufs Publicum nicht mehr rechnen darf, weil das Publicum nicht mehr auf ihn rechnen darf. Er stößt es zurück, weil es ihn zurückstößt **). (Zur Linken: vortrefflich!) Dann erwacht jedes Mistrauen, alle Gemüther werden verschlossen gegen einander. Dies, wir sagen es laut, ist die Ursache der gegenwärtigen Krise. Die Charte war der Vereinigungspunct aller Interessen. Sobald man jene verletzte, zog man sich von der Nation zurück.

„Um ein System des Betrugs zu stützen, fühlte man die Nothwendigkeit, sich ein künstliches (factice) Publicum zu bilden. So verwaltete das vorige Ministerium. Da es nach Ausnahmegesetzen regierte, so war ihm eine Ausnahmejury Bedürfniß. Diese Jury konnte ihm eine Gewähr leisten, die es in der unparteiischen Jury nicht zu finden vermochte. Aber die so verfälschte ***) Institution der Jury, die auf ein bloses Werkzeug der Amtsmacht eingeschränkt war, beruhigte das neue Ministerium noch nicht. Es fürchtet solche und zerschmettert sie völlig, weil die Ausnahmejury, so sehr sie auch nach dem Ministerialwillen gebildet war, sich dennoch noch nicht nachgiebig genug zeigte, weil sie bisweilen wagt ihrer Ueberzeugung zu folgen, weil sie immer noch ein Auswuchs (émanation) des Publicums ist und diesem ohne es selbst zu wissen, nachgiebt; weil die Bewegung des Publicums die Jury leitet, und da sie die Augen dem Lichte das sie umgiebt nicht zu schließen vermag, so will sie nicht jedesmal blind zuschlagen. (Langes Bravo zur Linken, Stille zur Rechten.) *)

„Der Minister lehnt also die Competenz der öffentlichen Vernunft ab und beweist dadurch, daß er nicht im wahren Interesse der Gesellschaft (société) regiert. Er fühlt in seinem Innern, daß diese unzufrieden ist. Sie wird, meine Herren, noch unzufriedener werden! Die neuen Strafen, die er glaubt den alten hinzufügen zu müssen, werden ihn nicht beliebter machen; denn darin betrüge man sich nicht, Strenge führt immer neue Strenge herbei. Sie vermehren das Mistrauen, und, wie der Groll (irritation) sich vermehrt so vermehren sich auch die Strafgesetze. So wird eine Regierung, die ihr Land schlecht kennt, von der falschen Behandlung zur willkürlichen Behandlung und von dieser zur Gewalt und endlich zur Tyranney verleitet. Das ist eine unvermeidliche Folge der übereilten Gesetze (lois d'accélération). Glauben Sie, daß die Menschen, welche in einer traurigen Vorzeit Frankreich in Trauer versetzten, auf einmal zu den Ausschreitungen gelangten, womit sie solches erschreckten? Sie fingen damit an, alles verdächtig zu finden. Erst nachdem sie die Gefängnisse bevölkert hatten, bauten sie Schaffotte!!" (Allgemeine Bewegung, Murren zur Rechten.)

(Der Beschluß folgt.)

*) Parceque l'oppression sous quelque nom, sous quelques couleurs qu'elle frappe, s'exerce par les mêmes moyens et se défend par les mêmes sophismes.

**) Un instinct secret l'avertit, qu'il ne peut plus compter sur elle (*la société*), parcequ'elle ne peut plus compter sur lui. Il l'a repoussé parcequ'il en est repoussé.

***) Die Minister bezeichnen oder wählen die Geschwornen.

— Nicht das viele Wissen, sondern nur das klare Wissen hat hohen Werth! — Wer die Verwirrung auch nur über einen einzigen Gegenstand in seinem Kopfe Herr werden läßt, kann ihr bei der mächtigen Verwandtschaft aller Ideen, auch über die andern Gegenstände kein Ziel mehr setzen!

— Die politische Dämmerung dauert gewöhnlich nicht lange bei den Völkern, und es wird dann entweder bald wiederum Tag oder eine lange finstere Nacht!

— Regierungen, welche nicht in den warmen Rock des Verstandes, der Intelligenz und Gerechtigkeit gekleidet sind, können die kalte und scharfe Zugluft der Preßfreiheit unmöglich vertragen, und bekommen daher durch diese leicht convulsivische Zufälle.

— Der Despotismus ist der gewandteste Comödiant! Wenn man ihn in einer Kleidung zur Thüre hinausgetrieben hat; so kömmt er mit verändertem Anzuge zur andern Thüre wieder herein! —

— Der Versuch, die Menschen an dem Gebrauche und der Entwickelung des einmal erworbenen politischen Verstandes zu hindern, ist eben so lächerlich, als wenn man den Schmetterlingen gebieten wollte, wiederum Puppen und Raupen zu werden! Es gibt überhaupt wohl kein sichereres Mittel, die Menschen schnell klüger zu machen, als wenn man sie mit offenbarer Gewalt in der politischen Dummheit zu erhalten strebt, und die natürliche Reibung in der Intelligenz noch durch ein förmliches Verbot vermehrt!

— So lange die Welt steht, hat es noch keinen physischen oder moralischen Druck gegeben, welcher nicht einen Gegendruck erzeugt hätte!

W. u. Z.

*) Il ne consent pas toujours à frapper en aveugle.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 44.

22. Februar 1822.

Reise in das spanische America, in den Jahren 1799 bis 1804. von Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland, herausgegeben von A. v. Humboldt. Mit zwei Atlassen, deren einer die Ansicht der Cordilleras und der Denkmäler der Urbewohner jener Länderstriche, der andere die geographischen und physicalischen Karten der Länder enthält. 1ster Theil, in 4. Paris. 643 S. (Voyage dans l'Amérique espagnole etc.)

Die Entdeckungsreisen, welche in neuern Zeiten in die Länder der neuen Welt gemacht wurden, haben namentlich in unsern Tagen eine Allgemeinheit des Interesses gefunden, die ähnlichen, nach andern Welttheilen hingerichteten Unternehmungen um so mehr abgeht, je mehr sich durch die neuesten Ereignisse veranlaßt, der Blick nach den transatlantischen Landen richtet, von denen eins nach dem andern aus dem Zustand der Abhängigkeit zu der freien Selbstständigkeit sich emporringt. In Afrika setzen noch immer, mehr wie das Clima, die Wildheit und Barbarei der durch Mißhandlung und grausamen Druck selbst grausam gewordenen Eingeborenen dem Forschungseifer der Fremden fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg, während in Asien das Auge nur auf Ruinen vergangener Größe und Civilisation, auf durch den Lauf von Jahrtausenden versteinte Institutionen und auf Volkstrümmer trifft, die vor Alter der Lebenskräfte beraubt, mehr den Mumien Egyptens als den bildungsfähigen Bewohnern der Oberwelt gleichen. Wie anders ist es nun in America! Indem man die weiten Striche dieses durch alle Zonen sich hinstreckenden Erdtheiles durchwandert, findet man zwar Völkerstämme, die durch ihre Uncultur und Unwissenheit bezeugen, wie weit in seinen Urbewohnern dieser Theil unseres Planeten noch hinter dem vorgeschrittenen Europa steht, zugleich aber auch weit entfernt sind, das betrübende Bild einer geistigen und physischen Verstaltung zu gewähren, wie z. B. die Hindus, deren Uralterthum fast mehr noch wie durch ihre Monumente aus der Vergangenheit, durch das geistige Hinwelken des ganzen Stammes bewiesen wird.

Eben so, wie mit den Menschen, verhält es sich aber auch mit der Natur in der neuen Welt. Während kein ursprüngliches Volk daselbst zu der moralischen Erschlaffung herabgesunken ist, welche viele Nationen Asiens charakterisirt, ist auch diese gleichsam noch im Zustande des Werdens und Gestaltens und dadurch besonders die nicht unwahrscheinliche, vielfach aufgestellte Hypothese begründet, daß für America nämlich eine spätere Schöpfungsstunde geschlagen habe, wie für die andern Erdtheile, oder, richtiger gesagt, daß die westliche Hemisphäre wahrscheinlich später den Wellen entstieg, als die Continente der östlichen.

Angenommen dieses und die Thatsache, daß der furchtbare Kampf der Elemente auf der westlichen Halbkugel — noch immer zum Theil fortdauernd — das Bilden und Gestalten von Nationen, Institutionen und Denkmälern erschwerte oder verhinderte (oder, wo sie entstanden, ihre Dauer in der Zeit verkürzte) wird es auch erklärlich, warum die neue Welt so wenig von derlei Dingen aufzuweisen hat, da doch auch hinwiederum nicht geleugnet werden kann, daß in der Vorzeit schon sich einige Völkerschaften daselbst erhoben, denen ein nicht unbedeutender Grad von Civilisation keineswegs abzusprechen ist.

Indes würde man irren, wenn man den Glauben hegen wollte, der westliche Continent sey gänzlich von Monumenten des Alterthums — ähnlich in gewisser Beziehung denen Asiens — entblößt. Aber unglücklicherweise finden sich jetzt nur noch wenige zerstreute Spuren davon, da bei weitem mehr noch als die Gewalt losgebundener Naturkräfte, die fanatische Zerstörungswuth der ersten europäischen Eroberer jener Gegenden, alles vernichtete, was ihnen vor das Gesicht kam. Indes ist denn doch immer noch so viel geblieben, um das vorher über die frühere Civilisation einiger Völkerschaften bemerkte, zu bestätigen und so unvollkommen im Ganzen die wenigen Reste auch sind, welche von den Trümmern des Pallastes der alten mexicanischen Herrscher und der Tempel dieses Volkes, so wie die unförmlichen Inschriften, die man an den Felsengestaden des Oronoko entdeckt, und die von einer Zeit der großen Ueberfluthung sprechen; so beweisen sie doch immer einerseits das hohe Alterthum des Volks, unter welchem sie sich finden, und andrerseits dessen einstige Fortschritte in der Gesittigung.

Mehr indes wie irgendwo, hat sich in diesen, von eben so habsüchtigen als zelotischen „Conquistadores" in Besitz genommenen Ländern Altes, Ursprüngliches mit Neuem, Mitgebrachtem vermischt und verschmolzen und dadurch die Forschungen erschwert, welche edle Wißbegierde in neueren Zeiten unternahm. Auch ist hierdurch bei den Eingebornen eine Unbestimmtheit in Hinsicht dieser Gegenstände entstanden, die nicht unbe-

merkt zu bleiben verdient. Wo einst der alte Tempel von Mexitli sich erhob, wölbt sich jetzt, auf dessen Trümmern die Kathedrale von Mexico, und von dem Gipfel der Riesen-Pyramide von Cholula (in den Andes) ertönt jetzt den versammelten Indianern das Wort Christi unter den Formen der katholischen Kirche.

Aus allem diesem wird man sehen, unter wie vielfachen, bedeutenden und großen Beziehungen das mittägliche America sich dem Blick des Beobachters darstellt, und daß ein Werk, wie vorliegendes, das seinem Plane und Zwecke nach so verschiedenartige Gegenstände zu umfassen hat, sich nicht füglich in all seinen Theilen in einem Blatte besprechen läßt, dessen Tendenz auf möglichste Vielseitigkeit gerichtet ist. Wir heben hier daher nur übergehend die Durchsicht der vielen und bedeutenden Entdeckungen in der Botanik und Zoologie, welche von den Reisenden gemacht wurden, einige ihrer interessantesten Beobachtungen sowohl über die Naturerscheinungen als die Sitten der Bewohner jener Gegenden aus.

Bekanntlich hat Hr. von Humboldt fünf Jahre seines Lebens dem Zweck gewidmet, durch eigene Ansicht die weiten Länderstriche kennen zu lernen, welche damals noch der spanische Scepter regierte; um dies aber mit gehöriger Umsicht zu können, hat er vorher nichts gespart, was dazu dienen konnte, ihm die Sache zu erleichtern. Ein Blick auf das, was H. in dieser Hinsicht alles that, wird hier nicht unnützlich seyn. Ausgerüstet mit einem gründlichen Studio der Physik, ist er jene Gegenden, seine Instrumente in der Hand, durchwandert, und weder Höhen noch Tiefen, weder die gefahrvollen Krater gährender Vulcane, noch die ungesunden Dünste der Minen hielten ihn ab, überall selbst an Ort und Stelle seine Beobachtungen anzustellen. So ist es ihm denn, hiermit noch eine Menge genauer astronomischer Forschungen verbindend, gelungen, eine bedeutende Anzahl von höchst nützlichen Karten zu entwerfen, die mittlere Temperatur wichtiger Orte und die Höhen der Berge, so wie die Winkel ihrer Abdachungen zu bestimmen und mit dem angezeigten schnelleren oder langsameren Lauf der Ströme, so wohl die verschiedenen Stromgebiete als die Erhebung und Ausdehnung der Plateaus festzustellen. (Auch die früher immer noch in Zweifel gezogene Communication der beiden größten Ströme der Welt, des Oronoko und des Maranhon, darzulegen). Ferner hat ihn die fortgesetzte genaue Beobachtung der atmosphärischen Phänomene, der nach den verschiedenen Breitengraden wechselnden Veränderung in den höheren Luftschichten, der, namentlich in jenen Gegenden so stark verbreiteten Elektricität; der Licht- und Strahlenbrechungen unter Südamerica's Himmel, der chemischen Beschaffenheit der Luft und des Wassers und des Einflusses der arbeitenden Vulcane so wohl auf die Luft als die Vegetation umher, der Berechnung der Durchschnittsmasse des fallenden Regens und Thaues, der langsam zerstörenden Kraft, welche die Gewässer der Ströme auf die sie einengenden Felsen ausüben, und des Eindrucks, welchen der Anblick der ungeheuern Oeden, in denen kein Ton die Stille unterbricht: zu einer Menge von Schlüssen und Theoremen geführt, die eben so ersprießlich für die Wissenschaft, als unterhaltend für die Wißbegierde sind, und wodurch alles denn ein Bild jener Länder vor den Augen des Lesers entsteht, das an Mannigfaltigkeit, Größe und Interesse leicht alles andere dieser Art übertreffen dürfte.

Vorzüglich aber hat die Geologie oder das Studium des Baues und Entstehens unseres Erdkörpers die Aufmerksamkeit des Reisenden gefesselt. Mit größtem Fleiß beobachtete er die Construction der Gebirge, ihre Abdachung und ihren Zug, die verschiedenen Mineralien-Arten, welche sich in ihrem Schooße bilden, die Veränderungen, denen sie in ihrer Zusammensetzung in den verschiedenen Breiten unterworfen sind, den Einfluß, den sie auf die Bildung wie auf die Fruchtbarkeit des sie umgebenden platten Landes haben. So giebt er in geologischen Ueberblicken bedeutende Andeutungen über die in commercieller und wissenschaftlicher Hinsicht ausgezeichnetesten Bergrichtungen und verbindet damit höchst schätzenswerthe Beobachtungen über die verschiedenen Abweichungen der Magnetnadel und des Einflusses großer Felsenmassen auf deren Richtung. Gleicherweise unterwarf der Reisende die zahlreichen Vulcane jener Gegenden seiner Forschung. Sie wurden von ihm in ihren verschiedensten Beziehungen untersucht, und mit Scharfsinn und glücklicher Auffassungsgabe, nach der Erfahrung, sowohl die Stärke ihrer Explosionen, als die Weite bestimmt, in welcher sich ihre Wirkungen äußern. Diese so nützlichen als wissenswürdigen Forschungen wurden überdem von ihm oft unter den drohendsten Gefahren mit einer Genauigkeit und Sorgfalt gemacht, die nicht genug gerühmt werden kann, um so mehr, da hierdurch die weit größere Stärke und Mannichfaltigkeit der innern Naturkräfte dieser Art in den Regionen zwischen den Wendekreisen dargethan ist, wo die beiden Haupthebel solcher Naturäußerungen, Feuchtigkeit und Hitze, in weit höherem Grade wirken.

Da es uns, wie oben bereits bemerkt, hier zu weit führen würde, wollten wir in ein Detail der Bereicherungen eintreten, welche die einzelnen Zweige der Wissenschaft, wie z. B. die Botanik u. s. f. durch beide Reisende (Humboldt und Bonpland) erhalten haben, indem von beiden mit einer Emsigkeit und Umsicht, die wahrhaft in Erstaunen setzt, die Pflanzenwelt der heißen Zone durchforscht worden ist; so begnügen wir uns nur zu sagen, daß dieser Zweig des Wissens, gleich denen der Astronomie, der Zoologie, der Statistik jener Gegenden und deren Alterthumskunde, auf's reichhaltigste von ihnen ausgestattet wurde, und daß sowohl die zahlreichen Kupfer wie die Karten, welche von den Herausgebern ihrem Werke zur nöthigen Erläuterung beigefügt wurden, mit einer Genauigkeit und Eleganz verfertigt sind, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Nach diesem kurzen Ueberblick des reinwissen-

schaftlichen Theiles dieses Werkes, gehen wir zu dem historischen, für die Mehrzahl der Leser unstreitig noch interessanteren über, voraus eine gedrängte Scizze des früheren Lebens unseres geliebten Landsmannes gebend, der durch seine Forschungen den Ruhm deutscher Gründlichkeit und deutschen Fleißes, wie in's Ausland, auch jenseits des Oceans, von neuem trug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen über die Polizei der Journale in der französischen Deputirtenkammer.

(Beschluß aus No. 43.)

„Sehen Sie, fährt Etienne in seiner Rede fort, so weit hat es die neue Verwaltung gebracht. Statt zur Quelle des Mißvergnügens hinauf zu steigen, begnügt sie sich, die Wirkungen ihrer eignen Fehlschritte zu denunciren. Sie werden vom Minister berufen, Frankreich zu züchtigen für Fehler, die er beging, und wenn er unsere letzte Schutzwehr gegen seine Willkür zerstört hat, so wird er uns vorschlagen, die Uferbewohner (riverains) der von ihm zerstörten Deiche dafür zu bestrafen, daß der freigewordene Strom Verwüstungen anrichtete. Schon zeigt sich von allen Seiten das Mißtrauen, und doch fordern die Minister Zutrauen für die Gerichtshöfe, die sie zu Special-Commissionen umwandeln. Bei einem strafbaren Mangel an Achtung, der zum großen Aerger von ganz Frankreich seit fünf Jahren sich täglich erneuert, verbinden die Minister in allen Anklageacten den Namen des Königs mit den Beleidigungen, die nur die Minister persönlich angehen, wie sie ihn unaufhörlich mitten in der Kammer zum Schilde gebrauchen, um der Verantwortlichkeit sich zu entziehen.

„Ich würde mich nicht wundern, wenn sie noch der Kammer jenes Gesetz des Kaisers Theodosius vorlegten, das diejenigen als Verräther der beleidigten Majestät betrachtete, welche an seiner weisen Ministerwahl irgend einen Zweifel auszusprechen wagen konnten. Zu ihrem Begriffe einer vollkommenen Constitution fehlt noch dieses Gesetz. (Langes Bravo zur Linken.)

„Aber, meine Herren, statt aus den Archiven der morgenländischen Kaiser die schimpflichen Gesetze zur Erweiterung der Begriffe über den Hochverrath zu schöpfen, womit es zuletzt so weit kam, wie ein Geschichtschreiber sagt, daß dies das Verbrechen war, dessen man jeden anklagte, dem man kein andres Schuld geben konnte, wollen wir zu reineren und edleren Quellen hinaufsteigen. Wir wollen uns lieber daran erinnern, was Ludwig XII. denen antwortete, die ihm von einer gewissen Schmähschrift erzählten, die ihn persönlich angriff. Ein König von Frankreich, sagte er, im Besitz der Liebe seiner Unterthanen, ist über alle Schmähungen erhaben! *) wenn mir erlaubt ist, nach dem erzählten Beispiel eines Königs, der sich rühmte ein Plebejer genannt zu werden, noch einen Fürsten zu nennen, der eine Ehre darein setzte, ein Philosoph zu heißen: so möchte ich den schönen Zug des großen Friedrichs in Erinnerung bringen, der, als er aus seinen Palastfenstern eine Menge Neugieriger beschäftigt sah, einen hochgehängten Anschlag zu lesen und vernommen hatte, daß er gegen ihn gerichtet wäre, seinem Pagen befahl ihn abzunehmen und niedriger zu befestigen, damit man ihn leichter lesen könne! (Lebhafte Theilnahme). In Preußen unterhielt man sich darüber lange von dem Verstande und der Mäßigung des Königs: Keiner dachte aber daran zu fragen, was das Libell enthalten habe! Glauben Sie, meine Herren, daß alle königl. Criminalhöfe ihren König besser gerächt haben würden, als Friedrich es durch seine Großmuth that? (Beifall zur Linken). *)

„Doch, man muß gerecht seyn, die Minister dachten nicht blos an sich bei der eben so reichlichen Straf- als Budgetfülle. Jeder soll vielmehr bestraft werden, der die 100,000 öffentliche Beamte nicht streng in Ehren hält, und dies geschieht in demselben Augenblick, wo die Minister dem Zartgefühl der Staatsdiener so schwere Gesetze auflegen. In der That, was verlangt die Amtsmacht (pouvoir) von diesen Männern nicht? Müssen sie nicht jährlich ihre Meinungen ändern, um nicht ihre Stellen zu verlieren. Machen sie sich nicht zur Zeit der Abgeordnetenwahlen zu Umträgern von allerhand Verleumdungen von Amtswegen, und entfernen sie nicht in dem einen Jahre, so viel sie vermögen, diejenigen, welchen sie in der vorhergegangenen Wahl zu dienen beflissen waren? Sind sie nicht gezwungen, auch die Bande der ältesten Freundschaft und Achtung zu zerbrechen? Nachdem die Minister das Publicum zum Zeugen dieser veränderten Meinung der Beamten über die nämlichen Menschen (apostasie) gemacht haben, nachdem man sie zwanzig mal Sprache und Grundsätze hat wechseln lassen, nachdem sie die Achtung des Publicums haben aufgeben müssen; wollen sie dafür strafen, daß das Publicum solchen Männern Verachtung beweist. Sie stoßen das Vertrauen zu ihm zurück, befehlen aber die Hochachtung. (Hr. Chauvelin: Schön, sehr schön) **)

„Selbst von dieser Rednerbühne herab hat man dies unmoralische System verkündigt; man schämte sich nicht zu behaupten, daß ein Staatsdiener als Volksdeputirter, was auch seines Gewissens Stimme sagen möge, mit den Ministern stimmen oder sein Amt niederlegen müsse. Indem man als unglückbringend (funeste) die Jury der Engländer verwirft, nimmt man als Nothwendigkeit deren Bestechungssystem an. Was sage ich, meine Herren, man verstärkt solches und macht es tausend mal ärger. In England kauft sich die Amtsmacht keine Creaturen auf Kosten der wesentlichen Institutionen des Staats. Sie verführt nicht durch die hohen Justiz- oder Verwaltungsämter, sondern durch Aemter ohne Geschäfte (Sinecuren). Was soll man aber hier von einer Magistratsperson denken, die zum ersten Pfande der nöthigen Unparteilichkeit in ihrem hohen Amte, durch ihre Ernennung selbst ankündigt, daß der Mann parteiisch war und es bleiben muß. Die Engländer bestechen nur die Person und die Bestechung stirbt in diesem Einzelnen. Wir gehen weiter und verderben Menschen und Institutionen zugleich. (Tiefer Eindruck.) ***)

„Soll ich reden von jener unbestimmten Ständedesignation (de classes), welche das vorige Ministerium in ihrem Gesetze anbrachte? Soll ich jene sonderbare Versicherung des Berichtserstatters an's Licht stellen, der vom Adel als von einem Stande und fast als von einer Ordnung im Staat redete? Er bewies dadurch, daß er weder Frankreich, noch seine Sitten, noch seinen gerechten Stolz kannte. Ich will mit mehr Mäßigung auftreten als er. Ich will keine zu feurige Leidenschaften erregen und nicht unvorsichtig unsern Nationalstolz aufregen. Das aber darf ich sagen, daß man durch kein Criminalgesetz einen Adel wieder aufrichtet, und daß man auf ihn niemals eine ärgere Satyre als durch das vorgeschlagene Gesetz machte.

„Welches Tribunals, meine Herren, hätte Bayard bedurft um Respect einzuflößen, als er für's Vaterland starb! Welcher Obergerichtshof hätte dem Connetable, der gegen

*) Un roi de France, qui possède l'amour de ses sujets, est au dessus de ses outrages.

*) Croyés vous bien, que toutes les cours criminelles du royaume eussent aussi bien vengé le roi?

**) Après leur avoir fait sacrifier l'estime, vous punissés l'expression du mépris, vous repoussés la confiance et vous ordonnés la considération.

***) Nous allons plus loin, nous corrompons les hommes et les institutions.

Frankreich focht, die öffentliche Achtung wiedergeben können? (Bravo zur Linken.)

„Ich berühre nun die zarteste aller Untersuchungen, aber ich gestehe es, mit Furcht: Die Religion müßte stets außer den politischen Debatten gestellt werden und in ihrem Heiligthume bleiben. Aber ich kann es doch nicht unterlassen, die Gedanken der Menschen auszusprechen, welche sie als das Band zwischen Himmel und Erde ansehen.

„Muß man nicht nach Einsicht des Gesetzprojects glauben, daß wir ein Atheistenvolk sind, daß man allenthalben der Gottheit spottet, da doch zu keiner andern Zeit die Religion mehr respectirt und weniger beleidiget wurde? Als das Ministerium das Gesetz vorschlug, hatte es sich in der Zeit vergriffen. Es paßte sich für jene gepriesene Zeit (le bon vieux tems), wo die weltlich lebenden Priester, nach allen Seiten den Scandal ihrer liederlichen Sitten verbreiteten und in sittenlosen Romanen oder Liebesliedern Gemälde derselben aufstellten, vor denen die Schamhaftigkeit erröthete. Jetzt sind die Schriften gegen die Religion eben so unbeliebt, als sie vormals beliebt (de bon ton) waren. Man studirt zu ernsthaft und zu tief, um sich mit Büchern zu befassen, die nur für die Unwissenheit und für den verdorbenen Geschmack leichtsinniger und abgestumpfter Menschen Reiz hatten. Aber man scheint weit weniger Werke zu fürchten, die das Herz verderben, als diejenigen, die den Geist erleuchten! Mancher Heuchler schreiet über die Immoralität des Zeitalters, der ein unzüchtiges Buch einem philosophischen vorzieht! (Bravo zur Linken.)

„Die Religion muß so wenig als der Adel, ihren Glanz und ihre Autorität, Zwangsgesetzen schuldig seyn, sondern ihrer sanften Tugend, ihrer Frömmigkeit und der Toleranz ihrer Diener. Sie hat sich durch ihre Märtyrer begründet, aber sie entheiligt sich, wenn sie Märtyrer macht. (Langes Bravo zur Linken.) Auf dem Lande sieht man die Pfarrherren häufig mit der Armuth das halbe Brot theilen, das der Staat ihnen giebt, dem Kranken in seinen Leiden beistehen, den Armen in seinem Unglücke trösten, Feinde versöhnen, Processen zuvorkommen, mit Sanftmuth alle Pflichten der hohen Moral des Evangeliums erfüllen! Sie reden zu ihrer Heerde, nicht vom Haß aus Politik, sie wecken nicht den erloschenen Zunder unserer langen Streitigkeiten. Sie sagen: Achtet des andern Gut und seyd Brüder! Solche Diener der Religion, meine Herren, bedürfen keiner richterlichen Hülfe, um Respect zu erlangen. Vor ihrer Stimme des Friedens schweigen alle Leidenschaften. Alle Herzen fliegen ihnen entgegen. Hätten sie doch allenthalben Nachahmer, zählte doch die Kirche unter ihren Prälaten zweite Fenelons, so würde das Trauergepränge einer peinlichen Gesetzgebung in Religionssachen den Tempel der Gesetze nicht mit Trauer erfüllen. Als jener bewundernswürdige Bischof seine friedliche Mission in Saintonge vornahm, war das Land in Aufruhr, und doch schlug er die Militairbedeckung aus, die ihm Ludwig XIV. anbot. Der Prälat wollte nur unter der Bedeckung seiner Tugenden erscheinen. Er wollte nur durch die milden Laute seiner Beredsamkeit überzeugen und durch die Macht des Evangeliums. „Wollte man, schrieb er in Kummer an Bossuet, die Protestanten das Christenthum ab und dem Koran zuschwören lassen, so brauchte man ihnen nur Dragoner zuzuschicken."

„Was würde wohl dieser Engel des Friedens sagen, wenn er in der Mitte unsrer jetzigen Missionen erschiene (Murren zur Rechten), und wenn er in unsern Kirchen fast eben so viel Gendarmen als Gläubige zählte? (Murren zur Rechten. Eine Stimme zur Linken: „Es scheint, daß diese Herren wohl viel von Missionen reden, aber nicht im Missionswege wandeln." Lebhafte allgemeine Bewegung.)

„Ich fasse mich noch einmal kurz. Der Krieg ist der Charte erklärt worden. Anfangs griff man solche durch Insinuationen aus der Ferne an, durch dunkle Rechtslehren, durch Herbeiziehung einer außerordentlichen Gewalt. Jetzt scheint man sie umwerfen zu wollen, indem man noch etwas höheres über sie stellt. Man behält mit der Gewalt, welche schafft, diejenige bei, welche zerstört, und stellt immer den Tod neben dem Leben. Nach dem Angriff durch Grundsätze kommen die physischen Angriffe (de fait). Man bemächtigt (envahit) sich der Charte, man dringt in ihr Innerstes durch Gesetze, die ihre scheinbaren Berechtigungen, ihren Zweck, ihr Wesen, die Publicität zerstören. Man schafft das Juryweſen ab, d. h. man scheidet die Einwirkung der Gesellschaft aus, und das Ministerium scheint auf seine Ehescheiduug von der Nation anzutragen. Und womit beschönigt man diese Austilgung aller constitutionellen Grundsätze? Eine unverständige Heuchelei fordert Achtung für die Institutionen und für die Ständesonderung im Volke! Als wenn man Ehrfurcht befehlen und Achtung durch die Tribunalserkenntnisse erlangen könnte! Quälende und unnütze Maßregeln, Unglück und Schrecken bringende Aeußerungen, das enthält das vorgeschlagene Gesetz. Ich fälle kein Urtheil über die neuen Minister. Statt meiner hat das schon Montesquieu gethan. (Murren zur Rechten.) „Das Regiment der Zehnmänner, sagte er, kündigte sich durch ihr erstes Gesetz wider die alten Gesetze an." *) (Tiefer Eindruck.)

„Freund des constitutionellen Throns und der Freiheit verwerfe ich das unglückliche Gesetz. Ich zeige seine Gefahren an. Es ist nicht genügend, ein Gesetz durchzusetzen, es muß von Dauer seyn. Damit eine Regierung lebe und blühe, ist die Unterwerfung (résignation) des Volks nicht genug! Sie bedarf seine Ergebenheit. Alsdann geht alles leicht. Die Macht wankt dann nicht mehr, weil sie sich auf Zuneigung stützt und nicht auf Furcht. Dann fehlen nicht die Gesetze den Verbrechen, sondern die Verbrechen den Gesetzen. Das ist das einzige stets legitime Strafsystem. (Bravo zur Linken.)

„Was muß man denn thun? Gerade das Gegentheil von dem, was man bisher übte. Man muß zur Charte zurückkehren, die noch mehr den Thron als die Freiheit beschützt. Die natürliche Einigung zwischen dem Könige und dem Volke muß man beibehalten und die Unglück bringenden Verbündeten von sich stoßen, die jene Einigung gerne stören möchten, und man muß sich nicht erniedrigen, indem man, wie bisher geschehen, das Interesse der constitutionellen Monarchie, welche gesichert war, mit der vormaligen Staatsverwaltung welche untergegangen ist, vermischt."

(Hier verläßt Etienne die Rednerbühne und wird von seinen Collegen mit lebhaften Glückwünschen über seine treffliche Rede auf seinen Platz zurückbegleitet.)

*) Le gouvernement des decemvirs s'annonça par leur première loi contre les écrits.

Drei neue Anekdoten von Friedrich dem Großen, nebst einem Vorwort über Deutschthümlerei.

(Beschluß aus No. 42.)

3.

S. 484. Einstmals suchte ihm der Minister Graf Herzberg zu beweisen, daß es nothwendig seyn möchte, ernstliche Maßregeln wegen der damaligen Lage des Erbstatthalters zu nehmen. Der König hörte ihn ruhig an und erwiederte: „Wenn ich Ihren Rathschlägen immer gefolgt wäre, so hätte ich in meinem ganzen Leben nicht vier Tage Ruhe gehabt. Der Erbstatthalter ist Diener des Staats, und als solcher muß er sich den Verfassungen desselben unterwerfen. Ich kann jetzt nichts für ihn thun, als ihm guten Rath ertheilen. Es kommt mir nicht zu, mich bloßer Verwandtschaft wegen, in die innern Angelegenheiten anderer Staaten zu mischen.

28.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 45.

23. Februar 1822.

Gedichte von Ernst Friedrich Georg Otto von der Malsburg. Neue Ausgabe. Leipzig: F. A. Brockhaus 1821.

Kein neuer Abdruck, sondern, wie der Herr Verfasser uns selbst benachrichtigt, die Ausgabe von 1817, einem neuen Verleger übergeben. In Commission gegebene Bücher, heißt es auf der Rückseite des neuen Titels, pflegen als Stiefkinder des Buchhandels betrachtet und der Lesewelt nur mit Mühe bekannt zu werden. Ich habe daher die noch vorräthigen Exemplare meiner im Jahre 1817 erschienenen Gedichte, um sie von jenem Bann zu befreien, dem Herrn Buchhändler F. A. Brockhaus in Leipzig zu völligem Eigenthum überlassen, und füge nichts hinzu, als daß ich dieselben in ihrer, um nichts als das Titelblatt veränderten Gestalt, wo nicht der Liebe, doch der Duldung geneigter Leser herzlichst empfehle.

Eine wirklich neue Ausgabe dieser Sammlung würde wohl um vieles kleiner werden, oder auch vielleicht um vieles größer, wenn der Dichter alles dasjenige damit vereinigen wollte, was uns seit 1817 von seinen Dichtungen, Gelungenes in Zeitschriften und Almanachen bekannt geworden ist. Was uns jedoch nach vier Jahren mit Bescheidenheit und Herzlichkeit zum zweitenmale dargeboten wird, dürfen wir, sei es auch eines Theils schwach und verfehlt, nicht mit Härte von uns abweisen, um so weniger, da der Dichter seitdem durch mancherlei Proben gezeigt hat, daß jene ersten Versuche nicht eitel und vergeblich gewesen sind, und daß der Weg, den seine Muse betreten, immer vorwärts und hinauf zum Lichte führt. Ein großer Theil der vorliegenden Sammlung unterliegt dem Jugendfehler der Unklarheit und Unüberschwänglichkeit der Gefühle, die sich zum Traurigen hinneigen, mehr aus Geschmack, als aus innerer Nothwendigkeit. Sehr wahr singt Uhland von solcher Jugendpoesie:

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.
Doch man will von Jugend sagen,
Die von Leben überschwillt;
Auch die Rebe weint, die blühende,
D'raus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbstes Tagen
Kraft und Freude gebend, quillt.

Sollen wir in diesem Bilde fortfahren, so finden wir zwar in der Sammlung jenen Kraft und Freude gebenden Trank des Herbstes noch nicht, aber Früchte wohl hier und da, die ihn verheißen. Im Ganzen aber spricht sich in den Gedichten des Herrn von der Malsburg ein reines, mildes, inniges Gemüth aus, das uns selbst in schwachen Aeußerungen nicht ohne Theilnahme läßt. Ueberall ist das Herz des Dichters von seinem Gegenstande erfüllt, oft überfüllt, und es scheint uns, als könne der Sänger nicht immer den rechten Punkt treffen, den Schlußackord anzuschlagen. In den meisten Gedichten wird das Gefühl zu lang ausgezogen, und unsre Theilnahme schwächt sich vor dem Schlusse. Die einfachste Weise scheint der Natur des Dichters die angemessenste; Declamation und schöne Wortfülle entstellt die Wahrheit seiner Gefühle und erscheint oft unbeholfen. So z. B. in dem Gedichte der See S. 19.

Wozu denn jene wunderbare Weise,
Die musikalisch mir entgegen klingt?
Wozu die Regung mildgeschwungner Kreise,
Die sehnsuchtsvoll mein segelnd Schiff umschlingt?

Und weiter:

Hinauf würd' ich die stillen Wasser jagen,
Daß trunkne Felsen weinten in mein Weh',
Ich ruhte nicht mit Schallen und mit Schlagen,
Bis ich sie froh' und freudlich wiederseh'.

Hieher rechnen wir auch die zusammengesetzten Eigenschaftswörter, die so häufig als wenig bedeutende, schmückende Epitheta vorkommen z. B. Sanftnachbarlich Gekose, goldensüßer Blick, stilllächelnd, schimmerndweiß, sinnig liebevoll ꝛc.

Die Sammlung zerfällt in fünf Abtheilungen, die wir einzeln betrachten wollen.

In der ersten Abtheilung der Lieder und vermischten Gedichte zeichnen wir aus: Im tiefen Grunde S. 12. Grabgesang S. 13. In diesen beiden Gedichten ist der Ton der Schwermuth gehalten und durchdringend, und in der Sprache stören nur Kleinigkeiten, wie z. B. das gar zu zierliche Wörtchen: liebheimlich und die gemüthliche Ruh ꝛc. Ein wahrhaft kindliches Gefühl spricht sich aus in dem Liede an die Sterne S. 24, und es fließt hell und rein dahin, ohne Schmuck und Zwang, in sich vergnügt und zufrieden. Der Ton erinnert besonders am Schluß an den Wandsbecker Boten. Die erste Liebe ist zu wortreich; die Sommernacht ein sehr verunglückter Dithyramb.

Die zweite Abtheilung der lyrischen Gedichte beginnt mit einem humoristischen Versuche, Lob der Musik, den wir nicht loben können. Claudius scheint vorgeschwebt zu haben, auch an Bürger erinnern einige Strophen. Man höre:

So hasse ich's, wenn Manche auch
Die sogenannten Weisen
Nach einem hergebrachten Brauch
Als Wundermänner preisen.

Viel nützlicher als diese Zunft
Sind zweifelsohn' die Schneider;
Was hilft das Spiel mit der Vernunft?
Es gibt mir keine Kleider.

Es ist gewiß, die Leute sind
Mit ihren falschen Lichtern
Doch immer nur Geschwisterkind
Mit den verwünschten Dichtern.

Treuherzigkeit geht leicht in Plattheit über, und wir freuen uns, daß der Dichter es mit diesem einen Versuche in einer Gattung hat bewenden lassen, zu der ihm der Beruf fehlt. Die Maienphantasie S. 70 ist lebendig und frisch, besonders im Anfang:

Wer klopft so herrlich an den Wald,
Daß Alles klingt und singt und schallt,
Liebzitternd jedes Lüftchen wallt?
Herein! Herein!
Das muß mein lieber Maimond sein.

Der Schluß paßt nicht und bildet vielmehr ein eigenes Gedicht in schwermüthigem Tone. Die Phantasie: Lebenswunsch S. 83 bietet einzelne glückliche Bilder dar, verschwimmt aber zum Schluß in bildlose Unendlichkeit. Das Klagelied Rückkehr S. 86 rührt das Herz durch Innigkeit und Wahrheit der Gefühle. Ein Gleiches können wir von dem folgenden Gedichte sagen: Die Todtenglocke. Das Leben S. 93 reizt uns zur Anführung einiger Strophen:

Was ist das Leben?
Ein Tropfen, der die Farben tauscht,
Bis er im weiten Meer verrauscht:
Ein Tropfen ist das Leben.

Ein Halm, der manche Thräne trinkt,
Bis er in tiefe Erde sinkt,
Ein Halm ist unser Leben.

Ein Ton, der trüb' und heiter wallt,
Bis er sich in die Luft verhallt,
Ein Ton ist unser Leben.

Ein Funken, der im Dunkeln glüht,
Bis er in Flammen sich versprüht,
Ein Funken ist das Leben.

Die dritte Abtheilung enthält Sonette, der Trauer und Sehnsucht geweiht. Die Form ist bis auf wenige Kleinigkeiten besser gehalten, als man es von ersten Versuchen in dieser Gattung erwarten sollte. Einige Hiate sind nicht zu ertragen z. B. S. 113: Nicht sollte ich.

Die vierte Abtheilung, Romanzen überschrieben, gibt zuerst ein größeres erzählendes und beschreibendes orientalisches Gedicht: Die Verklärung des Morgensterns, mit einer langen Einleitung in Prosa. Es zeigt sich in diesem Stücke eine reiche, blühende Phantasie, in dem Bildersaal des Orients umher wandernd, und ein tiefes Gefühl, eine im Glauben verklärte Trauer, mit dem Schmucke des fremden Wunderlandes überkleidet. In diesem Betrachte könnte man dieses Gedicht wohl ein westöstliches nennen. Wir geben die Beschreibung des Abends zur Probe: S. 201.

11.

Nun längen sich die Schatten,
Je mehr der Abend sinkt,
Jed' Hälmchen auf den Matten
Sein flimmernd Perlchen trinkt;
Die kleinen Nebel ziehen
Wölklein einher wie Rauch,
Und necken sich und fliehen
Bei jedem leisen Hauch.

Die weißen Sonnenwenden
Verschließen sich der Luft,
Die Nachtviolen spenden
Den minniglichen Duft,
Die Tuberosen hangen
Den Kelch auf ihre Brust,
Und fühlen sich befangen
Von Schlummers mächt'ger Lust.

Drauf schwindet, wie es dunkelt,
Der letzte Lichtrubin,
Der blaue Teppich funkelt
Am Sternenbaldachin;
Es steigen die Plejaden
Aus ihrer Wasserflur,
Und sanftumbämmert baden
Orion und Arktur.

Es schweiget in den Zweigen
Der muntern Vögel Schaar,
Zum Lagerbette neigen
Sich Strauß und Casuar;
Der wilde Parder streichet,
Es zischt der Scorpion,
Durch Rohr und Binsen schleichet
Scheu das Chamäleon.

Schon schließen die Gazellen
Die lust'gen Augelein,
Und schlummern an den Quellen
Der kühlen Grotten ein;
Im Sand legt sich zur Ruhe
Die Elephantenschaar,
Und an die goldne Truhe
Träumt sich der Dromedar.

Viel tausend Flämmlein irren
Durch Wiese, See und Bach,
Die hellen Sphinxe schwirren
Orangedüften nach;
Leuchtwürmchenheere leben
Ein kurzes Daseyn hier,
Doch auf dem Grund noch weben
Sie wie ein Sternrevier.

Auch ganze Teiche glühen
Wie Lawaströmelauf,
Und Bergesgipfel sprühen
Hellflackernd himmelauf,
Und wunderbar zusammen,
Daß Höh' und Tiefe glühn,
Die Cäsalpinen flammen,
So Nachts fernleuchtend blühn.

Von den folgenden Legenden und Sagen heben wir das Todtenhemdchen hervor, eins der gelungensten Stücke der ganzen Sammlung. Hier ist der ächte Romanzenton getroffen und gehalten; in den übrigen Gedichten dieser Abtheilung stören ihn oft überflüssige Ausmahlung und lästiger Schmuck.

Die Mutter, eine Trauerscene, der verstorbenen Mutter des Dichters geweiht, bleibe als *Monumentum pietatis* von der Kritik unangetastet. 31.

Der Abend in einem spanischen Wirthshause.*)

Das Wirthshaus in dem hübschen volkreichen Dorfe El Arahal in Andalusien war freilich nichts weniger als angenehm, aber doch auch nicht eines der schlimmsten, wo wir auf unsrer Reise zu verweilen verurtheilt waren. Die Reisenden mußten hier doch nicht verhungern, wenn sie nicht Vorräthe mitgebracht hatten. Wir fanden eine Stube mit einigen zerbrochenen Stühlen, einen Tisch, zwei Betten von Flockwolle, die man über Breter gelegt hatte, welche auf eisernen Böcken über dem Ziegel-Fußboden erhoben waren. Eben merkten wir, daß die besondere Art von Langweile uns beschleichen wollte, die in jedem Winkel eines Wirthshauses lauert, als der Ton einer Pfeife und Trommel, die mehr lustig als kriegerisch klangen, unsre Neugier aufregten. Wer aber in einer spanischen Fonda etwas erfragen will, muß entweder seine Lunge anstrengen, den Aufwärtern, die Hausmagd, den Wirth, nach einander zu rufen, und hat dann von Glück zu sagen, wenn einer Lust hat, ihm zu zuhören, oder er wähle das gelassenere Mittel, sie selber im ganzen Hause aufzusuchen und mit der Küche anzufangen. Wir durften nur einen Schritt aus unsrer Stube thun und waren in des Kochs Gebiete. Die besten Landschenken bestehen aus einer großen Halle, die gerade auf die Straße geht und, wie diese, mit runden Steinen gepflastert ist. Am einen Ende dieser Halle ist ein großer Heerd, der etwa einen Fuß hoch vom Boden ist. Immer brennt hier ein Holzfeuer, und Reisende von allen Ständen, die nicht lieber in ihren kalten fensterlosen Stuben träumen wollen, nehmen hier Platz, wo sie unentgeltlich der witzigen und launigen Ergießungen der Fuhrleute, Kutscher und Bauern sich erfreuen können und der Wirthin oder der Hausmagd bequem zusehen, wie man nach einander in derselben Pfanne jetzt einen Pfannkuchen von Eiern und Zwiebeln, dann ein Gericht von getrockneten Fischen mit Oehl und Liebesäpfeln, oder die Stücke einer zähen Henne, die noch wenige Augenblicke vorher vor dem Hause einher ging, bereitet. Die Thüren der Schlafkammern, wie des Stallhofes, gehen in die Halle. Die spanischen Fuhrleute, die immer in Haufen von zwanzig bis dreißig und mit doppelt so vielen Maulthieren reisen, legen sich des Nachts längs der Mauer jeder auf seinen großen Packsattel und bedecken sich mit einer Art von Pferdedecke, Manta genannt, womit sie auch unterwegs im Winter sich gegen Regen und Kälte schützen.

Der Ton der Trommel brachte uns in diese Halle, und wir erfuhren alsbald von einem der Müssigen, die hier herum schlenderten, daß eine Gesellschaft von wandernden Schauspielern im Begriff war, eine Vorstellung zu geben. Eine angenehme Nachricht für uns, da wir nicht gern zu Bette gehen wollten, weil wir ahneten, daß wir nicht schlafen könnten, und mit Furcht die Nacht anbrechen sahen. Der Schauplatz sollte, sagte man uns, ein offener Hof seyn, wo ein vorne offener Kuhstall zur Bühne und zum Ankleidezimmer der Schauspieler sehr gelegen war. Wir bezahlten ein geringes Eintrittgeld und nahmen unsere Plätze unter dem glänzenden Sternenhimmel, bis ans Kinn in unsre Mäntel gehüllt, und unbesorgt vor der Gefahr, auf dem luftigen Schauplatze uns zu erkälten. Eine schrecklich kratzende Fiedel, ein knurrender Baß und ein betäubendes Waldhorn bildeten das Orchester. Der Vorhang bestand aus vier zusammengenähten Bettdecken; die Kulissen waren rothe Vorhänge, die lose an einem Rahmen hingen und vom Winde bewegt uns die Geheimnisse des Ankleidezimmers verriethen, wo die Schauspieler, die nicht für jede Rolle einen besondern Darsteller aufbringen konnten, sich mit Hülfe des Schneiders vervielfältigten.

Das Schauspiel hieß: „Der Teufel ein Prediger", eines der vielen Bühnenstücke, die in der letzten Zeit des östreichischen Herrscherstammes namenlos erschienen. Dieses Schauspiel ist so seltsam und kann, da es im ganzen Lande sehr beliebt ist, die Volksthümlichkeit so gut enthüllen, daß ich den Inhalt mittheile. Der Held des Schauspiels, im Personenverzeichniß als erster Liebhaber (Primer galan) bezeichnet, ist Lucifer, der einen schwarzen Anzug mit scharlachrothen Strümpfen trägt — die gewöhnliche Bühnentracht der Teufel jedes Ranges und Standes. Er erscheint im ersten Auftritte auf einem Greif, und ruft seinen Vertrauten Asmodeus aus einem Hinterhalte, um mit ihm von der Gefahr zu sprechen, die der neugestiftete Orden des heiligen Franciscus dem ganzen Reiche der Finsterniß drohte. Italien wäre, sagte der Höllenfürst, von Bettelmönchen überschwemmt, und selbst Lucca, wo das Stück spielt, und wo sie anfangs heftigen Widerstand gefunden, würde leider endlich in die Erbauung eines Klosters willigen, wozu bereits der Grund gelegt worden. Lucifer beschloß daher, den Bewohnern von Lucca in der Vertreibung seiner bekutteten Feinde beizustehen, und Asmodeus ward in gleicher Absicht nach Spanien gesandt. Das Hauptwerkzeug, dessen er sich bedient, ist Ludovico, ein reicher hartherziger Mann, der eben die tugendhafte und schöne Octavia geheirathet hatte, die dem Ehrgeize ihres Vaters grausam geopfert worden. Feliciano, Octavia's Vetter und Jugendgeliebter, von dessen Verbindung mit ihr Ludovico nichts weiß, kommt nach Lucca in der Absicht, die junge Frau zu verführen und sich an Ludovico zu rächen. Der Guardian des neuen Franciscaner-Klosters, welcher nach der Ordensregel seine Brüder durch die in der Stadt gesammelten Almosen ernähren muß, und die Bewohner entschlossen findet, sie durch Hunger zu vertreiben, bittet Ludovico um Beistand. Der böse Mann aber wirft den Guardian und den Laienbruder Antolino — die lustige Person, der Gracioso des Stückes — aus dem Hause, um sie den Mißhandlungen des Pöbels auszusetzen. Es blieb den Mönchen unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als aus der Stadt zu weichen. Der Dichter, der Horazens Regel für die Einmischung überirdischer Mächte in einer so verzweifelten Lage der Dinge völlig anwendbar halten mochte, läßt nun das Gottkind,*) Niño Dios, und den Erzengel Michael auf einer Wolke herabkommen, wobei unsre Schauspieler auf ihrer bescheidenen Bühne freilich die Maschinerie ersparten. Michael gibt dem Lucifer den entscheidenden Befehl, das Ordensgewand des heiligen Franciscus anzulegen und in dieser Verkleidung allen, gegen Octavia gemachten bösen Anschlägen Einhalt zu thun, und nicht zu scheiden, ehe er zwei Klöster erbauet hätte,

*) Nach dem Briefe eines Spaniers von 1801 in New Monthly Magazine November 1821.

*) Die Vorstellung der Gottheit unter der Gestalt eines Kindes ist sehr gewöhnlich in Spanien. In den meisten Klöstern findet man unzählige solche Kindlein, gegen 1 Fuß hoch, Gottkind oder Jesuskind genannt. Die Nonnen kleiden sie in allerlei Landestrachten, als Priester, Chorherren, Doctoren der heiligen Schrift in ihren Hüten, als Aerzte mit Perrücken und goldknopfigen Stöcken. Oft findet man das Jesuskind auch in den Wohnungen. In einigen Gegenden von Spanien, wo Schleichhandel die Hauptbeschäftigung des Volkes ist, sieht man es als Schutzengel gekleidet mit zwei Pistolen im Gürtel und einem Doppelhaken.

statt des einen, das er im Entstehen zu vernichten strebe. Lucifer klagte zwar gegen die strenge Strafe, vollzog aber dennoch seinen Auftrag mit musterhaftem Eifer. Im Ordenskleide erschien er vor dem Guardian, und als er, von Bruder Antolino begleitet, umher zog, wußte er die Herzen der Städter umzuwandeln und erhielt reichliche Gaben für das Kloster. Die Nebenhandlung geht indeß ihren Gang, und Octavia geräth in drohende Gefahr. Sie reißt aus Feliciano's Hand einen Brief, worin sie ihm einst ihre Liebe gestanden, und vernichtet das Blatt; aber die zerrissenen Stücke werden von Ludovico gefunden, der ihren Tod beschließt. Um seinen Vorsatz auszuführen, geht er mit ihr auf's Land und ersticht sie in einem dichten Walde, ehe der Mönch Lucifer, der sich endlich vorgenommen hatte, den Streich abzuwenden, mit seinem Begleiter an Ort und Stelle seyn konnte. Der Erzengel Michael ist nicht wenig verlegen, meint aber, da Octavia's Seele weder ins Fegefeuer, noch in die Hölle gekommen, werde sich wohl ein Wunder begeben. So geschah's. Die Jungfrau Maria steigt auf einer Wolke herab und ruft Octavia, sie berührend, in's Leben. Feliciano, der in diesem Augenblicke ankommt, schreibt das Wunder auf Rechnung der beiden Mönche, und als sich das Gerücht davon verbreitet, ergreift der Pöbel in lustigem Ungestüm den Bruder Antolino und zerreißt ihm die Kutte, um die Fetzen als Reliquien davon zu tragen. Lucifer sucht nun, die wiedererweckte Frau zu überreden, ihre Ehe sey nach dem canonischen Rechte durch den Tod aufgelöset, sie aber hört nicht auf den gelehrten Gewissensrath und kehrt zu ihrem Manne zurück. Ihr ummuthiger Beschützer muß nun einen zweiten Meuchelmord verhüten, den der wilde Ludovico der zu treuen Gattin androht. Nach Octavia's zweiter Rettung sucht Lucifer in einer sehr erbaulichen Rede Ludovico zu bewegen, seine Sünden durch milde Gaben an die Mönche abzubüßen. Seine Beredtsamkeit macht keinen Eindruck auf den Geizhals, und, als der Erzengel Michael endlich hinter der Scene das entscheidende Wort ruft, verschlingt die Erde den verhärteten Mann. Michael erscheint nun, und auf Lucifers bewegliche Vorstellungen über seine harte Lage erlaubt er ihm, die Kutte abzustreifen und seine Feindseligkeiten gegen die Franciscaner wieder anzufangen, durch die gegen andre Mönchsorden gewöhnlich angewandten Mittel, nämlich durch alle Versuchungen ihrer Tugend; nur ihren Wagen sollte er nicht antasten, denn Nahrung mußten die Franciscaner nach der ihrem Stifter gegebenen himmlischen Zusage haben. — Dieses seltsame Schauspiel wird wenigstens einmal jährlich auf jeder spanischen Bühne gegeben, wobei die Franciscaner, gegen das bestehende Verbot, eine Mönchskleidung auf die Bretter zu bringen, den Schauspielern die erforderlichen Kleidungen leihen, da der Eindruck, den das Stück macht, den Bettelorden so günstig ist.

Das Schauspiel war eben zu Ende, als die Kirchglocke den Ton anschlug, den man Las animas, die armen Seelen, nennt. Ein Mann, mit einer großen Laterne, auf deren gemalten Gläsern man zwei nackte Menschen in Flammen sah, trat in den Hof und sprach zu jedem Anwesenden: „Die heiligen Seelen, Bruder! Gedenke der heiligen Seelen!" Wenige verweigerten dem Bittenden eine kleine Kupfermünze. Diese Sitte ist allgemein in Spanien. Ein Mann, dessen Hauptbeschäftigung es ist, der Geschäftführer der Seelen im Fegefeuer am Abend — der einzigen Zeit, wo für die unsichtbaren Dulder gebeten wird — oder irgend eines Heiligen, oder der Madonna am Tage zu seyn, zieht nach Sonnenuntergang durch die Straßen mit seiner Laterne und kommt immer in die Wirthshäuser, wo die Reisenden, die gewöhnlich von den heiligen Seelen Schutz gegen Räuber erwarten, stets gern durch eine kleine Geldgabe für frühere Gunst danken und künftige Gunstbeweise zu verdienen suchen.

48.

Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive.

(Fortsetzung aus No. 39.)

IV.

Gleim und Bürger.

18. Bürger an Gleim.

„Göttingen, den 26. Oct. 1789.

Liebes Väterchen, es freuet mich vom Wirbel bis in die Zehe, daß ich Ihren Namen längst, ehe Ihr Brief ankam, ehe ich mir nur noch was davon träumen ließ, auf meinem vollen reinen Bogen sub spe rati obenan gesetzt hatte. Er wäre auch stehen geblieben, gesetzt, es wäre Ihnen gar nicht weiter eingefallen, sich ausdrücklich zu melden. Denn denen, die so gern Liebes und Werthes thun, als Sie, wird von Gott und Rechtswegen auch dasjenige für That angerechnet, was sie etwa vergessen. Aber mit dem goldnen Friedrich hätten Sie sich noch nicht übereilen sollen; denn Sie haben ja auf den schönen Bürger längst zehnfach pränumerirt, und dann ist und bleibt es immer noch eine große, große Frage, ob so viel zusammenkommt, daß die Kosten der Toilette bestritten werden mögen. Wenn nicht wenigstens gegen Dreihundert subscribiren, so müßte es wunderlich kommen, wenn aus der ganzen Herrlichkeit etwas werden sollte. Dreihundert Gleime aber gibt es ja nicht in der Welt, geschweige denn in Deutschland. Ich sage das nicht in bösem, sondern in gutem, fröhlichem Muthe; denn Sie haben Recht, man muß nicht so griesgramisch seyn, und ich habe seit einiger Zeit gute Progressen gemacht, mir diese Unart ganz abzugewöhnen.

Den größten Theil dieses Sommers bin ich abwesend und bei meinen Schwestern in Churfachsen gewesen. Ich denke, ich habe den grünen Zweig der Gesundheit Leibes und der Seele bei dieser Gelegenheit wieder fest zu packen gekriegt und hoffe noch einmal wieder empor zu kommen. Ich machte Anstalt, von hinnen zu ziehen und den Staub abzuschütteln; da haben sie mich aber zum Professor gemacht und ich bleibe nun einstweilen noch hier. Freilich muß ich, bis sie mir etwas geben, selbst zusehen, wo ich was zu essen bekomme; da ich es indessen nun aus mehrjähriger Erfahrung weiß, daß man dennoch leben kann, wenn Einem schon Niemand was gibt, so muß ich's wohl so lange gut seyn lassen, bis es eben einmal besser wird. Und so wüßte ich denn Niemand in der Welt, mit welchem ich noch sonderliche Lust hätte, mich zu zanken. Ich will also auch keine geharnischte Vorreden mehr schreiben.

Liebes Väterchen, daß Ihnen das hohe Lied werth ist, macht mir unendliche Freude. Unter unsern vier Augen läugne ich meine Schwachheit nicht, daß ich mich fast so gern darin spiegele, als Narciß in seiner Quelle. Es ist eine böse Krankheit, wenn man sich selbst gram ist; und ich habe mich in diesem Spiegel wieder etwas leiden lernen. Deswegen ist mir das Stück so lieb. Wie behaglich mir das öffentliche Zeugniß Ihres Beifalls gewesen, darüber ist wohl nicht nöthig, viele Worte zu machen.

Herzlich danke ich Ihnen, mein Bester, daß Sie dem Sammler an der unfruchtbaren Leine auch einige Blumen zu seinem Strauß haben zukommen lassen wollen.

Herr Bouterwek ist vor einigen Tagen hier angekommen und auch bereits bei mir gewesen. Ich habe Ihren Auftrag bestellt. Er ist unstreitig ein vortrefflicher Kopf, von dem sich noch viel Herrliches erwarten läßt. Das scheint mir auch der Fall mit dem jungen Schlegel, dem Sohn des Consistorialraths in Hannover, zu seyn.

Leben Sie wohl, Theuerster! Gott erhalte Sie uns noch lange, lange in Gesundheit und Wohlbehagen an seiner Erde, und allem Schönen und Guten, das darauf ist. Ich umfasse Sie mit der ganzen Inbrunst meines Sie ewig verehrenden und liebenden Herzens. G. A. Bürger."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 46.

24. Februar 1822.

Ueber die Bedeutung der Gewerbe im Staate und über das Naturprincip der Verfassungsbildung. Eine staatswissenschaftliche Fehde, geführt in einer Reihe von Streitschriften. Herausgegeben von Dr. Heinr. Schulz. Erste Abtheilung. Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1821. Gr. 8. XII. 246 S.

Seit Adam Smith im Gegensatze gegen die im Merkantilsystem sich aussprechende europäische Staatspolizei unbedingte Freiheit der Gewerbe gefordert hat, haben die deutschen Staatswirthe sich diesen Lehrsatz angeeiguet, und die Theorie hat endlich Eingang in die Praxis gefunden. In Preußen geschah dies vorzüglich dadurch, daß die Schüler von Kraus allmählig in die höheren Verwaltungsstellen einrückten. Zwangsrechte, Zünfte und Taxen sind seit dem Jahre 1810 in Preußen aufgehoben und bestehen nur noch in den nach jener Zeit, der Monarchie hinzugekommenen Ländern, sofern sie dort überhaupt noch bestanden, mit Ausnahme jedoch von Posen, wo die neuen Grundsätze ebenfalls eingeführt worden. — Die Erfahrung muß in höchster Instanz über solche Theorien entscheiden; allein es ist eine alte Beobachtung, daß die Beobachtenden die Erfahrung nur zu oft durch die Brille ihrer Theorie erschauen, und daher waltet noch Streit ob über das Segenreiche oder Nachtheilige der eingeführten Gewerbfreiheit. Auch die Regierung scheint hierüber nicht so fest entschieden mehr zu seyn als 1810, indem man schon vor einigen Jahren im ganzen Reiche Berichte über diesen Gegenstand einforderte, und seitdem die Sache geblieben ist, wie sie war, so daß der preußische Staat im Punct der Gewerbefreiheit, wie in dem der Justiz, dermalen in zwei Hälften zerfällt — gewiß ein leuchtender Beweis der Bedächtlichkeit der preußischen Regierung, die zwar entgegengesetzte Systeme in ihrem Inneren bestehen läßt, um durch Beobachtung deren Folgen sich endlich zu bestimmen, welches System allgemein zu wählen, oder ob gar in einem neuen dritten die höhere Einigung zu finden! — Auch im übrigen Deutschland, und hier mehr noch als in Preußen, sind die Grundsätze der Gewerbefreiheit neuerlich angefochten, es bedarf hier nur, an die von der Göttinger gelehrten Gesellschaft veranlaßten bekannten Preisschriften von Langsdorf und Rau zu erinnern, so wie an die in der allgemeinen Literaturzeitung von 1821 No. 159, 160 enthaltene Recension des Ziegler'schen Werkes über Gewerbefreiheit. — Dieser Gegenstand ist also einer von denen, über die man in neuerer Zeit ganz im Klaren zu seyn schien, die aber in der neuesten Zeit unerwartet wieder in Anspruch genommen worden. Und noch schwankt die Entscheidung, die, auf eine gründliche Weise zu fördern, ein, wie es scheint, den besonnenen Deutschen vorbehaltener Ruhm seyn wird.

Merkwürdig sind die Verhandlungen, die über diesen Gegenstand in Rheinland-Westphalen geflogen worden durch das Organ des in Hamm erscheinenden rheinisch-westphälischen Anzeigers, einer Zeitschrift, die alle diesen Landen wichtige Gegenstände bespricht, und die Zeugniß gibt von der hohen und allgemein verbreiteten Bildung dieser Provinzen. Ein wenig bedeutender Gegenstand wird dort oft die Veranlassung der wichtigsten in das tiefste Seyn und Weben von Staat und Volksleben eingreifenden Untersuchungen. So auch hier.

Es ward im Anzeiger angefragt, ob ein Apotheker auch unter der Taxe verkaufen dürfe. Die Frage war durch positive Autoritäten bald verneinend entschieden, allein sie war nur der elektrische Funken, der die Streitenden zu Anschauungen über die Freiheit der Gewerbe, über die Bedeutung der Gewerbe im Staat und endlich über das Naturprincip der Verfassungsbildung leitete. Es stand nämlich zur Frage: ist die Apothekertaxe nur ein Maximum, bestimmt folglich blos, die Bürger gegen Uebertheuerung zu sicheren, oder ist sie ein Medium, mithin zugleich ein Maximum und ein Minimum? Ersteres behauptete Hartmann vom Rheine, letzteres Dr. Schulz, der Herausgeber des Anzeigers; dieser bezog sich darauf, daß die Apothekertaxe, wie fast alle übrige Taxen mit genauer Erwägung der baaren Auslagen und des zur bürgerlichen Existenz des Gewerbtreibenden nothwendigen Vortheils entworfen worden, und daß daher die Ansicht eines Maximums eine Ungerechtigkeit gegen den Verkäufer seyn würde. Da nun aber im übrigen Gewerbfreiheit in Preußen gesetzlich ist, so entstand die weitere Frage, wie es gekommen, daß man hier eine Ausnahme gemacht. Schulz behauptete, daß jedes in seinen Grundvesten festbegründete System in sich ein geschlossenes Ganzes sey und keine Ausnahme von seinem allgemeinen Grundgesetze dulde, und daß jede solche sogenannte Ausnahme von der Regel nichts sey, als der im systematisch ausgebildeten Irrthum sich offenbarende innere Widerspruch, als die Inconsequenz, in die sich die Wahrheit mit ihrer in-

nern Nothwendigkeit und Unvertilgbarkeit flüchtet und von hieraus auf die innere Unhaltbarkeit irriger Systeme und auf die Grundlage des Wahren hindeute. Schulz glaubte, daß die Ansicht, die die Gesetzgebung bei Festhaltung der Apothekertaxe im Allgemeinen geleitet, die Grundlage sey, auf der das ganze Verhältniß des gewerblichen Systems zum Staate beruhe, und daher, nach den Umständen verändert, auf jedes andere Gewerbe eben so gut seine Anwendung finde als auf das der Apotheken. — Schulz erhob sich nun zu dem Naturgesetz der Verfassungsbildung, fand in den Gewerben die Naturveste des Verfassungs-Organismus, und darin, daß die Gesetzgebung sie ordnete und zum Wohle des Ganzen ihre Freiheit einschränkte, das erste Grundgesetz der Staats- und Verfassungsbildung, in dem Princip der Gewerbefreiheit aber das Princip absoluter Freiheit und Gleichheit, Erhebung des Princips des Egoismus zum Princip des Staats und des Lebens, wodurch die Individualität der Staatsverfassungen zerstört worden. Kosmopolitismus, Nationalität und Gewerbefreiheit waren daher der Gegenstand des Streites, den Hartmann vom Rheine aufnahm. Die Verhandlungen sind keines Auszugs fähig. —

Diese verschiedenen Aufsätze nun sind in der vorliegenden Schrift mit einigen verwandten zusammengestellt und dem größeren deutschen Publicum vorgelegt worden, um auch bei diesem die in ihnen verhandelten gerade für unsre Zeit und unser Volk höchst wichtigen Streitfragen aufzuregen und ihnen auch außerhalb dem Kreise des rheinisch-westfälischen Anzeigers geeignete Beantworter zu erwecken. Eine dereinst zu erscheinen bestimmte zweite Abtheilung soll ebenfalls, wie die vorliegende Abtheilung, Streitschriften für und wider in freier Rede und Gegenrede enthalten, und ist jeder, der sich über den Gegenstand zu reden berufen fühlt, eingeladen, seine Beiträge dem Herausgeber selbst oder der Schulz-Wundermannschen Buchhandlung in Hamm durch Hrn. Tippmann in Leipzig zukommen zu lassen.

Das Publicum darf diese Gabe mit Dank entgegennehmen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes selbst ist nicht zu verkennen, und die Form, in der er hier behandelt worden, ist höchst anziehend. Die Ansichten von Kämpfern, die einander und der Sache würdig und mächtig sind, so wie die lebendige Weise, wie solche sich entwickelt, zu sehen, ist weit angenehmer und unterrichtender, als den trockenen Paragraphen einer gewöhnlichen staatswissenschaftlichen Schrift zu folgen. Eine gewählte körnige Sprache, die besonders in Schulzens Aufsätzen angetroffen wird, kann auch nicht anders als den Leser erfreuen. Auch das ist anziehend, von einem constitutionellgesinnten Denker, wie Schulz, Grundsätze aufgestellt zu sehen, auf die manche andere den Despotismus basiren. —

Allerdings läßt es sich nicht leugnen, daß der Staat ein organisch gegliedertes Ganzes sey, und die, welche alle lebendige Individualität in einem Grundsatze allgemeiner Freiheit und Gleichheit untergehen lassen wollen, entseelen den Staat. Jede solche Versündigung an der geschichtlichen Grundlage des Staats straft sich selbst, und wir haben sie gesehen und sehen sie, die vergeblichen Versuche, solchen Staatsleichen wieder Leben einzuhauchen durch allerhand, gleich Kleidermoden, verschriebene Constitutionen. — Man würde aber sehr irren, wenn man aus solchen Grundsätzen die Herstellung von Institutionen des Mittelalters folgeren wollte. Die Einwirkungen, welche die neue Zeit auf Persönliches und Sachliches in Staat und Volk geübt, sind ja auch geschichtlich, folglich auch beachtenswerth. Man kann kühn behaupten, daß die Entdeckung von Amerika, die dadurch so sehr gesteigerte Macht des Geldes den Unterschied zwischen Stadt und Land aufgehoben habe. Indem das Geld alle Güter mobiliarisirte, und der Welthandel den Gewerben eine unabweisbare Concurrenz entgegen führte — ward es von selbst klar, daß die Gewerbe nur durch Freiheit den Markt halten können, und daß Stadt und Land ineinander geflossen, indem ihre wesentlichen Gegensätze aufgehört. Was bei dem Stillleben des Mittelalters heilbringend und nothwendig war, ward nun, festgehalten, verderbend. Nürnberg empfindet es noch, daß es zu lange ein System festgehalten, dessen Zeit verlaufen war. Fortan konnte nicht von Abgrenzung von Stadt und Land, von Bannmeilen, von Zwangsrechten der Zünfte, und allem, was damit in Verbindung steht, die Rede seyn. Als vollends die Macht des Geldes Europa in ein stehendes Lager verwandelte, fast jeder Jüngling die besten Jahre seines Lebens im Kriegsdienste verleben mußte, wie konnte da noch von einer auf einen ganz anderen Zustand berechneten langjährigen Zunfterziehung die Rede seyn? Daß der neue Zustand Uebel gebracht, wer bestreitet es? Allein wer kann der Nothwendigkeit, die eine neue Zeit mit sich führt, gebieten? —

Wenn man sich also gegen Zunftzwang u. s. w. erklären muß, so ist es nicht ein todtes System allgemein nothwendiger Gewerbfreiheit, wovon man ausgeht, vielmehr wird man Schulzen gewiß zugestehen, daß ein System, was den Egoismus der Einzelnen, einen unritterlichen Krieg aller gegen alle hervorruft, kein nationales seyn könne. Man wird daher auch die neuen Ansichten nicht weiter ausdehnen, als die Nothwendigkeit fordert, und namentlich daher Niemanden ein Gewerbe betreiben lassen, ehe er geprüft worden, — eine Einrichtung, die möglich ist ohne Zunftzwang. — Eben so gebietet nichts, die Polizeitaxen der nothwendigen Lebensmittel in den mittleren Landstädten aufzuheben. In großen Städten, wie Berlin, so wie überhaupt im Welthandel, ist freie Concurrenz die sicherste Bürgschaft guter und wohlfeiler Waare; sehr würde man aber irren, wenn man dieses zum allgemeinen Grundsatz erheben wollte. Der Grundirrthum Smiths und seiner Jünger besteht hier darin, daß sie die Taxen für Ausgeburten der mit dem Merkantilsystem entstandenen europäischen Staatspolizei halten. Die Taxen

sind weit älter und andern Ursprungs. Unstreitig steht es einer Stadt — und zumal den in älterer Zeit vom Staat nicht bevormundeten — frei, durch Lohnarbeiter sich die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu verschaffen, wie wir ja ähnliches noch täglich in den immer mehr entstehenden Casino — und sonstnamigen Gesellschaften sehen. Die Bürger zahlen auf solche Weise nur den wahren Werth. Wenn nun die Bürgerschaft unter dem Beding billiger Behandlung von jenem Rechte keinen Gebrauch macht, sich das Recht vorbehält, jedesmal eine Taxe zu setzen, wer wird darin Unrecht finden? Und so ist auch das Taxwesen als ein Vertragsverhältniß entstanden und kann auf solche Weise noch täglich neu entstehen. Als im Jahr 1817 die Bäcker in Preußisch Minden das Brot mit einem Vortheil von 240 Procent verkauften, suchte sie der Medicinal- und Regierungsrath Müller zu bewegen, sich freiwillig mit einem geringeren Gewinne zu begnügen; als dies vergeblich war, veranlaßte er selbst die Anlage einer neuen Bäckerei, aus welcher das Brot nach einem bestimmt angenommenen mäßigen Tarif verkauft wurde, welchem Beispiel zu folgen die übrigen Bäcker sich bald genöthigt sahen (S. 61). Hätte nun nicht in diesem Falle die Stadt die Bäckerei anlegen, und, nachdem hierdurch die Bäcker zu Verstande gekommen, sich mit ihnen, daß sie sich der Taxe unterwerfen sollen, — wobei sie dann doch noch der Gefahr, durch Fortsetzung solcher großer Anlagen endlich ganz ruinirt zu werden, entgangen — vereinigen können? Oder sie sollte es nicht dürfen, damit Smiths Jünger die Freude haben, ein stetes bellum omnium contra omnes zu sehen! — Es ist in der That höchst merkwürdig, wie man in neuerer Zeit die Grenzen der Polizei verändert hat; die Polizei der Geister hat man nach den Umständen erweitert, und die Polizei des Leibes, die Sorge für preiswürdige Lebensmittel hat man aufgegeben. Die preußische Staatszeitung berichtete einst, daß in Berlenburg das Brot mit 400 Procent Gewinn verkauft werde! Einem solchen Mißstande läßt sich durch Nothmittel, wie sie der Regierungsrath Müller in Minden anwandte, begegnen; allein es vergeht immer lange Zeit, ehe die träge Masse sich zu solchen Nothmitteln entschließt; des Staats Obliegenheit ist es aber, solche Nothmittel unnöthig zu machen, schon die Nachtheile vom Publicum abzuwenden, wo die Einzelnen das Uebel noch nicht stark genug empfinden, um zu einem großen Entschlusse zu kommen. — Nichts ist übrigens sonderbarer, als wenn die Jahrhunderte lang wirklich gewesene Möglichkeit, einen billigen Preis zu taxiren, aus dem Grunde bestritten wird, weil die Localobrigkeiten die Theorie von Renten, Arbeitslohn u. s. w. nicht verstehen! — Daß man überhaupt doch nur den Gemeinden selbst es überlasse, zu beurtheilen, ob sie Taxen bedürfen!

71.

Reise in das spanische America, in den Jahren 1799 bis 1804, von Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland, herausgegeben von A. v. Humboldt. ꝛc.

(Fortsetzung aus No. 44.)

Schon in den Jünglingsjahren äußerte Humboldt eine entschiedene Neigung, einst entfernte, von Europäern wenig besuchte Gegenden zu bereisen. Nach einigen Reisen durch Holland, England und Frankreich, die H. in Gesellschaft des berühmten Reisegefährten von Cook, Forster, machte, stieg dies Verlangen bei ihm noch höher, und besonders wandte sich seine Sehnsucht nach den Ländern der heißen Zone, deren reiche Natur seinem Beobachtungsgeiste die größte Ausbeute versprach. Um sich auf eine solche Reise vorzubereiten, fing er nun an, die Natur und Structur der Alpen zu studiren, die ihm einst als Vergleich zu den Andes von Peru und Quito dienen sollten. Er untersuchte deswegen besonders die Gebiete von Salzburg und Steyermark, so wie später die vulkanischen Gegenden von Unteritalien und Sicilien. Sein Vorhaben, gleichfalls vorher noch Ober-Aegypten zu bereisen, scheiterte aber an den damaligen politischen Ereignissen, welche den Osten erschütterten, eben so die Absicht die Nord- und Nord-Westküste Africas (die Staaten von Marocco und die Barbarei) zu besuchen, wo zu jener Zeit, mehr noch wie gewöhnlich, der reisende Europäer der grausamen Willkühr frecher Despoten hingegeben war. Um indeß seine Zeit dennoch so gut wie möglich zu benutzen, entschloß er sich, die pyrenäische Halbinsel einstweilen zu bereisen. Angekommen in Madrid, erhielt er vom König die Erlaubniß, auf seine Kosten die spanischen Besitzungen in America wissenschaftlich untersuchen und dieselben nach allen Richtungen durchziehen, auch sich seiner Instrumente ganz nach Belieben bedienen zu dürfen; eine Vergünstigung die damals von der finstern und argwöhnischen spanischen Regierung selten einem Privaten, besonders einem Fremden, ertheilt ward. So verläßt er denn voll Hoffnungen die Hauptstadt, hat aber schon in Corunna, wo er sich einzuschiffen gedenkt, das Mißvergnügen, auf gehörige Hindernisse zu stoßen. Er muß nämlich hier, da englische Fahrzeuge die Rehde blokiren, eine ziemliche Zeit liegen bleiben, bis es ihm denn endlich (am 5ten Juni 1799) gelingt, auf der Corvette Pizarro unter Seegel zu gehen.*)

Bald empfindet das Schiff in seinem Laufe den Einfluß der großen, von den Azoren nach der Meerenge von Gibraltar sich wendenden Strömung, und der Reisende läßt die sich ihm hierdurch bietende Gelegenheit eine nützliche Beobachtung anzustellen, nicht vorüberschlüpfen, indem er auch hier, wie bei allen seinen ferneren Untersuchungen, das, was er selbst erforscht, mit dem, was früher von Andern über denselben Gegenstand zur Sprache kam, in möglichste folgerichtige Verbindung bringt. So entsteht die von ihm mitgetheilte vollständige Theorie der Strömungen des atlandischen Oceans, der zu Folge die Meerströme zwischen den Wendekreisen, angeregt durch die periodischen Winde jener Breiten, dem Oceane eine nach den Ostküsten Americas zu gerichtete Bewegung mittheilen, die ihren Hauptstoß in dem Meerbusen von Mexico hat, von wo aus sie wieder, sich zurückbeugend, längs den Küsten, mit vermehrter Heftigkeit in den Canal von Bahama sich ergießt, welchen sie dann, ganz einem starken Strome gleich an Schnelle, durchfluthet. In dieser Richtung und Geschwindigkeit bleibt der Lauf der Gewässer, bis er östlich des Hafens von Boston die große Bank von Terre-Neuve bespült; hier aber, sich in einen weiten Bogen zurückbeugend, ergießt sich der Strom wieder in den Ocean und bildet da unter diesen Breiten das wunderbare Phänomen einer durchaus erwärmten Wassermasse, die, aus den tropischen Klimaten kommend, über die kalten untern Wasserschichten des Meeres dahin rollt. Aber nicht allein die erhöhte Temperatur, auch der stärkere Salzgeschmack und die tiefere Farbe

---

*) Erwähnung verdient die rühmliche Schnelle und Pünctlichkeit, mit welcher der Postenlauf zwischen Spanien und seinen Colonien unterhalten ward. Ein in der kleinsten spanischen Stadt abgegebener Brief kam pünctlich und oft mit bewunderungswerther Geschwindigkeit an seine Adresse in die entlegensten Missionen am Oronoko oder in den Gebirgen der Andes, und man konnte in Entfernungen, gleich denen von London nach Siam, mit der größten Sicherheit correspondiren.

Bemerkt mag zugleich hier noch seyn, daß Hr. v. H. seine Reise, versehen mit den besten Instrumenten eines Troughton, Lenoir, Bird, Ramsden, Dolland, Berthoud, u. A. antrat.

des Wassers lassen diesen „Gulph-stream" erkennen, dessen einer, sich mehr noch nach Norden hinauf wendende Arm oft Erzeugnisse der tropischen Pflanzenwelt an die Küsten der Hebriden und an die eisigen Gestade Islands führt.

Nach kurzem Aufenhalte auf der kleinen Insel Lancarote, langt H. endlich, nach einer ziemlich gefahrvollen Fahrt, auf Teneriffa an, wo aber leider ungünstige Witterung ihm den herrlichen und imposanten Anblick des Pics fast gänzlich entzieht. Von den Canarischen Inseln überhaupt sagt der Reisende, daß zwar die Ufer des Oronoko, die Schluchten der Cordilleren und die reichen Thäler Mexicos ihm in der Folge größere Schauspiele von Naturschönheiten gezeigt hätten, daß er aber nie und nirgends mehr Anmuth und Lieblichkeit in dieser Hinsicht vereint gefunden, als in den Blicken welche diese Inseln gewähren.

Daß der Forscher nicht unterließ den berühmten Vulkan dieser Eilande zu untersuchen, läßt sich denken; er stieg bis in den Krater hinab, und das Bild, welches er von dem Berge und dessen — wiewohl glücklicherweise seltsamen — Verheerungen entwirft, ist eben so groß als schaudererregend. Würde der Pic, was jedoch so weit die Kunde der Geschichte reicht, fast nie geschehen, gleich dem Vesuve Neapels, Feuersäulen aus seinem Schooße aufsteigen lassen, so müßte er, nach den Berechnungen unseres Reisenden, in einem Umkreise von 200 Stunden den Schiffen als Pharus dienen. Eine der letzten furchtbarsten Verwüstungen, welche dieser Riesenberg, der mit seinem Gewicht die Insel, auf welcher er ruht, zu zermalmen scheint, anrichtete, war im Jahre 1706, wo die reiche und bevölkerte Stadt Garachio in wenigen Stunden verwüstet, deren Hafen von der herabströmenden Lava verschüttet ward. Ueberall, erzählt der Reisende, ward ringsumher das Land verändert, an die Stelle der Thäler traten Hügel, Schluchten höhlten sich, wo sonst Anhöhen waren, Quellen und Bäche verschwanden, und durch die heftigen Erdstöße spalteten sich die ihrer Vegetation beraubten Felsen. In dieser schrecklichen Verwüstung floh Alles, was entrinnen konnte, und als die Natur längst wieder in ihre Ruhe zurückgekehrt, wagten es nur ein Haufe kühner Fischer, belebt von Anhänglichkeit an den Boden der Heimath, die Gegenden wieder zu bebauen, auf denen das Graun der Zerstörung so furchtbar gewüthet hatte. Muthig, wie die Bewohner von Terra del Greco, führten sie ihre leichten Hütten am Rande des Abgrunds zwischen verbrannter Lava und verglasten Felsentrümmern wieder auf, und so gewann nach und nach durch den Segen der Natur und durch den Fleiß der Menschen jene Stelle die verlorene Anmuth und Fruchtbarkeit zum Theil wieder, die ein Augenblick wilden Kampfes losgebundener Elementarkräfte ihr nahm.

Den Gipfel des Pic fand Hr. v. H. aller Vegetation beraubt. Hin und wieder lagen auf dem nackten Gestein einige Bienen, die, sonder Zweifel durch einen starken Luftzug nach oben getrieben, theils von der Kälte, theils durch den vom Krater aufsteigenden Qualm getödtet wurden.

Noch gedenkt der Reisende, eh' er diese letzten Puncte der alten Welt verläßt, der Guanches, jener Urbewohner dieser reizenden Inseln, die durch ihre Körpergröße, wie durch ihre Muskelkraft, das Erstaunen späterer Völker erregten. Jetzt ist dieses Urvolk, in Folge der grausamen Behandlung, der es unter den spanischen Eroberern unterlag, und innerer Kriege gänzlich ausgestorben, und obschon es hier und da noch einige Familien gibt, die sich voll Stolz ihrer Abstammung von Guimar, dem letzten Hirtenkönig der Guanches, rühmen, so ist dies doch wohl mehr Sage und Eitelkeit als Wahrheit. Zwischen der Sprache der alten Guanches und der der Barbaren auf Africas Nordküste will der Reisende große Verwandtschaften entdeckt haben. Von jenem merkwürdigen Volke selbst findet man jetzt nur noch in ihren weiten, großen Felsengräbern, durch Kunst und Zeit, vertrocknete Mumien, deren riesenmäßige Länge Zeugniß von der außerordentlichen Körpergröße dieser, sonder Zweifel, Ur-Nation des Erdballs gibt.

Jene großen Seegras-Bänke im Ocean, die dem bewegten Elemente das Ansehen ungeheurer Wiesen geben, und deren erster Anblick das Gefolge des Columbus einst so schreckte, sind ein zweiter Gegenstand der Untersuchung für unsern wißbegierigen Pilger. Eben so zog ihn der Glanz und die Pracht des südlichen Himmels und dessen Sternbilder — vorzüglich des Kreuzes — an, und mit Recht bemerkt er, daß nichts dem Reisenden die Entfernung von der Heimath fühlbarer macht, als der Anblick eines andern Sterngewölbes über sich, in Betreff der Schönheit des südlichen Kreuzes noch hinzusetzend: daß er fühle, wie theuer den Spaniern und Portugiesen dieses leuchtende Symbol ihres Glaubens seyn müsse, das einst die Kühnheit und den Muth ihrer Vorfahren in den Wüsten der neuen Welt aufrichteten.

In der Nähe der Insel St. Marquenite erblickt Hr. v. H. die ersten Piroguen, und dies sowohl, wie die nun immer mehr sich nähernden Anzeigen des Kommens der neuen Welt fesselt nunmehr seine Aufmersamkeit vorzüglich.

In Cumana betritt er — nachdem noch vorher von ihm schätzenswerthe und belehrende Aufschlüsse über mehrere der Physik angehörige Gegenstände gegeben worden sind — zuerst wieder Land und fühlt sich durch die Größe, Schönheit und den Reichthum der tropischen Natur auf's ungemeinste angezogen. Geologische und naturhistorische Untersuchungen eröffnen diesen Abschnitt, in welchem der Verf. noch ein sehr gewinnendes Bild von dem Charakter der Einwohner dieser Stadt und ihrer Umgebung entwirft. Vorzüglich rühmt er die Gastfreundlichkeit und sanften Sitten der Cumaneser, die übrigens, der Beschreibung ihrer Lebensweise nach, uns Nordländern als halbe Amphibien erscheinen; denn nicht allein kann, wie Hr. v. H. erzählt, hier alles schwimmen, sondern man bringt wirklich einen Theil seiner Zeit regelmäßig im Wasser zu. Es werden nämlich des Abends längs des Ufers des Flusses, Stühle in's Wasser gesetzt, auf welchen dann die Familien, in Gruppen vertheilt, Platz nehmen, und sich so mit halbem Leibe im Wasser, wie wir in unsern Gesellschaftssälen, unterhalten, nicht mehr dabei durch das nicht seltene Kommen eines kleinen Krokodils im Gespräch gestört, als wir etwa durch den Eintritt einer unbedeutenden oder unpassenden Person. Auch ist bei diesen guten Leuten das Interesse, welches sie für's Wasser nehmen, so groß, daß des Morgens beim Begegnen, ihre erste gegenseitige Frage ist: ob die Temperatur des geliebten Elements heute frischer oder wärmer sey wie am Abend vorher? Gerade so, als wenn wir beim Begegnen uns fragen, wie haben Sie geruht? oder: wie geht's?

Die fortwährende Hauptplage dieser Gegend, die Ameisen, sollen es unmöglich machen, daß in Cumana eine ordentliche Chronik unterhalten werden kann. Daher sind denn auch die Nachrichten über die früheren Erschütterungen, welche dieser Strich erlitt, sehr schwankend. Eine der letzten und schrecklichsten war im Jahre 1766. Furchtbare Erdstöße, mit Wolkenbrüchen von Regen begleitet, vernichteten fast in einem Augenblick beinah alle Gebäude. Das Jahr war übrigens ganz ungemein fruchtbar. Bemerkenswerth ist, daß, während die Stadt auf solche Art ein Schauplatz schrecklicher Zerstörung war, die Indianer auf dem Lande umher, deren leichte Hütten den gewaltigen Erschutteruugen widerstanden, kraft einer alten Sage und eines eben so alten Aberglaubens, mit Gesängen und Tänzen den Untergang der Welt und ihre gleich darauf erfolgen sollende Regeneration feierten.

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 47.

25. Februar 1822.

Wie Hanns von Schweinichen im Jahre 1581 freite. *)

(Ein Lebensgemälde des sechszehnten Jahrhunderts.)

Jahre lang schon war Hanns von Schweinichen zu einer Jugendfreundin seiner verstorbenen Mutter, der verwittibten von Schellendorf auf Hermsdorf (bei Heinau in Schlesien) geritten, hatte sich Tage und Wochen lang dort aufgehalten, in heimlichem Einverständniß mit der einen Tochter derselben, Margaretha von Schellendorf, die ihm versprochen hatte, getreulich auf ihn zu warten, bis er um sie anhielte. Jahre vergingen, Monde lang war er abwesend, und immer fand er sie, ihm treu und alle Anträge ablehnend, obgleich sie keine Gewißheit hatte, wieder. Alle Verwandte waren in Unbestimmtheit über seine Absichten und warnten die Jungfrau und Mutter wohl: er, Hanns von Schweinichen, sey ein Hofmann, er werde es machen wie alle diese, werde jahrelang liebeln und dann doch eine andere nehmen. Sie blieb ihm treu. Ihm schlugen auch Andere viel reichere, schönere und bessere Fräulein vor; aber auch er blieb seines gegebenen Wortes und Willens eingedenk.

Wie er sich nun entschloß und fürder ging, das möge er selbst erzählen.

Nachdem ich mir nun vorgenommen, mein Leben anders vorzustellen und nach Gottes Wort und Richtschnur zu richten, habe ich Gott angerufen und gebeten, da es mir seliglich, und an Leib und Seele gut seyn möchte, so wolle er mir mein Herz erleuchten, wohin ich mich wenden, ob ich im jetzigen Stande bleiben sollte, oder mich in den Stand der Ehe begeben sollte; darauf denn der allmächtige Gott ohn Zweifel mein Gebet erhöret und mein Herz dahin gelenket, daß ich zum Heiraten sonderlich Lust und Liebe gewann.

Demnach ich aber nun bis ins vierte Jahr zu Herrnsdorf bei der Fr. Hans Schellendorf, Wittib, aus- und eingeritten, da mir denn zu vielen und unterschiedlichen Malen überflüssig viel Guts geschehen; auch befunden und fand, daß es adeliche tugendliche Leute, welche gottfürchtig und sonsten weltliches Wesen nach fromm waren, auch altes adelichen untadelichen Geschlechts, aus Dero zwei vornehmen Geschlechten, Dero von Schellendorf und Mallen.

Derowegen ich denn auch sonderlich Affection, Lust und Liebe zu der Frauen Tochter, Jungfrau Margarethen, geborne Schellendorf, hatte und trug, weil ich von ihr auch alle Liebe und eheliche Treue spürete und befand, sie mir auch allbereit bis ins vierte Jahr gewartet hatte, ungeacht, daß sie keine Gewißheit von mir vernehmen mochte, hatte in solcher Zeit doch sonsten ansehnliche Leute freien können, aber (wie gemeldt) auf mich allezeit gewart. Als nahm ich mir vor, das 81ste Jahr recht anzufahen und mein Leben nach Gottes Ordnung recht anzustellen; thät also an dem heiligen Christtag Morgens in der Kirchen mein Gebet zu Gott, und bat, da es mir seeliglich und sein göttlicher Wille wäre, so wolle der liebe Gott mir in mein Herz geben, ob ich solches christliches Werk anfangen möchte, und mir Jungfrau Margaretha Schellendorf (wo es sein Wille wäre) geben und bescheren. Nun kann ich mit Bestand sagen, daß unter der Predigt mir in mein Herz kam, und sam es mir in ein Ohr geraunet wurde: nimm den Herzog mit dir und bitte um die Jungfrau, und fahre auf dem Schlitten 'naus; so du aber des Morgens nicht kommst, so ist dir die Jungfrau nicht beschert. Ich schlug es mir aus dem Gemüte, gedachte diesen Tag wenig mehr daran.

Folgende Nacht kam mir ebenermaßen, gleich als wenn es wider mich gesagt würde, vor: zeig (zeuch) gen Herrnsdorf und bitte um die Jungfrau. Die Nacht über aber hatte es einen ziemlichen Schnee geschneiet.

Derowegen ging ich des Morgens früh zu JFG., Herz. Heinrich, meinem Herrn, und bat JFG., die wollten sich so gnädig erzeigen und nach Tisches mit mir wegfahren, und weil es hätte geschneiet, so bitte ich, JFG. wollten den Schlitten nehmen; welches JFG. mir auch bald bewilligten, sagten: was gilt, du wolleſt mich zu deiner Jungfrau führen? Wenn es denn JFG. erriethen, bekannte ich solches auch, mit Anmelden, sie hätte mich auf heute 'naus bitten lassen. Zu welchem JFG. auch ganz geneigt waren, schickten bald voran, und machen sich JFG. also nach Tisches neben mir mit 4 Jagdschlitten und 12 reisigen Rossen nach Herrnsdorf auf, da denn JFG. neben mir gerne gesehen waren. Nun zeuge ich mit Gott, daß noch meine Gedanken nicht waren, um die Jungfrau zu bitten; weil aber viel fremde Junkern sonsten alda waren, die ebenermaßen der Jungfrau halben aufwarteten, kam es mir

*) Aus dem im Drucke befindlichen zweiten Bande der eigenen Lebensbeschreibung des Ritters Hanns von Schweinichen.

abermal in mein Herz: wo du itzo nicht um die Jungfrau bittest, so wird sie in andere Hände zugesagt. Darauf ich, gleich wie mit einem Zittern, mich erwäget und berichte JFG. mein Vorhaben, und denn, wie ich etliche Jahre mit der Jungfrau gestanden, bäte derowegen JFG. gehorsamlichen um Rath, was ich thun und lassen sollte? JFG. aber, die sonsten gerne Freihten stiften und dazu fleißig halfen, die widerriethen es mir gar nicht, sondern sagten, ich sollte fortfahren. Weil ich denn JFG. gnädigen Willen vernahm, bat JFG. ich gehorsamlichen, sie wollten mir die Gnade erzeigen, und der Jungfrau Mutter meinetwegen um die Tochter mir zu geben, bitten; welches JFG. auch mit großen Freuden bewilligten zu thun. Unterdessen tanzt ich und war lustig. Es währet zwar nicht eine Viertelstunde, so kommen JFG. zu mir und sprechen: Hanns, die Jungfrau ist dein, bis (sei) lustig! Dessen ich froh war, und ließ an lustig sein nicht mangeln, wie denn JFG. darüber auch fröhlich waren. Also mußten die andern Brüder, so ebenermaßen ihr zwei auch die Mutter um die Tochter gebeten hatten, weichen und hinten stahn bleiben, und zogen dieselbigen Kompoper des Morgens frühe weg; so behielt ich den Platz allein.

Wann es denn damalen nur 6 Wochen 3 Tage vor Fastnacht war, hielt ich derwegen ämsig an, daß die Hochzeit noch vor Fastnacht beschehen möchte; solches mir die Mutter gänzlich abschlug. Ob es nun wohl mit vielen Entschuldigungen schwer zuging, so bewilligte sie doch mir innerhalben 3 Wochen einen Tag zur Ausbitte und Verlobung anzusetzen, dazu denn der 28. Januarii gen Herrnsdorf ernannt ward.

Wenn ich denn nur 18 Tage bis zu ordentlicher Ausbitte und Verlobung hatte, als bat ich Freunde, so viel ich deren erreichen mochte, vornehmlich aber JFG., meinen gnädigen Herrn, und verschrieb sie alle zuvor Abends gen Heinau, in George Schrammes Haus; dahin denn JFG. und alle meine Freunde auch kamen, daß ich 3 Tische vom Adel zu speisen hatte, und waren den Abend lustig. Folgenden Morgen schickt ich JFG. neben Herrn Jan Rothkirchen, Heinrich Arleben, Hanns Schweinichen von Schweinhaus und Christoph Schweinichen von Prußnig nach Herrnsdorf zu, welche, wie landbräuchlichen, die Jungfrau ausbitten sollen, und hatten JFG. beineben 24 reisige Roß'.

Da nun solches war beschehen, ritt ich mit 4 Trommetern und einer Kesseltrommel neben 18 reisigen Rossen, und hatte Heinrich Schweinichens Hausfrau und Tochter, neben meiner Schwester, mitte, auch hernach nach Herrnsdorf. Es kamen mir aber die 24 Ross wieder raus entgegen, daß ich also einen Einzug hatte, als wenn ich Hochzeit halten sollte. Ich hatte aber auch meiner Gesellschaft eine Losung gegeben, so bei der Ausbitte waren gewesen, wo ich einen Korb hätte bekommen, sollten sie in die Windmühle, so allda stund, schießen, welches auch beschahe, und über 100 Schüsse, Vorwitzes halber, drein beschahen. Ritt aber also fort und hielt darauf die Verlobung, in welcher mir zugesagt ward, in Jahr und Tag 1600 Thlr. und nach der Mutter Tode 400 Thlr.; darauf sollt ich sie verleibgedingen. Welches ich nicht thun wollte, sondern nahm nur 1000 Thlr. an. Ob sie sich nun wohl wägerten und von den 1600 Thlrn. nicht weichen wollten; weil aber Heinrich Arleben, so mir das Wort redete, so viel zu Gemüte führete, auch JFG., als der oberste Vormund, drein willigte, waren sie letzlich mit 1000 Thlr. zufrieden. Darauf muste ich, wie landbräuchlich, bitten. Nahm also den ganzen Anfang und Umstand her, was mich zu solcher Heirat hätte bewogen, nehmlich: das alte Adelgeschlechte, der Jungfrau Ehrbarkeit und Beständigkeit, und denn, daß ich gespüret, daß es eine sonderliche Schickung Gottes sei, und mir diese Jungfrau von Gott ausersehen sei worden; welches mit mehr Ausführung eine halbe Stunde währet, daß auch der Jungfrau Freunde sagten, sie hätten keine solche umständige, vernünftige Ausbitte niemals gehöret, als von mir, es müste mir wohl sehr herzlich seyn. Also ward die Verlobung geschlossen, und jedermann war lustig und guter Dinge darauf. Auf der Frauen oder Jungfrau Seiten waren auch viel ehrlicher guter Leute, und zu Hause auf 6 Tische; sonderlich viel Gesellschaft, die nur wunders halben zu sehen, weil sie von einer stattlichen Verlobung zu halten gehöret, dahin geritten; und ging sonsten glücklich und wohl zu; allein JFG. kam ein Gaul um, so 120 Thlr. kostet, welche Ursachen Heillung auf mich legen wollte, da ihm doch der Stall befohlen ward. JFG. aber waren wohl zufrieden, zogen also auf den Morgen frühe wieder nach Liegnitz; ich aber blieb bis an den dritten Tag alda, und ließ einen Hund trauern, der nichts zu fressen kann bekommen; wuste nicht anders, ich wär im Rosengarten. Wenn sich denn die Fastnacht herzu nahet, hielt ich emsig an, daß die Hochzeit auf Fastnacht sein möchte, dessen sich die Frau Mutter zum höchsten entschuldiget, daß es nicht seyn könnte; denn sie gar keinen Vorrath nicht hätte, so wär' im Hause auch nicht Raum und könnte Winterszeit sonderlichen nicht seyn. Sie wandte nun ein, was sie wollte, so wollt ich es nicht gut seyn lassen. Weil solches JFG. vernahm, daß sie mich mit der Hochzeit bis nach Ostern aufziehen wollte, erboten sich JFG., die Hochzeit selbst auf dem Fürstlichen Hause zu Liegnitz zu machen, allein ich sollte mit der zukünftigen Schwiegermutter reden, daß sie den Verlag gebe, welches ich alles Fleißes thät; denn mir jähe auf der Fahrt war.

Anfangs wollte sich die Frau Mutter auch dawider setzen, daß sie nicht Geld hätte, aber sie ließ sich endlich durch ihre Schwester, Fr. Hessen, an der ich eine große Freundin hatte, überreden, und erbot sich, JFG. 300 Thlr. zu Hülfe zu geben, mit welchen JFG. auf meine Bitte auch gar wohl zufrieden waren, allein bescheidentlich, daß ich alles um und um bestellen sollte, wie es seyn möchte, daß JFG. ganz unmolestiret blieben; was aber auch mit den 300 Thlr. nicht zu erheben

sein möchte, wären IFG. zufrieden, daß von dem Ihrigen genommen wurde, und erzeigten sich sonst ganz gnädig gegen mich. Auf solche Vergleichung ward die Hochzeit auf das Fürstliche Schlos gen Liegnitz den 13. Feb. des 81. Jahres verleget, und wurden auf beiden Seiten viel Leute erbeten. Immittelst habe ich dies, was zur Hochzeit von Nöthen, hierzu geschafft, und also mit den 300 Thlr., so ich von der Mutter empfangen, eingekauft, daß kein Mangel vorfiele.

Nun muste ich nicht allein gedenken, wie ich Essen und Trinken schicket, sondern auch mich und meine Braut kleiden. Derowegen ich mich nach Breslau begab, und nahm bei dem Adan Wohlpfard zu Kleidern aus, als vor mich und meine Braut grauen Sietten Atlas,*) mit Silberzindel unterlegt; ferner vor mich rothen Sammt zum Kleide, mit rothen Doppel-Kattecken durchzogen, auf gut Deutsch, wie es auf diesmal getragen, sowohl auf Knecht und Jungen die Nothdurft von Harnisch und Barchen, ließ sie roth und weiß kleiden; so bestallt ich mir weiße Kranichs-Federn und Reiger-Federn zu Schweifen; dies mich alles über 250 Thlr. stund.

FG., mein gnädiger Herr, gaben mir das Geleite nach Mertschütz, wie ich nach Breslau zog; alda waren wir lustig. Wie ich nun nach Breslau auf bin, vermeine ich, IFG werden ihren Weg auch nach Liegnitz wieder nehmen, so blieben IFG. doch allda bis an den 5. Tag. Wie ich nun wieder von Breslau komme, finde IFG. noch allda, und hatte sich die Frau Kittlitzin mit ihren Töchtern auch dahin befunden, mit denen waren IFG. lustig und guter Dinge gewesen, wusten aber des Wartens keine Ursache, allein diese, weil ich IFG. auch etliche Waaren mitbringen sollen, hätten sie meiner erwarten wollen, und würde wider mich nicht sein.

Morgens frühe, weil ich die Nacht war heim kommen, sitze ich in der Stuben, so kommt die Frau Kittlitzin mit den Töchtern in die Stuben, nicht das sie mich als den Wirth mit einem Worte hätte angeredet, ungeacht, daß wir zuvor große Freunde gewesen, welches mich denn sehr verdros, sagt aus einer Furie: ich wollt', daß die Einläger eins aufhöreten.

Darauf gehet sie bald zu IFG., sagt, wie ich so toll wäre, daß IFG, noch da wären; hätte sie, noch die Töchter, nicht ansprechen wollen, sondern gesagt: der Teufel solle die Einleger wegführen. Dies hatte IFG. sehr verdrossen, und ich wuste doch nichts davon, gehe darauf zu IFG. ins Zimmer; IFG. aber laufen vor mir in die Kammer, befehlen, bald vorzuspannen. Ich wuste nicht, wie ich mit IFG. dran war, und bedurft IFG. doch nöthig, thät aber, wie mir nichts darum wäre, ging zu IFG. in die Kammer, saget, was ich IFG. hätte mitgebracht, und bat beineben, IFG. wollten zuvor mit mir frühstücken, ich hätte ein gut Fäßlein Wein mitgebracht. IFG. aber wollten mir nicht antworten, sonder sagt: sie müsten nach Liegnitz; und ganz mit einem Eifer. Ich ließ mich aber nichts irren, sondern sagt alles was er gerne höret. Letzlich, wie ich IFG. so süße Worte gab, fuhren IFG. raus, ich hätte gesagt, der Teufel solle ihn aus dem Hause holen, daß er so lange da gewesen wär; zu dem, so hätte ich der Frau Kittlitzen auch nicht zusprechen wollen, als der Wirth, daraus er wohl abzunehmen hätte, daß dem also wäre, und ich sollte Hochzeit machen, wo ich wollte, er hätte sich allbereit anders bedacht, wolle mir die 300 Thlr., so ich ausgelegt, wieder geben. Zwar ich erschrak des heftig, und ließ mich doch dessen nicht merken. Darauf bat ich, IFG. wollen es nicht glauben, daß ich es gesagt. Die Frau Kittlitzen hätte ich nicht empfangen, wäre wahr, sie hätte mir aber auch, als dem Wirth, sammt ihren Töchtern, keinen guten Morgen geboten, darum habe ich vermeinet, weil sie mir, als dem Wirth, keine Ehre anlegte, so wäre ich auch nicht schuldig, sie zu grüßen. Zudem, so wäre sie mehr da, als zum Jauer, wollt mich aber mit ihr wohl vergleichen, daß derwegen kein Richter zwischen uns sein durfte.

Daß aber nun IFG. mir den Stuhl mit Machung meiner Hochzeit vor die Thür setzte, und mir dieselbige abgekündiget, könnte ich mich wohl wider IFG. nicht legen; hätte ich diesen Schimpf und Spott mit meinen treuen Diensten verschuldet, so müste ich es leiden und mir die Ursachen zumessen, aber wenn es mir ein Ander, und nicht mein Landesfürst, thun sollte, wollt ich wissen, was ich ihm sagen und wie ich ihm begegnen wollte, und daran Leib und Leben wagen. Weil ich aber IFG. so Fürstlich kennte, daß sie, was sie einmal bewilligten und zusagten, hielten, so machte ich mir auch wenigsten keine Gedanken, daß es IFG. widerkommen würden. Daß aber IFG. mit mir, als derselben Diener, scherzten und mir bange machen wollten, das stünde frei, erkennte auch daraus IFG. Gnade, wenn sie mich vexirten, aber zum widerrufen dies, was sie einmal bewilliget und zugesagt hätten, und in solchen Sachen Zusagen aufzuheben, da allbereit Hochzeitbriefe ausgeschrieben, wär' gar nicht Fürstlich, stünde auch Fürsten solches Vornehmen nicht wohl an. Bäte derowegen noch, IFG. wollen noch beim Frühstück bleiben, das Uebrige werde sich alsdann finden. Es hatte aber IFG. die Fr. Kittlitzin so weit eingenommen, daß ich nichts erhalten mochte, auch keine Antwort, sondern IFG. waren stracks auf dem Kutschen und davon. Nun mus ich wohl sagen, daß ich in großem Kummer stund; denn ich hatte einen ungnädigen Herrn: item, die Hochzeit sollte in 14 Tagen sein, und hatte auch allbereit 300 Thlr. ausgegeben. Wie ich nun bei mir in dem höften Kummer bin, ungeacht, daß ich mich mit der Fr. Kittlitzin allbereit ausgesöhnet hatte, kommt der Herzog wieder zurücke gefahren, unversehens, fragt, wo ich wäre? zeigen an, ich wäre in der Kammer; darauf hatten IFG. gesagt: ja, also mus man die jungen Freier vexiren. Spricht wider meinen Bruder: George, mit dir will ich frühstücken und mit Hannsen nicht, (id est ich). Mir wird solches bald heimlich in die Kammer zu wissen gethan, dessen war ich froh, daß IFG. waren wieder kommen, und theidiget mich doch in der Kammer, als wüste ich von IFG. nichts. Indeß kommt der Herzog und schlägt an, spricht: 'raus, Freier, die Braut ist kommen. Mache auf, gleich als wenn ich sehr erschreck, und heiße IFG. gehorsamlich willkommen sein. Durch ein Solches waren wir wieder Herr und Knecht, und besufen*) einander, dabei George Ecke zu Groß-Ballowitz war, daß IFG. nicht konnten gehen. So war ich mit der Frau Kittlitzen auch wieder richtig, und ward also auf allen Orten Friede gemacht, und zogen also IFG. andern Morgen und ich wieder nach Liegnitz.

Wie ich nun zur Liegnitz komme, habe ich ebenermaßen bei der Herzogin, wegen der Kittlitzen, wie bei meinem Herrn zuvor, daß sie zu Mertschütz gewesen, angestrichen, und bekam eine ungnädige Fürstin, und gaben sich IFG. auch bei mir an, wo die Frau Kittlitzin auf meiner Hochzeit wäre, so wollte sie nicht dazu kommen. Must' derwegen IFG., der Herzogin, Brief und Siegel geben, daß sie nicht da sein werde. (Die Fortsetzung folgt.)

*) B. H. grün sleten Atlas. (Sittich Atlas?)

Reise in das spanische America, in den Jahren 1799 bis 1804, von Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland, herausgegeben von A. v. Humboldt. rc.

(Beschluß aus No. 46.)

Durch die von dem Reisenden angestellten physikalischen und chemischen Experimente wurde die Neugier der Cuma-

*) besoffen.

neser auf's heftigste erregt. Fast keiner unter ihnen hatte einen Begriff von diesen Wissenschaften, die, charakteristisch, in den spanischen Colonien nur „la nueva filosofia" genannt werden, und oft mußte Hr. v. H., die Wißbegierde dieser Leute zu befriedigen, seine Experimente unter ihren Augen zu ihrem unsäglichen Erstaunen wiederholen. (Wie weit viele der damals noch vom spanischen Scepter beherrschten Länder Americas in geistiger Cultur zurück waren — vielleicht zum Theil noch sind — beweist unter andern auch der Umstand, daß das zufällige Fallen von Schnee in Mexico, — eine Sache die dort zu den größten Seltenheiten gehört — an dem Tage, wo einst der Befehl aus Europa ankam, die Jesuiten zu vertreiben, für eine Strafe des Himmels wegen eines so ruchlosen Beschlusses fast allgemein angesehn wurde; ein Glaube, den die frommen Schüler des heiligen Loyola, natürlich, bestens bestärkten.)

Betrübend war es für unsern Reisenden, mitten unter den Segnungen der Natur und eines schönen Himmels die Schande der Menschheit, den Sclavenhandel, fast täglich auf offnem Markte treiben zu sehen. Auch hier that der Krämergeist sein Möglichstes, um die feilgebotene Waare, das Ebenbild Gottes, recht hoch im Preise zu bringen. Man rieb den armen Schwarzen vorher die Haut mit Oel, damit sie recht glänzend erschienen und, um ihr Alter zu erforschen, guckte man ihnen, wie Roßkämme ihren Gäulen, in den mit Gewalt geöffneten Mund.

Eine der ersten Ausflüchten des Hr. v. H. war nach der Halbinsel Araya, berühmt durch ihre Salinen und Perlenfischerei. Unter den farbigen Umwohnern des Salzsees fand er auch einen minder ingirten, einen Schuhmacher der nicht verfehlte sich sogleich seiner alten castilischen Abkunft zu rühmen und den Fremden mit jenem ernsten Anstande empfing, den Alle in den Colonien anzunehmen suchen, die sich des Glücks glauben schmeicheln zu dürfen, von auf Castiliens Ebenen entsproßenen Vorfahren abzustammen. Der gute Mann war eben beschäftigt seinen Bogen und Pfeile in Stand zu setzen, vermuthlich um etwas mit der Jagd zu verdienen, da sein Handwerk in einem Lande wo alles à pied und zu marschiren pflegt, nicht sonderlich einträglich ist. Auch beklagte er sich sehr, daß ein Mann von seinen Eigenschaften, wegen des hohen Pulverpreises gezwungen sey, sich der Waffen der Indianer zu bedienen. Uebrigens war er zugleich der Gelehrte des Orts, kannte alles, wußte alles und erklärte den Reisenden sehr ausführlich, wie hierlands das Salz vermöge der Sonnenhitze und dem Mondscheine sich krystallisire, welche Anzeigen einem Erdbeben voraus zu gehen pflegten, wie und wodurch man das Daseyn von Gold- und Silberminen erforsche und welche Pflanzen — die er, nebenbei bemerkt, wie alle Bewohner von Chili die Kalifornien, in kalte und warme theilte — mit Heilkräften versehen wären oder nicht. Außerdem ließ er sich aber auch noch in eine weitläufige Beschreibung der dortigen Perlenfischerei ein, deren Ertrag er, als Gegenstand des Luxus, mit äußerster Verachtung behandelte — und um zugleich seine Belesenheit in den heiligen Büchern zu zeigen, sprach er viel von dem großen Dulder Hiob, dessen Weisheit ihm lieber war, wie alle Perlen des Abend- und Morgenlandes zusammen. Einige kleine, ziemlich schlechte Perlchen, die er den Reisenden dabei überreichte, bekräftigten die Wahrheit seiner Worte. Dem Geschenk wurde zuletzt noch die Bitte hinzugefügt, doch im Tagebuche zu bemerken: „daß ein Schuhmacher, zwar Eingeborener von Araya, aber ein weißer Mensch von edler castilischer Race, jenseits des Ozeans, den Reisenden uneigennützig das gereicht habe, was in der alten Welt als das Köstlichste gesucht werde."

Eine Nachricht über die Topffabriken von Maniquarez (einem indianischen Industriezweige) und allgemeine Betrachtungen über die Ursachen, welche in den Colonien den Ueberlieferungen der Geschichte und einer National-Literatur hinderlich sind, beschließen dieses (5te) Capitel.

Nicht unbeachtet verdient zu bleiben, daß Hr. v. H. schon damals, als er jene weiten Landstriche und Gebirge durchreifte, bei den Bewohnern derselben Aufblitze eines Geistes bemerkte, die das, was seitdem in politischer Hinsicht sich in jenen Gegenden zugetragen hat, in voraus dem Beobachter verkündeten. Der Saame der Zwietracht und des Mißvergnügens, reichlich ausgestreut durch lange Jahre, wucherte üppig empor, und, wie überall, wo Druck und Sclaverei an der Tagesordnung sind, reifte auch hier die Rache langsam aber gewiß. In der That schien aber auch alles dort mit besonderer Klugheit darauf berechnet zu seyn, den jenen Ländern vom Himmel verliehenen Segen unwirksam zu machen. Was nur den Handel einschränken, die Industrie lähmen, den Ackerbau vernichten und jeden Geistesaufschwung hemmen konnte, ward, in Verfolgung eines verkehrten Systems angewendet, und der Mensch erlag in Ländern, die zu den reichsten und schönsten der Erde gehören, unter der Bürde von Vexationen, die Vorurtheil, Habsucht und Herrschgier ihm aufluden. Ueberall sah man auch hier in der neuen Welt, wie nur zu häufig in der alten, zwischen der großen und bessern Masse des Volks, die nichts wünschte und verlangte als zeitgemäße Reformen und Institutionen die der gesunden Vernunft entsprechen, Menschen, deren ganzes Trachten mit unverbesserlicher Beharrlichkeit am Alten, ihnen bequemen Hergebrachten klebte und denen jeder Gedanke an Neues ein Gräuel und Schauder war. Rechnet man nun noch hinzu, daß in jenen Gegenden ein wenig mehr oder minder Weiß der Haut, zwischen den Bewohnern fast noch schroffere Unterscheidungslinien zog, als bei uns die mittelalterthümlichen Feudaleinrichtungen, so darf es einen nicht wundern, daß endlich der Vulkan losbrach, den mit Brennstoffen aller Art zu versorgen, das verkehrte Bestreben langer Zeiten war; und der Philosoph kann nur bedauren daß Länder und ein Himmel, deren Segen, Reichthum, Pracht und Glanz alles übertrifft, was uns Hyperboräern nur die Phantasie Schönes malen kann, nicht vermögend waren in den, in ewigen Vorurtheilen versunkenen Menschen, die kleinlichen Gebilde, der Eitelkeit und des Wahns zu zerstören, die die Kinder des Staubes aus der alten Welt in die neue zugleich mit ihren Künsten und Wissen trugen. —

Der erste Band dieser merkwürdigen und reichhaltigen Reisebeschreibung ist mit einem allegorischen Titelkupfer geziert, welches America vorstellt, wie es von Merkur und Minerva über die Leiden ausländischer Eroberung getröstet wird. Der Boden ist mit indischen Waffen und Bautrümmern bedeckt, unter denen sich die Büste einer aztoquischen Priesterin befindet. Auf dem zweiten Kupfer erblickt man die Wachs-Palme (Ceroxylon andicola) und die berühmte Pyramide von Cholula; den Hintergrund schließt der riesige, abgerundete Gipfel des Chimborazo; unter dem Bilde befindet sich die dem jüngern Plinius entlehnte Inschrift: „Humanitas, literae, fruges." — In Wahrheit, Civilisation, Wissenschaften und Getreidebau sind ein großes Geschenk, welches Spanien der neuen Welt machte; aber mit welchen Strömen von Blut und Thränen mußte sie die theuren Gaben kaufen! — — Jetzt sind Americas Völker zu eignem kräftigen Leben erwacht; sie haben einsehen lernen daß kein Glück ohne Unabhängigkeit ist, und auf Küsten, die so lange nur der Tummelplatz des Despotismus und der Sclaverei waren, ertönt jetzt das Lebenswort der Freiheit. Gewerbfleiß, Wissenschaft und Kunst gewähren dem Menschen das natürlichste und reinste Glück, sie verlieren aber ihren Werth, wenn er, ein Sclave, sie nur als ein Geschenk und eine Vergünstigung aus den Händen der Macht empfangen kann und darf.

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 48.

26. Februar 1822.

Neueste Landtagsliteratur.

Fünfter Brief.

München, den 27sten Jenner, 1822.

Seit meinem letzten Briefe haben die literarischen Angelegenheiten eine andere Wendung genommen. Die Herren Börne und Pfeilschifter sind abgereist, ersterer, um zu Stuttgart, wie man sagt, die Redaction des Morgenblattes zu übernehmen, der zweite, um einige Zeit in den Provinzen zuzubringen. Herr Präsident von Mann hat seine Zeitschrift Eos, und Herr Präsident von Aretin die Landtagszeitung aufgegeben, beide, wie es heißt, wegen Censur-Beschränkungen. Das sogenannte baierische Wochenblatt der drei fränkischen Herren Ministerialräthe erhebt dagegen stolzer sein Haupt, auch die Flora des Hrn. Klebe läßt ihr Köpfchen noch nicht sinken. Das von der hiesigen Polizei an obige Redaction erlassene Rescript ist merkwürdig, indem darin gesagt wird, daß nur die politischen Blätter die Erlaubniß haben sollen, die öffentliche allgemeine Tagsgeschichte zur Kenntniß des Publicums zu bringen. Den politischen Blättern selbst ist untersagt, die Landtagsverhandlungen in regelmäßig erscheinenden Beilagen zu geben. Aehnliches ist — die Verhandlungen werden also zuerst durch die allgemeine Zeitung in's Publicum kommen, wohin bekanntlich ein Ministerialrath die Einsendung besorgt. Die Bemerkungen darüber sind ein Monopol des baierischen Wochenblatts. Das Publicum wird, — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

gelder, Sammlungen von Beiträgen, Ankauf der Regierungsblätter, Ausgleichung von Kriegslasten, Brandversicherung, Stolgebühren, dazu noch Veränderlichkeit der Gesetze und der Verwaltungsformen, zu geringe Besoldung, Rabulistik der Fiscale ꝛc." — „Ricardo und Benzenberg sind der Meinung, daß Grundsteuern auf den Ackerstaat eben so wirken, wie eine Consumtionssteuer auf die Preise der Consumtibilien. Die Bauern, meinen sie, dürfen nur die Getreidepreise um so viel erhöhen, als ihre Abgaben erhöht werden, so sey das Verhältniß wieder hergestellt. Diese Behauptung widerspricht allen Erfahrungen. Wie könnten, da doch die Abgaben nicht vermindert worden sind, so äußerst geringe Getreidepreise wie jetzt eingetreten seyn? Das Steigen und Fallen der Getreidepreise hängt wahrlich nicht von der Willkür oder eingebildeten Verabredungen der Landleute ab." — „Merkwürdig war es, aus den Verhandlungen der Stände zu erfahren, welche mannichfaltige Gewerbe der baierische Staat gegenwärtig betreibe. Er ist nämlich Bierbrauer, Branntweinbrenner, Müller, Schönfärber, Gypsbrenner, Floßmeister, Glasfabricant, Porcellainfabricant, Gewehrfabricant, Holzhändler, Getreidehändler, Salzhändler, Gestüttmeister ꝛc. Es ist klar, daß der Besitz vieler dieser Gewerbe nicht nur in financieller Rücksicht unbedeutend, sondern auch der guten Polizei nachtheilig und den Wohlstand der Bürger untergrabend ist, weil er zwischen dem Staate und den concurrirenden Gewerbsleuten einen immerwährenden innern Krieg veranlaßt, wobei die Regierung meistens Richter und Partei zugleich ist." — Wie kann nach dem Grundsatz der gleichen Besteuerung ein gerechtes Verhältniß zwischen dem Kaufmann oder Großhändler und dem mit den größten Sorgen und Hindernissen kämpfenden Grundbesitzer hergestellt werden? Eine genügende Beantwortung dieser Frage ist nirgends weder theoretisch, noch praktisch gegeben! — „Oft muß man zittern bei dem Finanz-Ausdrucke: Ersparung, hinter welchem sich nicht selten Unmenschlichkeit oder Charlatanerie verbirgt, die gewöhnlich nur zu schnell offenbar wird." — Aus Frankreich ist uns die Lehre zugekommen von einem Ministerium des Aeußern, der Finanzen, der Gerechtigkeit, wozu auch noch manchmal Polizei- und Cultusminister, ja in einem gewissen Staat jüngst auch ein Minister der Aufklärung gekommen ist. Mit Ausnahme Englands, haben fast alle Staaten Europa's diese Einrichtung nachgeahmt, die doch eben so unlogisch als zweckwidrig ist. Die Combinationen des Ministers für das Aeußere sind fruchtlos, wenn der Armee-Minister das Heer vernachlässigt. Wie kann der Finanz-Minister den Handel befördern, wenn der Minister des Innern das Gewerbswesen nach unrichtigen Grundsätzen behandelt? Was vermag der letztere für Gewerbe und Fabriken, wenn der erste sie durch fehlerhafte Zollmanipulationen zu Grunde richtet? Beim Straßen- und Wasserbau müssen das Ministerium der Finanzen und des Innern, bei der Organisation der Besetzung der untern Landesbehörden der Minister des Innern und der Justiz zusammen wirken. Zahllose Correspondenzen und Collisionen sind die natürlichen Folgen dieser verkehrten Einrichtung. Es soll nur zwei Ministerien geben, für das Aeußere und für das Innere; jenes hat zwei Hauptzweige, die auswärtigen Angelegenheiten und die Armee; dieses drei, die Justiz, die Finanzen, die Polizei. Man kann daher füglich drei Minister ersparen. Es läßt sich, ohne Prophet zu seyn, vorhersehen, daß die jetzige Eintheilung der Ministerien in keinem europäischen Staate mehr lange bestehen, und daß ihr eine den obigen Ansichten mehr entsprechende bald folgen wird. Ehre würde es der baierischen Regierung bringen, wenn sie auch hier in Vorbereitung richtiger Begriffe und in Aufstellung eines in allen seinen Theilen consequenten Systemes den Anfang machen würde." —

„— Nur Ein Mittel giebt es, die Finanzverwaltung allenthalben zu vervollkommnen, und dieses besteht in der Oeffentlichkeit." — „Es giebt jetzt häufig Grundstücke, bei deren Anblick man zweifelt, ob man sie Wiesen, Waldungen oder Sümpfe und öde Gründe nennen soll, so unergiebig ist ihr Ertrag. Solche Grundstücke gehören in die rohesten Zeiten der Cultur und sollen in keinem civilisirten Staate mehr angetroffen werden, sie gehören nach Ungarn oder Polen; daß man sie noch in Baiern findet, ist ein Beweis unrichtiger Verwaltungsgrundsätze." — „Man lese meine schon vor drei Jahren bekannt gemachten Vorschläge, der zu großen Getreidewohlfeilheit abzuhelfen, und man wird sich überzeugen, daß sie, auch nur vor einem Jahre der Aufmerksamkeit der Regierung gewürdigt und ausgeführt, dem Lande einen Nutzen von Millionen gebracht haben würden." (Hört!) Wer veranlaßt, daß da zwei Getreideähren wachsen, wo zuvor nur Eine war, gilt, nach Galiani, für einen Mann von großem Verdienst. In manchem Staate scheint nur der für einen Mann von Verdienst zu gelten, der veranlaßt, daß jetzt zwei Bogen Papier überschrieben werden, wo bisher nur einer nothwendig war, so daß man glauben könnte, der Wohlstand der Papiermüller wäre der Hauptzweck der Staatsverwaltung. — Nach meiner Ansicht wird es in Baiern so lange keine eigentliche und allgemeine Landescultur geben, als es Culturverordnungen giebt. Erst wenn sich die Regierung darauf beschränkt, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, wozu die Aufhebung und Gebundenheit der Güter der erste und wichtigste Schritt seyn muß, erst dann wird und kann ein schneller Aufschwung der Landescultur erfolgen. „Die Verfassungs-Urkunde erfordert nur bei den directen und nicht auch bei den sogenannten indirecten Auflagen die Zustimmung der Stände. Die Zukunft wird lehren, ob es gut und nützlich war, eine Unterscheidung zum Grund zu legen, welche nicht streng wissenschaftlich nachgewiesen werden kann, und worüber die vorzüglichsten Staatswirthschaftslehrer eine entgegengesetzte Ansicht haben. „Say, Schmalz, Soden und andere neuere

Schriftsteller würden dem Verfasser des baierischen Budgets (dem Finanzminister?) weit mehr Belehrung verschaffen als der stets einseitige Burke, den er allein zu kennen und gerade in der trivialsten Bemerkung anzubeten scheint; denn die von Burke angeführte Unterscheidung zwischen Ersparung und Wirthschaftlichkeit gehört selbst zu den Anfangsgründen jeder Privathaushaltung und wird von jedem schlichten Landmanne beobachtet." — Bei dem im Jahr 1819 gehaltenen Landtag erhielten einige Minister, in dem Augenblicke, als das Deficit erklärt wurde, ansehnliche Tafelgelder, um die Mitglieder der Ständeversammlung zu bewirthen. Dieses Geld mußte vom Volke bezahlt werden. Sollen nicht die Stände, um das Volk von dieser Last zu befreien, in Zukunft auf die Tafeln der Minister freiwillig Verzicht leisten?" — „Es ist der Fall vorgekommen, daß Staatsbehörden ihre Uebererzeugung, nicht nach einem gegen die Constitution anstoßenden frühern Gesetze verfügen zu können, der höchsten Stelle anzeigten, worauf ihnen geantwortet wurde: selbst constitutionswidrige Gesetze müßten so lange gelten, bis sie im verfassungsmäßigen Wege namentlich aufgehoben würden. Nach diesem Grundsatze steht die Verfassung nur auf dem Papier, und ihr Eintreten ins Leben wird durch die ältern anticonstitutionellen Gesetze fortwährend verhindert." —

Es ist Zeit, unsere ohnehin zu lang gewordenen Auszüge zu schließen, doch machen wir die Leser noch vorzüglich aufmerksam auf folgende wichtige Ausführungen: über die Termine der Steuererhebung S. 25, über Staatsmagazine S. 48 und 100, über die Aristokratie im Bürger- und Bauernstand S. 52, über die politischen Quacksalber S. 88, über den Verkauf der Domainen S. 103, über die Familiengüter des Hauses Wittelsbach (eine wichtige historische Notiz) S. 140, über die Stellung des Staatsraths II S. 6, über die Forstpolizei S. 29, über die grundherrlichen Rechte S. 45, über den Holzmangel nach seinen verschiedenen Abstufungen S. 59, über die Regiekosten bei den Staatseinnahmen S. 80, über Quiescirung der Staatsdiener S. 84 (der Verfasser selbst ist Quiescent, seit der Eisak-Kreis, in welchem er Generalcommissär war, wieder an Oesterreich zurückkam), über die Zweckmäßigkeit eines Staatsschatzes S. 101, über die Steuererhebung durch die Gemeinden S. 145, über die Stiftungscapitalien S. 149, über den nöthigen Anbau von Handelspflanzen, um den Ertrag der Grundstücke zu vermehren, über Aufstellung besonderer Staatscommissionen, über den Maaßstab der Civilliste u. s. w. Kein Staats- und Geschäftsmann wird dieses Buch, in welchem sich eine vorurtheilsfreie, durch Erfahrung ausgebildete Ansicht der wichtigsten Staatswirthschaftslehre ausspricht, unbefriedigt aus der Hand legen.

76.

Aus Morellet's Memoiren.

V.

Sein Chanson, als sich 1773 in Paris das Gerücht über die Rückkehr der Jesuiten verbreitete.

Ich glaube, erzählt Morellet, aus diesem Jahre 1773 noch eine Anekdote mittheilen zu müssen, welche für diejenigen nicht ohne Interesse seyn wird, welche überhaupt die Jesuiten nicht lieben, besonders aber diejenigen, welche kürzlich versucht haben, sie wieder nach Frankreich zurückzubringen.

„Damals strebten einige Geistliche nach gleichem Ziele, die Umstände waren für die Jesuiten günstig. Man bemerkte die große Lücke, welche sie im öffentlichen Unterricht durch ihre Ausschließung von den Lehrerstellen veranlaßt hatten. Das Parlament, welches ihre Verbannung aussprach, war aufgelöset, statt dessen verwaltete Meaupeau's Parlament den Geschäftskreis des verbannten Parlaments. Der pariser Erzbischof Beaumont, mit mehreren Prälaten, ermuntert durch vornehme Beschützer der Jesuiten, arbeiteten unvorsichtig zum Triumphe dieser Gesellschaft, welche mächtiger war als ihre Gönner. Selbst der Erzbischof von Toulouse sagte mir bisweilen: „Ihr Philosophen habt mit Händen und Füßen so lange gestrebt, bis man die Jesuiten verbannt hat. Erdenkt jetzt etwas, was die Jesuitencollegien ersetzt, und ein Erziehungsinstitut, welches den Staat nichts kostet." So gut ich es vermochte, vertheidigte ich die Philosophen und bestritt die Schutzredner der Jesuiten. Da ich dies aber oft in unsern Abendcirkeln bei'm Baron Holbach und bei Helvetius erklärte, so kam mir die Laune, folgendes Volkslied zu dichten, welches die Herstellung des Jesuitenordens als ein Luftgebilde darstellte und so das unglückliche Vorhaben verhindern konnte.

Sur l'Air „*des Pendus.*"

Or, écoutez, petits et grands
Le plus beau des événemens;
Il a pour moi de si grands charmes
Que j'en suis touché jusqu'aux larmes;
Des jésuïtes en ce jour
On nous annonce le retour.

Dieu, qui va toujours à ses fins,
Et qui sait tromper les plus fins,
Suscite madame L...,
Pour faire ce bien à l'Eglise
C'est pour cela auparavant
Elle s'était mise au couvent.

Ce bon monseigneur de Paris,
Qui les a toujours tant chéris,
Et d'intrigues et de prières
A servi les révérends pères;
Il ne pouvait faire sans eux
Ses beaux mandemens sur les oeufs.

Nous ne devons pas oublier
Que monseigneur le chancélier
A travaillé de grand courage
Pour avancer ce bel ouvrage,
Et joindre ce nouveau bienfait
A maint autre qu'il nous a fait.

Est-il vrai que huit ou dix rois,
Tant d'aujourd'hui tant d'autrefois,
Par leurs mains..., mais c'est calomnie,
Dont on noircit la compagnie;
Car jamais, depuis les Valois,
On n'en a pu trouver que trois.

On prétend qu'aux jeunes garçons
Ils donnent d'étranges leçons;
Mais ils ont le respect dans l'âme
Pour toute fille et toute femme;
De leurs restes je suis content,
De tout moine on n'en dit pas tant

Tous ceux qui les ont fait bannir,
Ma foi, n'ont qu'à se bien tenir;
Car aux auteurs de leur disgrâce
Ils ne feront aucune grâce,
Et leur zèle ardent, mais sans fiel,
Vengera la cause du ciel.

Ce brillant Monsieur de Choiseul,
Qui les voyait d'un mauvais oeil,
Pour avoir bravé leur puissance,
En fait aujourd'hui pénitence,
En vivant comme un loup-garou
Dans son château de Chantelou.

Le roi d'Espagne, en les chassant,
S'est mis en un pas bien glissant;
Si le Général ne lui donne
Un sauf-conduit pour sa personne,
Quoique son poste soit fort beau,
Dieu me garde d'être en sa peau!

Pour son ministre d'Aranda,
Qui si mal les accommoda,
De ce jour à six mois de terme,
S'il jouit d'une santé ferme,
Au monde je veux publier
La vertu de son cuisinier.

On sait que l'ancien parlement
Contre eux eut toujours une dent;
Le roi connaissant sa malice,
Enfin leur en a fait justice;
Et le nouveau les soutiendra,
Tant que lui-même il durera.

Goesman sera leur rapporteur,
Mariu, leur administrateur,
Et l'on verra les fonds de l'ordre
Bientôt mis dans le plus bel ordre;
Malheur à toute nation,
Qui n'a pas leur direction!

L'Anglais ne nous traitait pas bien,
Le Nord ne nous comptait pour rien;
Témoin cette pauvre Pologne
Que de tous les côtés l'on rogne,
Et dont chacun a pris son lot,
Sans nous en dire un traître mot.

Le retour des pères enfin
Nous assure un meilleur destin;
Nous reverrons bientôt la France
Recouvrer toute sa puissance,
Et notre peuple heureux et gai,
Comme on l'était au Paraguay.

Sitôt qu'ils sont revenus
On verra tous leurs revenus
Croitre de deux ou trois vingtièmes,
Pour le roi, sinon pour nous-mêmes;
Et les prières de leurs saints
Nous feront amender les grains.

Que l'espoir de tant de bonheurs
Réjouisse aujourd'hui nos coeurs;
Allons présenter aux bons pères
Nos hommages les plus sincères;
Que leur retour nous sera doux!
(Bas, lentement et tristement.)
Seigneur, ayez pitié de nous . . .

Als ich das Lied fertig hatte, galt es die Sorge, es zu verbreiten, ohne mich zu verrathen. Graf Choiseul, nach Chanteloup exilirt, versammelte in seinem Exil, alles was Frankreich an ausgezeichneten Menschen besaß (y avait toute la France)! — Ich dachte also, dahin gebracht, würde mein Zweck am besten erreicht werden. So übergab ich es Madame de Grammont, die eben im Begriff stand, nach Chanteloup zu fahren. Meine Absicht gelang, das Lied wurde mit Blitzesschnelle verbreitet, und der Erfolg war nicht gering.

Wie Hanns von Schweinichen im J. 1581 freite.

(Fortsetzung aus No. 47.)

Acht Tage aber vor meiner Hochzeit hat Andreas Mohaupt Hochzeit, auf welcher die Kittlitzin mit den Töchtern auch war; da wollt' die Herzogin nicht hinkommen, derowegen JFG., mein Herr, übel zufrieden war. Weil ich solches vernahm, verkaufte ich der Herzogin einen Fuchsschwanz, und traf eben, daß meine Jungfrau bei Adam Neumann war, ihre Sachen auf die Hochzeit zuzurichten; ließ ich die Hochzeit bleiben und ging zu meiner Jungfrau, und war fröhlicher, denn auf der Hochzeit. Wenn es sich aber was lange verzug, ehe sich die Liebe scheiden mochte, und ganz spät war, ließ ich die Jungfrau durch meine zwei Knechte das Geleite mit 2 Rossen nach Haus geben. Wann ich auch zu meiner vorstehenden Hochzeit die Bauern von Mertschütz zur Hochzeit gebeten hatte, verehrten sie mir 50 Thlr. an Gelde, mit welchen ich gar wohl zufrieden war.

Wann denn sich der 13. Februar herzu kam, daß meine Hochzeit auf dem Fürstl. Hause zur Liegnitz sollte angefangen werden, ich aber zur Versammlung meine Freunde gegen dem Hanau verschrieben, ritt ich den 12. dito von Liegnitz mit 6 Trommeten, einer Kesseltrommel und 12 reisigen Rossen, mit einer Gesellschaft, so ich zu mir erbeten, nach dem Hanau zu, und weil die Braut auch nach Liegnitz kommen sollte, jedoch nicht wie eine Braut einen Einzug halten, begegnet sie mir mit ihrer Frau Mutter allein, bei der Steidnitz zu fahren, da ich ihr denn freundlich zusprach, und ließ sie nach Liegnitz verreisen; den Abend aber zum Hanau war ich neben meinen Freunden lustig und guter Dinge.

Folgenden Morgen rüste ich mich zum Einzug nach Liegnitz, und bescheret mir Gott ansehnliche Freunde, mit denen ich wohl bestund, dabei denn meiner Frau Mutter seeliger Freunde aus dem Saganischen auch waren, und hatte sonsten gute Gesellen bei einander, daß ich 54 reisige Rosse, 13 Wagen mit Mannen und Frauenzimmer, und an Rossen allen 106 hatte, und hatte die Nacht über zu Hanau verzehrt 72 Thlr.; denn ich meine Freunde alle ausquittirt. Ob nun wohl auf der Braut Seiten die alten vornehmsten Freunde waren ausgeblieben, darum, daß sie mit JFG. nicht wohl stunden, und denn auch eine Sage ausgebrochen war, dem Frauenzimmer werde aller Schmuck abgenommen von JFG. werden; demnach schickten JFG. mir 48 reisige Ross' 'raus entgegen, muste also vor dem Hanischen Thor vorüber ziehen und zum Glogischen Thor einreiten, nur daß JFG. den Einzug sehen möchten, und bin hernach bei der Konstantina Praußern neben meinen Freunden abgestiegen, und hatte einen schönen Einzug, daß er auch auf mich, als ein Edelmann, zu viel war; JFG., mein Herr, aber wollten es also haben.

Demnach ich mich mit Kaspar Heilungen versprochen hatte, welcher vorfreien werde, der solle dem andern das Ross mit samt dem Schmucke verfallen sein, welches ich auch zu halten gemeinet, hatte also ein braun Ross, welches sonst nichts konnte, als springen, und sonsten nichts guts, allein ein Schlager, Beisser und Kenner, daß auch, wenn einer allein ritt, sein Leben nicht darauf sicher war, denselbigen ritt ich ein, hatte ihn sonst schön geschweift, mit weissen Kranich- und Reiher-Federn. Wann ich denn den Gaul auf dem Wege ziemlich harte getummelt hatte, vermochte er zur Liegnitz wenig mehr zu thun. Nun war in der Zusage mit verbunden, daß der Annehmer soll dem andern, wenn er absstiege, den Steigebügel halten und das Pferd von ihm nehmen, und auch darauf sitzen und bald davon reiten. Es wollte sich aber Heilung im Absteigen bei mir nicht finden, derowegen, so lass' ich das Ross laufen und wollte es mein Gesindlein nicht anfahen lassen. Das Pferd stund bei einer Stunden ungehalten, begehret nirgendhin, so wollte Heilung auch nicht kommen, bis letzlich, befehl ich meinem Knechte, er solle es einziehen, die Schweife aber wohl bewahren, damit das Ross den Leuten also aus den Augen käme und zum Spott allda länger nicht sein möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 49.

27. Februar 1822.

Briefe aus Paris über Literatur, Kunst und verwandte Gegenstände.

Erster Brief.

Januar 1822.

. . . . Sie wünschen literarische Ueberblicke, Nachrichten von Kunstleistungen, von den belles et bonnes lettres u. s. w. Mit den letztern fange ich heut sogleich an; Spötter (Paris hat daran keinen Mangel) nennen die bonnes lettres nur: „la littérature des bons hommes“ (per parenthesin sey dies gesagt); doch zur Sache: Da hat nicht längst ein Ungenannter einen „Coup d'oeil sur l'esprit du siècle“ gegeben, eine kleine Broschüre von nur 160 Seiten, auf denen es dem armen Zeitgeist ganz erbärmlich geht. Lustig ist, daß der Verf. ein Motto wählte, welches die Gegner seiner Ansichten als ungemein passend für ihn und seine politischen Glaubensbrüder finden. Es heißt: „Ils ont semé du vent, et ils recueilleront (sollte eigentlich heißen: et ils ont recueilli) des tempêtes.“ Das ganze Streben geht übrigens dahin, durch dieses, in gewissen Blättern als ungemein tief und hoch angerühmte Werkchen den Leuten einleuchtend zu machen, daß unter der Herrschaft des Lichts (welches unbekannte Land mag der Verf. meinen?) die moralische Natur des Menschen entwürdigt worden sey, eben so, wie unter der Herrschaft der öffentlichen Meinung nothwendig eine politische Desorganisation des Staatsverbandes (der Gesellschaft) einreißen müsse. — Also, bemerken Sie wohl, kein Licht und keine öffentliche Meinung, beide führen zum Verderben. Am meisten ereifert sich aber der Ungenannte — und die ihm beistimmenden Journale loben dies wieder am meisten — gegen die consciences privilegiées, — ein neuer Terminus technicus, den ich nicht füglich anders als mit: „privilegirte Meinungen“ übersetzen kann. Diesen ihm ungemüthlichen Meinungen widmet er ein eignes Capitel, das, da es nur kurz und zugleich höchst bezeichnend ist, ich Ihnen theilweise hierher setze.

„Wir haben — sagt der Anonyme — jetzt in Frankreich keine Privilegien mehr (wirklich?), aber dafür haben wir privilegirte Meinungen, und zwar eigens von den Gesetzen privilegirte. Am lautesten machen sie sich in dem Verlangen nach Ruhe, obschon man zugleich nach nichts so sehr als verbotenen Büchern trachtet, (weiß denn der gute Mann nicht, daß verbotene Früchte die süßesten sind?) stets nur Schriftsteller lobt, die vor die Assisen gefordert werden mußten, von armseligen Priestern redet und sich beeilt, ehrwürdige Missionaire anzuklagen..... Seit dreißig Jahren schmeichelt die Revolution diesen Meinungen, seit sieben Jahren beschützt sie die wiedergekehrte Regierung, (Es ist in Frankreich ein wahres Unglück, daß der König nicht royalistisch genug ist) und die Charte sichert ihnen noch ferneren Bestand, (das ist das allerschlimmste). Ihr Privilegium (der Meinung nämlich) ist heut zu Tage so groß, daß sie eine wahre Censur über jedes ausgesprochene Wort, über jedes erscheinende Buch, sey dies politischen, religiösen oder auch moralischen Inhalts, übt (man kann denken, wie verdrießlich dies einem Verf., wie unserer hier, seyn muß), und oft sieht man sie (die fatale Meinung) frei von den wohlthätigen Banden der Kirche, fromme Priester vor den Friedensrichter stellen, weil sie die Absolution nicht ertheilen wollten, und die Diener der Kirche durch die gewaffnete Macht zwingen, ihre beseligenden Functionen zu verrichten.“ Abscheulich! man sollte kaum meinen, was die Meinung alles kann: drum fort mit jeder besonders öffentlichen, und nur die heimlichen, die der gens des bonnes lettres, sollen bleiben. Ich fürchte übrigens nur, daß, eh' noch die zu wünschende Evacuation der vom Zeitgeist privilegirten öffentlichen Meinung geschehen dürfte, besagte Meinung unsern respectablen Verf. um die „suffrages du public“ bringen wird, die ihm ein Hr. Trouvé in den Annalen für Literatur und Kunst, herausgegeben von der „Société des bonnes lettres,“ freigebig prophezeiht.

Die Promenade de Dieppe aux montagnes d'Ecosse, par M. Charles Nodier, von der bereits früher Bruchstücke in mehreren französischen Journalen mitgetheilt wurden, ist nun auch erschienen. Das Buch gewährt eine sehr anziehende Lectüre und verdient wohl auch unter unsern Landsleuten bekannt zu werden. Innerhalb funfzig Tagen beendigte der Verf. einen Weg von 700 Stunden, und trotz dieser ungemeinen Eilfertigkeit, die dem Werke mehr den Titel eines Fluges als eines Spazierganges von Dieppe u. s. w. eignet, fand Hr. Nodier doch noch Zeit genug, mehrere der vorzüglichsten Städte Großbritanniens zu besehen, ihre Monumente zu bewundern, und alles, wenn auch nicht ausführlich, doch mit Geist und Interesse zu beschreiben. Aber weder London mit seinem Gewühl, seinen Schätzen, seinen schönen Actricen und seinem Parlamente, noch Greenwich's Hospital und Sternwarte,

noch Oxford's Universität, noch York's romantische Lage vermochten ihn zu fesseln. Fort, dorthin, wo

„die grauen Nebelberge ragen,"

zog's ihn unaufhörlich, und erst als er das alte Schloß der Herzoge von Northumberland im Rücken und einen kleinen Fluß, an dessen Ufern ein Kreuz ihm die Stelle zeigt, wo Malcolm fiel, hinter sich, vor sich aber eine kleine Stadt mit rothen Häusern und einem schlanken, hohen Thurme hat, welche Stadt denn Berwick ist, und er mithin auf Schottlands Erde sich befindet; gönnt er sich einige Ruhe, und entwirft folgende Beschreibung des ersten Anblicks, welchen ihm der Caledonier altes Land gewährte:

„Ohne minder fruchtbar zu werden, nimmt hier die Gegend einen ernsteren und mannichfaltigeren Charakter an. Tief im Hintergrunde heben sich spitze Felsenmassen in grotesken Formen zu den Wolken; rechts und links des Weges laufen oft tiefe, von Gebirgsbächen und Regenströmen ausgewaschene Schluchten hin. Wanderer mit Mänteln von buntgewürfeltem Zeuge, Kinder in blauen wollenen Togas, Mädchen, deren lebhafte, schelmische Augen sich vergebens hinter einem zierlich aufgesetzten Strohhut zu verbergen suchen, Zigeuner, die langsam und rauchend ihres Weges ziehen, alles dies sagt einem, daß man England verlassen und den Boden betreten hat, auf dem einst Ossian sang und Fingal kämpfte. Weiterhin liegt in einem finstern Tannenwald das alte Schloß Douglas, dessen gothische Brücke aus einem einzigen, kühn gesprengten Bogen bestehend, den Reisenden über einen 122 Fuß unter ihm dahin brausenden Fluß führt. Dann kommt die romantische Brücke von Dunbar, dann Haddington, mit seinen reizenden Feldern und seinem klaren Gewässer, das in einem Granitbette dahin rauscht, endlich, am Fuß einer Berggruppe, Edinburg, das Athen des Nordens. Mit Entzücken begrüßt der Verf. diese durch Kunst und Geschichte berühmte Stadt. Die nach dem Meere hinablaufende Vorstadt Leith ist ihm der Piräus, die Citadelle die alte Akropolis; aber vergebens sucht sein dichterisch aufgeregter Geist nach dem Parthenon." Gern gäb' ich hier noch Auszüge aus den Stellen, wo Hr. Nodier mit eben so viel Leichtigkeit als Anmuth und Gefühl von Holyrood, dem alten Schlosse der alten Könige von Schottland, von Maria Stuart, Darnley und Rizzio, den romantischen Ufern des Loch-Lomond, wo aus den Grotten und von den Gipfeln noch Fingal's Harfe und seines Sohnes begeisterte Gesänge zu rauschen scheinen, und wo jetzt die Muse von Walter Scott sich oft verweilt — von den Borern in diesem Lande u. s. f. spricht: müßte ich nicht befürchten, meine heutige Epistel über Gebühr zu verlängern, um so mehr, da mir noch einiges anzuführen bleibt, was Hr. N. über die Bewohner des Hochlandes selbst berichtet. Von Lumoch aus nach Sanghar wandernd, macht er die Bemerkung, daß hier in diesem Theile des Landes die Bewohner nicht allein ihrer ursprünglichen Nationaltracht am treuesten geblieben sind, sondern selber auch am vortheilhaftesten zu tragen wissen. „Männer, Weiber und Kinder wissen hier, ohne künstliche Berechnung und ganz wie von selbst, ihre breiten Plaids so geschickt und dem Auge gefällig anzulegen, daß manche unserer am mehresten für das Costüm sorgenden Mode-Herren und Schönen in dieser Hinsicht viel von ihnen lernen könnten. Schwerlich dürfte ein Maler die hübschen, gefälligen und leichten Drappirungen ersinnen, die diese einfachen Naturkinder ihren Gewändern zu geben wissen, und ich sah oft Gruppen von Einwohnern allerlei Alters und Geschlechtes, die jedes Gemälde von Poussin in ihrer Anordnung geziert haben würden." Wie sehr die Schotten ihre großen Männer lieben und deren Andenken in Ehren halten, hatte Hr. N. Gelegenheit bei Durchwanderung des Kirchspiels Makline, zu beobachten. Ich setze Ihnen die ganze hübsche Stelle her, die zugleich eine Beschreibung der Naturschönheiten dieser Gegend gibt. „Jenseits einer steilen und zackigen Bergreihe, deren Abhänge eine liebliche Landschaft schmückt, erblickt man hier und da zerstreut, reinliche, von Wohlhabenheit zeigende Wohnungen und majestätische Ruinen. Hier erheben sich die Thürme von Guensbury, dort die Trümmer eines römischen unter Tiber erbauten Schlosses, das den Bewohnern der Umgegend weniger interessant ist wegen seiner einstigen Gründer, als weil es eine Zeit lang der Zufluchtsort von Wallace war. In der That, man muß Schottland selbst bereist haben, um sich einen richtigen Begriff von der Verehrung machen zu können, in welcher dieser Held der Freiheit bei den Schotten steht. Wie ein Halbgott lebt er im Angedenken des Volkes, und jedes Kind nennt seinen Namen mit Ehrfurcht und Liebe. Rührend ist es, aus dem Munde dieser einfachen Menschen zu hören, wie hundert und zwanzig Jahre nach Wallace's Tode ein schottischer König, neugierig, die genauesten Details über den Helden zu erfahren, im ganzen Lande nach den ältesten Leuten forschen ließ, die seine Thaten vielleicht noch aus den nächsten Ueberlieferungen kennen möchten, und wie sich zu des Königs Freude eine alte Dame gefunden, die nicht allein den Mann des Volkes selbst nach gekannt hat und manchen Zug von ihm sich noch erinnerte, sondern auch in demselben Schlosse wohnte, wo er einst lebte. Da hat sich denn der König, begierig aus der Dame Munde selbst die Nachrichten zu vernehmen, nach dem Schlosse begeben, und hier ist ihm die hochbetagte Frau, gestützt auf einen weißen Stab, gefolgt von zweihundert und zwanzig in Trauer gehüllten Frauen entgegen gekommen, die sämmtlich Verwandte oder Nachkömmlinginnen von Wallace waren. Der König aber hat, geführt von dieser ehrwürdigen Schaar, im Saale nicht eher Platz genommen, bis die Aeltermutter sich niedergelassen; dann aber hat er auf den wurmstichigen Stuhl sich gesetzt, auf welchem Robert Bruce einst so oft gesessen, dann hat die Dame von diesem hochherzigen Könige erzählt, und wie er,

gleich dem Turnus des Virgil, sein ganzes Volk an Größe, Kraft und Gewandtheit übertroffen, also daß zehn der besten Kämpfer Schottlands ihm nichts hätten anhaben können; wie aber Sir William Wallace den Robert Bruce eben so übertroffen hätte, wie dieser die Andern, und wie wohl zwanzig Ritter gleich König Robert dazu gehört hätten, William Wallace zu bezwingen."

Hier, in dem Thale von Makline, beschließt nun der Verf. den Lauf seiner Wanderungen, und zurückkehrend über das durch seine heimlichen Trauungen berühmte schottische Dorf Gretna-Green, sagt er dem einstigen Reiche der Stuarts Lebewohl; vorher noch, ehe er des Vaterlandes geliebten Boden wieder betritt, Cumberland, Canterbury und noch einmal London besuchend.

Doch auch ich beendige mein heutiges, vielleicht schon zu langes Schreiben, nur noch die Versicherung hinzufügend, daß die nächste Post Ihnen abermals einige Relationen und Bemerkungen von hier aus bringen soll. 92.

Wie Hanns von Schweinichen im J. 1581 freite.

(Beschluß aus No. 48.)

Immittelst schicken JFG. Christoph Bocken, als dem ich, mit Vorwissen JFG., die ganze Wirthschaft der Hochzeit befohlen hatte, (weil sich der Hofmarschall Gondter Losser auf solche Sachen wenig verstund, und ohnedies mit mir nicht gut war,) neben andern dreien von Adel, und ließ mich empfahen und mit meinen Freunden auf das Fürstl. Haus fordern, da ich mich denn gegen JFG. derselbigen gnädigen Empfahung und Zuentbietung in Gehorsam bedanker thät, und stallte mich auch bald neben meinen Freunden und dem Frauenzimmer aufs Fürstl. Haus ein; hatte mich grau von Sitten Atlas gekleidet und Silberzindel untergelegt, und alle mein Frauenzimmer imgleichen grüne, ging aus dem Losament mit Trommel und Pfeiffen, als ein Landesknecht, auf dem Schlos aber wurden die Kesseltrommeln geschlagen und Trommeten geblasen. Allda ich ins alte Frauenzimmer zur Empfahung JFG. und der Braut gewieser, und daraus sobald von JFG. auf den großen Saal zur Trauung geführet, wie denn auch meine Braut und ihr Frauenzimmer grüne gekleidet waren. Nach Verziehung der Trauung und Uebergantwortung wurden allesamt Fürstlich und wohl tractirt, und dabei lustig und guter Dinge. Es war mir das Regiment von JFG. eingegeben, darum ich beilag in Ehren und mit Ehren, und bin, gleich wie die Braut, eine reine Jungfrau gewesen, haben also einander das wenigste aufzurücken gehabt. JFG., die Herzogin, die Frau Kurzbachin, neben der Jungfrau Mutter, brachten mir die Jungfrau Braut zu Bette geführet, gaben mir eine Lehr', ich sollte die Nacht friedlichen leben; welches von mir auch beschahe, dazu denn der starke Rausch auch wohl half, friedlich zu leben.

Folgenden Morgen ward, wie bräuchlich, eine Predigt gehalten. Ungeacht, daß ich die Fürstl. Personen hatte eingeladen, und bräuchlich ist, daß sie schenken, so ward doch von ihnen nichts verehret, außer ein Rath zur Liegnitz ließen der Braut einen Türkis-Ring verehren. Der Braut gab ich zur Morgengabe ein Halsbändlein, kostet mich 50 Thlr., und ein Portugaleser dran gehangen, welcher 60 Flor. Ungr. hatte. Zum Trauring gab ich ihr einen Smaragd, welcher mich 12 Thlr. stund, und sie mir einen spitzigen Demant, welcher 40 Thlr. würdig. Brachten also den Hochzeittag in Freuden und großem Trinken zu.

Nachdem mir bewust, daß JFG. gerne in die Mummerei gingen, hatte ich mir von gespiegelter Leinwand und mit weissen Stiefeln, auf heidnisch, mit langen Binden, von allerlei Farben-Zindel, auf 6 Personen Kleidung machen lassen, welches beim Licht ein groß Ansehen gab, und kostete mich über 10 Thlr. nicht; gingen also JFG. am Hoch-(zeit)tage Abends mit in der Mummerei und waren dabei lustig. Schlug der Braut eine Mummenschanz von 10 Dukaten, verspielt sie aber gerne, und noch dazu andere 8 Flor. Ungr.

Auf den dritten Morgen schickt Kaspar Heilung zu mir, läst mich der Zusage wegen des Rosses erinnern, davor will er 100 Flor. Ungr. haben. Darauf ließ ich ihm zu entbieten, er hätte das Ros damalen im Einritt nicht nehmen wollen, und sonsten die Wette mit andern Zeremonien, als Bügelhalten und was diesem anhängig, nicht erfüllet, ungeacht dessen, so wäre das Pferd noch da, er sollte es wegnehmen. Dies wollte er nicht thun, sondern 100 Flor. Ungr. haben. Darauf fing er einen Zorn mit mir an, gab aber wenig darauf; also blieb mir das Pferd.

Es hatte mich Jungfrau Hesse von Kittlitzin in der Träuung ansprechen wollen, mit Vorgeben, ich hätte es ihr zuvor zugesagt, auch einen Ring auf die Zusage gegeben hätte, daß ich ihr doch den Ring wegen eines verspielten Jahrmarkts hatte gegeben; aber JFG. hatten es abgewendet. Wenn es aber auch schon wär beschehen, so hättte sie doch alles verlogene Sachen vorgegeben und was Gewisses nicht beweisen mögen. Es hüten sich aber junge Gesellen, und geben Jungfrauen nicht leichtlich Ringe, denn sich seltsame Sachen mit zutragen.

Vorbracht also die Hochzeit auf dem Fürstl. Hause in allen Ehren, und beschahe meinen Freunden von JFG. groß Bewirthung, und wurden gespeiset eine lange Tafel, auf zwei Vorschneider, und sonsten 8 Tische von Adel, da denn jedermann vollauf und genungsam hätte. Beineben traf es sich unversehens, daß Hanns Reder von Schönfeld auf mich und meine Braut mit Trinken Reichen warten muste, da er sie doch gerne selber hätte haben wollen.

Nach gehaltener Hochzeit gab ich vor meine Person gen Hof Trankgeld, in Küch und Keller 20 Thlr., und den Trompetern ingemein 10 Thlr., den Meinigen aber gab ich 15 Thlr., und braucht sie wohl.

Den 4. Tag Abends lud ich JFG. samt der Herzogin und Frau Kurzbachen unter in Heinrich Arleben Haus, welcher es mir hatte eingegeben, neben meinen und meiner Braut Freunden zu Gaste ein. Ich ließ aber meine Braut zuvor mit 4 schönen Rossen und bedecktem Wagen von dem Fürstl. Hause abholen, da ich denn eine lange Tafel und 3 Tische von Adel speisen ließ, und waren JFG. und allesamt lustig und guter Dinge. Abends hielten JFG. abermal mit mir eine Mummerei, welche ich auch machen ließ, auf 6 Personen, als 3 Mönche und 3 Nonnen, in weissen tuchnen Kappen mit rothen Zekkelen. Dabei sich JFG. neben der Herzogin auch fröhlich machten. Folgenden 5. Tag, als am Freitage, lud JFG. ich abermal gar allein zu mir, in gemeldtes Arleben Haus, denn meine und der Braut Freunde waren mehrentheils weg. Allda ich erst lustig mit JFG. war, als ein guter Geselle mit dem andern; wie denn JFG. auch den Hut an den Nagel hingen und sagten: allhier hängt der Fürst, hier sitzt ein guter Bruder; welches denn auch volle Brüder gab.

Künftigen Sonnabend, nach gehaltener meiner Hochzeit, führte ich meine Braut nach Mertschütz, und bat JFG. auch dahin, welche denn auch bald hernach kamen, und zog der Braut Mutter, ihrer Frau Mutter Schwester, und andre gute Leute mit, daß ich zu 3 Tischen von Adel hatte; ruheten den Sonntag über bei mir aus, und waren dabei ganz guter Dinge und fröhlichen.

Montags zogen JFG. wiederum nach Liegnitz, ich aber blieb zu Mertschütz bei 14 Tagen, und pflegete dies, wie es mit neuen Eheleuten zugehet, darinn ich denn fleißig war und mir angelegen sein lassen.

Es stund mich solche Heimführung und Einladung 10 Eimer Wein und 110 Thlr. an Geld.

Bemerkungen über Verskunst.

(Fortsetzung aus No. 37.)

X.

Von keinem deutschen Worte, einzig das Grund- oder Hauptwort (Substantiv) ausgenommen, läßt sich behaupten: es müsse jederzeit lang seyn.

Auch dieser Satz fließt, gleich dem frühern VI., völlig aus dem Vorigen. Er mag aber hier, wie jener, seiner besondern Wichtigkeit halber, abgesondert stehen!

Ist er dem einen oder dem andern der Verständigern gerade auch nicht nach seinem Sinne, so wissen ja Alle, wie wir ihn meinen, und daß er in dieser Art wohl sich vertheidigen läßt.

Wer ihn demnach auch nicht gelten lassen, sondern vielleicht weder ein Eigenschaft- noch ein Zeit- noch selbst ein Ausruf- ja sogar ein Nebenwort je kurz dulden mag, wird uns ob unserer Gegenmeinung nicht — anfeinden; denn der Trieb, Wahrheit zu finden, verdient sanfte Zurechtweisung. Gegenseitige Belehrung finde Statt, und

— — didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

XI.

Ueber die beste Beschaffenheit der fünffüßigen Jambenverse in Rücksicht auf ihren Bau.

Dieser Gegenstand wird in der kleinen Reihe dieser flüchtigen Bemerkungen vor allen zur näheren Betrachtung gewählt, weil er dermalen von vorzüglicher Anwendbarkeit seyn kann, indem unsere Bühne von fünffüßigen Jamben — flutet.

Gewöhnlich hält man diese Versart für leicht; aber wie täuscht man sich! Selbst die alexandrinische ist, abgesehen von der Nothwendigkeit, in ihr zu reimen, welche sie ein wenig schwierig macht, weit leichter, als die fünffüßige; wenn diese recht behandelt werden und so das Vergnügen verschaffen soll, welches der Zweck einer jeden Versbildung seyn muß.

Dazu aber wird unter andern erfodert:

1) Die Jambenverse müssen, in so weit vom Versmaß geredet wird, so fleißig geformt seyn, als jeder andre Vers geformt werden soll, folglich dürfen z. B. nie Längen für Kürzen oder umgekehrt gebraucht werden, auch nur selten der Versfuß und der Wortfuß zusammentreffen; denn dieses Zusammentreffen stört den Schwung des Verses. So würde z. B. der Jambenvers unerträglich seyn:

Vernehmt! Sofort erscheint gelähmt der Vers,
Sobald allsets paarweis Kurz kommt mit Lang;

denn beinahe jeder dieser Wortfüße eines Jambenverses ist zugleich selber ein Jambe. Aber wenn Verse lieblich ertönen sollen, müssen Wortfüße und Versfüße fast immer sich durchschneiden. Fast immer; denn jederzeit läßt es nie sich ausführen, sobald von einer langen Stelle die Rede ist. Empfinden wird man, wie gar lieblich in dem Betrachte folgende Schiller'sche Jamben klingen, die überall unterschiedene Wortfüße und Versfüße haben. Schiller läßt nämlich den 2., 3. und 4. Vers Paulet's in Maria Stuart, indem er vom Schmucke redet, so lauten:

„Vom obern Stock ward er herabgeworfen,
Der Gärtner hat bestochen werden sollen
Mit diesem Schmuck — Fluch über Weiberlist!"

Gegen diese Verse ist, was die kluge Trennung der Wort- und Versfüße betrifft, schlechterdings nichts einzuwenden.

Man könnte meinen: „ward er" passe in den Jambenvers nicht, weil „er" neben dem nachbarlichen „ward" kurz sey; aber es nachbart auch mit „herabgeworfen," dessen erste Sylbe kurz ist, weshalb „er" lang wird. Ueberdas darf der Spondä „ward er" im 3. Fuß eines Jambenverses vorkommen. Die Wörter „Stock" und „er" enden nun zwar jedesmal den Jamben, aber nichts destoweniger wird hierdurch kein Zusammentreffen der Wort- und Versfüße hervorgebracht, welches im jambischen Versmaße nur durch solche Wörter entstehen kann, die ohne andrer Beihülfe bereits Jamben sind.

In Ansehung des Fußes „Schmuck — Fluch" gilt überall das Nämliche.

2) Die Jambenverse müssen, was den Wohlklang betrifft, keinem anderen nachstehn. Viele wähnen, der Bühnenvers unterliege minder strengen Kunstregeln; aber der Fall scheint gerade umgekehrt, weil der Bühnenvers bestimmt ist, gehört zu werden, wobei jeder Uebelklang vernommen wird, der beim nur still gelesenen Gedichte gar oft durchschlüpft, ohne bemerkt zu werden.

Der Bühnenversdichter muß vielmehr der allerhöchsten Aufmerksamkeit sich befleißigen, um recht wohlklingend zu schreiben, und so das feinere Vergnügen seiner Zuhörer nach Möglichkeit zu befördern.

Ob nun bisher alle Bühnendichter jener unbestreitbaren Pflicht getreu folgten, mag das Gefühl der Zuhörer bei den nächsten Darstellungen jambischer Bühnenwerke entscheiden. Nur wenige Dichter dürften dem feinerem Ohr unbedingt zusagen. — Leider gibt es Bühnenwerke in Jamben, wo ganze Stellen nicht einen Vers haben, welcher nicht irgend einem gerechten Tadel unterläge.

Selbst Schiller, der gleichwohl im-Ganzen mit Recht so hoch steht, befriedigt, obgleich oft, doch wahrlich nicht stets.

Gilt aber das vom dürren Holze, was will man vom grünen sagen? — Bei Weitem die Mehrzahl unserer lebenden Bühnendichter liegt gewaltig im Argen, ob wir gleich herrliche Stellen von ihnen hören. Das Ganze wird noch nicht genug gefeilt. Sie scheuen sich vermuthlich, jedes ihrer Werke sich selber, allerwenigstens zehnmal laut vorzulesen. Nur das Lautlesen kann erst das Heil, das wahre Heil des Wohlklangs hervorbringen, zumal das Lautlesen in Gegenwart aufmerksamer Freunde, die etwa der Dichter zuvor durch die Behauptung gereizt hat, sie ließen jeden Mißklang durchgehen, möchten wohl selber gar nicht recht wissen, was eigentlich Wohlklang sey. Dann bringen sie endlich ordentlich verteufelte Bemerkungen auf, und die fördern den Wohlklang gar sehr. Zum Beispiel — nein, über den Wohlklang ließe sich ein ganzes Buch herausgeben. Hier läßt sich der Gegenstand nicht weiter berühren, ohne zu weit abzulocken.

3) Einen Punct hingegen gibt es, der zu der Bildung fünffüßiger Jamben besonders wirkt, in dem Betrachte folglich auch zu ihrem Wohlklang in ausgedehnterer Bedeutung gehört, und diesen Punct wollen wir hier näher andeuten, auch erörtern. Nämlich jeder Vers, der über vier Füße hat, also auch der fünffüßige Jambe, muß durch einen Einschnitt gegliedert seyn, weil man fünf Füße, (zehn, wohl gar elf Jambensylben) nicht leicht, ohne abzusetzen, sprechen kann. Der Einschnitt soll das Leichtersprechen hervorbringen. Er veranlaßt natürlich einen, ob auch wenig merklichen Stillstand im Vortrag; er muß also, wenn er, statt zu helfen, nicht das Gegentheil bewirken, nicht stören soll, an einer schicklichen Stelle d. h. da angebracht werden, wo einigermaßen schon der Gedanke verständlich ist, demnach ein solcher kleiner Stillstand im Vortrag keine Unannehmlichkeit für den Zuhörer, keine solche Unterbrechung verursacht, durch welche zwei, mit einander untrennbar vereinte Wörter getrennt würden. Dies dünkt uns völlig klar, so daß kein Beweis erforderlich seyn dürfte. Das Nähere entwickeln die folgenden Absätze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches
Conversations-Blatt.

No. 50.

28. Februar 1822.

Der Waadtländische Prediger Mouron; ein neues Opfer der Gletscherreisen.

Noch vor sechzig bis siebenzig Jahren wagten sich selten einheimische und fast niemals ausländische Reisende in jene furchtbar schönen gefahrvollen Regionen Helvetiens, die jetzt alljährlich ganze Schaaren wißbegieriger oder schaulustiger Wanderer aus allen Theilen Europens anziehen, und schon so manches Opfer der Unvorsichtigkeit oder doch zu großer Zuversicht auf körperliche Stärke und Gewandtheit verschlangen. Auch Deutschland zollte vor einigen Jahren den gähnenden Gletscherklüften von Grindelwald seinen Tribut, in der Person eines talentvollen jungen Mannes (Eschen aus Eutin), und noch vor wenig Monaten war Frankreich in Gefahr, ein Mitglied seines alten Adels zu verlieren, welches (freilich ähnlicher einem Zeitgenossen des Prinzen Soubise, als des Generals Lecourbe), auf der erstiegenen Gletscherhöhe, an der Kraft zur Rückkehr verzagend, weinend sein Testament machte. — Aber nicht die Jugend, nicht der Vorwitz, — nicht der Ausländer allein, sondern auch der zum besonnenen Manne gereifte, wissenschaftliche Reisende, — der Einländer bedarf der Mahnung durch umständlich dargestellte Beispiele der Unglücksfälle, die auch auf viel besuchten Gletscherpfaden den Mangel an Vorsicht bestrafen. Dies zeigt das unglückliche Schicksal eines trefflichen Mannes, welches uns jüngst die öffentlichen Zeitungen verkündigten; jedoch ohne die nachstehenden Einzelnheiten, die aus dem Berichte seines vertrauten Freundes entlehnt, und schon als ehrenvoller Beweis der ungeminderten Rechtlichkeit, Herzhaftigkeit und Gewandtheit des schweizerischen Gebirgsvolkes anziehend sind.

Der Pfarrer Mouron zu Chardon im Waadtlande, ein durch Charakter und Talente ausgezeichneter Mann in der Mittagshöhe des Lebens, begann am 22sten August 1821 ohne Begleiter eine Fußreise über Yverdün, Neufchatel, Bern, Thun und Unterseen nach Lauterbrunn und Grindelwald, wo er einen Führer annahm, am folgenden Morgen mit demselben über die Scheideck ging und über Mayringen nach Interlacken zurückkam, welches er zum Mittelpunct seiner Streifzüge in diesen anziehenden Regionen ausersehen hatte. Noch einmal ging er von dort nach Grindelwald, wohin ihn eine unwiderstehliche Kraft seinem Schicksal entgegenzuführen schien. Er verlangte einen Führer, um die auf seiner ersten Excursion unbesucht gelassene, unter dem Namen des Eismeers bekannte, merkwürdige Eisfläche zu sehen, die sich oberhalb des unteren Gletschers gebildet hat, und sich nach Südosten und Südwesten in zwei Arme theilt.

Hr. Mouron schlug am 31sten August mit seinem Führer einen Pfad ein, der aus dem Thale über Wiesen und durch kleine Tannengehölze dreiviertel Stunden Weges bergan führt. Durch das dunkle Grün der Tannen sieht man zur Rechten den Gletscher schimmern. Hier erreichten um 9 Uhr Morgens die Wanderer eine Schäferhütte, wo M. sich einen Augenblick ausruhte und dann wieder auf den Weg machte. Hier beginnt der Pfad unmittelbar am Rande eines schrecklichen Abgrundes herzuführen, wo man sich mehrere hundert Fuß über den unteren Gletscher erhaben sieht, dessen glänzende Pyramiden und zahllose Schlünde und Spalten den Wanderer mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Die entgegengesetzten furchtbaren Felsen sind hin und wieder mit einzelnen Rasenflächen, auf denen Schafe und Ziegen weiden, untermischt. Gefahrvoll wird der Pfad, den unser Reisender wandelte, erst bei einem Felsen, der sich in einzelnen Vorsprüngen erhebt; hier wird er so enge, daß man nicht beide Füße neben einander zu setzen vermag; auch rieth der Führer Hrn. M. nicht weiter zu gehen, falls er zum Schwindel geneigt sey. Lächelnd verneinte dies der Reisende und legte eben so glücklich als muthvoll diese gefährliche Strecke der Wanderung zurück. Nach zweistündigem Bergansteigen erreichte er den oberen Gletscher. Jetzt mußte er, bald bergab und bald bergan, steilen Abhängen oder schmalen Bergrücken zwischen tiefen Schlünden folgen, um den mit Rasen bedeckten Serenberg zu erreichen, der zwischen den beiden Armen des Eismeeres liegt und dem Wanderer in einigen Hütten, die den Schäfern und ihren Heerden zum Obdach dienen, einen Ruhepunct darbietet. In einer dieser Hütten weilte Hr. M. und theilte seinen Vorrath an Lebensmitteln mit seinem bejahrten Führer und dem Schäfer. Diese guten Menschen waren entzückt über die ruhige Heiterkeit und das herzliche Wohlwollen, welches diesen trefflichen Mann in seinen Gesprächen mit ihnen beseelte und ihm längst die innige Zuneigung und Achtung seiner Freunde und Bekannten erworben hatte. Der Hirt begleitete die beiden Wanderer bis an den Rand einer großen Steinmasse. Nach zehn Minuten nahten sie einem Schlunde in der Form eines großen Brunnens, den sich das Wasser eines nahen durch geschmolzenes Eis

gebildeten Giesbachs ausgehöhlt hat, welcher, wenn es regnet, oder starke Hitze eintritt, eine große Wassermasse ergießt. Die längliche Oeffnung des Brunnens ist sieben bis acht Fuß breit, und zwölf bis funfzehn Fuß lang. Das Bette des Gießbachs ist fünf bis sechs Fuß tief unter der Eisfläche, seine Ufer sind abschüssig und seine Gewässer bilden, hinabstürzend in den brunnenförmigen Abgrund, einen tosenden Cataract. Nähert man sich so weit als möglich dem Rande des Brunnens, so scheint er grundlos und man sieht nur steile, durch den Wassersturz spiegelglatt geebnete Wände. Der östliche Rand ist sehr uneben und abschüssig, mithin äußerst gefahrvoll, der westliche eben und ohne Abhang; und an dieser Seite langte Hr. Mouron mit seinem Führer an und weilte in einiger Entfernung vom Rande des Abgrundes. Um ihm einen Begriff von der Tiefe desselben zu geben, bat der Führer einen Augenblick seiner dort zu warten und ging einige Schritte zurück, um einen Stein zu suchen, den er hinein werfen wollte. Nach wenig Minuten bringt er ihn und — sein Begleiter ist verschwunden. Erschrocken naht er dem Schlunde, schaut umher und gewahrt nur den Wanderstab des unglücklichen Reisenden, und zwar am jenseitigen Rande. Angstvoll umgeht er die Oeffnung, ruft aus allen Kräften, — keine Antwort, tiefes Schweigen ringsumher. — Ohne Zweifel hatte der wißbegierige Mouron in dem Augenblick, als der Führer von ihm abgewandt einen Stein suchte, sich dem abhängigen, mithin gefahrvollsten Theile des Randes genähert, um tiefer in den Schlund hinab zu blicken und sich auf seinen Stab gelehnt; dieser war unter der Körperschwere ausgeglitten und dadurch der Unglückliche in den Abgrund gestürzt!

Der Führer, unfähig, hier ohne Unterstützung Hülfe zu versuchen, eilte auf den Serenberg zurück, holte den Schäfer herbei, und strebte gemeinschaftlich mit ihm, zu vergewissern, ob der Unglückliche noch lebe. Als alle Versuche vergebens waren, gingen sie in das nächste Dorf, Grindelwald, um dort wirksamere Hülfe zu suchen. Der Prediger des Orts bewog sogleich vier starke, muthvolle Männer aus seiner Pfarre, noch am nemlichen Abend, ungeachtet der immittelst eingetretenen Dunkelheit und eines eingefallenen Platzregens den Gletscher zu ersteigen. Als sie den Schlund erreichten, ließen sie eine Laterne hinab, deren Lichte sie mit den Augen folgten, horchend, ob irgend ein Laut — ein Klageton ihrem Rufe antworte; aber nur das Getöse des durch den Regen angeschwellten Cataracts drang in ihr Ohr. Traurig kehrten sie um Mitternacht in's Dorf zurück und verkündigten das Mißglücken ihrer Versuche dem menschenfreundlichen Prediger, der den Vorfall sogleich dem Amtmann von Interlaken meldete, von wo aus er an die Obrigkeiten von Bern und Lausanne gelangte. Kaum hatten die Angehörigen und zahlreichen Freunde des Verunglückten die Trauerpost vernommen, als sich aus mehreren Gegenden des Cantons viele unter ihnen auf den Weg machten, um die Einzelnheiten des Unfalls zu erforschen und alle mögliche Mittel anzuwenden, um die Ueberreste des geliebten Freundes aufzusuchen. Der erste unter ihnen, welcher Grindelwald erreichte, war der Prediger B., einer von Mouron's vertrautesten Freunden. Er begann seine Forschungen mit der Sondirung des Abgrundes, den man 130 Fuß tief fand. Zufolge seiner Berathung mit den übrigen, inmittelst in Grindelwald eingetroffenen Verwandten und Freunden Mouron's begab sich hierauf am 11ten September die ganze Gesellschaft nebst dem Pfarrer von Grindelwald, begleitet von funfzehn, mit den nöthigen Werkzeugen versehenen Arbeitern an den Abgrund. Acht Arbeiter begannen den in denselben stürzenden Gießbach abzudämmen und ihn in einen Canal zu leiten, den sie im Eise aushöhlten, während andere zwei Eichenstämme über die Oeffnung legten, in deren Mitte sie ein starkes Querholz befestigten. Ein Gastwirth aus Grindelwald — Hildebrand Burgner war der Name dieses muthvollen Mannes — erbot sich freiwillig, in die Tiefe des Schlundes hinabzusteigen, ungeachtet der immittelst eingetretene heftige Regen einen großen Theil der Abdämmung weggeschwemmt hatte und der Gießbach sich in Strömen durch das gewohnte Bette in den Abgrund ergoß. Man umwickelte ihn mit netzförmig verschlungenen Stricken, deren zwei an seine Schultern und eines, landüblich „Hülfsstrick" genannt, an seinen Arm, ein viertes aber im Rücken befestigt ward; den Kopf bedeckte er mit einem Ziegenfell, um ihn vor den herabstürzenden Wasserströmen zu schützen. Zwölf starke Männer hielten die Stricke und ließen ihn langsam hinab. Bald ließ er einen Schrei hören, der sogleich von allen zwölf Arbeitern im Chor wiederholt ward, indem sie ihn rasch in die Höhe zogen. Er erklärte sogleich, daß er den Leichnam gesehen zu haben glaube, daß aber das auf ihn herabstürzende Wasser ihn zu schwindlich gemacht habe, um den Grund erreichen und seine Entdeckung vergewissern zu können. Nach einiger Erholung ließ er sich noch zweimal hinab; aber immer geschwächter, und endlich einer Ohnmacht nahe, wurden ihm die Gegenstände noch undeutlicher, da das sich immer stärker ergießende Wasser sich in der Tiefe zum Theil in Dünste auflöste. Er erklärte daher, daß man, um einen vierten Versuch zu wagen, trocknes Wetter abwarten müsse, um den Gießbach ganz ableiten zu können. Schon am folgenden Morgen trat dieß ein, und beim schönsten Wetter machte sich die ganze Gesellschaft von Grindelwald wieder auf den Weg. Die Zahl der Arbeiter hatte sich diesmal durch einen besondern Umstand sehr vermehrt; es war nämlich in der Umgegend schnell das Gerücht verbreitet, der Pfarrer Mouron sei von seinem Führer ermordet — eine Beschuldigung, die, so ungegründet sie auch seyn mochte, dem Wohlstande dieser Region, der sich erst von der Zeit herschreibt, als Fremde sie zu bereisen anfingen, hätte verderblich werden können. Es war daher für alle Bewohner der Umgegend sehr wichtig, daß die Wahrheit an den Tag kam; und zu diesem Zweck

fand sich ein großer Theil der Einwohner von Grindelwald an dem verhängnißvollen Abgrunde ein. Nichts hinderte bei dem schönen Wetter die zahlreichen Arbeiter; bald war der Gießbach völlig abgedämmt, so daß kein Wasser mehr durchfloß. Zum viertenmale ließ sich jetzt der unerschrockene Burgner hinab, und erreichte den Grund, wo er fünf bis sechs Minuten weilte, und der nach seiner Erzählung fast den nämlichen Umfang hat, als die obere Oeffnung; der Gletscher ruht hier auf einem Felsen, der auf der einen Seite fast in der Form eines bedeckten Seitenganges hervorspringt. Hier entdeckte er den Leichnam, den die gestrige Strömung dahingespült zu haben schien. Nachdem Burgner den Körper an die Enden seiner Stricke befestigt hatte, gab er das verabredete Zeichen, ihn in die Höhe zu ziehen. So wie man diese Arbeit begann, malte sich die größte Unruhe in den Mienen des alten Führers und theilte sich bald allen Anwesenden mit. Aller Augen waren auf den Schlund geheftet, und mit schmerzlicher Ungeduld harrte man des Augenblicks, wo die Reste seines unglücklichen Opfers erscheinen würden. Sobald man sie in einiger Tiefe erblickte, rief einer der Anwesenden: der Körper sey seiner Kleidungsstücke beraubt. Bei diesen Worten sank der unglückliche Führer bewußtlos nieder und kam erst wieder zu sich, als man ihm zurief: es sey ein Irrthum, veranlaßt durch die Entblößung eines Beines, indem die Beinkleider des Verblichenen im Hinaufziehen an den Felsspitzen zerrissen wären. „Hier ist seine Uhr und hier sein Geld!" rief eine zweite Stimme; „nimm beides zum Lohn deiner Treue!" rief eine dritte; — es war die des nächsten Angehörigen Mourons.

Obwohl der Leichnam zwölf Tage im Abgrunde gelegen hatte, waren dennoch die Gesichtszüge unverändert, und selbst die Augen zeigten noch eine gewisse Heiterkeit, woraus man mit Grund schloß, daß der Unglückliche keinen schweren Tod gehabt habe. Die Stirn war an der rechten Seite zerschmettert, auch Nase und Kinn waren stark verletzt, das linke Bein, die Arme und der Rückgrad waren an mehreren Stellen gebrochen.

Eingewickelt in ein Leichentuch ward der Körper nach Grindelwald gebracht, im Pfarrhause niedergelegt, und nach zwei Tagen mit allen landüblichen Feierlichkeiten auf dem dortigen Gottesacker zur Erde bestattet. Den Leichenzug bildeten alle anwesende Verwandte und Freunde des Erblaßten, der Syndicus der Gemeinde und die angesehensten Einwohner von Grindelwald. Bemerkenswerth ist es, daß in dem nämlichen Augenblick, als man den Körper in's Grab senkte, eine ungemein große Lawine sich majestätisch vom nahen Berge herabwälzte, als ob die Natur selbst dem Manne die letzte Ehre erweisen wolle, der in der Betrachtung ihrer Wunderwerke den Tod gefunden hatte!

Vom Gottesacker begab sich der Leichenzug in die Kirche, wo der treffliche Prediger, — Müller ist sein Name, — eine einfache, rührende Leichenpredigt hielt. — Die Regierung von Bern übersandte bald nachher dem braven Burgner zum Lohne seines Muthes eine Ehrendenkmünze.

61.

Aus einem Brief aus Oberschwaben.

Güter, die ich an dem Illerufer besitze, rufen mich von Zeit zu Zeit in diese Gegend und durch Ortsverhältnisse jedesmal auch nach dem Städtchen Günzburg an der Donau. Es gibt vielleicht keine günstigere Art einen Ort zu beobachten, als wenn man ihn während des Laufs von fast dreißig Jahren, alle zwei, drei Jahr zu besuchen Gelegenheit hat. Man bleibt dann genau mit dem Bestehenden bekannt und wird doch das Veränderte gewahr, und so kann man beides, weil es uns als Besuchenden nicht persönlich trifft, unbefangen beurtheilen. Mir sind die Günzburger immer als eines der aufgelegtesten Völkchen vorgekommen, welches ich in deutschen Gauen traf. Für Biertrinker haben sie einen auffallend leichten Sinn, Gewandheit und Phantasie. Ich war ein paarmal in der Fasching bei ihnen, so wie in den andern Städtchen dieses Theils von Oberschwaben, aber nirgends fand ich so viel Humor in den Mummereien, sarkastische Einfälle, und eine solche Empfänglichkeit, den Spaß zu goutiren, unter dem Volk. Das betrübte Klima der Donauhöhe hält sie gar nicht ab, die drei Tummeltage des Faschingschlusses in dem Koth ihrer Straßen umher zu wandern und halbe Tage lang einer tollen Maske nachzuziehen, von der ich le mot pour rire oft nicht begriff — welches wohl den wahren guten Humor der Lacher beweißt. Unter der österreichischen Regierung war hier eine Münze und ein Werbeplatz, während der letzten zwanzig Kriegsjahre, lag es, so oft Truppen wanderten, auf der Etappenstraße. — Die Rigoristen der Gegend behaupten, daß Zucht und Tugend dabei sehr verloren habe, das begreift sich, und thut mir leid, denn Zucht und Tugend wäre ein allerliebster Zusatz zu dem Charakter dieses Völkchens; doch ich hoffe, daß der Friede und die lobenswerthen Bemühungen der bairischen Schulverbesserer einem Verderben abhelfen werden, das wirklich gegründet, meine Vorliebe für dasselbe vertilgen müßte. Als einen andern Beweis der guten Anlagen dieser Leute, obschon keinen von deren passendsten Ausbildung, führe ich ihre Liebe zum Schauspiel und ihr Talent für die Bühne an. Leider hatte eine Zeit lang die Schauspiellust in der Donau- und Günzgegend so drollig überhand genommen, daß ich in ehemaligen Klosterdörfern Emilie Galotti, Kreuzfahrer u. dgl. von der Crefenz und Throne, den Kobes und Ignaz — das heißt: von Handwerkern, Unterbeamten und Haushälterinnen habe spielen sehen. Günzburg ging aber, gleichsam als Hauptstadt in Vortrefflichkeit vor, und ich versichere Sie, daß ich dort einige Rollen der Kotzebuischen Stücke besser habe spielen sehen, wie auf manchem unsrer Hoftheater. Sie haben ein Theaterchen von den Klosterkomödien der Piaristen in diesem ihrem ehemaligen Kloster übrig behalten, und der ehemalige Piaristenprior, jetzt Schulinspector, dirigirt die Nähjungfern, Bäcker- und Schlossermeister, welche Kotzebues saubre Helden darstellen, mit bewundernswürdiger Behendigkeit. Bei der letzten Ausstellung in Augsburg ist das Kunstwerk eines Günzburger Schneidermeisters — mir däucht ich sah ihn auf dem Theater die Chevaliersrollen spielen — nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Dem Mann war ein Kupferstich nach Raphael: Moses welcher die Gesetztafeln erhält, in die Hände gefallen, und diesen hat er mit farbigen wollenen Läppchen nachgeahmt. Wie ich davon hörte gab ich gar nicht darauf Achtung — ich dachte an gewisse schaudervolle Tableaux, die meine Tante Stiftsdame vor funfzig Jahren zusammenflickte, und mir meine Großmutter Sonntags zur Recreation zeigte. Da ich bei meinem Besuchen in Günzburg den kunstvollen Schneidermeister wohl zufällig gebraucht hatte, war er so gefällig, mir bei meiner letzten Anwesenheit sein Bild zu bringen — und wahrlich! ich war ganz kapott! — Es ist, wie die Augsburger Nachricht besagt hat, aus sieben oder achthundert Läppchen zusammengenäht, in der Größe des Originals (etwa 12 Zoll), jeder Finger besteht aus mehreren Plezchen, in den Bärten des Gottvaters und seines auserwählten Rüstzeugs ist jede Locke von einer andern Schattirung, die Falten der weiten Gewande ebenso — die Farben sind sehr gut gewählt, und das Ganze macht in der sehr geringen Entfernung, in die man sich gewöhnlich von einem Wandgemälde stellt, die Wirkung einer etwas hartgehaltenen Gouache Mahlerei. Die Kunst gewinnt ohne Zweifel hierbei so wenig wie bei den Klosterarbeiten des Mittelalters in Stickerei, Elfenbeinschnitzerei und Distelei jeder Art, allein die nämliche Beharrlichkeit und

Vorliebe, welche unsre Romantiker an den Mönchen bewundern, die ihre Spänchen schnitzelten und Bildchen düpfelten, gab auch meinem Schneidermeister die liebevolle Beharrlichkeit, Jahre lang an seinem zusammengeflickten Raphael zu arbeiten. Jahre lang; denn der Mann ist ein fleißiger Handwerker, excellenter Hausvater, und diktelte nur Sonn- und Feiertags an seiner merkwürdigen Schöpfung. Einen neuen Beweis von sonderbarer Regsamkeit der Phantasie gaben die Günzburger im letztverflossnen Herbst. Ehemals gab's hier ein Kapuzinerkloster, das eigentlich classischer Boden der deutschen Romanen-Literatur war. Miller, sehr unempfindsamen Andenkens, denn wie ich ihn in der Ulmer Lesegesellschaft vor sechzehn oder achtzehn Jahre kennen lernte, war er ein sehr rothbäckiger, schwerfälliger Biertrinker — Miller hatte den Schauplatz von Siegwarts Klosterleben in dieses Günzburger Kapuzinerkloster verlegt, so wie seine ganze Siegwarts-Geschichte in dieser Gegend Statt fand, und ich sie deshalb in meiner Jugend, wo Siegwart neu war, zuerst mit Theilnahme besuchte. Ich habe damals die Oertlichkeit jeder Begebenheit dieses Romans ausgespäht, und meine norddeutschen Universitätsfreunde, mit denen ich Siegwart zuerst las, wenn sie mich später an der Iller besuchten, zu ihnen hingeführt. Das Kloster, ein altes baufälliges Nest, ward bei der bairischen Besitznahme, sammt seiner Kirche auf den Abbruch verkauft, und weil mir die Empfindsamkeit seitdem vergangen war, sah ich nicht ohne Vergnügen im Verlauf der Jahre auf der Stelle, wo Siegwart in dunkeln Mauern seufzte, nette Gärtchen entstehen, die jetzt schon längst mit fruchttragenden Bäumen prangen. Unter der Klosterkirche war das Begräbniß der eh maligen Markgrafen von Burgau, und der letzte derselben, der 1301 starb, daselbst begraben. Das ist nun freilich schrecklich lange her, und ich zweifle, ob es das allgemeine markgräfliche Begräbniß gewesen, weil es mir wahrscheinlicher ist, daß dieses in dem, nur eine Stunde entfernten Städtlein Burga befindlich gewesen seyn möchte; allein dieser letzte Markgraf nebst seiner Gemahlin, welche den Urkunden gemäß hier ruheten, können ja, nach dem frommen Bedürfniß damaliger Zeit, sich die Kapuzinerkirche zu Günzburg als besonders wohlgefällige Grabstätte ausgesucht haben. Genug daß der jetzige Besitzer einer der, auf dem ehemaligen Klosterboden belegnen Gärtchen, dessen Wohnhaus daneben lag, einen Schuppen zu bauen beschloß, dessen Grundmauern nicht gelegt werden konnten, ohne die bisher heilig verschlossen und unberührt gelassne Gruft des alten Markgrafen von 1301 aufzubrechen. Der Eigenthümer zeigte dieses geziemend im Landgericht an, und bat um Beihülfe, die ehrwürdigen Gebeine geziemend aus ihrer verschlossnen Ruhestätte zu entheben und ihnen anderwärts einen Platz in geweihter Erde zu gestatten. Der Beamte, an welchen die Anfrage gerichtet war, hatte Vorliebe für alten Actenkram, das Archiv mußte ihm bekannter seyn wie es sonst manchem dieser Herrn zu seyn pflegt, er suchte nach, wessen Gebeine es eigentlich seyen, die hier seit Jahrhunderten moderten, brachte es nach aller Wahrscheinlichkeit, oder historischer Gewißheit heraus, und bezeigte sich willig, des Anfragenden Verlangen zu entsprechen. Der Fall mußte der Municipalität vorgelegt werden. — Meine Günzburger Köpfe fingen Feuer für's Andenken ihrer verschollnen Markgrafen. — Ich möchte nur wissen wie sich ein Enthusiasmus in solchen Köpfen bildet? — Markgrafen, als solche, hatten die Burgauer seit fast 600 Jahren nicht gehabt, ihr Bild ehemaliger Beherrscher mußte wie ein Kaiser von Oestreich aussehen, und deren Regiment steht noch bei diesem Völkchen in herzlichem Andenken, obschon es sich als Theil der bairischen Monarchie stets rechtlich und willig bezeigt und seinem König von ganzem Herzen ergeben ist. — Genug, der Magistrat und die Landgerichtsbeamten reden ab, den beiden markgräflichen Gebeinsüberresten eine feierliche Verpflanzung aus der verschütteten Kapuzinergruft auf den Kirchhof der Stadt zu bereiten. Man läßt zwei schöne Särge fertigen, Sammtdecken darüber, an die 100 Fackeln werden gekauft, ordnet Leichengefolg, die Matronen alle schwarz mit weißen Schleiern, die Jungfrauen weiß mit schwarzen Schleiern, der alte Prälat des aufgehobenen Klosters Roggenburg sollte der Ceremonie vorstehen, alle Honoratiores der Umgegend wurden zu dem Leichenconduct geladen, die Bierbrauer versahen sich mit Bock (das beste hiesige Getränk) und Krugbier, die Wirthe kochten Schinken, die Metzger hackten Würste, alle berechneten ihre Vortheile und nahmen dabei schon im Geiste den lebhaftesten Antheil an dem unbekannten Markgrafen, dem schönen Spectakel, dem Ruhm der Stadt Günzburg, und der Seligkeit, ein paar Tage feiern zu können. Alles war zu dem Feste bereit, als ein unberufner Wächter Israels die Sache nach München berichtete, und wahrscheinlich von einer ganz ersonnenen nachtheiligen Seite, denn, so wie ich die Menschen in diesen Gegenden kenne, hatten sie gar keinen übeln Gedanken bei ihrem Beginnen, sondern ihr poetischer Hiob fand darin einen Anlaß zu Gepräng und Darstellung. In München mußte man doch wenigstens sich unterrichten, wovon die Rede sey, und so kam eine halbe Stunde vor der zur Ceremonie angesetzten Zeit ein Befehl, das Vorhaben einzustellen. — Nun entstand eine Wuth unter der Bürgerschaft, die wohl eine Menge der zahllos versammelten Gäste aus der ganzen Umgegend theilen mochte. Anfangs hatte man nicht übel Lust, das Haus des Mannes, den man beschuldigte, den nachtheiligen Bericht nach München gemacht zu haben, etwas nieder zu reißen; das Volk stürmte die ganze Nacht davor herum, und der werthe Herr fand für gut, sich mehrere Tage unsichtbar zu machen. Die bisher in Günzburg ganz unerhörte Reibung zwischen den beiden Confessionen ward bei dieser fatalen Gelegenheit angeregt; der Angeber gehörte zur protestantischen Kirche, und, von dem Lebenden sich auf die Todten übertragend, kam einiges Gesindel auf den übeln Gedanken, einen protestantischen Ehrenmann, einen Weinhändler, der seit Jahren, so wie mancher andre seiner Kirche, friedlich auf dem katholischen Gottesacker ruht, aus seinem Grabe zu reißen, weil die entgegengesetzten Glaubensgenossen ihrem alten Markgrafen kein Plätzchen auf dieser heiligen Stätte gönnen wollten. Landgericht und Magistrat stellten sogleich Wachen an das Grab, die Menge ward beschwichtigt und drei wackre Bürger unverzüglich nach München deputirt, um die Beschwerden der Stadt dem Könige vorzulegen. Wenn nun aber der Bürger, Alt und Neu, nach München zum König marschiert, so ist das Uebel schon gehoben, auch die Günzburger wissen das und freun sich wie die Kinder wenn sie eine Botschaft an Herrn Dote (parrain) ausrichten dürfen. Der König ließ diese drei Bürgersmänner sogleich zu sich kommen, ließ sich alles von ihnen erzählen, war väterlich gütig, wie er immer seine Leute behandelt, er lobte ihre Anhänglichkeit an ihre alten Herrn, versprach, sich vom Oberdonaukreis sogleich berichten zu lassen und ihnen Recht zu verschaffen, ermahnte sie, hübsch ruhig zu seyn bis die Sache ihren Gang gegangen wäre, und die Abgesendeten machten bei ihrer Rückkehr eine so warme Darstellung von des Königs Freundlichkeit und gutem Willen, ihnen Recht angedeihen zu lassen, daß die Günzburger allen Zorn fahren ließen und, ihre alte Markgrafen indeß sicher aufbewahrend, die Entscheidung des Oberdonaukreises abwarteten. Zu lange sollte sie aber nicht zögern, und günstig sollte sie seyn, denn wahr bleibt es: nur wer seines alten Herrn — und wäre er ein unbekannter Staub wie diese Gebeine — mit Wärme gedenkt, hat ein Herz, den neuen zu lieben.

81.

Redacteur: F. A. Brockhaus. — Buchdrucker: F. Brockhaus. — Verlagsbuchhandlung: F. A. Brockhaus.

Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

No. 5. Februar 7.

Naturwissenschaftliche Journalistik in England von 1821.

IV.

Im 21sten Stück (April 1821) des Quarterly Journal of Science, Literature and the arts finden wir an Notizen: I. Ueber die Gestalt mineralogischer Hämmer, von Mac-Culloch. Da die gewöhnlichen Hämmer bei verschiedenem Gestein unzulänglich sind, der Mineralog aber oft wünschte, tiefer in das Innere eines Gesteins zu dringen, so bemühte sich der Verfasser, einen bequemen und tragbaren Hammer zu erfinden, der den Nachtheilen des gewöhnlichen abhelfen könnte. Die Einrichtung dieses Hammers beruht auf dem Grundsatz, daß nicht nur die Einwirkung beträchtlich und der Zähigkeit und Härte des Gegenstandes angemessen, sondern auch auf einen Punct, oder wenigstens auf eine kleine Oberfläche gerichtet sey. Sein Hammer ist ein Ellipsoid. Er darf nicht unter 2 Pfund und nicht über 4 Pf. schwer seyn, am besten 3 Pf. Bei 2 Pfund sind die Diameter des Ellipsoids 3¼ und 2 Zoll, bei 3 Pfund 3¾ und 2¼, bei 4 Pfund 4 und 2¾ Zoll. Diese Verhältnisse müssen genau beobachtet werden. Wird der längere Diameter viel größer als der kürzere, so hat der Hammer den Nachtheil des gewöhnlichen Steinmetzenhammers. Der hölzerne Stiel ist nach der Hand hin etwas dicker, und hat am Ende einen Drahtring, um den Hammer tragbar zu machen. Zu dem Hammer, dessen man sich zur Gestaltung und Abputzung der Stücke bedient, schlägt der Verfasser reguläre vierseitige Prismen von gutem Stahl vor. II. Geologische Beschreibung der Insel Barbados, von Maycock, mit einer geologischen Charte. Der Berg Hallaby ist der höchste Punct. Die Insel hat einen hügeligen und einen ebenen Theil; dieser besteht ganz aus Kalkgebirge, jener aus Thongebirge. In einem Hügel des Bezirks Schotland, im gebirgigen Theile, findet man Klingstein zwischen Schichten lockern Sandsteins. Dieses 18 Zoll dicke Klingsteinlager neigt sich unter einem Winkel von 30° nach Nordost. Die Gebirgsart des gebirgigen Bezirks scheint hauptsächlich zur Kohlenformation zu gehören; daher ist das Vorkommen des Klingsteins unter diesen Umständen beachtenswerth, und der Verfasser findet darin einen neuen Beweis für das zuerst von Jameson beobachtete Daseyn einer Trappformation, die älter sey, als die von Werner angegebene neueste Flötztrappformation, wozu man den Klingstein gerechnet hat. Merkwürdig ist in demselben Bezirke die sogenannte brennende Quelle. Sie entspringt in einer tiefen waldigen Schlucht und gleicht hier einem kleinen Becken, dessen Wasser in steter Wallung ist, das durch ein durchdringendes brennbares Gas entsteht, welches sich bei der Annäherung eines brennenden Lichts schnell entzündet. III. Nachricht von den bei Rochester gefundenen Ueberresten eines Mammuths, von Hauptmann Vetsch. Man findet solche Ueberreste selten in England. Jene Ueberreste bei Rochester lagen nur 4 Fuß tief in einem sandigen Lehmlager. Der Verfasser zieht aus den von ihm angestellten Untersuchungen den Schluß, daß der Platz, wo diese Mammuthknochen gefunden wurden, nicht ihre ursprüngliche Stelle ist, sondern daß sie aufgeschwemmt worden sind. IV. Bemerkungen über die Sonnenfinsterniß im Septbr. 1820, von Memes. Er beobachtete sie, hinsichtlich derjenigen Erscheinungen, welche sich auf die Unebenheiten der Mondoberfläche und das Daseyn eines atmosphärischen Mediums beziehen. Das Teleskop, dessen er sich bei seinen schätzbaren Beobachtungen bediente, war ein kleiner, aber trefflicher Reflector, dessen Vergrößerungskraft anfangs 60 und dann 135 war. V. Thomas Taylor gibt in einem Briefe an den königl. Astronomen John Pond Nachricht von einem farbigen Kreise um das Zenith. Am 23 Febr. d. J., ungefähr 20 Minuten vor 9 Uhr Vormittags, sah er, bei ziemlich bewölktem Himmel, einen Kreis, der sich um das Zenith, als dessen Mittelpunct, in einem Abstande von 30°, bildete und in den glänzendsten Regenbogenfarben strahlte. Die Sonne war zu dieser Zeit gegen 16° hoch, und derjenige Theil des Bogens zeigte sich am glänzendsten, welcher der Sonne am nächsten und unmittelbar darüber war. Die Farben erblaßten schnell, und der Ring wurde fast zu einem Halbkreise. Die Dauer der ganzen Erscheinung war gegen 5 Minuten. VI. Zusatzbemerkungen über die absondernde Kraft in thierischen Körpern, von Dr. Philip. Die früheren Bemerkungen des Verfassers haben wir in der Übersicht des 18ten Stückes des Quarterly Journal berührt, und bei Gelegenheit des 20sten Heftes (Lit. Cbl. Nr. 137 v. 1821.) ist von Alison's Erinnerungen dagegen die Rede gewesen. Auf diese antwortet der Verfasser, seine Ansicht vertheidigend, daß die Wirksamkeit der absondernden Organe vom Nervensystem abhänge. In Beziehung auf die von seinem Gegner angeführten Fälle von Mißbildungen erwidert er, daß in diesem Wesen sowohl die Thätigkeit der Nerven, als des Sensoriums wirksam gewesen sey, wie und in welcher ungewöhnlichen Gestalt und Lage auch die Organe, wovon dieselbe abhange, sich gefunden haben möchten, und es müßte, setzt er hinzu, irgend ein Theil die Functionen des Gehirns und Rückenmarkes versehen haben. VII. Beobachtungen über die Wirkung der Trennung des achten Nervenpaares, von Dr. Hastings. Dieser Aufsatz wurde veranlaßt durch Broughton's Abhandlung im 20sten Hefte, der darzuthun suchte, daß die Trennung des achten Nervenpaares nicht nothwendig das Aufhören der Verdauung herbei führe, sondern die Verdauung fortdaure, solange das Thier überhaupt im Stande sey, zu verdauen. Der Verfasser behauptet dagegen die Abhängigkeit der Verdauungskraft des Magens von jenem Nervenpaar. Er wirft Broughton vor, daß seine Schlußfolge durchaus gegen die von mehreren Physiologen nach der Trennung des achten Nervenpaares gefundenen Ergebnisse streite, und selbst gegen das Zeugniß des Franzosen Le Gallois. Er erzählt verschiedene Versuche mit Kaninchen und Hunden, wovon einige nach dem Genusse frischen Futters getödtet und untersucht, andre aber erst der Trennung des achten Nervenpaares unterworfen wurden, und er fand, daß im letzten Falle keine von den Veränderungen in dem genossenen Futter bemerkbar waren, die man in dem ersten Falle beobachtet hatte. VIII. Ueber den Jaspis, von Mac Culloch. Eine gute Monographie, die nach einigen Bemerkungen über die zeitherige unvollkommene Bestimmung dieses Fossils zu einer Synopsis desselben schreitet. Diese bestimmt 1. Jaspis mit erdigem Bruche, der in Thonstein übergeht, 2. härteren Jaspis, der Basis mancher Porphyre ähnlich, von drei Abarten; 3. sehr harten Jaspis, fast dem Agat ähnlich, worein er auch übergeht, so wie in Hornstein und Quarz, mit vier Abarten; 4. Jaspis, auf verschiedene Weise mit Chalzedon gemischt, in welchen er auch übergeht, der sogenannte Jaspis-Agat; 5. den faserförmigen Jaspis, von der Insel Man; 6. Jaspis mit muscheligem Bruch, und harzigem Glanze, mit sechs, durch die Farbe unterschiedenen Varietäten. IX. Uebersetzung von Johann Rey's Versuche über die Verkalkung der Metalle. Das sehr seltene französische Original erschien 1630 zu Bozas, unweit Bordeaux, und ward 1777 mit Anmerkungen von Gobet zu Paris wieder abgedruckt. Die Exemplare dieses neuen Abdruckes aber verschwanden auf eine so schnelle und merk-

würdige Weise, daß man Lavoisier beargwohnt hat, er habe die Auflage aus dem öffentlichen Verkehr gebracht, um dem Vorwurfe eines Plagiats zu entgehen, da sie gerade drei Jahre nach der Bekanntmachung seiner ersten Versuche (1774) erschien. Lavoisier sagt zwar selbst — in seiner nachgelassenen Schrift, er habe Rey's Werk im Jahre 1772, wo er seine Versuche begann, nicht gekannt; aber da er seinen trefflichen Vorgänger späterhin wenigstens kennen lernte, so ist es auffallend, daß er ihn weder in seinen der Gesellschaft der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlungen, noch in seinem 1789 erschienenen Elementen nennt. Rey erklärte die Erscheinung, daß Metalle durch die Verkalkung an Gewicht zunehmen. X. Bemerkungen über den Druck auf die Quecksilbersäule in Glasröhren. Bestreitung der von Ivory gegen den Artikel Cohäsion in der Encyclopedia Britannica erhobenen Einwürfe. XI. Nachträgliche Bemerkungen über das Zuckersieden durch heißes Oel von Parkes. In der Uebersicht des 20sten Heftes ist diese Angelegenheit umständlich berührt worden. P. vertheidigt sich hier gegen eine wider seinen Aufsatz gerichtete Schrift: Observations an the chemical part of the evidence given upon the late Trial of the action brought by Mess. Severn, King et Co. against the imperial insurance Company. Die Verfasser sind die für die Versicherunganstalten im Gerichte aufgetretenen Zeugen. Es muß genügen, den Angriff und diese umständliche und geschickte Widerlegung hier für diejenigen anzuführen, welche die chemischen Erörterungen, wozu jener Rechtsfall Anlaß gab, vollständig kennen lernen wollen; nur des Umstandes mag noch gedacht werden, daß Oel, welches bis zu 610° erhitzt wurde, doch kein brennbares Gas entwickelte. — Die Analyse wissenschaftlicher Werke, welche der 13te Artikel ankündigt, beschränkt sich diesmal auf eine ausführliche Beurtheilung der 6ten Ausgabe (London 1820) von Thomson's System der Chemie, und die astronomische Abtheilung enthält: 1. Delambre's Methode, die Breite aus zwei Beobachtungen der Sonnenhöhe und der zwischen derselben verflossenen Zeit zu berechnen; 2. Berechnung der Wirkung der Erdrefraction; 3. Verfolg der Uebersetzung der Schrift über die Berechnung der Kometenbahnen, von Olbers, und einige kleine Mittheilungen aus Borck's Jahrbuch für 1820, und Jahns Zeitschrift. Daran schließt sich die Fortsetzung des im vorigen Hefte angefangenen Aufsatzes von South, der Tafeln zur Berichtigung der geraden Aufsteigung von 36 Sternen enthält.

Unter den vermischten Nachrichten, die das Heft schließen, finden wir Folgendes aufzuzeichnen. 1. Ein Korb mit leeren Flaschen, auf dessen Boden einige Stücke von altem, mit verschiedenen vegetabilischen Oelen besudelten Packtuche lagen, wurde in einer Niederlage hinter einige Fässer mit Branntwein gestellt. Ungefähr 6 Wochen nachher entzündete sich der Korb und das Packtuch und hätte beinahe das ganze Waarenlager in Feuer gesetzt. 2. Man hat neulich die Entdeckung gemacht, daß nur die Kohle von denjenigen Holzarten, die auf sandigem Boden wachsen, die Eigenschaft besitzt, ein treffliches Poliermittel für Metall, besonders auf Kupfertafeln, zu seyn. 3. Dr. Ives in New York hat unlängst durch verschiedene mit Hopfen angestellte Versuche entdeckt, daß die besonderen Eigenschaften desselben in einer Substanz sich finden, die nicht mehr als $\frac{1}{20}$ vom Gewichte des Hopfens beträgt und leicht davon geschieden werden kann. Man fand in einem Sacke, worin man drei Jahre lang Hopfen aufbewahrt hatte, ein gelbes Pulver, das nach dem Sieben sehr rein wurde. Man hat es Lupulin genannt. Es scheint der weiblichen Pflanze eigen zu seyn. Ives fand, daß dieses Lupulin ein sehr feines Aroma enthält, das in Wasser und Alkohol sich auflöst und bei starker Hitze schnell verfliegt. Es enthält überdies Gerbestoff, Gallusäure und ein in Alkohol und Wasser auflösliches bitteres Prinzip. Hopfen, wovon das Lupulin gänzlich geschieden war, besaß, wenn man ihn in Wasser oder Alkohol legte, keine von den besondern Eigenschaften des Hopfens mehr. Aus 6 Pfund Hopfen erhielt man, wenn man sie in einen Beutel that, klopfte, rieb und siebte, 1 Pfund Lupulin. Zu einem Faß Bier (von 36 Gallonen) brauchte man 18 Loth Lupulin, statt 5 Pfund Hopfen, so viel als man gewöhnlich dazu nimmt, und erhielt ein sehr gutes Getränk. Es ist einleuchtend, welche Vortheile man für die Brauerei gewinnen würde, wenn die Erfahrung diese Versuche bestätigen sollte; man würde bei den Kosten für Fracht und Aufbewahrung ersparen; die Würze würde nicht mehr durch den Hopfen absorbirt werden, und der unnütze widrige Extractivstoff, der in den Hopfenblättern zurückbleibt, nicht in dieselbe übergehn. 4. Dr. Gorham auf der americanischen Universität (Harvard University) zu Cambridge in Massachusetts hat den Mais in zwei Abarten, wovon die eine kleine gelbe Körner, die andre platte weiße Körner (virginisches Korn) gibt, chemisch untersucht. Er fand darin eine von allen bekannten Pflanzenkörpern, wie es scheint, verschiedene Substanz, die er Zeäne nennt; sie sieht wie Wachs aus, ist weich, dehnbar, elastisch, ohne Geschmack und fast geruchlos und schwerer als Wasser, unauflöslich in Wasser, aber auflöslich in Alkohol, Schwefeläther und Terpentinöl; sie ist entzündlich und besteht, nach Gorham's Vermuthung aus Sauerstoff, Wasserstoff und Kohle. Man erhält die Substanz leicht, wenn man einige Unzen Maismehl in einer Flasche mit warmem Alkohol digeriren läßt, und dann nach einigen Stunden die Masse filtrirt und abdunstet. 5. Mac-Culloch — der die Naturwissenschaft unlängst auch mit einer „geologischen Classification der Gebirgsarten" (Geological classification of Rocks) bereicherte — hat auf den Inseln Mull und Sky, und hier und da in Schottland, in Höhlungen des Trappgebirges, ein neues Mineral gefunden, das er in seinem geologischen Werke über die westlichen Inseln (Description of the Western Islands of Scotland — 2 Bd. 4.) Conit nannte, jetzt aber Konilit nennt, weil man einer Abart des Kalksteins (des Bitterkalks, in Hessen und Sachsen) jenen Namen gegeben hat. Derselbe Naturforscher fand auf der shetländischen Insel Unst ein neues Mineral, natürliches Chrom-Oxyd, in Höhlungen von chromsaurem Eisen (Chromeisenstein). Es ist hell grasgrün, oder blaßgelb, und kommt bald als Pulver, bald in fester Gestalt vor, und hat in diesem Falle den Glanz von krystallisirtem Kalkstein, oder Marmor. Das Eigengewicht ist noch nicht bestimmt. 6. Nach einem Verzeichnisse der im J. 1819 in Paris gebrauchten Nahrungsmittel wurden daselbst verzehrt: 805,499 Hectolitres Wein, 43,849 H. Branntwein, 71,890 H. Bier; 70,819 Ochsen, 67,719 Kälber, 329,070 Schafe. 64,822 Schweine, für 7,105,533 Franken Butter, für 3,676,502 Franken Eier, für 821,618 Franken Austern. 48.

Bibliothèque universelle des Sciences, Belles-Lettres et Arts. Génève 1821. Juin, Juillet, Août, Septembre, Octobre.

(Beschluß aus No. 29.)

g. Kriegskunst.

Der französische Gelehrte und Beamte im Brücken- und Straßenbau, Dupin, reiste in den Jahren 1816, 1817, 1818, 1819 und 1820 in England, zur Erweitrung der Kenntnisse der Werke seines Fachs und zur Vergleichung der französischen und englischen Verwaltungsansichten. Er sieht in seinen Voyages dans la Grande-Bretagne, manches im Nachbarstaat mit Vorurtheil an, manches aber auch rich-

tiger als der Britte, weil er ein Fremder ist. Merkwürdig sind einige Notizen, z. B., daß die englische Admiralität als Oberbehörde, wie andre nationale dortige Oberbehörden, eine reine Collegialverwaltung ist, daß in der engl. Admiralsclasse blos das lange Dienstalter weiter befördert, daß man nicht jeden Admiral höheren Ranges benutzt, und daß die Trefflichkeit der Subordination in der engl. Marine vieles wieder gut macht, was sonst zu fehlen scheint. Vorzüglich sind in England und unsers Wissens, wie so manches gemeinnützige, unbekannt, die vortrefflichen Verpflegungsanstalten für die Marine am Schiffsbord, in kranken und gesunden Tagen, die die größte Bekanntmachung verdienen, da sie noch keine Nation nachgeahmt hat und bisher keine kaufmännische Handelsexpedition von der Saatspolizei angehalten wird, ihre Matrosen mit gleicher Fürsorge für Pflege und Gesundheit zu behandeln. Einst floh man den brittischen Dienst auf den Flotten, bei'm hohen Solde, als zu strenge in der Subordination und wegen nachlässiger Verpflegung. Jetzt ist das ganz anders. Im Jahr 1812 verlor die engl. Marine daher durch Desertion nur 10 Mann. In dem Schiffsbauamt werden alle gelungenen oder mißlungenen Versuche, zur Verbesserung des Seewesens, umständlich registrirt. In diesem Archiv pflegt man jedesmal alles in diesem Fache Wissenswürdige nachzusehen, wenn neue Versuche gemacht wurden, ob ähnliche vorangingen und mit welchem Erfolge. Eine andere Vorzüglichkeit im brittischen Seedienst ist die schnelle allgemeine Einführung in allen Seehäfen jeder lange geprüften und durchaus bewährt gefundenen Verbesserung. Daher hat England jetzt auch auf allen Inselpuncten solche Seehäfen, daß sich in jedem ganze Kriegsflotten dort aufhalten und wiederherstellen können. Die eigentliche feste Begründung der engl. Seemacht, durch das tiefste Nachdenken über die beste Einrichtung im Materiellen und Personnellen, in allen verwandten Dienstzweigen, ist erst 50 Jahre alt. Im Jahr 1812 hatte die engl. Seemacht 1021 Schiffe und 145,010 Mann Bemannung, im Jahr 1688 173 Schiffe mit 42,010 Mann. In dieser Marine ist das angestellte Personal in beständiger Dienstübung, die Gesundheitsanstalten sind so vortrefflich, daß Epidemien auf der Flotte, bei allem Wechsel der Klimaten, unbekannt sind. Im Jahr 1812 hatte die engl. Marine in allem 7667 bezahlte Officiere, und doch übt dies freie Volk noch immer das Matrosenpressen und behandelt seine Kriegsgefangenen schlechter als alle andre mit einander in Kriegsstand gerathene Völker.

h. Landwirthschaft.

1) Prof. Gazzeri lieferte schon im Jahr 1819 in Florenz ein treffliches Werk über den Dünger (degli ingrassi). — Alle organische Körper haben, als Hauptbestandtheile, Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff. Letzterer herrscht aber mehr in dem Thier- als im Pflanzenreiche vor. Unendlich sind die Bildungen der Lebenskraft im Thier und in der Pflanze. Hört diese Lebenskraft auf, so wirkt die Chemie Zerlegung der todten Körper und liefert durch diese dem Leben neue Nahrung. Die Wurzeln geben der Pflanze die wenigste Nahrung, die meiste die Atmosphäre, die an Kohlensäure so reich ist, durch die Blätter, unter Mitwirkung des Lichts. Daher wächst in langen Tagen alle Vegetation mehr, und weniger in kurzen Tagen. Nur in Wasserform saugen die Wurzeln Nahrung an sich. Im Dunkeln saugen die Pflanzen Sauerstoff an sich, verbinden ihn mit Kohlenstoff und hauchen Kohlensäure aus. Am Tage saugen sie durch die Blätter Kohlensäure ein, eignen sich den Kohlenstoff an und hauchen Sauerstoff aus. — Der Dünger verbessert auch mechanisch den Boden für die Pflanzenernährung. Zur üppigen Pflanzenvegetation ist ein bisher unbestimmbares Gleichgewicht zwischen der Kohlensäure in der Luft und jener im Humus der Erde nöthig. — Bei der Auflösung der Pflanzen und Thiere, geht der bei weitem größere Theil derselben in unorganische Körper, z. B. in die Luft, über, daher ist diese befähigt, so vieles der Pflanzennahrung wiederzugeben. — Die vielen Experimente des Verf. beweisen, daß man jeden Dünger so frisch als möglich benutzen muß, vor der Gährung, die ihm die Theile entzieht, welche am schnellsten auflöslich sind. — Die Berührung der Pflanzenwurzeln wirkt auf die todte organische Materie dadurch, daß sie solche in andre Bildungen auflösen vorbereitet. Die treffliche Theorie des Verf., die bisher weder in England, noch Frankreich, noch Deutschland die sehr verdiente Aufmerksamkeit erregt hat, stürzt das System der Braache und der bloßen Frühjahrs- und Herbstsaaten in den Staub. Es wird, wenn die Theorie des gelehrten italienischen Oekonomen den Beifall der praktischen Landleute erlangen sollte, diese Benutzung mehr Mannichfaltigkeit in die Cultur der Pflanzen bringen, um die Animalität der Erde reichlicher zu ernähren, und die Wechselwirthschaft unterstützen. Freilich aber wird des Verf. Theorie sich unter der wärmeren Sonne Italiens fruchtbringender als in nördlicheren Klimaten ergeben!

2) Es ist eine schöne Idee, daß die genfer Gelehrten, seitdem Genfs Staatsgebiet im Jahr 1815 sehr vergrößert worden, den menschenfreundlichen Plan auffaßten, die Production ihres Bodens dergestalt zu verbessern, daß der kleine Staat, im Unglücksfalle von Fruchtsperren, seine starke Bevölkerung selbst ernähren kann. Dahin strebte unter andern die im genfer Gebiet durch den vielen Straßenbünger sehr vermehrte Erzeugung von Kartoffeln, und es beschäftigt dort die denkenden Agronomen die Preisfrage, wie viel Kartoffeln man als Hauptnahrung, neben möglichst wenigem anderm Futter, dem milchenden und dem Mastvieh geben kann, wenn der Zweck höchster Ergiebigkeit an Milch und für die Schlachtbank dabei erreicht werden soll? (Nur im franz. Departement de la Sarthe ist $\frac{1}{12}$ der Oberfläche mit Kartoffeln zur Thiermästung bestellt.) Die leitende richtige Idee hierbei ist: Bisher war die Kartoffel die Pflanze, welche den Dünger am raschesten verzehrt. Dient sie aber zur hauptsächlichen Mastung der Thiere, so verschafft sie indirect viel Dünger, und ihre Cultur wird dann eben so nützlich, als sie früher die Landleute abschreckte. Kartoffeln und Ruta-Baga gedeihen in der südlichen Schweiz, bis 4500 Fuß über der Oberfläche des Meers. — Der Schollenbrand der ganzen Narbe eines reichen Lehmbodens empfiehlt sich dort sehr in erster Saat zu Kartoffeln mit etwas Dünger und gibt hernach herrlichen Klee, dem Hafer vorausgeht, den man grün zur Fütterung abmäht.

3) Der empfohlne Maisbau in Lothringen dürfte im Kleinen sich nur in Mitteldeutschland dort empfehlen, wo man für Maismehl zu Macaroni's einen guten Preis gibt. Auf keinen Fall muß man den hochstämmigen wählen.

4) Selbst auf einem Alpengrund, von 4000 Fuß Höhe über der Meeresfläche, empfiehlt der Forstinspector Kasthofer, zu Interlach in der Schweiz, die Stallfütterung des Rindviehs, die Wechselwirthschaft und den Kartoffelbau als einträglich, durch nützliche Erfahrungen, welche dieser in der Landwirthschaft und in der Forstkunde gleich erfahrne Patriot darlegt. Es springt in die Augen, daß nach Einführung dieser Wirthschaftsmethode die Schweiz eine zahlreichere Bevölkerung anders als blos durch Beweidung, selbst seiner in beträchtlicher Höhe noch pflugbaren Alpen, ernähren kann.

5) Aus dem Briefe eines russischen Fürsten B. 13 sieht man, daß man im russischen Gouvernement Koursk bereits Sommerrapsaat zu bauen beginnt, um dadurch den Boden zwischen Getreidesaaten verschiedenartig zu benutzen, und daß dort die Einführung der Merinos schwieriger wird, weil man in Rußland das Schaffell nur als Pelzwerk nützlich betrachtet, und ein Merinosfell mit seiner Lockenwolle weniger warm seyn soll als die grobe Wolle auf Landschaafen. (Man muß also dort nicht wissen, daß die Britten Merinoswolle, die sich leichter als Getreide transportiren läßt, ankaufen!) —

Unter der Leitung des Engländers John Gallet, wurde dort ein Moraſtgrund von 11,600 Magdeb. Morgen trocken gelegt, und die ganze Gegend umher wurde dadurch geſund. Selbſt alſo in ſehr unbevölkerten Provinzen dieſes größten aller Reiche der Erde denkt man ſchon daran, Luft und Vegetationsverbeſſerungen für den Reichthum und die Geſundheit vorzunehmen.

6) Von Audead Suez in Genf, einem ſehr kundigen praktiſchen Landmann, leſen wir zum Schluß recht menſchenfreundliche Ideen, wie reiche Grundbeſitzer es anfangen müſſen, bei wachſender Bevölkerung, ihr und ihres Staats Intereſſe durch größere Production, auch unter manchen Schwierigkeiten des Klimas und des Bodens, zu befördern, mit umſtändlichen Koſtenanſchlägen. Die genfer Poſe (25,600 □Fuß Oberfläche) hatte dem Verfaſſer des Memoires 27 Fl. 4 Sols jährlich anfangs eingebracht. In 15 Jahren ſteigerte er den mittleren reinen Ertrag auf 166 Fl. jährlich. Freilich gilt aber auch das Faß Kartoffeln (coupe), von 80 Kilogrammen Gewicht, in Genf 4 Fl., und iſt der weibliche tägliche Tagelohn 2 Fr. — 170 Pf. Weitzen haben dort den Werth von 8½ Mannestagelohn.

15.

Notizen über das Wirken der engliſch-biſchöflichen Miſſionsgeſellſchaft und einiger Bibelgeſellſchaften, gezogen aus der in Berlin erſcheinenden Monatsſchrift: Neueſte Nachrichten aus dem Reiche Gottes. Octoberheft 1821.

Vielleicht ſind folgende Notizen, aus einer wohl nicht ſehr bekannten Monatsſchrift, auch für den größeren Leſerkreis des Lit. Conv. Blattes nicht ohne Intereſſe.

Die biſchöfliche Miſſionsgeſellſchaft in England hat nach dem 20ſten Bericht der Comittee, im Jahre 1820 30,000 Pf. St. Einnahme gehabt und 31,000 Pf. St. ausgegeben, auf fortwährenden Zuwachs ihrer Einnahme hoffend. In Weſtafrica befanden ſich fünf Miſſionsanſtalten, am mittelländiſchen Meere eine, in Perſien eine, in dem Bezirke von Calcutta zwölf, in dem Bezirke von Madras, mit Einſchluß von Tranquebar, ſind neun engliſche und lutheriſche Prediger angeſtellt, im Bezirke von Bombay befindet ſich eine Miſſionsanſtalt, auf Ceylon vier, auf Neuſeeland zwei, in Weſtindien zwei, und in Nordamerica, zwiſchen dem Rocky-Gebirge und dem nördlichen ſtillen Meere iſt, eine Miſſionsanſtalt im Entſtehen.

Der Schluß des Comitteeberichts lautet wahrhaft chriſtlich folgendermaßen: „So wollen wir denn wachend, beſeelt von dem barmherzigen, ſanftmüthigen, gütigen, heiligen Geiſte des Chriſtenthums, allem Böſen widerſtehend, und für das Heil aller Seelen uns aufopfern, mit demüthigem aber feſtem Vertrauen unſere Lenden umgürten, mit neuem Muth und neuer Stärke zu vollbringen den ganzen Rathſchluß unſers ewigen, hochgelobten Herrn und Meiſters."

Auch iſt es gewiß eben ſo chriſtlich, nach dem Spruch des Erlöſers, „laſſet die Kindlein zu mir kommen" als weltlich richtig, wenn die Comittee ihr Hauptangenmerk auf Anlegung von Schulen und Erziehung der Kinder zum Chriſtenthum in allen Miſſionsanſtalten zu richten ſcheint, und gleich beifallswürdig erſcheint es, wenn die Comittee das Verfahren eines Miſſionairs in Cotym (im Bezirk von Madras) welcher ſyriſche Chriſtengemeinden (die ſogenannten Thomaschriſten) veranlaßt hatte, die engliſche Liturgie anzunehmen, gemißbilligt und beſtimmt hat, daß ſie zu ihrer eignen Liturgie und Diſciplin hingeführt, nicht aber zur Annahme der engliſchen veranlaßt werden ſollen. Ob aber die ohne Rüge gebliebene Anzeige eines Miſſionairs auf Ceylon, Lambrick mit Namen, „ein ſehr verſtändiger Prieſter habe ihm ſehr aufmunternde Hoffnungen gegeben, allein er habe ſich getäuſcht gefunden, indem von jenem gleich wie von unſerer Vernunft weiſer behauptet worden ſey, daß jeder Aufrichtige, welches Religionsſyſtem er auch habe, ſelig werde" gleichen Beifall verdiene, wie die rührende eines andern Miſſionairs, Namens Mortlocke: „Das Werk gedeiht, aber wie in der Natur, ungeſehen, unbemerkt keimend und wachſend. Wir müſſen wie der Ackermann harren; der da ſäet und der da erntet ſollen ſich zuſammen freuen. Sie werden ſich freuen, — aber nicht hier. Schon das, was wir ſeit 20 bis 30 Jahren jetzt vor Augen ſehen, iſt für den treuen Arbeiter höchſt aufmunternd, und ſeine höchſten Erwartungen überſteigend," möchte von manchem vielleicht bezweifelt werden. Ein Abgeſandter der Comittee, Namens Jowett, hat Aegypten, Abeſſinien und Paläſtina durchreiſet, und viele Bibeln ausgeſtreut, ein anderer Heinrich Martyn die Bibel in's Perſiſche überſetzt. In Benares haben die Eingebornen auf eigene Koſten ſchon mehrere Inſtitute errichtet, zur Beförderung einer chriſtlichen Erziehung. In Marut kam ein muhamedaniſcher Richter zu dem zum Chriſtenthum bekehrten Braminen Amnid, ließ ſich das achte bis zehnte Capitel aus dem Evangelium des Lucas vorleſen, und rief darauf aus: „So redete noch kein Menſch wie dieſer. Keiner kann mit dem Herrn Jeſus Chriſtus verglichen werden. Er muß Gott ſeyn!"

Der Miſſionair Schwavre in Tranquebar beklagt ſich, daß die Caſtenunterſchiede auch bei den getauften Eingebornen nicht aufhören, und die Parias darunter noch immer von denen der Sandra-Caſte verächtlich behandelt und als unrein betrachtet werden. In Tellicherry kam ein Nairknabe mit ſeinem Katechiſmus zu dem Caplan Spring, mit der Aeußerung, „bei dem zweiten Gebote müſſe wohl ein Ueberſetzungsfehler ſtatt gefunden haben, und müſſe es wohl heißen, du ſollſt dir kein Bildniß machen, in der Abſicht vor ihm niederzufallen und es anzubeten."

Die Bibelgeſellſchaft in Abo hatte (im Juni 1821) bereits 3000 Quartbibeln und 10,000 Teſtamente drucken laſſen, eine neue Bibelausgabe in Octav von 7500 Abdrücken war in der Vollendung, ſo wie auch die Platten zu einer Stereotypausgabe des neuen Teſtaments in finniſcher Sprache beinahe alle fertig waren.

Die Bibelgeſellſchaft in Stockholm mit ihren Hülfsgeſellſchaften hatte zu eben jener Zeit ſchon über 100,000 Bibeln und Teſtamente vertheilt. Sie beſitzt in Stockholm ein eigenes weitläuftiges Druckerei-Gebäude, worin allein für ſie gearbeitet wird. Der Erzbiſchof Roſenſtein erzählte dem Dr. Pinkerton, daß er in zwei Parochien, eine Volksmenge von 3700 Seelen enthaltend, nur Einen Menſchen gefunden habe, der nicht leſen könnten, ohnerachtet des allgemeinen Mangels an Schulen. Er erklärte jene dennoch Statt findende Bildung der Landleute dadurch, daß theils Schullehrer immer im Lande umher wanderten und Unterricht gäben, theils auch allgemein die Mütter in den Bauernfamilien ihren Kindern ſelbſt im Leſen Lehrerinnen wären.

Die Kopenhagener Bibelgeſellſchaft mit ihren 46 Hülfsgeſellſchaften hatten auch ſchon ſeit ihrer Entſtehung im Jahre 1814, bis zum Juli 1821, 20 000 Abdrücke von Bibeln und Teſtamenten vertheilt. In dem Straf- und Beſſerungshauſe in Kopenhagen befanden ſich über 350 größtentheils zur lebenslänglichen Einſperrung verurtheilte Verbrecher, die, kettenlos, alle mit Stricke flechten, Spinnen und Weben eines groben, breiten Zeugs beſchäftigt waren. Das Ganze hatte das Anſehen einer leidlich gut eingerichteten Manufactur, und in den Händen mehrerer Kranken, ſo wie in einigen Arbeitszimmern, ſah der Dr. Pinkerton Exemplare des göttlichen Wortes.

82.

Extra-Beilage zum literarischen Conversations-Blatt, 1822.

Februar.

Es war nur eine Finte!

Diesen Sinn und keinen andern hat die kluge „Gegen-Abwehr" des Herrn, angeblich von der Elbe, in der Beilage No. 10 zur Allg. Zeitung vom 19. Jan. d. J., die ich, um sie auch allen Lesern des Conv. Blattes bekannt zu machen, in der Note nochmals abdrucken lasse *).

Das Publicum urtheile selbst:

*) **Gegen-Abwehr!**

(Eingesandt.)

Von der Elbe 31. Decbr. Der Buchhändler Herr Brockhaus zu Leipzig hat auf Veranlassung eines Schreibens „von der Elbe" in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 22sten Nov. eine Diatribe unter dem Titel „Abwehr" abdrucken, solche durch den literarischen Anzeiger seiner sechs Zeitschriften verbreiten, und außerdem noch an alle Buchhandlungen Exemplare davon gelangen zu lassen *), so daß man die Sache als hinlänglich bekannt voraussetzen kann. In dieser „Abwehr" debütirt er höchst zornig mit den Ausdrücken: „Carmagnolen, Lügner, Verleumder, Polisson" und andern, nicht ungeläufig scheinenden Schimpfwörtern, und, statt selbst eine vollständige Widerlegung jenes Artikels zu unternehmen, verlangt er gar einen Beweis der „einzelnen Angaben" desselben! Dieser Beweis wird am leichtesten durch die eigenen Angaben des Hrn. Brockhaus in der No. XXXVI des literarischen Anzeigers seines Conversations-Blattes geführt, wo er im Wesentlichen die „in dem Artikel von der Elbe" dargestellten Verhältnisse wegen der Recensur und der Bücherverbote mehrerer Brockhausischen Verlagsstücke selbst zugesteht. Die Folgerungen aus der Zusammenstellung jener Thatsachen und die Deduction der Rechtmäßigkeit der Recensur überhaupt, so wie der Maßregel gegen den Brockhausischen Verlag insbesondere, welche der angefochtene Artikel von der Elbe enthält, waren ausdrücklich blos als (individuelle) „Meinung" aufgestellt und „unbefangener Prüfung" unterworfen. Es kann sich daher nicht von einem Beweis, sondern nur von der Prüfung handeln, inwiefern die aufgestellte Meinung durch die Brockhausische „Abwehr" widerlegt worden ist. Zuförderst behauptet der Verfasser der „Abwehr," daß die eigentliche Veranlassung des Cabinetsbefehls, wodurch eine Recensur bestimmt worden, geflissentlich verschwiegen sey, weil sie in Berlin allgemein erzählt und als richtig angenommen wurde. Also geradehin auf ein bloßes Gerücht sollte die Maßregel der Recensur hergeleitet werden, da es eben der Zweck jenes Artikels war, deren Rechtmäßigkeit an sich und deren Herbeiführung durch die namhaft gemachten Provocationen zu beduciren. Referent kennt übrigens diese sogenannte „Veranlassung," die er „boshaft und geflissentlich" verschwiegen haben soll, nicht, und da sich ohne Zweifel Viele mit ihm in gleichem Falle befinden, so fordert er Hrn. Brockhaus auf, solche, als das leichteste Vertheidigungsmittel, gefälligst selbst

*) Abermalen zwei Unwahrheiten: die „Abwehr" ist in einer Extra-Beilage blos dem Lit. Conv. Bl. zugegeben, also nicht meinen sechs Zeitschriften; in einem besondern Abdruck habe ich nicht „Exemplare" an die Buchhändler, etwa zur Distribution, gelangen lassen, sondern jeder Buchhandlung nur ein einzelnes Stück zu ihrer Notiz geschickt.

In dem Schreiben vom 26. Octbr., (ein Datum, der mir aus Gründen, die der Verfasser vielleicht einsehen wird, merkwürdig seyn muß, da es mir ihn nicht an der Elbe, sondern an der Spree suchen läßt, indem es mit einem gewissen Bericht, der ungefähr um dieselbe Zeit gefordert wurde, sogar identisch seyn könnte *)) das in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 22. Nov. abgedruckt ist, führte ein Unbekannter einen Stoß gegen meine staatsbürgerliche Ehre: „Ich sey der Champion," hieß es darin, „der antimonarchischen Grundsätze u. s. w." Doch war dieser Stoß nicht ein Angriff von vorn. Alles, was das Publicum durch meine eignen offenen Mittheilungen schon wußte, daß, und wie eine Recensur meiner, nicht blos politischen, sondern auch meiner reinwissenschaftlichen (also meiner naturhistorischen, bibliographischen, die schönen Künste, die Medicin und die Veterinärkunde betreffenden, meiner philologischen, juristischen, theologischen Verlagswerke die sich wie 20 zu 1 gegen die blos politischen meines Verlags verhalten **)) literarischen Handelsartikel, wenn auch dabei die Vorschriften des deutschen Bundestags und die landesherrlichen auf das pünctlichste befolgt worden, in Berlin für die Länder der preuß. Monarchie Statt finde, wurde von dem Herrn mit der Elbmaske nicht etwa historisch einfach berichtet, sondern mit Insinuationen eines gefährlichen, antimonarchischen literarischen Thuns und Treibens verbrämt, welche, wie die absoluteste Rechtfertigung jener Exceptions-Maßregel klangen und mit dem imponirenden Nimbus „aus guter Quelle" „notorisch" umgeben waren, in der That aber

bekannt zu machen. Vielleicht erfahren wir bei der Gelegenheit auch die Ursache des so eben eingetretenen Verbots des (unschuldigen) Taschenbuchs ohne Titel für 1822. Uebrigens ist der Referent von der Elbe in dieser Sache blos eine dritte Person, die nur nothgedrungen auf etwanige fernere Ausfälle, aber dann auch schonungslos nach allen Beziehungen antworten wird. Herr Brockhaus mag daher seine Angelegenheit mit demjenigen Gouvernement ausmachen, welches die Recensur angeordnet hat; dort mag er sich rechtfertigen, dort die Ueberzeugung hervorrufen, daß ihm Unrecht geschah: Hic Rhodus — hic salta.

*) Diese mir sehr nahe liegende Vermuthung wird durch neuere Privatberichte wieder unwahrscheinlich gemacht. In einem derselben wird gesagt „die Angriffe wären von einem Narren, der einmal nicht dafür könne, daß er einer sey."

**) Ich habe allerdings nicht verfehlt, die höchste Behörde auf diese, der Civilisation des Jahrhunderts mir freilich nicht angemessen scheinende Ausdehnung der Maßregel, die mir übrigens (wie jedem einleuchten wird, der den Geist der Gesellschaft oder des Publicums kennt) in mercantiler Hinsicht nirgends schadet, welche aber wohl — dies war mein aufgestellter und entwickelter Gedanke — die Ehre der betreffenden Staats-Verwaltung compromittiren könnte und die deutsche Literatur wie den deutschen Buchhandel zernichten würde, wenn sie allgemein und in allen deutschen Bundesstaaten eingeführt würde, aufmerksam zu machen. — Hier die Antwort Sr. Durchl. des Herrn Fürsten Staatskanzlers d. d. 16. Juni 1821: „Da die allerhöchste Verfügung das reinwissenschaftliche (Ihres Verlags) nicht von der Recensirung ausschließt, so darf ich mir nicht erlauben, eine solche Ausnahme festzusetzen."

nur mich als den planmäßigen Leiter und Beförderer jenes angeblich vorhandenen strafbaren Unwesens der öffentlichen Aufmerksamkeit blosstellten und denuncirten.

Kein Mensch in der Welt konnte der Maske zugemuthet haben, die königl. preuß. Regierung wegen jener Maßregel in einem Zeitungsartikel zu rechtfertigen. Denn, ungeachtet des „wesentlichen Einflusses auf die öffentliche Meinung," die mir der Ungenannte (dies klingt sehr schmeichelhaft) beilegt — echt thrasonisch wollte er aber wohl ein schwaches Individuum, das er staatsbürgerlich gefährlich zu bezeichnen gedachte, erst in einen Riesen verwandeln, damit der Angriff bemerkt würde — war, so viel mir bekannt, was sich vielleicht aus dem Zustand der Presse in Deutschland erklären läßt, nirgend ein Wort für mich in dieser Sache lautbar geworden; ich selbst hatte mich ebenfalls enthalten, darüber beschwerend öffentlich aufzutreten, da ich, und dies nicht meinetwegen, allen Scandal vermieden wünschte und den nicht vermehrt sehen mochte, welcher in andern Beziehungen von namhaften Personen schon über angebliche Exceptions-Maßregeln erhoben worden ist. Die Maske nahm also ein Gerücht in irgend einer Winkelzeitung, das sehr unbestimmt soll gesagt haben (denn mir ist es nie zu Gesicht gekommen): „es sey mir gelungen, diese Recensur zu beseitigen," zum Vorwand, um die Maßregel zu rechtfertigen; die Art aber, wie dies geschah, sollte mich in den Augen irgend einer dadurch aufzuregenden Staats-Inquisition mit dem: hic niger est, staatsbürgerlich brandmarken.

Darum wurde alles Mißfällige, was irgend ein politischer Schriftsteller verschuldet hatte, geschickt oder arglistig mit einer Tendenz zur Opposition gegen das Princip der Erhaltung des Bestehenden zusammengestellt, und ich aus dem Verleger und Verkäufer einiger hier und dort mißfälligen, durch andre Schriften in meinem Verlage überdies auch wieder bestrittenen Werke genannter und auch sonst ehrenwerther Schriftsteller in einen Don Quixote verwandelt, der die lächerliche Anmaßung habe, „dem Staate mittelst der Publicität durch das Organ der Presse die Spitze bieten zu wollen;" ja die Maske wunderte sich, daß meine alte Erklärung „den Hermes auswärts erscheinen zu lassen," was er eine strafwürdige, factische Emancipation nennt, nicht „stärkere Blitze" auf mich herabgerufen habe, wobei er vergißt oder es nicht weiß, daß das königl. preuß. Obercensur-Collegium seiner Zeit an diesem (1819 im ersten Schrecken, aber nur für ein Jahr) emancipirten Hermes gar nichts auszusetzen gefunden und den Debit für ganz unverfänglich erachtet hat, auch vom Hermes, soviel mir bekannt, in keinem deutschen Staate etwas verboten worden ist. Auch vergißt die Maske, daß dergleichen factische Censur-Emancipationen im deutschen Vaterlande gar nichts neues sind; oder was geschah, um gleich einige Beispiele aufzuführen, Nicolai'n, der gewiß einer der treusten Unterthanen seines Königs war, als er seine allg. deutsche Bibliothek factisch emancipirte und sie von Berlin nach Kiel verlegte? was geschah dem königl. preuß. geh. Hofrathe Herrn Cotta von Cottendorf, als er seine allgemeine Zeitung, um sie zu emancipiren, von Tübingen nach Ulm, und, um sie auch da wieder zu emancipiren, von Ulm nach Augsburg verlegte? Was geschah in anderer Hinsicht, da man mir den Verkauf de Pradt'scher Schriften zum Verbrechen macht, der angesehenen und alten Berliner Buchhandlung Haude und Spener die bis zum Congrès de Carlsbad (und diesen eingeschlossen) die meisten de Pradt'schen Schriften förmlich und mit eigentlichem Eifer nachgedruckt und es eigentlich darauf angelegt hat, solche zu verbreiten, das sogar con amore könnte geschehen seyn, weil diese Handlung sonst fast nichts mehr verlegte, ich aber ein großes und mannichfaltiges, sehr thätiges Verlags- und nach allen Richtungen hin verbreitetes Commissionsgeschäft habe, in welchem von allem zu haben ist, was nur an sich etwas taugt und den Landesgesetzen nicht entgegen tritt, bei mir also der Debit dieser Art Schriften gar nichts auffallendes hat.

Um Blitze also auf mich herabzurufen, und um mich zugleich der öffentlichen Meinung als einen feigen Transigenten darzustellen, läßt die Maske von der Elbe, als unberufener Vertheidiger einer nirgends (auch von mir nicht,) öffentlich angefochtenen Regierungs-Maßregel, sich vernehmen, und führt seitwärts oder nebenbei gegen mich den Stoß, daß ich, als Redacteur mehrerer Zeitschriften, staatsgefährliche Grundsätze hege und verbreite, mich am Ende aber doch, wie eine feige Seele, des äußern Vortheils wegen auf eine unwürdige Weise gebeugt habe! Sie bemerkt aber nicht, daß blos ein paar Kleinigkeiten (im Conv. Bl. seit 16 Monaten nur eine einzige No., das wahrlich wohl nicht des Erwähnens werth ist, da keine europäische Zeitung vom Moniteur und der Staatszeitung ab bis zum Wochenblatt in Krähwinkel davon befreit bleiben dürfte, wenn sie den Recensuren aller 34 deutschen Bundesstaaten unterworfen würden; in den Zeitgenossen nur ein einziger Artikel von geringem Umfang, das wieder kein Gegenstand ist; im Hermes kein Blatt aber, und dies sind die, von mir redigirten Zeitschriften *)), Anstoß gefunden haben.

Die Maske bemerkt aber nicht, daß ich diese Zeitschriften (insbesondere das Lit. Conv. Bl.) ganz eigentlich der freiesten Discussion gewidmet und dies öffentlich erklärt und dazu eingeladen habe, und daß ich, neben sogenannten liberalen, auch selbst hyperaristokratische Meinungen aufnehme, wenn sie nur mit Verstand und Schicklichkeit vorgetragen sind; sie vergißt, oder verschweigt, daß bei meinem größeren Verlage gleicher Grundsatz herrscht, und ich als Buchhändler keine politische Farbe kenne, sondern nur Handelsartikel zu finden suche, die, insofern sie von meiner Behörde zulässig gefunden werden, Käufer finden: und das aus dem einfachen Grunde, weil ich davon Weib und Kinder ernähren, meine bürgerlichen und Staatslasten tragen und als Kaufmann meine Fonds vortheilhaft benutzen muß. Die Maske von der Elbe scheint aber zu wollen, daß ich mein Geld in der Literatur ohne kaufmännische Rücksichten anlegen und nur das drucken soll, was ihr zusagt. Da könnte es nun aber leicht kommen, daß ich (wenn es auch Schriften von der Maske selbst wären) nur Maculatur druckte, gegen welches und die famösen Krebse in den Ostermessen alle Buchhändler aber eine zu große Antipathie haben, als daß ich davon, der Maske zu gefallen, eine Ausnahme machen möchte.

Der seitwärts gegen meine staatsbürgerliche Ehre und Loyalität geführte Stoß des Ungenannten kann mich bei Vernünftigen (und nur deren Urtheil hat für mich Werth) also nicht treffen, nicht als Redacteur, nicht als Verleger. Die Maske fühlte dies auch wohl selbst, als sie einzelne Fälle aus meinem Thun und Nichtthun (denn unter ihren Angaben sind auch reine Unwahrheiten, um das derbere Wort nicht zu gebrauchen, so z. B., daß ich Herrn Reg. Rath Grävell's

*) Die Isis ist ein bloßer Commissions-Artikel, der, soviel ich weiß, in Jena und in Rudolstadt gedruckt wird, und dessen Inhalt mir vor Eingang eines Heftes stets völlig unbekannt ist. Wäre der Elbmaske meine Correspondenz mit dem Herausgeber der Isis im Jahr 1817 und 1818 bekannt, so würde er wissen, wie ich den damaligen Charakter dieses Instituts durchaus gemißbilligt habe und wie sehr ich überhaupt im Jahr 1817 die in Weimar declarirte Preßfreiheit getadelt und alles daraus entsprungene Unglück vorhergesehen habe, weil sie ohne ein der Zeit angemessenes Gesetz über die Preßvergehen in's Leben gelassen wurde. B.

Schrift über die Wegnahme seines Manuscripts vom Bürger verlegt habe, das völlig unwahr ist) ergriff, um die Gesinnung des Stifters der deutschen Blätter (deren ich mich nie schämen und die Gesinnungen, die solche dictirt haben, bis zu meinem letzten Lebenshauch mir zur Ehre rechnen werde, ob ich gleich gerne gestehe, gegen das Ende derselben hin, in große politische Irrthümer verfallen zu seyn, die ich wieder immer bedauern werde) überhaupt zu denunciren; darum führte sie ihren Stoß (den sie jetzt nur für eine „Meinung" ausgeben will) unter dem Mantel der Insinuation eines „gleichsam als Champion" eines, mit Vorliebe auf- und vortretenden Organs der in Deutschland angeblich (wohl nur im hohlen Gehirn der Maske) vorhandenen antimonarchischen Opposition!

Ich trat also dem Vermummten entgegen, faßte den verhüllten Stoßdegen bei der Spitze und forderte Rede von ihm mit abgelegter Maske, da sich, bei einem Angriff auf ein Individuum, kein Ehrenmann der Maske bedienen darf.

Geschähe das nicht und liefere er nicht den Beweis seiner Angaben und seines, von ihm aufgegebenen Thatbestandes der Verhältnisse, den ich desavouirte, so erklärte ich seinen Angriff im Ganzen für eine Verleumdung, seine Facta theilweise für Verdrehungen und theilweise (man verzeihe das derbe Wort) für Lügen. Ich that noch mehr: ich brach die Spitze seines Stoßdegens ab, indem ich eine unverwerfliche Autorität namhaft machte, von der ich selbst die Versicherung erhalten, daß keine bestimmte Beschwerde gegen mich die quästionirte Recensur hervorgerufen habe.

Was antwortet darauf die Maske? Sie läßt sich abermals aus dem Gebüsch eines Elbhegers vernehmen mit einer sogenannten „Gegenabwehr." Und was wehrt sie denn von sich ab? Die Pflicht sich zu nennen und den Beweis ihrer insidiösen Denunciation, die meine staatsbürgerliche Gesinnung verdächtig gemacht hat, zu führen. Mit einem wahren Fechterstreiche, der aber nicht die Hellsehenden täuschen wird, will sie meine ehrliche Abwehr-Waffe (oder habe ich sie angegriffen?) pariren und führt den Beweis, ja wohl am „leichtesten" durch „die eigenen Angaben des Hrn. Brockhaus in No. 36 seines Anzeigers." Die Maske vertraut wohl darauf, daß keiner der Leser der Allg. Zeit. diese No. meines Anzeigers zur Hand haben, oder sich die Mühe geben werde, solche zu vergleichen; denn wie ließe sich sonst eine solche Unverschämtheit erklären?! Dieser Anzeiger enthält nämlich nichts, als eine freiwillige, loyale Notiz für die preußischen Buchhandlungen, worin ich erst das factische Verhältniß der Recensur anzeige und, was von meinem zahlreichen Verlage keine Debits-Erlaubniß erhalten habe (ein einziger Artikel), dann auch eine freiwillige, blos meine Loyalität beurkundende Garantie gebe (die ich aber jeden Augenblick zurücknehmen kann), die dahin geht, daß ich ihnen pro novitate nie andre, als solche Schriften senden würde, welche in Berlin für den preuß. Staat die Debits-Erlaubniß erhalten hätten.

Nun sagt die Maske weiter gar verschämt von einem Beweis „factischer Angaben," die sie doch früher „aus guter Quelle" erhalten hatte, die „notorisch" gewesen waren, handle es sich gar nicht (!!), sondern blos von der Prüfung der blos als „individuelle Meinung" (!!) aufgestellten Folgerungen aus Thatsachen (die ich aber theilweise für Unwahrheiten, theilweise für arge Verdrehungen erklärt hatte und keine rein anerkenne) und der Deduction der Rechtmäßigkeit der Recensur überhaupt. Folgerungen aus geleugneten oder nicht rein anerkannten Thatsachen und einem wohl angegebenen, aber nicht existirenden Thatbestande sind also nichts, als individuelle Meinung! also gibt es auch wohl eine individuelle Logik!

Nun entscheide der geduldige Leser selbst. Ist dies nicht ein kluger Feind, der sich hinter Mauer und Graben flüchtet, hinter die öffentlich unangefochtene Befugtheit (was etwas ganz anderes ist als Billigkeit und Gerechtigkeit [gegen das Individuum], Angemessenheit und Zweckmäßigkeit [in der Sache selbst]) einer Regierungs-Maßregel, und hinter die anonyme Elbe, von wo er, um seinen Angriff von hinten zu beschönigen, nach Deutschland hinausruft: „es war ja nur eine Finte." „Ich habe weiter nichts gegen Brockhaus, als was er (in der No. des Lit. Anz.) gegen sich selbst hat." (!!) „Ist B. durch meine Darstellung von der Rechtmäßigkeit der Recensur nicht überzeugt, so mag er seine Angelegenheit mit demjenigen Gouvernement ausmachen, das die Recensur angeordnet hat!" *)

Aber meine herzhafte Maske, die sich hinter Gräben und Mauern verbirgt, ich habe ja die Befugtheit der Recensur öffentlich nirgends angegriffen, sondern nur Deine „aus guter Quelle" mitgetheilten, „notorischen" Thatsachen und Thatbestände, und Deine ausgesprochene Ansicht über meine staatsbürgerliche Gesinnung und über die Absichten meines Thuns; ich habe mich beschränkt, Deine hämischen Insinuationen, die Du nur Folgerungen nennst, mit einer Carmagnole zu vergleichen, weil Dein Geschwätz den Carmagnolen von 1793 und 94, wie ein Ei dem andern glich. Was ich freilich über die Billigkeit, die Gerechtigkeit, die Angemessenheit und die Zweckmäßigkeit einer Recensur im deutschen Bunde, der am 19ten Sept. 1819 allgemeine Grundsätze über das Censur-Wesen in Deutschland und die daraus für das Individuum resultirenden Verhältnisse aufgestellt hat, denke, habe ich zwar dem betreffenden Gouvernement nicht verhehlt, aber es öffentlich auszusprechen, habe ich für unräthlich und in unserer Zeit unzweckmäßig gehalten, wie es auch vielleicht unthunlich gewesen wäre. Auch stellt sich die herzhafte Maske noch vollends so unwissend wie ein Kind und meint wohl auch so unschuldig zu seyn. Du hast also wirklich über allem „notorischen," was Du „aus guter Quelle" angeblich von der Elbe her in's Land hinaus verkündest, nichts, gar nichts gehört von der eigentlichen Veranlassung, welche die Recensur meines Verlags zur unmittelbaren Folge gehabt? Du willst, ich soll sie Dir erst entdecken. Dies kann ich nun freilich nicht, weil ich nicht mittheilen darf (das verbietet die Discretion und die Ehre), was mir gewichtige Personen, die Du gewiß kennst, darüber gesagt, andre auch anvertraut haben. Aber ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, ich sage Dir alles, wenn Du Dich mir entdeckst und Du einen ehrlichen und sichern Bürgen für Deine Discretion bringst. Aber etwas kann ich Dir doch hier sagen: hast Du nichts von einer ungeschickt entworfenen und in der B. Zeitung unschicklich gestellten Annonce gehört (die aber keineswegs von mir herrührte), welche im Mai des vergangenen Jahres die Absetzung und Quiescirung des damaligen B. Censors nach sich gezogen hat? Vielleicht bringt Dich Vergeßliche dies von selbst auf die Spur.

Geschäftig und nicht christlich zählst Du die paar Titel meines, aus 500 No. bestehenden Verlags (die jährlich in reichen Proportionen anwachsen) auf, die im Index aufge-

*) Daß ich dieserhalb im Aug. 1821 persönlich in Berlin war, um dies zu thun, hätte der Vf. wissen können; auch wohl, daß dies nicht möglich wurde, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, „weil nämlich keine bestimmt auszusprechende Beschwerde" gegen mich da war, wie mir die in der Abwehr bezeichnete Autorität selbst versicherte. Da war also auch zu keiner Rechtfertigung zu kommen. Daß ich diesen Versuch, der, denke ich, meine Loyalität beurkundet, nicht noch einmal wiederholen kann und werde, versteht sich von selbst!

nommen sind; melde die paar Titel doch nach Rom, um sie auch noch dem corpulenten dortigen Inder einzuverleiben; auch ist es ganz in Deinem Charakter, daß Du mit nicht geringer Freude auf ein Büchlein hinweist, dessen Inhalt Du nicht unschuldig erkennen willst, was ich auch selbst nicht in seiner Totalität thue (dem Humor aber vieles dabei verzeihe), ob ich gleich glaube, daß es dem Apoll stellenweise noch mißfälliger mag gewesen seyn als dem Minos. Was kann aber der Verleger dafür, wenn, wo es sich um Rechtsbegriffe handelt, dem wachsam seyn sollenden Argus auch einmal die andre Hälfte seiner Augen zugefallen gewesen? Aber man schütte nur nicht das Kind mit dem Bade aus. Wer wird z. B. den Verlag von Treuttel und Würtz in Paris deshalb mit oneröfen Ausnahme-Maßregeln belegen, weil sie Wilhelm Pepes Memoiren gedruckt?! Wer Murrays in London unermeßlichen Verlag deshalb, weil er ein Buch zu Gunsten der Carbonari verlegt?! Wer Reimer's vortreffliche Unternehmungen (in Baiern etwa), weil er die Schrift über die Centralverwaltung bekannt gemacht? Wer Cotta darum anfeinden, weil auch er und zuerst die Actenstücke über Sand's Proceß und kürzlich ein radicales Büchlein über den Mann auf St. Helena, der jetzt dort im Grabe ruht, herausgegeben?

Noch weniger „christlich" handelst Du herzhafte Maske, wenn Du von „schonungsloser Verfolgung" sprichst. Ich werde mich inzwischen, um Dir einige Tractätlein über die politische und religiöse Toleranz und über die Grenzen der Maskenfreiheit zuschicken zu können, bei der Redaction der Allg. Zeitung nach Deiner Addresse erkundigen, und, wenn sie mir solche verweigern sollte, vielleicht gar die königl. baierische Rechtspflege dieserhalb in Anspruch nehmen. Denn da Du mich so gut kennen willst, was ist höflicher, als daß ich auch Deine Bekanntschaft zu machen suche?

Oeffentlich werde ich aber kein Wort weiter über Dich verlieren!

Leipzig, den 30 Januar 1822.

F. A. Brockhaus.

Ueber Diligencen.

Es wird von Darmstadt geschrieben, daß die Taxische Oberpostverwaltung die löbliche Absicht habe, für die Verbesserung der Diligencen sorgen zu wollen, besonders für die Beschleunigung ihres Laufs, durch gänzliche Trennung des Gepäcks von dem Transport der Reisenden. Das Publicum kann diese Absicht nur dankbar erkennen; allein wenn es der Behörde nicht gelingen sollte, diesem Publicum die Bequemlichkeit zu verschaffen, die sie ihm davon verspricht, so muß dasselbe nicht sie allein, vielleicht sie gar nicht anklagen. Wenn unsre Diligencen den französischen und englischen Reisegelegenheiten ähnlicher Art gleichen sollen, so ist die Geschwindigkeit des Transports und die Bequemlichkeit der Wagen nicht die einzige Bedingung, welche dem bessern Stand, oder um dem bessern, welches etwa der höhere könnte seyn wollen, nicht zu nahe zu treten, welche der Mittelstand einer Diligence machen muß. Die süddeutschen Diligencenwagen sind schon jetzt zum großen Theil so gut wie die allgemein gebräuchlichen Miethkutschen (Lohnrößler), und in vielen Fällen (wenn eine Post nicht auf die andre warten muß) so fördernd als diese. Was die taxische Behörde aber nicht erreichen kann, ist die allgemeine Urbanität und Anerkennung einer allgemeinen Höflichkeit, die es Leuten von feinern Sitten und ehrbaren Frauen erleichtert, oder erlaubt, sich der Diligence zu bedienen. Wie dieses gleichzeitig mit der Diligencen-Verbesserung vermittelt werden sollte, weiß Schreiber dieses nicht zu begreifen. Daß in England und Frankreich jene Urbanität bei öffentlichen Reiseanstalten beobachtet wird, wissen wir. Ich reiste in Schweizer Wägen, die bisher Privatanstalten waren, aber in Rücksicht der zwischen den Reisenden herrschenden Urbanität, der Achtsamkeit gegen das andere Geschlecht, den sich ihrer bedienenden verschiednen Ständen ganz die Annehmlichkeiten der französischen Diligencen darboten. In Deutschland sah ich etwas Aehnliches nur auf dem Mainzer Postschiff bis Holland hinunter, wo aber die Trennung zwischen dem „gemeinen Volk" und der Cajüte schon den Charakter der Einrichtung verändert. — Wenn man will in den Imperialacknay der englischen Stage coaches eben diese Trennung finden, so bin ich's zufrieden und halte mich an die innern Plätze. — Diese Scheidung des „gemeinen" Volks von dem ungemeinen wäre aber wohl das Haupthinderniß, warum die Taxischen velocifères, und wenn sie flögen, bei uns fürs erste noch keine Bequemlichkeit für die bessern Stände werden können. „Das gemeine Volk" ist, was es seyn kann, wenn es untereinander lebt, und ich will ihm gewiß nicht zu nahe treten; wenn aber ein Individuum aus demselben unter die bessern Stände kommt, so brauchen diese nur bessere Sitten zu äußern, um jenes seine rohen völlig zu neutralisiren. Leider sehen wir aber unter unsern bessern Ständen noch sehr häufig eine völlige Trennung zwischen täglichem Leben und gesellschaftlicher Höflichkeit. Im täglichen Leben offenbart sich, was Mephistophiles in Auerbachskeller recht grob benannt, in gesellschaftlicher Höflichkeit sind wir steif, förmlich und sur le qui vive. In der Diligence, wo jeder sein Geld bezahlt, bedünkts den Leuten (die diese Bemerkungen etwa trifft) wie in Auerbachskeller, und indem sich darin ihre Sympathie mit dem „gemeinen Volk" ausweist, verhindern sie die Menschen, welche das Alltagsleben durch gesellschaftliche Höflichkeit verschönern, sich der Diligence zu bedienen. Wenn wir überall die väterliche Regierung eines Großmoguls genössen, so könnte der peremtorische Befehl, daß alle Beamte, hohe und niedre, im Staatsdienst sich der Diligence bedienen müßten, vielleicht vermöge der Gegenwart solcher ehrenfesten Männer, ein anständiges, urbanes Benehmen in diesen wohlthätigen Reisewägen einführen — und ich hoffe, die hier benannten Herren wissen es mir Dank, daß ich sie zu Werkzeugen so einer Reform tauglich halte. Freilich müßten die Gastwirthe gleichen Schritt mit den Taxischen Verbesserungen und den Befehlen des Großmoguls halten: die Diligence-Reisenden mit allen gleicher Höflichkeit, Reinlichkeit, Schnelligkeit bedienen, und ihnen (so wie mehreren Classen der Gesellschaft) deutlich werden, daß sie dieser Diligence, weil sie eine allgemeine Anstalt ist, als solcher Respect schuldig sind. Das löbl. Taxische Oberpostamt schaffe indessen nur velocifères an, vielleicht wirkt die Neuheit der Sache einigermaßen wie ein Großmoguls-Befehl, und macht durch die Reisenden selbst diese Reisegelegenheit zu dem, was sie bei unsern gebildetern Nachbarn durch Nationalität ist. 81.

— Van Heythuysen in London (Sidmouth-Street) hat ein Patent auf eine tragbare Vorrichtung erhalten, welche auf einem Tische angebracht wird, um das Auge gegen zu starkes Licht zu schützen, und mittelst eines grünen, blauen oder anders gefärbten Glases, das gegen ein Fenster, eine Lampe oder ein Licht gestellt wird, den für das Auge empfindlichen und nachtheiligen Schein des weißen Papiers dergestalt zu färben, daß selbst die kleinste Schrift deutlicher und leserlicher wird, besonders bei Kerzenlicht. Ein bläulich grüner Glasschirm wirft die zarteste grüne Tinte auf ein Buch, ein Papier oder eine feine Näharbeit. Man nimmt nur völlig durchsichtiges Glas, so daß kein Schatten geworfen wird. Die Maschine raubt dem Zimmer keinen Lichtstrahl, wie es bei Lampen mit undurchsichtigen Schirmen der Fall ist, und sammelt die Lichtstrahlen nicht nachtheilig in einen Brennpunct.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

No. V. 1822.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Expl. in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Bei Jacob Mayer und Comp., Buchhändler in Wien, ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Verzeichniß
älterer und neuerer Bücher,
in wohlfeilen Preisen;
aus allen Wissenschaften und Künsten, in allen Sprachen, mehr als zehntausend Artikel enthaltend, worunter mehrere große, seltene und kostbare Werke sind.
Gr. 8. Wien, 1821. Broch. 48 Kr. Augsb. Cour.

Daselbst erscheint im Verlage und wird in allen guten Buchhandlungen Pränumeration angenommen auf

Friedrich v. Schlegel's
sämmtliche Werke
in 13 Bänden.
Mit neuer Schrift, rein gedruckt in fünf verschiedenen Ausgaben.

Man darf wohl mit Zuversicht annehmen, daß durch das Erscheinen dieser Werke den zahlreichen Verehrern des Verfassers ein langgehegter, oft ausgesprochener Wunsch erfüllt wird. Nimmt man in Erwägung, daß viele gehaltreiche Aufsätze desselben in Zeitblättern und vorübergegangenen gemischten Schriften vereinzelt stehen, den Meisten fast unbekannt, Wenigen zugänglich; daß mehrere größere für sich erschienene Werke seit Jahren vergriffen und von eifrigen Bücherfreunden nur in günstiger Gelegenheit aufzufinden waren; daß der Verfasser bei dieser Sammlung seiner Werke nicht nur eine sorgfältige kritische Revision derselben vornahm, sondern daß Vieles umgestaltet, bereichert und vollendet erscheint, und endlich, daß eine beträchtliche Zahl größerer und kleinerer Schriften, ungedruckt, hierin zum erstenmal hervortritt; so ist nach Beachtung solcher Puncte diese nach dem innern Zusammenhange geordnete Sammlung als ein sehr erfreuliches reiches Geschenk zu würdigen, das der hochverdiente Verfasser seiner Nation, der ganzen literarischen Mitwelt und einer künftigen Zeit darbringt.

Für die Freunde der Poesie, Kunstforschung, Kritik, Literatur, Geschichte und Philosophie, für jene der alten Welt, wie für die der neuern Classiker aller Zungen, wird diese Sammlung ein gleich anziehendes Interesse gewinnen. Ihr Verfasser hat sich, bei einer Fülle von Gelehrsamkeit, Originalität des Selbstdenkens, seltener historischen Umsicht, fester kritischer Kraft und Reichthum des Geistes, als ernster tiefer Denker eben so wie als ein den Musen befreundeter Kenner des Schönen längst erwiesen. Er hat seine Meisterschaft auf das gültigste beurkundet und ist von den stimmfähigsten Richtern deutscher Nation und auch jener aller literarischen fremden Völker als einer der vorzüglichsten Schriftsteller anerkannt worden, weil sein Geist stets das Lebendige und Wesentliche zu erfassen versteht, seine Schreibart aber zugleich gedrungen, blühend, klar und gefällig ist.

Der gebildete Bücherfreund hat hier nicht etwas Zweifelhaftes, in seinem Werthe erst zu Bestimmendes zu erwarten, er empfängt ein Entschiedenes, Gewichtiges und Bleibendes. Wie gewaltig Friedrich Schlegel mit seinem Bruder in unsere Literatur eingegriffen hat, und wie diese fruchtbringende Einwirkung stets in erweiterten Kreisen fortdringt, wie selbstständig er seine Bahn angetreten, wie kraftvoll auf dieser fortgeschritten, neue Quellen der Wahrheit und Schönheit erforschend; wie er in Wissenschaft und Kunst von dem Aeltesten an bis zum Neuesten mit Beharrlichkeit und Geist ein- und durchgedrungen; wie man seit der durch dieses seltene Brüderpaar erwirkten heilsamen Umwälzung in unserer Literatur eine neue Periode derselben bezeichnete, wodurch ein freierer Sinn in den Ansichten aufgeregt, manche Geistesfunken entzündet, viele neue Ideen und treffliche Grundsätze in Umlauf gebracht und ein höheres Streben geweckt wurde — dies und das Mitgehörige hier umständlich aufzuführen wäre überflüssig, weil man annehmen darf, daß dieses so folgenreiche Wirken jedem Gebildeten und allen Freunden deutscher Kunst und Wissenschaft hinlänglich bekannt sein wird.

Dieses Werk erscheint in einem seines classischen Gehaltes würdigen Aeußeren. Die Abnehmer desselben werden als Beförderer deutscher Literatur demselben beigedruckt werden. Der

Ausgaben

davon erscheinen fünf, und ist die Pränumeration für den Band in farbigem Umschlag brochirt von

Nro. 1.	In 8. auf Druckpapier . .	1 Thlr.	16 Gr.	sächs.
— 2.	In gr. 8. mit erweitertem Stege auf f. weißen Druckpap.	2 —	12 —	—
— 3.	Eben so, auf holl. Velinpap.	3 —	8 —	—
— 4.	Auf Schweitzer-Velinpapier .	4 —	— —	—
— 5.	In größtem 8. auf ausgezeichnet schönem italienischem Papier	4 —	16 —	—

Von Nro. 3, 4 und 5 ist der Betrag für alle 13 Bände entweder auf einmal zu entrichten, oder bei der bandweisen Pränumeration macht die Abnahme des ersten Bandes verbindlich für das Ganze verbindlich.

Von diesen drei Ausgaben sind nur einige wenige Exemplare abgedruckt worden, daher sich Liebhaber schöner und seltener Exemplare frühzeitig genug derselben versichern mögen.

Sammler, welche sich directe an uns wenden, erhalten auf fünf Pränumerations-Exemplare das sechste unentgeldlich.

Vom 1sten November an wird alle sechs Wochen ein Band ausgegeben.

Den 1sten und 2ten Band dieser Werke bildet die Geschichte der alten und neuen Literatur. Der Vergleich wird erweisen, wie sehr diese zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe an Vollkommenheit gewonnen hat, da fast auf jeder Seite sich Verbesserungen finden und beträchtliche Abschnitte ganz neu hinzugekommen sind. Es ist, wie ein Kunstrichter sagt: „ein lebensreiches Gemälde aller Literatur, ein Werk, welches der ganzen deutschen Nation angehört." Recht sichtbar ist darin die dem Verfasser eigens

zuständige Kunst, des Erfassens des Wesentlichen aus vielartigen vermischten Massen, des kräftig Gedrängten und Vollständigen in klarer Darstellung, der weithistorischen Ansichten, scharftreffender Ziele in umrundeter Beurtheilung, die sichere Meisterhand in großartigen Umrissen.

An das ärztliche Publicum.

Praktisches Handbuch für Wundärzte, nach alphabetischer Ordnung in vier Bänden von

D. Johann Gottlob Bernstein.

Fünfte rechtmäßige, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Leipzig, bei Schwickert. 1818—20.

192¾ Bogen in gr. 8. 10 Thlr.

Fünf rechtmäßige Auflagen und drei Nachdrucke sind an sich schon vollgültige Beweise von dem allgemeinen Nutzen einer Schrift und in so fern eine wiederholte Empfehlung der gegenwärtigen neuen Auflage ganz überflüssig sein würde, so soll blos dasjenige in möglichster Kürze angedeutet werden, worin sich die neue Auflage durch Vermehrung und Verbesserung von der letztern unterscheidet. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß alle Artikel über Augenkrankheiten und Augenoperationen nach neuern Grundsätzen von einem sachkundigen Mitarbeiter, D. Busse, abgehandelt sind. Ferner sind die Verbandstücke nicht nur vermehrt, sondern auch mit Beschreibung ihrer Application versehen worden. Die Literatur unter jedem Hauptartikel ist vollständiger angeführt, und viele neue Artikel sind hinzugekommen.

Band I. Abscessus; Petit's und Hardmann's neue Methoden, Abscesse zu öffnen. Abscessus lacteus; der Meinung Müller's, alle Milchabscesse mit dem Messer zu öffnen, wird kräftig widersprochen. Abscessus sinus maxillaris superioris; die Heilmethode von Weinhold. Abscessus vesiculae felleae, Acologia und Aerumnale Praëlii sind neue Artikel. Amputatio; mit den Methoden von Langenbeck, Walther, Graefe, Larrey, Veitch, von Siebold, Klein und Mulder vermehrt. Anevrisma; Heilung desselben in der arter. poplitea von Kanelsky, Mursinna's Operat. des Anevr. in der art. poplitea, das Compressorium von Assalini und Monteggia, Operat. von Crampton, unter den lig. Poupart. von Abernethy, in der carotis von Astley Cooper, in der linken orbita von William Dalrymple und an der art. axillaris von Richard Champerlaine. Angiectasia; neu nach Graefe. Asphyxia; Vorschläge zur Wiederbelebung nach Ackermann. Bubo venereus; sehr erweitert. Bubonulus; neu. Cancer; bedeutende Zusätze. Cancer uteri und Capistratio in neue Artikel. Caruncula; Dörner's Heilmethode Chirurgus castrensis und Cingulum pectorale sind neu. Circumcisio; ausführlich beschrieben. Concrementa articulorum; vollständiger als vorher unter Cartilagiuosa corpora in articulatione genu. Congelatio; hierher schicklicher als vorher unter Pernio. Curvatura corporis und Curvatura extremitatum; alle Arten von Krümmungen, meistens nach Jörg. Electricitas medica; der Galvanismus ausführlicher. Emplastrum; mit verschiedenen Compositionen vermehrt. Extirpatio glandulae thyreoideae und Extirpatio parotidis sind neue Artikel. Extirpatio penis und Extirpatio tonsillarum haben Zusätze erhalten.

Band II. Fascia; mehrere Binden mitgenommen. Fistula ani; bedeutende Zusätze. Fractura; alles neue bekannt gewordene. Fumigatio; die Salpeterdämpfe, die gemeinen salzsauren Räucherungen, die Guytonsche Räucherung und die Essigdämpfe sind angeführt. Fungus articulorum; ausführlicher. Fungus cerebri, Fungus durae matris, Fungus haematodes, Galactorrhoea und Galvanodesmus sind neue Artikel. Gibber so wie Glossocele ausführlicher. Glossolysis und Gonalgia sind neu. Gonorrhoea; gute Winke. Herpes; Weinhold's Heilung mit Graphit Hordeolum; Beer's Operationsmethode. Hydatis glandulae lacrymalis und Hypospadiasis sind neu. Imperforatio auris; vorher unter Surditas. Imperforatio urethrae und Induratio prostratae; neue Artikel. Instrumentum chirurgicum; nützlich erweitert. Keratonyxis; ist neu.

Band III. Labium leporinum; ausführlicher. Laparotomia; neu. Laryngotomia; Operationsmethode von Michaelis. Lepra; vollständiger. Lipoma; von Schreger deutlicher bezeichnet. Lithotomia; die neuen Methoden von Pajola, Klein, Guerin, Ollmeroth, Graefe; die Operat. à deux tems wird aus guten Gründen bestritten. Luxatio; bedeutend vermehrt, und besonders die Methode zur Einrichtung des Oberarms von Motha bestätigt. Malum de Aleppo und Mitra Koehleri sind neu. Morsus; Zusätze. Nasus artificialis; die indische Operationsmethode, ingleichen die von Tagliacozzo für unwahr gehaltene italische, von Graefe aber wirklich ausführte, und die deutsche (Graefesche) Methode. Obstipitas; erweitert. Omoalgia, Operculum papillarum, Ophthalmoblennorrhoea Schmidtii, Ophthalmologia (hier die Literatur über Augenkrankheiten), Oxyopia, Perforatio membranae tympani, Perforatio processus mastoidei, Perspicillum, Perunctio sind sämmtlich neue Artikel. Polypus; alles Neuere berücksichtiget. Pupilla artificialis und Ruptura perinaei sind neu.

Band IV. Sarcocele und Scabies; vermehrt. Sectio caesarea; neu. Species; die verschiedenen Mischungen. Stillicidium lacrymarum, Strictura ani und Strictura urethrae sind neu. Struma; die merkwürdige Operation von Walther. Suspensorium penis und Synchondrotomia sind neu. Syphilis; vermehrt, besonders durch die sogenannte Hungerkur von Louvrier und Rust. Telangiectasia; neu. Tetanus; ausführlicher. Trepanatio sterni, Tuba acustica, Tumor nervorum, Variolarum inoculatio (Jenner's Stuspockenimpfung). Umbraculum candelarium, Umbraculum ocularium und einige Compositionen unter Unguentum sind neu hinzugekommen. Vulnus capitis; hier die so sehr verbesserte Heilmethode nach Louvrier und Mursinna.

Um für die Menge von Bereicherungen und Verbesserungen, welche die Kunst in fast allen ihren Zweigen seit 20 Jahren gewonnen hat, den nöthigen Raum zu gewinnen, ist das systematische Register, da es ohne allen Nutzen ist, und die Geschichte der Wundarzneikunst wegen ihrer Kürze nicht wieder mitgenommen worden; letztere wird jedoch ausführlicher besonders erscheinen.

Bei W. Zirgos, Buchhändler in Leipzig, sind nunmehr 11 Verzeichnisse von aus Frankreich erhaltenen Werken aus allen Zweigen der Literatur gratis zu bekommen. Die weitern Fortsetzungen werden möglichst schnell folgen, und schon ein Blick in dieselben wird die Liebhaber der französischen Lecture — denen ich mich hiermit aufs neue bestens empfohlen haben will — überzeugen, dass die Preise weit billiger gestellt sind, als man sie bisher in Deutschland hatte.

Herabgesetzter Preis
von

Krieg der Franzosen gegen Rußland, Preußen und Oesterreich in den Jahren 1812 bis 1815. Von *r. 4 Theile mit 4 Schlacht-Plänen. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, bei Engelmann.

Durch einen Nachdruck sieht sich der Verleger genöthigt, den Preis aller 4 Theile von 6 Thlr. 8 Gr. auf 4 Thlr. herabzusetzen, wofür es in allen Buchhandlungen zu haben ist. Ueber den Werth des Buches selbst haben kritische Blätter auf die vortheilhafteste Weise entschieden.

Für Naturforscher und Aerzte.

Bei J. Perthes in Gotha ist eben erschienen:

Burdach, D. K. F., Handbuch der neuesten in- und ausländischen Literatur der gesammten Naturwissenschaften und der Medicin und Chirurgie. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Man findet hier die Ausbeute der genannten Literatur aller Nationen von 1810 bis 1820 in möglichster Vollständigkeit. Die systematische Anordnung gewährt einen leichten Ueberblick über die Bearbeitungen der verschiedenen Fächer durch die Gelehrten verschiedener Länder, und in so fern stellt dies Werk ein wesentliches Hülfsmittel für die Geschichte der Wissenschaft dar. Ein vollständiges Sachregister läßt jeden einzelnen Gegenstand sogleich auffinden, so daß das Ganze ein zum Nachschlagen sehr bequemes Repertorium bildet, welches dem Naturforscher und dem Arzte vollständige Literar-Notizen gewährt. Die Angabe der Preise der einzelnen Schriften ist ein erwünschter Zusatz.

Das Werk führt zugleich den Titel: „Literatur der Heilwissenschaft, Band III," und dient als Fortsetzung und Ergänzung der unter diesem Titel 1810 herausgegebenen 2 Bände.

Geschichte der Medicin.

Bei Leopold Voss in Leipzig ist so eben erschienen:

Tafeln zur Geschichte der Medicin, nach der Ordnung ihrer Doctrinen. Von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. Ludwig Choulant. In Folio. 1 Thlr. 20 Gr.

Nachricht für Gutsbesitzer, Oekonomen, Forstverwalter, Servitutberechtigte und Theilungscommissarien.

Folgende wichtige Schrift ist vor kurzem erschienen und in allen Buchhandlungen für 20 Gr. zu haben:

Ueber Befreiung der Wälder von Servituten im allgemeinen, so wie über das dabei nöthige und zweckmäßige Verfahren. Eine Hülfsschrift bei Servitutablösungen für Forstbesitzer, Forstverwalter, Servitutberechtigte und Theilungscommissarien. Von dem Oberforstrath und Prof. D. W. Pfeil. Gr. 8. Züllichau und Freistadt, in der Darnmann'schen Buchhandlung.

Von eben demselben Verfasser ist so eben auch bei demselben Verleger nachstehende interessante Schrift erschienen und broch. für 5 Gr. in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Ueber die Bedeutung und Wichtigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung des Forstmannes für die Erhöhung des Nationalwohlstandes und Volksglücks. Rede, bei der feierlichen Eröffnung der königl. Forstakademie zu Berlin gehalten durch den Ober-Forstrath und Professor D. W. Pfeil. 4.

So eben ist erschienen:

Oesterreichische Militairische Zeitschrift.

Jahrgang 1822. Erstes Heft.

Inhalt: I. Darstellung der Ereignisse vom Beginn des Feldzuges 1757 bis nach der Schlacht bei Prag. — II. Gedanken über eine der neuesten Tactik und Fechtart angemessene Bewaffnung und Formirung der schweren Reuterei. — III. Schlachten in den Gegenden um Wien: 1. Sieg der Ungern über Ludwig das Kind, König der Deutschen, bei Theben an der Donau und March, im August 907. 2. Die Schlacht an der Leitha und der Fall des letzten Babenbergers Friedrichs II., am 15ten Juni 1246. 3. Die Schlacht an der March bei Kroißenbrunn zwischen den Königen Bela IV. von Ungern und Ottokar von Böhmen, am 12'en Juli 1260. — IV. Die Belagerung von Großwardein im Jahre 1660. — V. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis für den Jahrgang 1822 in 12 Heften ist gegen Vorausbezahlung 8 Thlr. sächs., welcher nach Maßgabe der Entfernung wegen Porto-Vergütung eine verhältnißmäßige Erhöhung erleiden dürfte. Man kann diesen, so wie alle frühern Jahrgänge seit ihrem Beginn (1811) durch alle Buchhandlungen von mir beziehen, wobei ich jedoch bemerke, daß diese Zeitschrift in den Jahren 1814—17 durch die damaligen Zeitumstände unterbrochen war.

Wien, den 4ten Januar 1822.

J. G. Heubner, Buchhändler.

Gottfried's von Straßburg sämmtliche Werke,
herausgegeben
von
Friedrich Heinrich von der Hagen.

2 Bände. Gr. 8. 1822. Druck- und Velin-Papier.

In Beziehung auf die frühere ausführliche Ankündigung (in No. XVIII v. 1821) dieses Werkes zeigen wir hiermit die nahe Erscheinung des ersten Bandes an, welcher, außer der Einleitung, Gottfried's großes Ritter- und Minne-Gedicht: Tristan und Isolde enthalten wird, und bemerken zum voraus, daß es dabei nicht auf einen bloßen, nur hie und da verbesserten und ergänzten, Abdruck einer ungenauen Abschrift abgesehen ist, nachdem wir einen solchen, zwar fehlerhaften, Abdruck der florenzer Handschrift schon haben — sondern auf eine wirklich kritische Ausgabe und Herstellung des Textes, aus Vergleichung der besten Handschriften, wie der gegenwärtig fest begründete Stand der altdeutschen Philologie eine solche in grammatischer, orthographischer und auch metrischer Hinsicht, bei einem so höchst gebildeten Dichtwerke, von welchem uns glücklicherweise so treffliche Urkunden aufbehalten sind, erfordert. Die schon in jener Ankündigung erwähnten, hier benutzten, Handschriften, die berichtigte florenzer, die wiener, münchener und heidelberger, haben sich durchaus als die ältesten und besten bewährt, so wie namentlich die münchener,

grammatisch die gebildetste, mehrere ganz nahe verwandte, in Schreibung und Mundart entstellte jüngere Handschriften vertritt.

Der zweite, zu Ostern erscheinende, Band enthält, in ähnlicher Art: Heinrichs von Friberg und Ulrichs von Turheim Fortsetzungen des Tristan; die Vergleichung der Handschriften; die übrigen Werke Gottfried's; das Wörterbuch; und dann auch die durch ihr nahes Verhältniß zu Gottfried's Darstellung so wichtigen altenglischen und altfranzösischen Gedichte, so wie die für die Geschichte dieser weitverbreiteten Dichtung überhaupt so merkwürdigen wallisischen und spanischen Romanzen von Tristan und Isolde.

Der Preis des completten Werkes wird 2½ Thlr., höchstens 3 Thlr. betragen; — und somit hoffen wir nicht allein, eine ihrem innern Gehalt nach vorzügliche und beste, sondern auch in Hinsicht des Preises, wirklich wohlfeile Ausgabe der sämmtlichen Werke Gottfried's zu liefern, die sich auch durch ganz correcten Druck und sonstige äußere Ausstattung rühmlichst auszeichnen soll.

Breslau, im Januar 1822.

Josef Max und Comp.

Folgendes Werk ist so eben erschienen und für den sehr mäßigen Preis von 1 Thlr. in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Leichtfaßliche Darstellung der ebenen und sphärischen Trigonometrie nach einer ganz neuen Methode für Physiker, Architekten, Feldmesser, Ingenieurs und Technologen, und alle, die es noch werden wollen, so wie auch für die zweite mathematische Classe der Gymnasien als erster Cursus und für Militair- und Baugewerkschulen, bearbeitet von K. S. T. Hartell. Mit einer Formeltafel und 70 eingedruckten Holzschnitten. 8. Züllichau und Freistadt, in der Darnmann'schen Buchhandlung.

So eben wird fertig:

Isis von Oken. 1821. 12tes Heft.

(Preis des Jahrgangs, 12 Hefte mit vielen Kupfern, ist 8 Thlr.)

Inhalt:

Pygolichia. — Zur Kenntniß Italiens für Reisende. — Vergleichung alter Sagen mit Oken's Ansicht von der Entstehung des Menschen aus dem Meere. — Vierter Brief aus Kirby's und Spence's Entomologie. — Bojanus, über Deutung der Kopfknochen. — Bojanus, über die Nasenhöhle und ihren Sackanhang der Pricken. — Anfrage wegen der membrana decidua. — Ueber Homöopathie von Fitzler. — Verhandlungen der pariser Akademie. December 1820 und Januar 1821. — Anzeige einer Uebersetzung von J. Burchell's Reise in das Innere des südlichen Africa. — Märchen und Volkssagen von Mann. — Dritte Fortsetzung des Pflanzenverzeichnisses der prager Tauschanstalt. — Pflanzen des südlichen Europa bei Zitz in Mainz. — Widerlegung von Kuneck's Theorie über Höhenmessungen. — Haller's Aufforderung nebst Antwort wegen Militair-Aerzte. — Verleka'alege von Jena, Giesen und Berlin. — Schweigger's Tod. — Rüge von Reisig. — Versammlung der Naturforscher zu Leipzig.

Leipzig, den 19ten Januar 1822.

F. A. Brockhaus.

Bei Leopold Voß in Leipzig sind so eben erschienen:

Constantinopel und die Dardanellen. Eine historisch-statistisch-topographische Beschreibung. Mit Ansichten, Planen und Charte. 2te Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ueber den Einfluß der Astronomie auf die Cultur der menschlichen Gesellschaft überhaupt, so wie auf die Ausbildung der intellectuellen und gemüthlichen Anlagen des Menschen insbesondere; von J. A. L. Richter. Gr. 8. Geh. 4 Gr.

Ueber das Wesen der menschlichen Freiheit. Zur Erläuterung und Würdigung der Schelling'schen Theorie diese Lehre betreffend. 8. 6 Gr.

Zeitschrift zur Beförderung der Humanität, in zwanglosen Heften. Herausgegeben von Philipp Wänning. Ersten Bandes erstes Stück. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Im Laufe des Januar's 1822 erscheint bei Petri in Berlin und wird in allen Buchhandlungen zu haben sein:

Neues Museum des Witzes, der Laune und Satyre.

Mit Beiträgen von M. Cunow, Jocosus, Fatalis, Haug, A. F. E. Langbein, K. Locusta, K. Müchler, D. Symanski und Andern.

Herausgegeben von

H. Ph. Petri.

Erster Band.

Mit Kupfern.

Das alte Gute erneut sich in vorbemerkter Zeitschrift nach einer Unterbrechung von länger als einem Jahrzehend um so zuversichtlicher: die alte Gunst des Publicums wieder zu erlangen, da die Herren Mitarbeiter und der Herausgeber alles aufbieten werden, den Komus zu beflügeln und den Satyr der Zeit und des Geschmackes zu geneigten Spenden zu bewegen.

Alle sechs Wochen erscheint ein Heft von sechs Bogen; vier Hefte bilden einen Band, welcher 2 Thlr. 8 Gr. kostet.

Deutsche Sprachlehre.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen:

Kunst, die Regeln der deutschen Sprache geschwind zu erlernen, gut zu behalten und leicht auszuüben. Nebst einem Sprachcatechismus und einer Wandtafel für den Schulunterricht. Von Christian Aug. Lebrecht Kästner. Gr. 8. 18 Gr.

Zur Vermeidung aller Collisionen zeigen wir an, daß in einigen Wochen bei uns eine Uebersetzung der so eben in Paris erschienenen

Documens pour servir à l'histoire de la captivité de Napoléon Bonaparte à Sainte-Hélène

herauskommen wird.

Berlin, den 21sten Januar 1822.

Sander'sche Buchhandlung.

53. Schmelzing (D. J.), Staatsrecht des Königr. Baiern. 2r (und letzter) Theil: Staatsverwaltungsrecht. Mit einem Real-Index über beide Theile. gr. 8. 3 Thlr. (Beide Theile 5 Thlr. 12 Gr.)
54. Schöll's, Friedrich (Königl. Preuß. geheimen Ober-Regierungsraths) Biographie. gr. 8. 20 Gr.
55. Schütz (Wilhelm von), dramatische Wälder. Enthalten: 1. Gismunda; 2. Evadne 8. 1 Thlr. 16 Gr.
56. — — zur intellectuellen und substantiellen Morphologie. 1s Heft. gr. 8. 1 Thlr.
57. Spanien und die Revolution. (Vom Freiherrn von Hügel). gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.
58. Stael (Frau von), zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
59. Taschenbuch ohne Titel für das Jahr 1822. Mit 3 Zeitblättern und allegorischen Umschlägen. 12. 1 Thlr. 12 Gr.
60. Ueber die Vossische Schrift: Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe ꝛc. gr. 8 8 Gr.
61. Urania. Taschenbuch auf das J. 1822. Mit 7 Kpfrn: Tieck's Bildniß, und sechs Darstellungen zum Shakspeare. 16. Ord. Ausgabe (in Futteral mit Goldschnitt oder blos cartonnirt) 2 Thlr. 6 Gr. Große Ausgabe mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. 12 Gr.
62. Baur's, Hardy, Denkwürdigkeiten seines Lebens. 2r Theil. A. d. Engl. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (Beide Theile 3 Thlr.)
63. Verhandlungen, die, der bad. Landstände im J. 1820. gr. 8. 1 Thlr.
64. Weitzel (J.), das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 1r Theil. 8. 2 Thlr.
65. Wolfart (D. K. Chr.) Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus. 4ten Bandes 1stes Heft (No. VII. der ganzen Folge). 8. 1 Thlr.
66. Wundermann, der, im Jahre 1821. 8. 6 Gr.
67 Zeitgenossen VI. 3. (XXIII.) [Arthur Young — Gregoire — C. Th. von Dalberg.]
68. — — VI. 4. (XXIV.) [Minister Bülow — Pius VI. — Wolcot — Davy — Repertorium über I—XXIV.]
69. Neue Reihe. I. 1. (XXV.) [Friedrich Wilhelm III.]
70. — — I. 2. (XXVI.) [Friedrich Schöll — Necker. 1ste Abtheil.]
71. — — I. 3. (XXVII.) [Necker. 2te Abth. — Gustav Adolph IV. — Caroline Kön. von Engl.]
72. — — I. 4. (XXVIII.) [Bürgerin Roland. — Mor. Aug. v. Thümmel. — Georg III.]
73. — — II. 1 (XXIX.) [Ali pascha. — Mesmer. — Mendelssohn. — Von Parrot. — Metastasio. — Maskelyne. — Benjam. West. — Merian. — Jos. Banks. — Mechain.]

Jedes Heft auf Druckp. 1 Thlr.

Für das Jahr 1822 u. fg. beschäftigt sich dieselbe Buchhandlung unter andern mit nachfolgenden Fortsetzungen und neuen Werken:

1. Annalen, allgemeine medizinische. Herausgeg. von D. Pierer und D. Choulant. Jahrgang 1822.
2. Behlen (Königl. bair. Forstmeister), Topographie des Spessart-Waldes, mit besonderer Rücksicht auf Gebirgs-, Erd-, Forst- und Jagdkunde. Mit 1 Charte.
3. Berghaus (J. J.), Encyclopädie der Handlungswissenschaften. 4 Bände
4. Böckel (Prof. D.), Vorlesungen über das Neue Testament. 5 Bände.
5. Casanova's Memoiren (Aus). 2r Band und ff.
6. Casper (D.), Skizzen zur Charakteristik der französischen Medicin und Chirurgie, mit Hinblicken auf die englische.
7. Conversations-Lexicon, 11r und 12r Band. Zu allen Auflagen und Drucken passend. (Als besonderes Werk unter dem Titel: Conversations-Lexicon, zunächst für die neuere Zeit. 2 Bände.) In fünf verschiedenen Ausgaben.
8. Conversations-Blatt, literarisches. Jahrgang 1822.
9. Ebert (D. F. A.), Geschichte und Beschreibung der königl. Bibliothek in Dresden.
10. — — allgemeines bibliographisches Lexicon. 2r Bd.
11. Encyclopädie der gesammten Freimaurerei. In alphabetischer Ordnung. 2 Bände.
12. Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die königl. preußischen Staaten. 2 Theile.
13 — — der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentax für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten.
14. Ersch (J. S.), Handbuch der deutschen Literatur, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. 2te, bis auf die neueste Zeit fortgeführte Ausgabe. In 4 Bänden oder 8 Abtheilungen.
15 Ewald (D. J. L.), der Protestantismus unter Katholiken und der Katholicismus unter Protestanten.
16. Gerstäcker (D. K. F. W.), Anweisung zur Abfassung gerichtlicher Vertheidigungsschriften. 2r Theil.
17 Grundriß der Statistik. Nach dem neuesten Standpuncte.
18. Gruner (J. E. von), kleine Schriften.
19. Hasse (F. C. A.), Gerhard von Kügelgen's Leben, und über seine Kunstwerke. Mit Kupfern.
20. Hermes. Jahrg. 1822 (No. XIII—XVI der ganzen Folge.)
21. Helberg's Lustspiele. Von Oehlenschläger neu bearbeitet. In 4 Bänden.
22. Horn (D. Franz), über Shakspeare. 3 Theile.
23. Horuthal (D. J. P. von), Geschichte der Rechtspflege bei den vorzüglichsten Völkern germanischen Stammes. 4 Bde.
24. Huber (Therese) Edwin oder wen Gott liebt, den züchtigt er. Ein Roman in zwei Theilen.
25. Hufeland (Staatsrath D. C. W.) und C. Darwin, Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts.
26. Isis. Heraus. von Oken. Jahrg. 1822. Mit Kupf.
27. Lucchesini (Marchese von), Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes A. d Ital von von Halem. 2r Theil u. ff.
28. Morgan (der Lady), Reisen II. Italien. 2r Thl. u. ff.
29. Pierer (D. J. S.), anatomisch-physiologisches Realwörterbuch zu umfassender Kenntniß der Natur des Menschen im gesunden Zustande. 5r Band u. ff.
30. Raumer (Friedr von) Geschichte der Hohenstaufen. 4 Bde.
31. Reim-Lexicon, deutsches. 2 Theile.
32 Rohlwes (J. N.), das Ganze der Thierheilkunde, nebst allen dazu gehörenden Wissenschaften. 5 Bücher.
33 Rückert (F.), östliche Rosen. 2r Theil.
34 Saalfeld F.), allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit dem Anfange der franz. Revolution. 4n Bands 2te (des ganzen Werkes letzte) Abthl. (1815—1818).
35. Schindel (C. W. O. A. von), die deutschen Schriftstellerinnen des 19ten Jahrhunderts. 2 Bände.
36. Schulze (Ernst), sämmtliche poetische Schriften. 4 Bde. Neue Aufl., mit 16 größtentheils in Paris gestochenen Kupf.
37. Tasso's befreites Jerusalem. Uebers. von Karl Streckfuß. In zwei Ausgaben: in gr. 8., 2 Bände, mit dem Original-Text gegenüber; u. in kl. 8., 2 Bde, ohne d. Original Text.
38. Theater, classisches, der Franzosen. No. III. Cäsars Tod v. Voltaire. No. IV. Iphigenia v. Racine. Uebers. v. Peucer.
39. Urania für 1823.
40. Vico's Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen von D. W. Weber.
41. Weitzel (J.), das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 2r Theil.
42. Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. 2te Aufl. 3r (und letzter) Thl.
43. — — Leitfaden zum öffentlichen und Selbstunterricht in der Jagdkunde.
44. Wolfart, Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus. No. VIII.
45. Zeitgenossen. Neue Reihe. II. 2. (XXX) u. ff.

Inhalt.

No. 26. Baierische Landstände. — Zur Nachricht.

27. Von deutscher Kritik. — Baierische Landstände (Beschluß). — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive. IV. (Fortsetzung).

28. Der Paria, Trauerspiel von Delavigne. — Ueber die neueste baierische Landtags-Literatur. (Dritter Brief). — Nachricht von den Sauden, einer Secte in Indien.

29. Vom Gedankenverkehr in Deutschland. — Bibliothèque universelle. (Fortsetzung).

30. Vom Gedankenverkehr in Deutschland. (Beschluß). — Zwei Briefe des Ministers Grafen von Hertzberg an Gleim.

31. Erzählungen und Romanzen von Friedrich Krug von Nidda. 1r u. 2r Theil. — Bemerkungen über die Irrenhäuser in England und Frankreich. — Gedanken.

Beilage No. 5. Naturwissenschaftliche Journalistik in England von 1821. IV. — Bibliothèque universelle. (Beschluß). — Notizen über das Wirken der Bibelgesellschaften.

32. Politische Literatur. Des moyens de Gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France par Guizot. Erster Artikel. — Glossen über den Zeitlauf von F. von Spaun. — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive. IV. (Fortsetzung).

33. Drei neue Tragödien von Byron. (Cain, a Mistery). — Das Grab von R. Feith aus dem Holländischen übersetzt. — Bemerkungen über Verskunst. VIII.

34. Aus Morellets Memoiren. III. Malesherbes über literarische Streitigkeiten. — Neueste baierische Landtags-Literatur. (Vierter Brief). — Gedanken.

35. Der Seeräuber vom Verf. des Waverley. — Trauerspiele von Weichselbaumer. — Kritische Bemerkungen auf dem Wege der Journallectüre gemacht. 1.

36. Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft. — Der Seeräuber vom Verf. des Waverley. (Beschluß).

37. Die Schwärmer vom Verf. des Waverley. — Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft. (Beschluß). — Bemerkungen über Verskunst. IX.

38. Pictets Briefe über Italien. — Noch ein Wort über die Schlacht bei Waterloo.

39. Politische Literatur. Des moyens de Gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France par Guizot. Zweiter Artikel. — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive. IV. (Fortsetzung).

Beilage No. 6. Was ist Wahrheit vor Gericht. — Romantische Darstellungen von Schink.

No. 40. Salfi's Urtheil über der Lady Morgan Reise nach Italien. — Antikritik.

41. Todtenfeier der Herzogin Dorothea von Curland. — Literarische Briefe an eine Dame. (Ueber Houwalds Bild). — Der italienische Adel.

42. Französische Uebersetzung von Göthe's dramatischen Werken. — Aus Morellets Memoiren. IV. Sein Aufenthalt in Rom. — Drei neue Anekdoten von Friedrich dem Großen. 1. 2.

43. Verhandlungen über die Polizei der Journale in der französischen Deputirtenkammer. — Gedanken.

44. Reise in das spanische America in den J. 1799—1804 von Alex. von Humboldt und Bonpland. 1ster Theil. — Verhandlungen über die Polizei der Journale in der französischen Deputirtenkammer. (Beschluß). — Drei neue Anekdoten von Friedrich dem Großen. 3.

45. Gedichte von Ernst Friedrich Georg Otto von der Malsburg. — Der Abend in einem spanischen Wirthshause. — Mittheilungen aus Gleim's literarischem Archive. IV. (Fortsetzung).

46. Ueber die Bedeutung der Gewerbe im Staate und über das Naturprincip der Verfassungsbildung. — Reise in das spanische America in den J. 1799—1804 von Alex. von Humboldt und Bonpland. (Fortsetzung).

47. Wie Hanns von Schweinichen im J. 1581 freite. Ein Lebensgemälde des sechszehnten Jahrhunderts. — Reise in das spanische America in den J. 1799—1804 von Alex. von Humboldt und Bonpland. (Beschluß).

48. Neueste Landtagsliteratur. Fünfter Brief. — Aus Morellets Memoiren. V. Sein Chanson über die Jesuiten. — Wie Hanns von Schweinichen im J. 1581 freite. (Fortsetzung).

49. Briefe aus Paris über Literatur, Kunst und verwandte Gegenstände. Erster Brief. — Wie Hanns von Schweinichen im J. 1581 freite. (Beschluß). — Bemerkungen über Verskunst. X. XI.

50. Der Waadtländische Prediger Mouron; ein neues Opfer der Gletscherreisen. — Aus einem Brief aus Oberschwaben. Ueber Günzburg.

Extra-Beilage. Es war nur eine Finte! Ueber die Gegenabwehr in der Allgem. Zeitung. — Ueber Diligencen. — Van Heythusen's Maschine, das Auge gegen zu starkes Licht zu schützen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 033751238